This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

50558.11

Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Zehnter Band.

Gräfin Chateaubriant. I.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Erſter Band

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.
1908.

50558.11

Subscription fund

Vorbemerkung des Herausgebers.

Seit Laube durch die Vermittlung der Fürstin Pückler-Muskau die anderthalb Jahre Gefängnis, zu denen er nach dreijährigem Prozeßverfahren schließlich verurteilt worden war, in dem idyllischen Städtchen Muskau unter ziemlich erträglichen Umständen hatte absitzen dürfen, waren er und seine Gattin intime Freunde der Fürstin und später auch des Fürsten selbst geworden, nachdem dieser von seiner mehrjährigen Orientreise 1840 zurückgekehrt war. Alljährlich im Frühjahr, Sommer, Herbst und auch Winter pflegte das Laubesche Ehepaar oder auch nur Laube allein einige Wochen als Gast des fürstlichen Gönners dort zuzubringen, zur Jagd oder zu stiller Arbeit, wobei sich unser Dichter dann meist in das einige Stunden von Muskau gelegene, im tiefsten Walde versteckte Jagdschloß Pücklers zurückzog.

Die Frucht eines dieser einsamen Sommeraufenthalte im Jahre 1842 ist der ursprünglich (1843) in drei Bänden erschienene Roman „Gräfin Chateaubriant". Er ist eine Anleihe bei dem Dramatiker Laube, aus dem Torso eines unvollendeten Theaterstückes wurde er herausgearbeitet, und er behandelt mit einem fabelhaften Aufwand von Intrigen das Verhältnis der schönen Gräfin zu König Franz I. von Frankreich und ihren schließlichen Sturz. Die Anregung dazu hatte Laube von seinem Aufenthalt in Frankreich 1839 bis 1840 mit heimgebracht; wir begegnen diesem historischen Stoff auch in dem vortrefflichen Reisewerk „Französische Lustschlösser", dem ersten Ertrag jenes Reisejahres. Spannende Erfindung, wechselreiche Handlung und anschauliche Klarheit, wie sie etwa ein guter Memoirenschreiber besitzt, oft auch urwüchsige Frische sind dieser Arbeit eigen, Natur und Örtlichkeiten fast durchweg aus wirklicher Anschauung heraus geschildert; die Charakteristik folgt den Konturen der geschichtlichen Vorlage; für die intimere Zeichnung des Königs Karl hat Fürst Pückler Modell gesessen, und diese Gestalt beherrscht

das Romangebäude. Egoistische Gier nach galanten Abenteuern, Stolz und Herrschsucht, hier und da ein Zug von Güte, soweit nicht eine neue Erscheinung ihm ein neues rücksichtsloses Interesse abgewinnt, und dies alles mit einer naiven Selbstverständlichkeit vorgetragen, setzen den Charakter des Königs zu einer pikanten Mischung zusammen, und Laube hat es auch verstanden, aus dem Charakter der beiden Liebenden heraus den Sturz Françoisens vorzubereiten. Es sind keine großen Ereignisse, die zuletzt immer den Ausschlag geben, es sind die kleinen täglichen Zufälligkeiten, die eine groß angelegte Natur wie die Gräfin nicht beachtet, während sie dem empfindsamen Nervensystem des Königs zur Pein werden. Die Gruppierung dreier Frauen um die Gestalt des Königs, der Gräfin, der Mutter, Herzogin Luise von Angoulème, die als großzügiges Weib der Renaissancezeit in mächtigen Szenen hervortritt, und der Schwester des Königs, Margarete von Alençon, ist äußerst wirkungsvoll. Es ist ein kühn gedachtes, historisches Gemälde, in dem der Reichtum der Komposition und die feine Psychologie kaum den mangelnden poetischen Duft liebevoll ausgearbeiteter, innerlich erlebter Details vermissen lassen.

In der Wiener Ausgabe der Schriften Laubes ist dieser Roman in zwei Bände zusammengedrängt, ohne jedoch eine weitergehende textliche Redaktion aufzuweisen. Unsere Ausgabe kehrt aus Gründen der Zweckmäßigkeit wieder zur ursprünglichen Dreiteilung zurück.

Houben.

I.

1.

„Ihr seid doch die wunderlichsten Leute, ihr Gelehrten! Quält euch Tag und Nacht um Dinge, die unerreichbar sind, bildet euch ein, durch künstliche Formeln ausrechnen zu können, was den Menschen versagt ist, und verliert darüber den sonnigen Tag und die warme Nacht, kurz alles, was der gesunde Mensch haben und genießen kann!“

„Woher wißt Ihr denn, daß es den Menschen versagt ist, über die Erde hinaus zu sehen und zu reichen?“

„Woher ich es weiß? Aus mir selber weiß ich's! Bin ich denn etwa verwahrlost von der Natur, bin ich schwächer ausgerüstet als Ihr? Das hat noch niemand behauptet, Herr Kanzellar, und ganz Frankreich würde den auslachen, welcher dergleichen von mir behaupten wollte.“

„Von Euch, dem begabtesten, gewandtesten und glücklichsten Manne des Königreichs, der Admiral werden konnte, ohne den Seedienst zu verstehen.“

„Spottet! Ich habe unter vier Augen nichts dagegen, daß Ihr meine Admiralfähigkeit in Zweifel zieht. Könnt' Ihr aber auch meine Verstandesfähigkeit in Zweifel ziehen?“

„Wie käme mir solche Verblendung, ja solche Beleidigung gegen König Franz, der Euch auszeichnet!“

„Nun, Budé, ich wäre also der Mann, über Dinge, welche die Möglichkeit des Menschengeistes betreffen, eine Stimme zu haben nicht wahr? Und ich versichere Euch, ich habe niemals, wie sehr ich all meine Kräfte anstrengte,

jenseits dieses Lebens etwas anderes sehen können als undurchdringliche Finsternis! Unterbrecht mich nicht! Ich habe all Euere Formeln und Argumente und Schlüsse vor Augen, ich habe sie alle zur Hand, Ihr habt oft genug in langen Winterabenden den König und uns damit regaliert, ich handhabe sie, stelle und ordne sie trotz einer Weberfrau, welche hundert Fäden ordnend durcheinander wirrt, ich erweise und beweise Euch Eure Resultate und noch andere so augenscheinlich wie das fertige Gewebe die Weberkunst erweist, und — sag's Euch immer wieder: es wird nichts damit gewonnen, was nur eine Handbreit über die Erde hinausreichte, und was ein einfacher Verstand nicht ohne Eure Formeln wissen kann, 's ist müßiger Plunder!"

„Warum reitet Ihr Eure Pferde zu? Werden Sie nicht vollkommener dadurch, auch wenn sie Pferde bleiben nach wie vor?"

„Horch! Klang das nicht wie Jagdgetöse?"

Er hielt sein Pferd an und horchte nach der linken Seite hinüber. Das Roß, von feuriger andalusischer Rasse, schüttelte den Zaum und hieb mit dem Fuße an eine Baumwurzel, so daß es ihn störte und ungeduldig machte. Das Tier des andern Reiters dagegen, einem Maultiere ähnlich, verhielt sich still und geduldig. So verschieden wie die Tiere, erschienen auch die Reiter: der Unphilosophische auf dem Andalusier war ein hochgewachsener sehr schöner Mann mit kurzgeschorenem braunem Haar und vollem Kinnbarte, wie ihn damals die französischen Edelleute nach dem Vorbilde ihres Königs zu tragen pflegten. Sein Anzug, obwohl bestäubt und befleckt von der Reise zu Roß, war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Kontrast zu dem braunschwarzen Tuchgewande und dem über der Kruppe des Maultieres hängenden grob härenen braunschwarzen Mantel des anderen Reiters, welcher in seinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie waren seit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde dahergeritten, wie er heutigentags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er selbst in der noch am reichlichsten damit versehenen Normandie von solcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen ist. Auch gab es damals noch wenig große Heerstraßen, am wenigsten in einer einsam abliegenden Küstenprovinz, und zu einer solchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieser Wald. Auf Rasenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemoosten Boden der alten Buchenstämme verschwanden, einherreitend, schienen sie sich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Diese bewies sich ihnen denn auch gefällig und schien hell und klar, nach des älteren Herrn Versicherung ein seltenes Glück in der nebligen Bretagne, wo man wie in England die Sonne meist nur verschleiert erblicke. Sie neigte sich in diesem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und schimmerte in rotgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabsehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitscherten noch einzeln, denn es war nicht nur spät am Tage, sondern auch spät im Sommer, und minutenlang herrschte jene Waldesstille, welche in leisem Flüstern und Säuseln dem Horchenden so viel und so Ungewöhnliches zu verraten scheint.

„Ich habe nichts gehört!“ unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pause.

„Aber ich!“ entgegnete der andere, ein wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr seid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört sie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Szene mit einem einzigen Hauche schildern.“

„Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forschung. Die Denker erfahren auch mehr als Leute, die nicht im Denken geübt sind.“

„Meinethalben! Nur bringt uns damit nicht neue Verwirrung ins Land; wir haben bereits genug damit zu tun, den widerspenstigen Adel zu regieren, bringt uns nicht auch die Priester auf den Hals, und macht uns nicht gar die einfältigen Bürgers- und Landleute kopfscheu. Dies Element wollen wir den grübelnden, kopfhängerischen Deutschen vom Herzen gönnen; je mehr sie sich darüber die Haare zerzausen, und dem unreifen Spanier, ihrem blassen Kaiser zu schaffen machen, desto lieber soll's uns sein. Finden oder erfinden Sie was Apartes, so wollen wir's uns ansehen, wenn's fertig ist; es wird uns zurecht kommen, wenn's was Gutes ist, was ein sächsischer Mönch ausbrütet."

„Es ist aber nicht zu kaufen wie auf dem Jahrmarkte, jeder, der's haben will, muß es in sich erleben und durchleben."

„Nehmt Euch in acht, Kanzellar, den König zu solchen Dingen zu verleiten! Er hört auf Euch und hört Euch gern, und ist Euch leidlich zu Willen für ein Wagestück, denn das Wagen lockt ihn. Aber geht es so ins Weite und Unabsehbare, verschleppt sich das Ende, dann wehe Euch, wenn Ihr nicht auf die bitterlichste und gelegentlich furchtbar dreingreifende Ungeduld des Königs gefaßt seid."

„Habt keine Sorge, Admiral, wir sind nicht ungestüm, und wenn man geneigt ist, zu prüfen und zu wägen, so ist man deshalb noch nicht geneigt, ins Werk zu setzen. Zwischen Wissen und Tun liegen tiefe Klüfte, welche nur das Genie rücksichtslos überfliegt."

„Und seid Ihr kein Genie?"

Der Kanzler machte eine halb verneinende Bewegung mit dem Haupte. Sie waren unterdes langsamen Schrittes weiter geritten, und die Sorge um Weg und Obdach verdrängte allmählich ein solches Gespräch. Sie kamen von der Küste und wollten nach der Loire hinab. Ihre Diener hatten sich von ihnen verirrt, und Diener wie Herren waren

in der damals noch sehr unwegsamen Bretagne der wenigen Wege nicht kundig. Wenn nicht in Nantes, doch in Tours oder Blois hofften sie den König zu finden.

„Das ist eine Jagd, so wahr ich lebe!“ rief der jüngere Reiter, indem er von neuem sein Pferd anhielt, „ich höre den keifenden Laut eines Hundes, und es ist nicht der gewöhnliche Brackenlaut, der hinter dem Hirsche herjohlt, es ist ein anderer, stärkerer, als ob Saupacker angesichts eines Ebers jagten!“

Der Abhang, an welchem sie hinritten, wendete sich plötzlich in einen scharfen Winkel, und sie sahen etwa tausend Schritte abwärts zwischen den hohen Bäumen einen Wasserspiegel schimmern. Nur einzelne Sonnenstreifen drängten sich durch die dichtbelaubten Buchen hinab auf die schwarze Wasserfläche, und diese gewann dadurch einen geheimnisvollen Reiz.

„Die alten Kelten,“ sagte der Kanzellar, „welche sich am längsten und mächtigsten hier in der melancholischen Bretagne gehalten haben, begruben ihre Götter in solchen Waldseen, wenn die profane Macht der Eindringlinge überdrängte, wahrscheinlich schlummert auch da unten eine gestürzte Gottheit.“

„Sie regt sich, sie erhebt sich, horcht!“

Wirklich wurde die Waldesstille durch ein plötzliches Plätschern des Wassers unterbrochen, und zwar ward das Plätschern immer heftiger und stärker, und kam wie vom Sturmwinde getrieben den Reitern immer näher; die Pferde stutzten und spitzten die Ohren, der Kanzler schlug ein Kreuz vor seiner Brust, und der andere Reiter sah gespannten Auges nach dem halb verdeckten, in Grün und rotes Gold verhüllten Wasser hinab. Das Geräusch im Wasser hörte an einer Stelle des Ufers auf, die undurchblickbar mit jungem Gebüsch verwachsen war, und verwandelte sich in ein Trampeln und Knicken und Knacken, als ob ein Reiter-

regiment im Anzuge sei. Der jüngere Reiter zog sein Schwert, eine freudige Spannung lag auf seinem Antlitze, er schien erraten zu haben, was sich nahe — es war ein Trupp hochgeweihter Hirsche, welche den Abhang herauf gerade auf die Reiter zutrollten, alte, schwere Hirsche mit dunklen, starkbemähnten Hälsen und bemoosten Kronengeweihen. Er hielt das Schwert ihnen dergestalt entgegen, daß die Sonne darauf fiel und ein Strahl aufblitzte mit überraschendem Schimmer. Die Hirsche stutzten und betrachteten die regungslos harrenden Reiter. „Hoi ho!“ rief auf einmal der jüngere Reiter und schwenkte die blitzende Waffe, und als ob eine Windsbraut unter sie gefahren wäre, prallten die Hirsche auseinander und jagten links und rechts an den Reitern vorüber, sie solcherweise einen Augenblick einhüllend wie in ein Schlachtgetümmel. Diesem Schrecken widerstand das Maultier des Kanzlers nicht, es machte einen unvermuteten Seitensprung, entledigte sich damit des Reiters, der auf Moos und Wurzeln unsanft niederflog, und jagte von dannen. Der jüngere Reiter aber wurde dessen kaum inne, da der Laut von Hunden deutlich näher gekommen, neuer Lärm im Wasser entstanden und ein mächtiger Keiler aus dem See hervorgebrochen war in derselben Richtung, welche die Hirsche eingeschlagen hatten, gerade auf den Kanzler los, welcher am Boden lag. Rasch war der Reiter von dem unruhigen Pferde herab und dem heranschnaubenden Tiere einige Schritte entgegengesprungen, hatte das rechte Knie auf dem moosigen Boden, und sein Schwert, schief nach vorwärts geneigt, auf dies rechte Knie gestemmt, um solchergestalt das wilde Tier sich aufspießen zu lassen. Wie schnell dies auch geschah, noch schneller war all diese Anstalt der Verteidigung über den Haufen geworfen. Die Waffe war zum sicheren Aufspießen zu lang gewesen, war abgeglitten von der harzigen Brust des ungestümen Tieres, und statt sich tödlich aufzurennen, hatte der Keiler unsern Reiter um und um gerannt. Der Moment war

bedrohlich genug: das Tier, aus mehreren Wunden blutend, und in jener vollen Wut, welche diesen Tieren, sobald sie schmerzlich verwundet sind, eigen ist, schien einen Augenblick zu stutzen und zu wählen, ob es den seitwärts geschleuderten jüngern oder dem vor ihm liegenden älteren Herrn seine Hauzähne einbohren solle. Der Jüngere zog es auf sich: er hatte sich schnell wieder aufgerichtet, und obwohl er sein Schwert eingebüßt, so schrie er doch den übermütigen Jagdruf ihm entgegen: „Hier Sau! hier Sau!“ Der Keiler stürzte sogleich auf ihn ein, der gewandte Mann aber sprang zur Seite, und das leidenschaftliche Tier schoß vorüber. Der Umkehr sicher, wollte er diesen Augenblick benutzen, das niedergeworfene Schwert aufzuheben; aber das Herumsuchen mit den Augen, wie eifrig es auch geschah, das Gehen und Greifen nach der Waffe dauerte doch länger, als der Eber zum Umkehren und Wiederangriff Zeit gebraucht hatte, und die von neuem ausweichende Bewegung des gewandten Mannes gelang nicht zum zweiten Male, er stürzte auf den Rücken, die unglücklichste Art des Falles, welche ihm begegnen konnte, und das grimmige Tier trat sogleich auf ihn und schlug ihn mit jenen entsetzlichen Zähnen, welche der Jäger Gewehr und Waffen nennt, und welche überaus gefährlich verwunden. Obwohl dies alles im Laufe einer halben Minute vorgegangen war, so hatte diese kurze Zeit doch hingereicht, die verfolgenden Hunde heran zu lassen, und zwei große Saupacker von schmutzig gelber Farbe stürzten sich plötzlich mit voller Wucht und von beiden Seiten auf den Kopf des Ebers, ihre scharfen Fänge an den Gehören des Tieres tief einschlagend. Der Eber stieß einen grunzenden Ton aus, der furchtbar klang, da er Schmerz und Wut zugleich bezeichnete. Der Schmerz schien so groß zu sein, und die Hunde schienen so fest zu halten, daß das Schwein mit erhobenem Kopfe bewegungslos stehen blieb, nur mitunter klappte es ohnmächtigen Grimmes Ober- und

Unterkiefer aufeinander, gleichsam ein Zeichen, daß der Grimm in ihm noch Herr werden könne über den Schmerz. Neue Hunde kamen an und griffen es fest an den Hinterläufen, so daß es nach dem Jagdausdruck vollkommen gedeckt war, ein Krieger, der in voller Kraft und Waffenrüstung ohnmächtig erschien.

Der jüngere Reiter arbeitete sich nun hervor und stand bald, wenn auch übel zugerichtet, auf den Beinen. Sein Wams war zerschlitzt, sein Angesicht mit Kot und Blut besprengt, sein Mut aber schien ungebrochen, denn nachdem er sich mit einem Ausdrucke von Genugtuung das gefesselte Tier betrachtet hatte, raffte er das Schwert wieder auf und schickte sich an, es dem Eber durch Lunge und Herz zu stoßen.

„Haltet ein!“ rief der Kanzler, „hört und seht Ihr nicht, Admiral, daß der Jagdherr geradenweges daherkommt! Wir bedürfen seiner Gunst, denn wir sind beide verwundet, und unsere Tiere sind entflohen; wollt Ihr ihn mutwillig aufs Äußerste erzürnen, daß Ihr das mühsam erjagte Tier vor seinen Augen tötet?“

„Das will ich, Kanzellar! Ich habe die Not der Eberjagd empfunden, nun sei auch die Freude mein, solchem Hauptschweine den Fang zu geben. Dem Trotze eines bretonischen Lehensherrn ist solcher Ärger heilsam, und der König soll darüber lachen!“

Unter diesen Worten war die reitende Jagd bis auf hundert Schritte herangekommen, die Hifthörner bliesen das jubelnde Signal, welches den Anblick des gefangenen Jagdtieres verkündet, und der Jagdherr sprengte voraus, um sein Vorrecht eigenhändig auszuüben. Er sah zu äußerstem Erstaunen, daß ihm ein Fremder vorgriff, und daß der gewaltige Eber zusammenbrach unter dem wohlgeführten Fangstoße desselben.

„Verwegener Mensch, was tust du?“ rief er entrüstet.

„Hundejungen, von den Pferden herunter, entreißt ihm das Schwert und gebt ihm die Peitsche!“

Der Admiral war im Nu von einer Schar Jagdburschen umringt und hatte Eile sich den Rücken an einer Buche zu decken und die zudringlichen Buben sich mit dem Schwerte vom Leibe zu halten.

„Seid Ihr so unbekannt mit der Welt,“ rief er, die Waffe wie ein fliegendes Rad schwingend, dem Jagdherrn entgegen, „daß Ihr mir nicht ansehen könnt, ich sei kein Hintersasse, sondern ein Edelmann?“

„Und wenn Ihr der König seid, Ihr sollt mir nicht ins Jagdrecht eingreifen, bevor ich's gestattet!“

„Der König soll Euch empfindliche Antwort geben auf diese unziemliche Äußerung!“

„Der König muß wissen, und wenn er's nicht weiß, so soll er's lernen, daß diese Äußerung nicht unziemlich ist im Munde eines bretonischen Seigneur, der auf seinem Grund und Boden steht, und der alleiniger Herr ist auf seinem Grund und Boden. Jungens, tut euere Schuldigkeit und entreißt ihm das Schwert!“

Die Zahl der Jagdleute, welche herbeigekommen und von den Pferden gestiegen war, hatte sich unterdes so vermehrt, daß der Jagdfrevler von den Seiten bedrängt, an den Armen gefaßt und entwaffnet werden konnte. Es mischten sich auch die Hunde darein, und es entstand ein Gewirr und Gelärm betäubender Art, in welchem der dreiste Fremde nicht eben zart behandelt wurde. Währenddessen war eine Dame auf munterem Zelter neben dem Jagdherrn angekommen und hatte neugierig und besorgt sich erkundigt, was dieser Auftritt zu bedeuten habe, und wer dieser von den Jagdleuten umhergestoßene Fremdling sei.

„Ein Valoisaffe scheint's zu sein,“ sagte der Gebieter, und wandte kein Auge von dem bedrängten Admiral. Es schien, als ob sein blasses, verlebtes Gesicht von einer be-

sonderen Genugtuung belebt werde, und als ob ihm die Gegenwart der jungen schönen Dame diese Genugtuung noch erhöhe. Er hörte nicht darauf, als sie ihn dringend bat, dem Auftritte ein Ende zu machen, ja es lag eine gewisse rohe Lüsternheit in dem Ausdrucke der schwarzen Augen, die er einen Augenblick auf sie richtete, indem seine schmalen Lippen langsam die Worte betonten: „Das ist dem Schranzen heilsam, und ich kann ihm die Lektion nicht angedeihen lassen, sobald ich seinen Namen gehört habe."

Dies geschah denn auch soeben. Wie es schien mit großem Schmerze hatte sich der Kanzler aufgerichtet, und er schrie aus Leibeskräften über das Getümmel hinweg: „Im Namen des Königs von Frankreich, Friede!"

Mehr neugierig als gehorsam hielten die Jagdleute inne und gaben ihm Raum, allgemein verständlich fortzufahren: „Admiral Bonnivet ist's, ein naher Diener und Freund des Königs, den ein bretonischer Edelmann dahier unedel behandeln läßt!"

Hierauf machte der Jagdherr eine leichte Handbewegung gegen seine Leute und wandte das schwarzbärtige Gesicht halb verächtlichen Ausdrucks nach dem Kanzler: „Wer seid Ihr selbst, der so Unwahrscheinliches ungebührlich vorbringt? Admiral Bonnivet ist zwar von äußerst jungem Seigneurblute, aber er hat neben dem Könige so viel Jagdbrauch und Jagdrecht gelernt, daß er sich nimmermehr also vergehen wird, wie dieser Mann. Auch ist er, so viel wir hierzulande wissen, im Dienste des Königs nach England gesendet mit Kanzellarius Budé, kann also nicht in Frankreich betroffen werden auf fremder Wildbahn. Wer bist du also, braunkuttiger Mann, der du mir ins Angesicht lügst?"

„Ich bin der Kanzler Budé, von welchem Ihr sprecht, und dies mag Euch beweisen, wie voreilig Ihr Lügen straft."

„Ich bin untröstlich, wenn Ihr recht habt!" sprach hierauf der Seigneur, und die Augen zusammenkneifend, als ob er

schärfer sehen wollte, ritt er dem Kanzler einige Schritte näher, ohne den verächtlich lächelnden Ausdruck seines Gesichtes zu verändern. „Wahrhaftig!“ setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, „jetzt erkenne ich Euch! Seid mir gegrüßt auf Chateaubriants Boden, der Euch so garstig bewillkommt hat.“

Nun veränderte er in allen Stücken sein Benehmen gegen die Fremden, ließ nach den Tieren aussenden, welche entlaufen waren, sorgte dafür, daß dem Kanzler, welcher beim Falle auf eine Wurzel sich schmerzhaft am Fuße verletzt hatte, eine Tragbahre bereitet wurde, und drückte dem Admiral in wohlgesetzten Worten sein Bedauern aus, daß er ihn in so unangenehme Berührung mit den Fäusten seiner Jäger versetzt habe. Bei alle dem verschwand indessen vom bleichen Antlitze dieses Grafen Chateaubriant jenes schlimme Lächeln nicht, welches deutlich genug verriet, er freue sich recht sehr, daß dem schönen Admiral Bonnivet solche Mißhandlung widerfahren sei. Besonders deutlich zeigte sich dies, als er ihn seiner Gemahlin vorstellte und seine Entschuldigungen mit großer Weitläufigkeit wiederholte.

Bonnivet schien alle üble Absicht in voller Ausdehnung zu übersehen, mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen, und der Anblick der jungen Gräfin schien ihm dies zu erleichtern. Sie war eine nicht blendende, aber sehr anziehende Erscheinung in dunklem Gewande auf weißem Rosse. Ihr Antlitz, obwohl es nicht blühend und frisch und nur leicht gerötet war von der Bewegung in freier Luft, zeugte von Jugend und hatte jene weichen, verschwimmenden Züge, welchen noch keinerlei Erfahrung Schärfe aufgeprägt hat. Dennoch schwebte um die braunen Augen und um die fest geschlossenen Lippen ein Schatten von Melancholie, welchen man für Anlage zu Schwärmerei gehalten hätte, wäre er nicht jeweilig von einem raschen Eintreten geistiger Gespanntheit, prüfender Schärfe verjagt worden. Er zeigte sich in dem Augenblicke, da der Graf ihr Bonnivet vorstellte, und

schien zu fragen: War es nicht etwa deine Absicht, bleicher Gemahl, mir die Bekanntschaft dieses schönen Mannes und den Eindruck desselben zu verleiden, dadurch, daß du ihn zerzaust und erniedrigt von Dienerfäusten zum ersten Male vor mir erscheinen ließest?

Bonnivet dagegen vergaß bei ihrem Anblick für die nächste Weile seinen Groll und gab sich rasch den Äußerungen einer beflissenen Galanterie hin, wie sie damals durch König Franz unter den höheren Ständen in Frankreich Mode wurde. Die Gräfin nahm sie zurückhaltend und vornehm, aber mit Freundlichkeit auf; unter den rauhen Seigneurs der Bretagne, in deren Mitte sie schon fünf Jahre lebte, war sie an solchen Stil des Umgangs, welcher für jede Frau gefällig ist, nicht gewöhnt worden, und in ihrer Heimat, dem Pyrenäenländchen Foix, war er ihr ebenfalls nicht begegnet, denn sie hatte es mit vierzehn Jahren verlassen, um Gattin des ihr noch unbekannten Grafen von Chateaubriant zu werden. Die Galanterie hatte also für sie allen Reiz der Neuheit.

Nachdem die Gesellschaft des Kanzlers wegen langsam eine Viertelstunde abwärts durch den Buchenwald geritten war, sah sie in einer rings von Wald umschlossenen und nur von niedrigen Hügeln unterbrochenen Ebene das Schloß Chateaubriant auf einer kleinen Anhöhe liegen. Die Abendsonne beleuchtete es eben vollen Glanzes und hob die Kontraste, welche es auszeichneten, grell hervor. Es bestand nämlich aus einem alten und einem neuen Schlosse, welche nur im oberen Stockwerke durch eine schmale Brücke verbunden waren. Das alte Schloß, fast nur aus einem weiten runden Turme bestehend, an den sich unregelmäßig einige niedrige Gebäude klammerten, sah vermoost, verwittert und schwarz aus. Das neue dagegen, in halb antikem, halb romantischem Stile, eine Ehe, welche damals die sogenannte Renaissance hervorzubringen begann, vor kurzem erbaut,

schimmerte heiter in frischem Gesteine. Plattes Dach, Arkaden, Galerien und zierliche Türme gaben ihm ein lockendes Ansehen. Eine breite Wiese, über welche man weglos hinritt, zog sich ununterbrochen aufwärts bis ans Portal des Gebäudes, und der Fluß Chère, welcher links aus dem Forste hervorkam, wendete sich hier dergestalt, daß er sich hinter dem neuen Schlosse hinabschlängelte und erst zwischen ihm und dem alten Schlosse unter jener Luftbrücke nach Nordwest wieder hervorkam, um nun in voller Breite den Ankömmlingen sichtbar an dem schwarzen Turme des alten Feudalhauses hinabzugleiten zu einzelnen dürftigen Häusern, aus denen später die Stadt Chateaubriant sich gebildet hat.

„Ah," rief Bonnivet, als er dessen ansichtig wurde, „da ist ja das stattliche Haus, von dessen Beendigung Ihr uns vor fünf Jahren in Paris soviel erzähltet, Graf Chateaubriant! Ihr spottetet damals über den alten Louvreturm, um welchen her ein Schloß entstehen solle und wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht entstehen könne, so daß der König mitten unter Gerichtsleuten und Bürgerpack in winkligem Palais wohnen müsse. Ein bretonischer Herr, sagtet Ihr lustig, wohnt besser als der sogenannte Herr von Frankreich, besser als der junge Herr von Valois!"

„Ist denn dieser Ausdruck so gar auffallend, Herr Admiral, daß Ihr ihn nach fünf Jahren noch nicht vergessen habt? Wenn der junge Herr von Valois vom Hause aus nicht reich und mächtig war, und unserer Herzogin von Bretagne Brautgabe bedurfte für häusliche Einrichtung, ist's da verwunderlich, daß er als König von Frankreich schlechter wohnt als hundert andere Seigneurs des Landes? Ihr bemüht Euch umsonst, den König auf Kosten der Seigneurie in die Höhe zu schrauben, er ist oberster Lehnsherr und nichts weiter, und Ihr macht ihm nur böses Blut mit Euren Prätensionen."

„Ihr geht nicht mit der Zeit fort in der abgelegenen

Provinz, Graf. Der Kanzler dort trägt einen Brief des Königs von England in seinem Gewande, welcher in seiner Überschrift das Zeichen trägt, daß das Königtum in Europa zu größerer Macht kommt, als Euch Seigneurs von Schwert und Sporn begreiflich ist."

„Wir sind Seigneurs von Land und Leuten, und gehen um mit denen von Schwert und Sporn, wenn wir gastfrei sind gegen Diener des Königs."

„Und seid Ihr nicht selber Diener des Königs?"

„Ich diene Gott, meiner Ehre und meiner Dame; dem Könige des Reiches aber folg' ich nur, wenn er als Oberlehnsherr mein Schwert und meine Reiter fordern darf gegen die Feinde des Reiches — und was ist's für eine neumodische Überschrift im Briefe des Königs von England an den von Frankreich?"

„Er nennt ihn ‚Majestät'!"

„Was ist das? Ist dies dasselbe Wort, welches der Priester gebraucht, wenn er von Gottes Größe und Allmacht redet?"

„Dasselbe Wort."

„Gott schütz' Euch im Hochmut! Was würde der Graf von Tremouille sagen, wenn ich morgen an ihn schriebe: ‚Eure Seligkeit, Graf von Tremouille'?"

„Er würde Euch die ‚Seligkeit' ebenfalls geben."

„Schwerlich, und täte er's, so hätten wir doch beide um kein Haar Seligkeit mehr als vorher, und der Valois soll um kein Haar Majestät mehr haben, weil ihn der Tudor jenseits des Ärmels so nennt, verlaßt Euch drauf, in den abgelegenen Provinzen sind die Herren des Landes noch nicht gestorben!"

„Der König will sich davon überzeugen, und reitet deshalb die Loire abwärts, die Touraine, das Saumurland, Anjou und die Bretagne zu besuchen. — Ihr ludet ihn damals ein, Euer Schloß sich anzusehen für den Fall, daß

er einmal selbst eins bauen wolle. Ich glaube, er ist jetzt in dem Falle, und wenn Ihr erlaubt, wiederhole ich ihm jetzt Eure damalige Einladung."

Bei diesen Worten sahen der Graf und Bonnivet gleichzeitig aufeinander und auf die Gräfin, als ob man von dieser eine Äußerung erwartete. Vielleicht verhinderte der zornige Blick des Grafen eine solche, wenigstens schwieg die Dame, und er selbst erwiderte nach kurzer Pause: „Der Geschmack für Architektur ist seit fünf Jahren so verbreitet und vervollkommnet worden, daß das Schloß Chateaubriant nicht mehr soviel Ansprüche machen kann wie damals."

Man war unterdessen am Portal des Schlosses angekommen, und ein Mädchen von etwa vier Jahren, welches mit großer Dreistigkeit den Reitern entgegenlief, nahm die Aufmerksamkeit des Grafen und der Gräfin ausschließlich in Anspruch. Es war deren einziges Kind, ein sehr wohlgebildetes anmutiges Geschöpf namens Konstanze, an welches der Graf alle Zärtlichkeit, deren er überhaupt fähig war, zu verschwenden schien. Er hob das Kind zu sich aufs Pferd, und ritt mit ihm auf der Wiese herum. Eine solche Abwechselung war aber auch seinem Sinne vonnöten, wenn er die Pflicht der Gastfreundschaft mit nur einigermaßen erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäste ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tische saß, wiederum nicht an herben Gegenreden, und Bonnivet entschloß sich, am nächsten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Aussicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Absicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder schönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Wesen dieser jungen Frau schien ihm versagt zu sein, denn ein solcher hätte ihm vielleicht bessere Hoffnungen eröffnet. Sie saß im weißen Gewande lange schweigsam zwischen den Männern, konnte aber wohl durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder

verschwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos im versteckten Tale stehen, aber Ton und Antwort lieblichster Art haben für jeden stärkeren Lufthauch, der sie auffindet. Der Kanzler Budé fand dies besser aus, und es gelang ihm auch um so mehr, sie ins Gespräch zu ziehen, je weniger der offenbar eifersüchtige Graf ihn, den älteren unscheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin störte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutschland erhielt über die von einem Mönche angestiftete Kirchenrevolution, von den italienischen Künstlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige selbst, von der geistreichen Schwester, der lebenslustigen Mutter desselben, von den interessanten Gesprächen an der Tafel des Königs, und sie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerksamkeit; sie schlug ein Kreuz, wenn sie nach dem inneren Wesen der deutschen Ketzer fragte, aber sie fragte danach, und horchte gespannt auf Budés Erklärung, und schien nicht abgeneigt, der Opposition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde," sagte sie naiv, als ob es das zunächstliegende Beispiel wäre, „wer anders könnte mich entsündigen, als ich selbst! Gibt es nicht Dinge, die kein Mensch vergeben, und die nur der schuldige Täter in sich selbst erledigen kann?"

Bei diesen Worten erhöhte sich die feine Röte, welche ihrem Antlitze eigen war, und welche der überaus reinen und zarten Haut desselben jene Anziehungskraft der matten, sogenannt schmachtenden Farben gab. Denn dies leichte Rot schimmerte nicht auf dem blendenden Weiß, wie es die bleichende Luft des Nordens den Frauen verleiht, sondern auf einem dunkleren Tone der Hautfarbe. Was an durchsichtiger Lichtheit dadurch für uns verloren zu gehen scheint, das wird dem geübten Auge hierbei durch Kraft des Tones

ersetzt, ja übertroffen, besonders da diese junge Gräfin in Form und Bewegung alle Fülle und Lieblichkeit der Jungfrau und jungen Frau noch in sich vereinigte. Nacken, Schultern und Arme waren voll, und doch nur voll in länglich geschweiften Linien, wie sie der jungfräulichen Schönheit, nicht in runden Umrissen, wie sie der reiferen Frauenschönheit eigen sind. Nur Hals und Oberbrust — la gorge, worauf die sonst nicht eben schönen Französinnen so stolz sind — verrieten in Kraft und Fülle das ausgebildete südliche Weib, deren hohe Gestalt von kräftigen Hüften getragen wurde. All diese Vermittelung zwischen Jungfrau und Frau zeigte sich gesammelt in dem zugleich fragenden und schmelzenden Blicke des lebhaften und doch sinnigen Auges, in dem keuschen Schlusse der Lippen, welche sich zuweilen rasch öffneten, und ebenso rasch wieder schlossen, als ob das Wort der Frage, welches auf ihnen geschwebt hatte, ihrem Sinne plötzlich zu dreist erschienen wäre. Dies geschah namentlich, wenn sie den Kanzler nach der Lebensweise und den Hauptpersonen des Hofes — eines Begriffs, der damals erst in Frankreich entstand — wenn sie nach den Äußerungen des Königs, des Connetables von Bourbon und ähnlicher durch Schönheit und Kraft ausgezeichneter Männer fragte. Ihr Gemahl hatte ihr ungünstige Schilderungen davon gemacht, aber obwohl sie dessen Ansichten auf Treu und Glauben hinnahm, so schien sie doch auch nach anderer Meinung über diese Personen und Gegenstände begierig zu sein. Dieser ernsthafte Kanzler ließ ja auch keine unbedachte Schilderung erwarten, und sie glaubte, sich seinem Urteile und seiner Beschreibung hingeben zu dürfen.

So dachte indessen der Graf nicht, dem das stockende Gespräch mit Bonnivet Muße ließ, der Unterhaltung zwischen Budé und der Gräfin zu folgen. Er mischte sich plötzlich hinein, und verwies dem Kanzler ziemlich herbe die einseitige Schilderung des neuen Hoflebens. „Wir sind," sprach er, „Gott sei Dank in der Provinz noch nicht soweit, die Sitten-

reinheit und anspruchslose Welt des verstorbenen Königs Ludwig vergessen zu haben," und je weiter der Todestag desselben zurücktrete, desto allgemeiner werde das Beiwort „Volksvater" für König Ludwig.

„Sind denn" — unterbrach ihn Bonnivet — „die Seigneurs in der Bretagne zu den Wünschen und Ansichten der gemeinen Leute herabgestiegen, daß ein solcher Beiname ihnen besser gefällt als der Beiname des ‚ritterlichen Königs', wie er unserm Könige Franz aus allen Enden Europas entgegenfliegt? Bei was schwört unser König und Herr? Bei Edelmanns Treu und Glauben! Foi de gentilhomme! ist seine höchste Beteuerung! Und dafür sollte ihm nicht der Adel des Landes dankbar und ergeben sein? Jetzt besonders, da die gemeinen Leute sich aller Orten und Enden breit zu machen anfangen?"

„Wie sieht jenes Hofleben," fuhr der Graf fort, als ob Bonnivet gar nicht gesprochen, „im Innern aus? Dergestalt, daß jeder auf Zucht und Sitte haltende Seigneur Weib und Tochter davor schützen muß wie vor Unrat und Verderbnis. Oder ist des Königs Mutter, die lustige Louise, jene Savoyardin, die gegen unsern Wunsch zur Herzogin von Angoulême erhoben worden, ist jene Dame, welche den Staat hinter des Königs Rücken zugrunde richtet, ist sie etwa eine Heilige mit ihrem Schweif von Ehrenfräuleins? Freudenfräuleins würden sie wahrhaftig passender genannt!"

„Nun in der Tat," rief Bonnivet lachend, „es wird den Parisern schwer werden, den noch vor fünf Jahren so lustigen Grafen Chateaubriant wieder zu erkennen! Ihr geltet im Hotel des Tournelles noch für einen der Seigneurs vom heitersten Grundsatze, und man wird Euch dort über die Maßen verändert finden."

„Das soll man auch. Ich mißbillige durchaus das dortige raffinierte Leben, ich mißbillige des neuen Regimentes Richtung, das ganze Leben auf bloße Anmut und Zierlich-

keit zu stellen, malen und bauen zu lassen, als ob diese Nebensache der Mittelpunkt des Lebens sein müsse, an Trachten und Möbles verschwenderisch zu ändern, als ob es sich um Puppen statt um Edelleute handle, das Künstlervolk in den Kreis der Edelsten des Landes zu ziehen, es mitreden zu lassen, als wäre es unter seinesgleichen, ja wohl gar die aufgeputzten Phrasen desselben dem schlichten Ausdrucke eines Seigneurs vorzuziehen!"

„Verzeiht mir, Graf," erwiderte hierauf die Gräfin, und die leichte Röte ihres Antlitzes erhöhte sich, „verzeiht mir einen bescheidenen Widerspruch. Ist es nicht eben Aufgabe des Königtums, das zu schützen und zu fördern, was nicht auf den alltäglichen Erwerb angelegt ist, was von dem alltäglichen Erwerbe nicht bestehen könnte, und was doch durch seine Gedanken und Taten den menschlichen Sinn zu veredeln und zu erhöhen berufen ist? So verhält es sich ja wohl mit Kunst und Künstlern, und deshalb sollte ich glauben, es sei dem Könige angemessen."

„Sieh da, Frau Gräfin, wie diese aufgebauschten Redensarten Euch schon geläufig sind! Stammen sie noch aus der strengen Erziehung vom Schlosse Foix, oder sind sie ganz frisch Gebäck? Der Kreis einer Ehefrau ist abgeschlossen von der Mauer ihres Hauses; der Gott über den Wolken und Gatte und Kind auf Erden bilden ihre Welt! Was darüber hinausgeht, ist für sie vom Übel, und ich werde sorgen, daß Euch der Vorwitz nicht gefährlich werde."

Hier wurde Graf Chateaubriant in seiner Rede unterbrochen, welche die Gräfin schmerzlich zu treffen schien, vielleicht doppelt schmerzlich, weil sie in Gegenwart solcher Fremden und mit beleidigend höhnischem Tone an sie gerichtet wurde. Die Unterbrechung rührte von einem Diener her, welcher eiligst eintrat und dem Grafen berichtete, es kämen auf der Straße von Nantes Reiter mit brennenden Fackeln auf das Schloß zu gesprengt.

„Wär' es der König?" rief Bonnivet und sprang ans Fenster. Aufgeregten Ansehens folgte ihm der Graf. „Wahrhaftig," rief Bonnivet, „ich erkenne beim schwankenden Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es sind die goldenen Lilien, welche so weit leuchten!"

„Madame," sprach der Graf, sich rasch umwendend, „Sie sind krank, ziehen Sie sich auf Ihr Zimmer zurück!"

„Sie irren sich, Graf, ich befinde mich wohl!"

„Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rate — gehorchen Sie mir!"

Und mit diesen Worten nahm er sie bei der Hand und führte sie hinaus, ihr sanfter zusprechend während des Gehens, als die barsche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrtum gewesen sein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erst noch am Morgen über die Loire hinüberreiten sehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am liebsten den Hirsch jagte und dem Wolfe nachstellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landstrich, welcher am linken Loireufer östlich von Blois begann, und welcher sich zwischen dem Beuvron- und Cossonflusse und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erstreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen seiner zärtlichen Mutter Louise von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch dessen strenge Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Teil seiner Jugend zugebracht, und von daher schrieb sich vielleicht seine Vorliebe für diese Gegend. Überhaupt aber lebten die damaligen Könige

von Frankreich noch nicht so ausschließlich in Paris, wie dies später geschah, obwohl „die gute Stadt“ Paris schon jahrhundertelang unzweifelhafte Hauptstadt des Landes war. Der Vorschlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptstadt zu machen, war wohl zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten sich vorzugsweise gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schlosse Plessis les Tours, einen Kanonenschuß südlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schlosse von Blois, aber Paris hatte sein Recht und seine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor sie auch später nicht, obwohl ein Valois, Heinrich III., Paris prinzipienmäßig von der wichtigen Stellung entsetzen, und von Blois aus die aufrührerische Hauptstadt, die Stadt der Guisen, seiner Feinde, regieren wollte.

Es ist dies wichtig gewordene Blois amphitheatralisch am rechten Loireufer an ziemlich steilem Abhange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schlosse der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von terrassenförmigen Gärten umgeben ist, ein lieblicher Ort der Rosen und der Fernsicht, ein anmutiges Stelldichein der Liebenden im 16. wie im 19. Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals schon nur noch einen schwarzen Turm aus der gotischen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenseite des Hauses, welche man, von der unteren Stadt aufsteigend, zuerst betritt, neu erbauen lassen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppentürme zwischen beide Flügel zu lehnen, welcher mit seiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßteile bildete. Maurer und Steinmetze waren in großer Anzahl daran beschäftigt, und es gab auf dem Hofe, dessen eine Seite frei auf die Stadt, und dessen westliche Seite frei auf den gen Amboise und Tours hinablaufenden Strom hinabsah, ein klapperndes Geräusch der Handwerker. Dieses einen Triangel

bildende Schloß war um die Zeit, welche wir vergegenwärtigen, mit den Leuten des königlichen Hoflagers angefüllt. In dem älteren östlichen Flügel wohnte Margareta, die Schwester des Königs, welche gegen ihre Neigung mit dem unbedeutenden Herzoge von Alençon vermählt war; in dem nördlichen neuen Flügel aber wohnte der König und dessen Mutter Louise, die statt ihres Geburtsnamens den einer Herzogin von Angoulême führte. Der Luxus begann damals erst in Frankreich, und man war noch nicht so verwöhnt, um das Geräusch der am Dache und an dem Turme arbeitenden Handwerker allzu beschwerlich zu finden. Ja, die Herzogin Louise trat zu wiederholten Malen auf den Korridor heraus und blickte auf den lärmenden Hof hinab, als ob sie besonderen Anteil an den Bauleuten nähme. Das war es indessen nicht, was sie aus dem Zimmer trieb, sondern sie erwartete jemand, und wie es schien mit großer Ungeduld, denn sie war auch in ihrem Zimmer sehr unruhig. Die Aussicht, welche das große Fenster dieses Zimmers bot, bildete einen Gegensatz zu dieser Unruhe. Das Plateau des Schloßplatzes zieht sich hinter dem Schlosse noch einige hundert Schritte in den Uferberg hinein, und hatte gegen die zerstreuende Aussicht und das Getreibe auf der Vorderseite etwas traulich Heimliches. Ein Rasenplatz mit alten Nußbäumen zog sich bis zu dem Kirchlein hinüber, welches in den Winkel des von dort wieder jäh aufsteigenden Berges gebaut und mit Ahorn- und Platanenbäumen beschattet, ja halb verdeckt war. Das Gebüsch ging über dem Kirchlein weiter in die Höhe, und ein Christusbild sah traurig aus dem Gezweige hernieder auf Kirchlein, Rasenplatz und Schloß. Die Nordseite des Schlosses warf tiefen Schatten hieher, und wenn nicht einige Kinder gespielt hätten, so wäre auf dieser Seite die vollkommenste Stille gewesen.

Herzogin Louise aber warf keinen Blick da hinaus; von Viertelstunde zu Viertelstunde rief sie ihren Diener und

fragte, ob jenseits der Loire von Romorantin her noch keine Reiter zu sehen seien oben vom neuen Turme. Der Diener mußte es immer verneinen, und so kam der Abend herbei, und die Sonne ging unter, ohne daß sich Reiter gezeigt hätten.

Herzogin Louise war eine volle, stattliche Frau, welche noch einige Ansprüche auf Schönheit hatte, und noch alle Ansprüche darauf machte, obwohl sie schon über vierzig Jahr alt und ein wenig stark geworden war. Scharfe Formen des Gesichtes, schwarzes Haar, brennende Augen, rascher Gang und rasche Bewegung der Arme gaben ihr etwas Herausforderndes und Herrisches, welches allerdings durch einen einschmeichelnden Ausdruck des Mundes, der hinter vollen Lippen schöne Zähne wies, gemildert wurde, sobald sie schmeicheln wollte. — Sie liebte den Luxus und hatte noch bei Lebzeiten des verstorbenen Königs Ludwig, eines bürgerlich bescheidenen Mannes, und zu großem Mißvergnügen der wirtschaftlichen Königin Anna Samt und Seide getragen ohne festliche Veranlassung; wie denn aller äußere Schimmer und Glanz und der leichte vergnügliche Sinn des französischen Adels von italienischen Prinzessinnen besonders geweckt und gefördert wurde, so daß erst diese savoyardische Prinzessin und später die beiden Mediceerinnen Katharina und Maria, die Gemahlinnen Heinrichs II. und IV., in diesem Betrachte einen unberechenbaren Einfluß auf die französische Nation geübt haben. Man kann sagen, daß vor dem jungen Frankreich, welches unter König Franz aus italienischen Einflüssen sich emporbildete, das fränkisch-germanische Element bei weitem das vorherrschende in Frankreich war, und daß erst von der unter Franz allgemein, nicht bloß in einzelnen Kunstteilen bewirkten Renaissance die französische Nation eine vorherrschend romanische wurde.

Louise war in schwarzen Samt gekleidet und trug die Schultern und Arme gegen altfranzösische Sitte entblößt. Ihre vollen Leibesformen boten sich dafür ganz gefällig,

und als der wieder eintretende Diener melden mußte, die Dunkelheit gestatte ihm nicht ferner auszuschauen vom Turme, und Kerzen auf den Tisch setzte, da machte die übrigens schlimm aussehende Frau bei dem rötlichen Kerzenlichte wohl noch den Eindruck, welchen das Tageslicht vermindern mochte, den Eindruck einer gebieterischen Schönheit.

„Rufe den Herrn Kanzler Duprat!“ sprach sie hierauf zum abgehenden Diener und setzte sich hastig auf einen jener hohen Stühle mit steifer Lehne, wie sie in neuerer Zeit wieder in Mode gekommen sind, und blieb unbeweglich sitzen, bis Duprat, der Kanzler des Parlamentes, die erste juristische Person des Landes, eintrat.

„Er kommt nicht, Duprat!“

„Er wird kommen!“ entgegnete dieser, ein kleiner blasser Mann, mit braunrotem Haar und Barte, auf dessen Antlitze eine unangenehme verächtliche Gleichgültigkeit und unwandelbare Selbstgenügsamkeit ausgeprägt waren, dergestalt, daß das Antlitz wie eine stehende Maske durch keinerlei Wendung des Gesprächs oder dessen, was sich ereignete, verändert wurde — „er wird kommen, denn er fühlt die Schlinge um den Hals, und er fühlt, daß sie sich enger und enger zieht, je weiter er sich von Blois entfernt.“

„Er ist zu vornehm, um an die Kraft einer juristischen Schlinge zu glauben.“

„Ich habe schon lange genug das Parlament geleitet, um den vornehmen Seigneurs den Glauben einzuprägen, es seien die Formen des Rechts von Eisen, das wir schmieden, und gegen welches kein Hochmut aufkomme, sei er noch so herrlich.“

„Wird denn auch Chabot de Brion den Stand des Prozesses ihm überzeugend genug entwickelt haben? Brion ist leichtsinnig.“

„Ich habe ihm zu deutlich gemacht, daß des Connetables Erbe verloren sei, wenn er sich nicht mit Euch verbünde,

und solchergestalt der Prozeß niedergeschlagen werde. Desgleichen hab' ich Matignon, den bretonischen Herrn und des Connetables vertrautesten Freund unterrichtet, er muß überzeugt sein, und ist sicherlich bereits auf dem Wege hierher."

„Ach was! Er hat einen Kopf von Buchenholz, dieser Connetable, juristische Überzeugung dringt nicht hinein — und das Recht auf die Erbschaft, welche wir ihm nehmen wollen, es ist spitzfindig und zweifelhaft."

„Je spitzer es ist, desto schärfer verwunden wir damit, je zweifelhafter, desto mehr ist es in unserer Gewalt. Wenn Sie, gnädigste Frau, sich nicht zutrauen, ihn zu —"

„Was, Antoine Duprat?"

„Ihn zu Ihren Füßen zu sehen vermittelst bloßer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Drohung, so gedulden Sie sich vier Wochen; ich verspreche, in dieser Zeit den Spruch herauszubringen. Dann ist dem Connetable kein Zweifel mehr übrig, und mit Eurer Hand gewinnt er den verlorenen Prozeß und die verlorenen Güter wieder."

„Ihr versteht Euch schlecht auf Lebensformen und Charaktere, Duprat. Der Connetable empört sich eher, als daß er sich geschmeidig einem so harten Spruche unterwerfe und — ein erzwungener Mann, mein Freund, ist nicht mein Mann!"

Bei dieser Rede trat ein bestäubter Reitersmann auf die Schwelle des Zimmers. Es war Chabot de Brion, ein Liebling des Königs, welcher von der Herzogin Louise nach dem Bourbonnais geschickt worden war, um den Connetable Karl von Bourbon, dessen Hand und Liebe sie erzwingen wollte, nach Blois zu nötigen. Er verkündigte ihr jetzt lächelnd, daß der Connetable eben vom Pferde steige und binnen einer Viertelstunde bei ihr sein werde.

Sie verabschiedete sogleich die beiden Männer, nachdem sie sich noch von Duprat eine Pergamentrolle hatte einhändigen lassen. Darauf stand in kurzen Worten verzeichnet,

unter welchen Rechtstiteln sie und der König die Hauptbesitzungen Karls von Bourbon in Anspruch nahmen. Karl von Bourbon nämlich war von Hause aus nur Graf von Bourbon-Montpensier und war als solcher keineswegs im Besitz der Herzogtümer Bourbon und Auvergne gewesen, welche einen großen, gebirgigen Teil des südlichen Frankreich einnahmen und eine der mächtigsten Seigneurien des Landes bildeten. Aber das Salische Gesetz, welches nur männlichen Nachkommen die Erbschaft gestattet, war in der Familie herkömmlich, und da Peter, der letzte Herzog von Bourbon, nur eine Tochter, Susanne, hinterlassen hatte, so trat Graf Karl als nächster Vetter nach Peters Tode in dessen Rechte. Dieses Besitzrecht war noch fester dadurch genietet worden, daß Karl Susanna heiratete, und blieb denn auch unangetastet, solange die Heirat bestand. Aber Susanne starb, und obwohl sie ein Testament hinterließ, in welchem sie all ihre Rechte und außer diesen auch alle Besitztümer, welche anderen Ursprungs und nicht dem Salischen Gesetze unterworfen waren, ihrem Gatten zuschrieb, so war doch mit diesem Tode allen Widersachern Bourbons das Signal zum Angriffe gegeben. Unter diesen Widersachern stand obenan Louise von Angoulême, welche vor zwanzig Jahren wohl eine Zeitlang auf vertrautem Fuße mit ihm gestanden, diese Vertraulichkeit aber völlig eingebüßt hatte durch ihren leichtsinnig wechselhaften Lebenswandel und durch die Verheiratung Bourbons. Bourbon war ein strenger, herber Mann, welcher den munteren Sinn der Jugend zeitig ablegte und sich zum öfteren nachteilig über die Vergnügungslust der Madame von Angoulême äußerte. Diese nun machte selbst Anspruch auf die Erbschaft, da sie eine leibliche Cousine Susannas, und deshalb von näherer Verwandtschaft mit dem Bourbonschen Herzogshause war als Karl von Bourbon. Die Nebenbesitzungen waren ihr auch schwer zu bestreiten, nur für die Hauptbesitzungen stand ihr das Salische Gesetz im Wege, und gegen dies Hindernis hatte

ihr der juristisch überaus verschmitzte und im wesentlichen gewissenlose Duprat Verfahren und Beweisgründe aufgezeichnet, welche sie jetzt in der Hand hielt und betrachtete. Sie wünschte nicht, daß es zu den äußersten Formen des Prozesses kommen möchte, und hoffte einerseits durch Schrecken, andererseits durch Hinweis auf sicheren Gewinn und auf frühere Neigung den Connetable zu der vorgeschlagenen Ausgleichung durch Heirat zu bewegen. Zum Erschrecken nämlich diente ihr ein vages Gerücht, welches bereits entstanden war, und welches dahin lautete, der Connetable sei, mißvergnügt über das französische Regiment, in Unterhandlung getreten mit Kaiser Karl, dem Erbfeinde Frankreichs. Eine Hindeutung, daß der König dies Gerücht kenne und bereits näher erforsche, mußte dem Connetable die größte Gefahr zeigen, denn er war des Landesverrats schuldig, sobald es sich bestätigte.

Der stämmige, bärtige Mann, welcher in unscheinbaren Kleidern bei der Herzogin als Connetable, Herzog von Bourbon eingeführt wurde, sah indessen nicht aus wie ein Mann, der so leicht etwas fürchtete, oder leicht sich einschüchtern ließe, oder auch den Verführungen der Liebe leicht zugänglich sei. Er war von mittlerer Größe und von jenem Wuchse, welchen die Franzosen viereckig und welchen wir vierkantig nennen. Das verbrannte, halb im Barte versteckte Gesicht hatte grobe Züge und drängte sich über den Augen finster zusammen; als der Diener die Tür öffnete, zog der Connetable langsam den breitkrempigen Filzhut, den er gegen die Gewohnheit der damals modernen Art selten und ungern mit dem Barett vertauschte, vom buschigen Haar, und trat langsam und ohne besonders zu grüßen sporenklirrend bis in die Mitte des Zimmers, welches der wohlunterrichtete Diener auf einen Wink der Herrin sorgfältig hinter ihm geschlossen hatte.

Karl von Bourbon war nicht geistreich, aber er besaß die Kraft des Schweigens. Die Herzogin hatte viele Wendungen und Worte zu verschwenden, ehe sie ihn zu näherem Eingehen

bewegen konnte, und es wurde dies Eingehen nicht ein freundliches, vertrauliches oder gar zärtliches, wie dies eine Jugendgeliebte, welche noch schön in Formen, und welche im einsamen Zimmer allein ist mit dem Manne früherer, wenn auch nur flüchtiger und sinnlicher Neigung, erwarten konnte, nein, es wurde ein heftiges und zorniges, welches endlich aus dem Connetable hervorbrach wie ein verhaltenes Gewitter.

„Es wird Euch nimmermehr gelingen, Madame von Angoulême," rief er aus, „das Parlament zu juristischen Kniffen und schreiender Ungerechtigkeit herabzuwürdigen."

„Gott bewahre uns auch vor solchem Versuche!" entgegnete sie.

„Nun, auf was hofft Ihr denn sonst? Könnt Ihr das Salische Gesetz, welches von den fränkischen Zeiten her in unserer Familie herrscht, könnt Ihr's aus dem Gedächtnisse des Parlaments und der Franzosen wischen, wie man mit einem Schwamm geschriebene Worte von einer Tafel wischt?"

„Im Gegenteile, wir wollen das Salische Gesetz zu Ehren bringen."

„Das heißt?"

„Der König, mein Sohn, wird als salischer Herr auftreten. Herzog Peter, Susannas Vater, war ja doch vermählt mit Anna von Frankreich aus dem königlichen Hause, mit ihr zeugte er Susanna, nachdem im Ehekontrakte versprochen war —"

„Was?"

„Die bourbonischen Domänen sollten ans königliche Haus fallen, wenn aus dieser Ehe keine männliche Nachkommenschaft erwüchse. Ist es nicht salisch, wenn morgen der Generaladvokat im Namen des Königs vom Parlamente das Herzogtum in Anspruch nimmt?"

Bei diesen Worten stand der Connetable heftig von seinem Stuhle auf, und die Hand ausstreckend, die Lippen öffnend, als wollte er etwas Arges sprechen, blieb er vor

der sitzenden Herzogin stehen, und seine flammenden Augen ruhten verzehrend auf ihr. Aber er sprach die Worte nicht aus, die auf der Lippe schwebten, und die Herzogin ergriff sanft seine Hand, und bat ihn, sich wieder zu setzen, ruhig zu sein, ruhig zu prüfen; man werde jetzt nicht härter sein gegen das Haus Bourbon als Ludwig XII. es gewesen, wenn der Chef des Hauses sich nicht in feindseligem Widerwillen vom königlichen Hause zurückziehe. — Die schöne, volle Hand der Dame übte noch etwas von ihrer früheren elektrischen Kraft auf den Connetable, der Zorn entwich ihm, und er küßte die streichelnde Hand. In der Tat stand das Gedeihen oder Nichtgedeihen seines ganzen übrigen Lebens auf dem Spiele bei dieser Zusammenkunft. Mehr grollend als zornig warf er dem Könige vor, daß er ihn vernachlässige, daß er junge unerfahrene Emporkömmlinge wie Bonnivet und Brion mit den wichtigsten Aufträgen und Unternehmungen betraue, daß er ihn, die erste militärische Würde Frankreichs, daneben in Untätigkeit und Nichtachtung lasse, ja, daß es im ganzen Reiche nicht einen geringen Diener gebe, dem der Sold so unregelmäßig ausgezahlt, so hartnäckig vorenthalten werde wie ihm, dem Connetable von Frankreich!

„Und doch hat Euch mein Sohn zum Connetable ernannt! Stellt Euch doch nicht selbst so herunter, Karl, daß Ihr um Sold fragt und klagt. Dem Diener eben zahlt man, mit dem Freunde des Hauses rechnet man nicht."

„Freund des Hauses? — Nimmt der Freund dem Freunde Hab und Gut?"

„Er nimmt es, um das Genommene dem Freunde zu schenken. — — Hat Euch Brion nicht davon gesprochen, wie wir unsere Herzogtümer vereinigen wollen unzertrennbar, gleich wie jetzt unsere Hände vereinigt sind? Erschwert es mir nicht dergestalt, Karl, Euch Hand und Gut entgegenzutragen!"

„Madame.“

Das Taschentuch glitt ihr bei diesen Worten vom Schoße hinab und fiel ihr auf den vorgestreckten Fuß. Der Connetable war kein galanter Mann, er gehörte nicht zur Renaissance der anmutigen Formen in Ritterſitte, aber er war doch in den Überlieferungen des untergehenden mittelalterlichen Rittertumes erzogen, und bückte ſich nach dem Tuche. Die großen Reiterſtiefel, welche er, unhöflich genug, zu dem Beſuche nicht abgelegt, erſchwerten ihm das Bücken, und er mußte ſich auf ein Knie niederlaſſen. Die gewandte Dame nahm dieſe Huldigung ſogleich wichtiger auf, als ſie gemeint war, legte ihm die Hände auf die Schultern, ſo daß ihre Arme ſein Haar berührten, ſagte ihm einige ſüß dankende Worte, und hielt ihn dergeſtalt länger in ſolcher Stellung feſt, als ſeiner urſprünglichen Abſicht gemäß und als ſeinem unzärtlichen Blute förderlich war. „Ihr wißt es, Karl,“ — ſetzte ſie ihr Haupt zu ihm niederbeugend hinzu — „daß mich mein Sohn der König wie ein guter Sohn gewähren läßt auch in den großen Fragen der Regierung, wir werden zuſammen ein glückliches Kleeblatt, das Land beherrſchen, unſere Freunde fördern, unſere Feinde züchtigen!“

„Aber Eure Freunde ſind meine Feinde!“

„Das wird ſich ändern; Leute wie Bonnivet werden ſich Euch in anderem Lichte zeigen.“

„Nimmermehr verkehr' ich in gutem mit dieſen geleckten Emporkömmlingen!“ rief der Connetable aufſpringend. Der Name Bonnivets, den er grimmig haßte, zerriß mit einem Male das Netz, welches ſich zu ſeinem Vorteile leiſe um ihn ſchlang.

Hiermit war alle beginnende günſtige Stimmung zerſtört. Die Herzogin, welche Bonnivet ebenfalls als einen ihr ſtets gefälligen Liebling und ſchönſten Mann des Hofes lebhaft beſchützte, war auch aufgeſprungen bei dieſem barſchen Ausdrucke und erwiderte in der erſten Wallung des Unmutes

dem Herzoge nicht minder empfindliche Worte. Rede und Gegenrede wurde immer heftiger: sie warf ihm vor, daß er durch Aufwand in Gefolge und Schmuck, den er an seinen Leuten ins Hoflager bringe, den König zu überbieten trachte, daß er einen zweiten König spielen wolle, und damit gerechten Zorn und gerechte Strafe herausfordere. Er erwiderte ungestüm, daß ihm niemand darein zu reden habe, daß der König sein Lehnsherr, nicht sein Souverän sei, daß die gerechte Strafe, von der zu reden sie sich erlaube, nichts sei als niedrige Rache für beleidigte Eitelkeit, und daß es ihm nicht im entferntesten zu Sinn stehe, durch Kuppelei seinem guten Rechte etwas zu vergeben.

Dies letzte gröbliche Wort entschied für immer: es trieb der Herzogin die Zornesglut ins Antlitz, und sie befahl ihm, auf der Stelle aus ihren Augen zu gehen.

„Möge die Lektion Euch bessern!" sagte der übel beratene Mann noch im Hinausgehen und befahl dem Ritter seines Gefolges, welcher auf dem Korridor seiner harrte, die Pferde sogleich wieder vorführen zu lassen. Das Gerücht über Unterhandlungen, in welche er mit Kaiser Karl getreten sei, trieb ihn, ein Zusammentreffen mit dem Könige, der von der Jagd zurück erwartet wurde, zu vermeiden; denn er wußte nur zu gut, wie begründet dieses Gerücht war, und wie er hier mitten im Hoflager einer heftigen Wallung des Königs, welche die Herzogin Louise zu erregen nicht ermangeln würde, preisgegeben sei.

Es gelang ihm nicht, hinwegzukommen, schon hatte er den Fuß im Steigbügel, da schmetterten die Jagdhörner durch den Torweg herein, und in der roten Beleuchtung von Kienfackeln erschien auf hohem Rosse König Franz.

„Sieh da, Vetter," rief er, „Ihr in Blois! Und wollt schon wieder fort? Nicht doch? Seid mir willkommen!"

Und bei diesen Worten war er vom Pferde gesprungen und hatte dem sich verbeugenden Connetable die Hand entgegengestreckt. Er ließ die Hand nicht wieder los und sprach lachend: „Ihr sollt sogleich dafür bestraft werden, daß Ihr so selten kommt und bei seltenem Besuche so eilig entweichen wollt, Ihr sollt die Spiele, welche meine Schwester veranstaltet und welche Euch herbem Kriegsmanne von keinem Reize sind, Ihr sollt sie auf der Stelle mitmachen. Dies sei Euere Strafe, schlimmer Vetter und Lehnsmann! 's ist eben die Zeit, in welcher meine Margarete ihre Zunft versammelt, der Abend ist windstill und warm, wir werden sie im Freien hinter dem Schlosse finden; gebt mir Eueren Arm!"

So führte er den widerstandslosen Connetable, der diese teils ironische, teils gutmütige Sorglosigkeit halb zum Teufel wünschte und halb rührend fand, zum Tore hinaus und links um die Schloßecke nach jenem heimlichen Plateau hinter dem Schlosse, welches vom Fenster der Herzogin Louise gesehen wurde. Er war sehr guter Laune, der König, und stand damals in voller Blüte jugendlicher Kraft und Pracht, ein hoher, schöner Mann voll Lebens- und Tatendrang, voll Sinn für alles, was Geist und Herz beschäftigen kann. Die vortrefflichen Bilder, welche von ihm auf uns gekommen, und welche alle dem Meisterporträt Tizians nachgebildet sind, schildern keineswegs den Franz damaliger Zeit, welcher noch in aufsteigender Jugend und Königsherrlichkeit begriffen war. Im Tizianschen Bilde schmeckt sich schon das Ansäuerliche späterer Sorge hindurch, die erlebten Täuschungen haben schon einen leisen Hohn über die Züge gebreitet, die schöne Nase ist schon schärfer und größer, wie trotzend, hervorgetreten, und die Sinnlichkeit um Augen und Mund, früher nur dreist, hat im Bilde bereits etwas Freches und Faunenhaftes.

Der stille Platz unter den Nuß- und Ahornbäumen hatte sich artig verwandelt mit der einbrechenden Nacht:

Pechpfannen erleuchteten ihn über und über, Teppiche bedeckten den Erdboden und ein rotseidenes Zelt, in dessen Hintergrunde Erfrischungen aufgestellt waren für das Belieben eines jeglichen hinzutretenden Gastes, lockte in den Winkel unter dem Kirchlein. Neben dem Zelte stand oder saß eine Gruppe Damen und Herren, und die Sitzenden, welche nicht auf Stühlen, sondern auf Kissen mehr ruhten als saßen, gemahnten den Fremdling an die Märchengesellschaften des Morgenlandes. Wirklich hatte auch diese Gesellschaft einen Zweck, wie Scheherzades Kreis der Tausend und einen Nacht. Margareta, des Königs Schwester, eine hochgewachsene, wohlgebildete Dame, saß in der Mitte, und war die Herrin und Seele dieser Zusammenkünfte. Sie war eine Frau von gebieterischem und doch lieblichem Ernste, welche die munterſten Dinge lächelnd gewähren ließ, obwohl sie selbst den ernsthaftesten und strengsten Dingen nachtrachtete. Sie war um einige Jahre älter als ihr Bruder und war durch eine ihr unerwünschte Vermählung und durch ein gedankenvolles Naturell frühzeitig zum Verkehr mit Gelehrten und Künstlern und zur vorherrschenden Teilnahme an deren Interesse gedrängt worden. Damals schon wurde ihr scherzhaft nachgesagt, sie sei auf seiten der in Deutschland und der Schweiz begonnenen Reformation, und der oberflächliche Sinn wußte es nur nicht zu reimen, wie ein und dieselbe Dame die Reize des sinnlichen Lebens und der daraus entstehenden Künste mit Vorliebe schildern und doch einer religiösen Richtung zugetan sein könne, welche all jenen Lebensreizen den Untergang drohte. Darin aber bestand eben ihr reiches Naturell, daß sie, ihrem Bruder überlegen, solche Gegensätze friedlich in sich verbinden konnte. Sie begrüßte anmutig die Hinzutretenden und lud sie zum Sitzen ein. „Unser würdiger Freund Duchatel“ — sagte sie, auf einen alten Herrn deutend, welcher sich verneigte — „hat heute zuerst das Wort, um uns eine Erzählung vorzutragen.“

„Es geht also heute ernsthaft zu," sagte hierauf König Franz, „denn Freund Pierre befaßt sich nicht mit lustiger Ware. Ich hoffe, Meister Clément, du wirst uns später deine leichtfertigen Dinge nicht vorenthalten!"

Diese Worte waren an einen kleinen, verschlossen und listig aussehenden Mann gerichtet, dem der Schalk hinter den leicht beweglichen Nasenflügeln sitzen mochte, und der sich bei der Anrede des Königs außerordentlich tief verbeugte.

Der Connetable, welcher in diesen Kreis, ganz dem Alltagsausdruck gemäß, wie die Faust aufs Auge paßte, und welchen in diesem Augenblicke nichts in der Welt weniger interessierte, als ein Geistesturnier mit Erzählungen und Phrasen, er war in peinlicher Stimmung. Er kannte König Franz von dessen Jugend auf, er wußte sehr wohl, daß dieses jungen Königs Manieren äußerst schwer zu durchschauen, äußerst schwer zu berechnen waren. Niemand in der Welt konnte sagen: Dies ist jetzt des Königs eigentlichste Stimmung und Laune und Absicht; obwohl frank und frei in ritterlicher Geradheit, war König Franz doch ein immerwährender Künstler seiner selbst, wie er im allgemeinen eine Künstlernatur war durch und durch. Nicht daß er falsch und verstellt gewesen, nein, aber das einfache und gedankenlose Benehmen war außer seiner Natur, er genügte sich selbst nicht, wenn sein Verhältnis zu Freund und Feind nicht fortwährend eine mannigfach bedeutungsvolle Form hatte, es gehörte zu seiner künstlerischen Existenz, nach allen Seiten und fortwährend eine neue, unerwartete Bedeutung für sich selbst zu erschaffen. In dieser unberechenbar schöpferischen Laune seines Naturells lag der Widerspruch gegen eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Rittertums, die er zu bezwecken glaubte. Er hegte irrtümlich solchen Glauben, weil er reicher war als die Vorstellung, die er von sich selbst und von der Welt zu fassen wußte.

Und wie mußte des Connetables Besorgnis gesteigert werden, als Peter Duchatel im Beginn seiner Erzählung

unterbrochen wurde durch die Ankunft eines Mannes, den der König zu heimlichem Gespräch sogleich beiseite führte, und der niemand anders war als des Connetables Todfeind, der Admiral Bonnivet.

Bonnivet kam spornstreichs aus der Bretagne, wo ihn auf Chateaubriant einer der entgegengeschickten Boten des Königs aufgefunden und eiligst nach Blois beschieden hatte. Bourbon war unterrichtet, daß Bonnivet in der Bretagne gewesen sei, er hatte, ganz wie die Herzogin Louise angedeutet, ein übles Gewissen in betreff einiger bretonischen Edelleute, die mit ihm unter einer Decke gegen den König spielten, er durfte vermuten, daß alles in einem genauen Zusammenhange zu seiner Lage und Person stehe, und daß er nur durch Höflichkeit zurückgehalten werde, bis der König den Verrat klar übersehe, um alsdann stracks gegen die Person des aufrührerischen Vasallen zu verfahren. Er blickte einen Augenblick forschend umher, ob es möglich sei, sich ungesehen aus dem lästigen Kreise zu entfernen. Aber sein stolz-trotziger Sinn hätte dies ohnehin nicht gestattet, wenn auch die Pechpfannen weniger hell geleuchtet hätten. Zudem redete ihn die Herzogin Margareta bereits zum zweiten Male an; er war so mit seiner Lage beschäftigt, daß er ohne die Vermittelung Meister Clément auch diese zweite Ansprache überhört haben würde, und daß er unpassend genug antwortete, aufs neue verstört durch die Rückkehr des Königs und Bonnivets zur Gesellschaft.

„Kennt jemand die junge Gräfin Chateaubriant?" sagte der König. „Bonnivet rühmt sie als ein Ideal von Anmut und Liebenswürdigkeit. Übertreibt er?"

„Gewiß nicht!" erwiderte rasch Meister Clément.

„Du kennst sie? Was du nicht alles kennst! Und ich weiß nichts von dieser schönen Blume in meinem Reiche? Graf Chateaubriant gehört wohl zu den mißvergnügten kleinen Königen Frankreichs?"

Alles ſchwieg.

„Ich hab' ihn ſeit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder geſehen. — Ihr werdet ihn wohl kennen, Vetter Bourbon?"

„Nein!" erwiderte der Connetable barſch.

„Nicht?" — Und bei dieſem Worte ruhte des Königs Blick forſchend auf dem Antlitze des Connetables, während ſein Mund die gleichgültigen Worte ſprach: „Wir hören, lieber Duchatel!"

Peter Duchatel begann auf dieſes Zeichen ſogleich ſeine Erzählung folgendermaßen:

„Es handelt ſich um die abſonderliche Art von Erfindung eines Edelmannes, ſeine Liebe einer Königin zu erklären, und wie dies ablief.

Am Hofe von Kaſtilien war ein Edelmann, ſo vollkommen an Schönheit und guter Beſchaffenheit, daß man in ganz Spanien ſeinesgleichen nicht finden konnte. Jedermann bewunderte ſeine Vorzüge und noch mehr die abſonderliche Faſſung derſelben. Denn man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem Hofe ſolche, vor denen Eis ſchmolz. Eliſor hieß jener Mann. Die Königin, eine Dame von großer Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausgenommen, die um ſo ärger brennt, je weniger ſie ſich zeigt, verwunderte ſich ſehr über Eliſor, und fragte ihn eines Tages, ob er wirklich ſo lieblos wäre, wie es den Anſchein habe.

‚Könntet Ihr,' erwiderte er hierauf, ‚mein Herz ſehen, wie Ihr meine Haltung ſehet, Ihr würdet mich nicht alſo fragen.'

Nun wünſchte ſie zu wiſſen, wie er das meine, und drängte ihn ſo lange, bis er geſtand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar ſeines Erachtens die tugendhafteſte der ganzen Chriſtenheit. Aber alle Bitten und Befehle verſ-
ten es nicht über ihn, daß er den Namen dieſer Dame

genannt hätte, so daß die Königin tat, als ob sie höchlich erzürnt sei gegen ihn, und ihm schwor, sie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriete. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er sagte nicht ohne Besorgnis: ‚Madame, wenn Ihr das erste nächste Mal auf die Jagd geht, werde ich sie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr sie für die schönste und vollendetste Frau der Welt halten werdet.‘

Auf diese Antwort hin ging die Königin so bald als möglich auf die Jagd, und Elisor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte sich einen großen Stahlspiegel machen lassen in Form eines Küraſſes, schnallte ihn vor seine Brust und bedeckte ihn sorgfältig mit einem Mantel von schwarzem Fries, welcher äußerst reich verbrämt war mit Silber- und Goldtuch. Er ritt ein maurisch Pferd mit vergoldetem Geschirr, und zog alle Blicke auf sich, denn er ritt mit unglaublicher Geschicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, stieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieser Gelegenheit, da sie ihm die Arme entgegenstreckte, öffnete er seinen Mantel und sprach: ‚Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken!‘ Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er sie sanft auf die Erde.

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte ins Schloß zurück, ohne daß sie etwas zu Elisor gesagt hätte. Aber nach dem Abendessen rief sie ihn und sprach, er sei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen versprochen hätte. Deshalb werde sie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Elisor, fürchtend, die Königin habe nicht verstanden, was er angedeutet, erwiderte fest, es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am meisten liebe.

Die Königin spielte die Unverständige weiter, und er mußte sie fragen, was sie denn in dem Stahlspiegel erblickt

habe? — ‚Nichts als mich selbst!‘ entgegnete die Königin. — ‚Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben als das, welches Ihr auf meiner Brust gesehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, sondern wie Gott auf Erden, in dessen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, solange ich sie verborgen trug, nicht meinen Tod sein, da ich sie enthüllt.‘

Die Königin, sei's um sich zu verstellen, sei's um ihn zu prüfen, oder sei's, daß sie eben noch eine andere Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt aussah, folgendes: ‚Elisor, ich will nicht fragen, welche Torheit euch bewogen hat, eine so hohe und schwierige Zuversicht zu fassen — ich möchte nur wissen, wie lange Ihr diese Neigung schon in Euch tragt?‘

Elisor durfte von ihrer ernsten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen und sagte schüchtern, daß schon von früher Jugend auf diese Liebe in ihm Wurzel geschlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit sieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, sondern eine Krankheit so reich an Genüge, daß er die Genesung für den Tod erachten müßte.

‚Da dem also ist‘, sagte die Königin, ‚und Ihr schon eine so große Festigkeit bewiesen habt, so darf ich nicht leichtsinniger im Glauben sein, als Ihr im Geständnisse gewesen seid. Ich will also eine Wahrheitsprobe versuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach bestandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch selbst ausgebt. Finde ich Euch also so, wie Ihr sagt, so werdet Ihr mich finden, wie Ihr begehrt.‘

Elisor bat sehr um die Bestimmung dieser Probe, denn es sei seiner Liebe nichts zu schwer!

‚Also‘, sprach sie, ‚sollt Ihr von morgen an diesen Ort und diese Gesellschaft verlassen und an einen abgelegenen

Ort gehen, der in keinerlei Verbindung ist mit meinem Aufenthaltsorte, so daß keines Nachricht von dem andern haben kann sieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch schon die Probe von sieben Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt, wenn ich nun auch sieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wissen, was ich zu wissen und zu glauben habe.'

Elisor, im Begriff, sich darein zu ergeben, setzte nur hinzu: ‚Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der sieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?'

‚Hier,' sagte die Königin, indem sie ihm einen Ring reichte, ‚brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andere bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtnis brächte — ich Euch an dieser Ringhälfte erkenne.'

Elisor zerbrach den Ring und schied mehr tot als lebendig, rüstete seine Abreise, verabschiedete all seine Leute und verschwand mit einem einzigen Diener dergestalt, daß niemand sieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermessen, welch ein Zeitraum dies ist.

Und diese sieben Jahre waren mit der Minute um, da ging die Königin zur Messe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küssend, überreichte er eine Bittschrift, die sie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie sie war, dergleichen täglich zahlreich entgegenzunehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete sie diese inmitten der Messe und fand darin die Hälfte des Elisorschen Ringes. Sie war sehr erstaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu lesen, was in dem Briefe stand, befahl sie sogleich ihrem Almosenier, den Eremiten holen zu lassen. Der Almosenier suchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten sei, es wisse niemand wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almosenier diese unerwünschte Gewißheit zu berichten hatte, so las die Königin unterdes, was neben der Ringhälfte geschrieben stand, und dieses klang denn folgenderweise:

Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft selbst über Leidenschaft;
Denn sie nötigt zur Prüfung der Dinge,
Und zeigt, was halte und was springe.
So prüft' ich mein Herz im innersten Triebe,
Was der Grund wohl sei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wohl bald bekennen,
Euere Schönheit sei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grausamkeit nicht zu trennen!
Die Grausamkeit aber sei nicht böse,
Denn sie sei's allein, die mich erlöse:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr sehen,
Und so war's um die Macht der Schönheit geschehen.

Für die Schönheit sind auch der Jahre sieben,
Noch nirgends ohne Nachteil geblieben;
Mir aber sind sie zustatten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die sich so wehrt,
Die so erprobet und verschiebt,
Daß solche Frau, Madame, — nicht liebt.

Nach siebenjähr'ger Prüfungsfrist
Denn also nichts zu sagen ist,
Als dies: Auf Nimmerwiedersehen,
Madame, 's ist viel zuviel geschehen,
Ob wir uns meiden oder sehen,
Madame, auf Nimmerwiedersehen!

Dieser Brief ward nicht ohne großen Tränenstrom und großes Erstaunen gelesen, dem ein unglaubliches Bedauern folgte, denn der Verlust eines solchen Mannes schien ihr jetzt so außerordentlich groß, daß sie sich trotz ihrer Königskrone wie die ärmste Frau des Reichs vorkam, weil sie das

Beste verloren habe, und verloren durch eigene Torheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Tal, keine Höhle, kein Busch, kein Strauch blieb undurchsucht, um den Eremiten aufzufinden — es war umsonst, und die schöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

„Die Geschichte spielt wohl in früher Zeit, Duchatel?" fragte der König.

„Wegen der sieben Jahre," schalt Meister Clément ein, und der König lachte sehr. „Clément, Clément," setzte er hinzu, „du wirst alle Tage schlimmer, oder willst du nur die bösen Zungen, welche dich ketzerischer Gedanken zeihen, Lügen strafen?"

„Ich hoffe nicht," nahm die Herzogin Margaret das Wort, „ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!"

„Aber, Margaret, sieben Jahre! Und nicht in wachsender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntnis, wenn der Termin verstrichen, dann sei auch unsere beste Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein, Schwester, das ist über die Ritterlichkeit hinaus, das ist töricht. Papa Lascaris, was sagte man in Griechenland und Rom zu solcher Liebe?"

„Dasselbe, was du sagst, o König!" erwiderte hierauf der schneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Altertumskunde echt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derselben in Frankreich, selbst unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigste gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um so sorgfältiger hielt er diesen griechischen Weisen im Auge, seit ihm plötzlich vor einigen Jahren sein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboise zum Tode erkrankt, ja in seinen Armen verschieden war. Dieser Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Bonnivet, ob dieser ihm auch

vollständige Abwartung seiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab' ich zwar nicht, gnädiger König —"

„Du bist und bleibst doch der leichtsinnigste Mensch."

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geist der jungen Gräfin schien ihn so zu fesseln —"

„Also sie hat auch solchen Geist?"

„Sie unterhielt sich mit ihm wenigstens über eitel schwierige Dinge und fand kein Ende mit Fragen, so daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretonischen Grafen dabei Angst werden kann."

„Das klingt immer besser; wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein paar Pferde dran setzen — ah, unsere Mutter, Margaret!"

Der König und dessen Schwester und mit ihnen die ganze Gesellschaft erhob sich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranschritt. König Franz umarmte sie, und Bourbon sah mit Entsetzen, daß sie, den König festhaltend, heftig, wenn auch leise in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit schießenden Blicken die Gestalt des Connetable aus der Gesellschaft herausfuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden sei. Wirklich wandte sich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

„Und was meint Ihr, Connetable, zu sieben Jahren echter Treue?"

Der Connetable, nicht rasch von Gedanken, aber fest von Mute, antwortete nicht sogleich, sondern besann sich.

„Ich bin auch in dem Falle," fuhr der König fort, „jetzt nach sieben Jahren Rechnung abzuschließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen."

„Königlicher Vetter," sprach langsam und deutlich Bourbon, „wenn das Verhältnis richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt ist, da dünken mir sieben Jahre

Treue nicht mehr zu sein als siebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da ist der schwächere Teil nicht sieben Stunden sicher, und er lebt nicht mehr in Zuversicht, sondern ist bloßer Laune preisgegeben."

„Bravo, Vetter," sprach hastig Margaret, „Ihr kommt als gesunder Krieger unseren schwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meister Clément, der darauf zu harren scheint, ergreife das Wort."

„Ohne Seitensprünge, Clément," rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern schien, „laß eine deiner nichtswürdigen Geschichten heraus. Unmoralisch sind sie doch alle, sorge dafür, daß wir wenigstens lachen können, denn es ist schlechte Zeit."

„In der gascognischen Grafschaft Aleth" — begann Clément Marot mit großer Ernsthaftigkeit, „hatte einer namens Bornet eine anständige Frau geheiratet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigentümlich sein soll. Er selbst indessen wünschte sein Nebenvergnügen; ‚denn dafür bin ich der Mann,' pflegte er zu sagen, ‚mir steht mehr zu.' Dies Nebengelüst richtete er auf das Kammermädchen seiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein besonderer Held. Er hatte zum Beispiel den sehr schlimmen Fehler, daß er seinem Nachbar, der ein Schneider und sein vertrauter Freund war, alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies soll nie von Nutzen sein, und dieser Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ sich von ihm versprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkosung ablassen müsse, wenn er sich hinreichend an dem schönen Mädchen geletzt habe. ‚Das will ich wohl tun,' sprach Bornet, und sie gaben sich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz anderer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verriet ihr, wie sie von solchen unerlaubten Nachstellungen des Hausherren gepeinigt werde! Madame Bornet war sehr betreten und wünschte

Alles schwieg.

„Ich hab' ihn seit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder gesehen. — Ihr werdet ihn wohl kennen, Vetter Bourbon?"

„Nein!" erwiderte der Connetable barsch.

„Nicht?" — Und bei diesem Worte ruhte des Königs Blick forschend auf dem Antlitze des Connetables, während sein Mund die gleichgültigen Worte sprach: „Wir hören, lieber Duchatel!"

Peter Duchatel begann auf dieses Zeichen sogleich seine Erzählung folgendermaßen:

„Es handelt sich um die absonderliche Art von Erfindung eines Edelmannes, seine Liebe einer Königin zu erklären, und wie dies ablief.

Am Hofe von Kastilien war ein Edelmann, so vollkommen an Schönheit und guter Beschaffenheit, daß man in ganz Spanien seinesgleichen nicht finden konnte. Jedermann bewunderte seine Vorzüge und noch mehr die absonderliche Fassung derselben. Denn man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem Hofe solche, vor denen Eis schmolz. Elisor hieß jener Mann. Die Königin, eine Dame von großer Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausgenommen, die um so ärger brennt, je weniger sie sich zeigt, verwunderte sich sehr über Elisor, und fragte ihn eines Tages, ob er wirklich so lieblos wäre, wie es den Anschein habe.

‚Könntet Ihr,' erwiderte er hierauf, ‚mein Herz sehen, wie Ihr meine Haltung sehet, Ihr würdet mich nicht also fragen.'

Nun wünschte sie zu wissen, wie er das meine, und drängte ihn so lange, bis er gestand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar seines Erachtens die tugendhafteste der ganzen Christenheit. Aber alle Bitten und Befehle vermochten es nicht über ihn, daß er den Namen dieser Dame

genannt hätte, so daß die Königin tat, als ob sie höchlich erzürnt sei gegen ihn, und ihm schwor, sie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriete. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er sagte nicht ohne Besorgnis: ‚Madame, wenn Ihr das erste nächste Mal auf die Jagd geht, werde ich sie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr sie für die schönste und vollendetste Frau der Welt halten werdet.‘

Auf diese Antwort hin ging die Königin so bald als möglich auf die Jagd, und Elisor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte sich einen großen Stahlspiegel machen lassen in Form eines Küraſſes, schnallte ihn vor seine Brust und bedeckte ihn sorgfältig mit einem Mantel von schwarzem Fries, welcher äußerst reich verbrämt war mit Silber- und Goldtuch. Er ritt ein maurisch Pferd mit vergoldetem Geschirr, und zog alle Blicke auf sich, denn er ritt mit unglaublicher Geschicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, stieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieser Gelegenheit, da sie ihm die Arme entgegenstreckte, öffnete er seinen Mantel und sprach: ‚Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken!‘ Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er sie sanft auf die Erde.

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte ins Schloß zurück, ohne daß sie etwas zu Elisor gesagt hätte. Aber nach dem Abendessen rief sie ihn und sprach, er sei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen versprochen hätte. Deshalb werde sie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Elisor, fürchtend, die Königin habe nicht verstanden, was er angedeutet, erwiderte fest, es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am meisten liebe.

Die Königin spielte die Unverständige weiter, und er mußte sie fragen, was sie denn in dem Stahlspiegel erblickt

habe? — ‚Nichts als mich selbst!‘ entgegnete die Königin. — ‚Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben als das, welches Ihr auf meiner Brust gesehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, sondern wie Gott auf Erden, in dessen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, solange ich sie verborgen trug, nicht meinen Tod sein, da ich sie enthüllt.‘

Die Königin, sei's um sich zu verstellen, sei's um ihn zu prüfen, oder sei's, daß sie eben noch eine andere Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt aussah, folgendes: ‚Elisor, ich will nicht fragen, welche Torheit euch bewogen hat, eine so hohe und schwierige Zuversicht zu fassen — ich möchte nur wissen, wie lange Ihr diese Neigung schon in Euch tragt?‘

Elisor durfte von ihrer ernsten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen und sagte schüchtern, daß schon von früher Jugend auf diese Liebe in ihm Wurzel geschlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit sieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, sondern eine Krankheit so reich an Genüge, daß er die Genesung für den Tod erachten müßte.

‚Da dem also ist‘, sagte die Königin, ‚und Ihr schon eine so große Festigkeit bewiesen habt, so darf ich nicht leichtsinniger im Glauben sein, als Ihr im Geständnisse gewesen seid. Ich will also eine Wahrheitsprobe versuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach bestandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch selbst ausgebt. Finde ich Euch also so, wie Ihr sagt, so werdet Ihr mich finden, wie Ihr begehrt.‘

Elisor bat sehr um die Bestimmung dieser Probe, denn es sei seiner Liebe nichts zu schwer!

‚Also‘, sprach sie, ‚sollt Ihr von morgen an diesen Ort und diese Gesellschaft verlassen und an einen abgelegenen

Ort gehen, der in keinerlei Verbindung ist mit meinem Aufenthaltsorte, so daß keines Nachricht von dem andern haben kann sieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch schon die Probe von sieben Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt, wenn ich nun auch sieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wissen, was ich zu wissen und zu glauben habe.'

Elisor, im Begriff, sich darein zu ergeben, setzte nur hinzu: ‚Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der sieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?'

‚Hier,' sagte die Königin, indem sie ihm einen Ring reichte, ‚brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andere bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtnis brächte — ich Euch an dieser Ringhälfte erkenne.'

Elisor zerbrach den Ring und schied mehr tot als lebendig, rüstete seine Abreise, verabschiedete all seine Leute und verschwand mit einem einzigen Diener dergestalt, daß niemand sieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermessen, welch ein Zeitraum dies ist.

Und diese sieben Jahre waren mit der Minute um, da ging die Königin zur Messe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küssend, überreichte er eine Bittschrift, die sie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie sie war, dergleichen täglich zahlreich entgegenzunehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete sie diese inmitten der Messe und fand darin die Hälfte des Elisorschen Ringes. Sie war sehr erstaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu lesen, was in dem Briefe stand, befahl sie sogleich ihrem Almosenier, den Eremiten holen zu lassen. Der Almosenier suchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten sei, es wisse niemand wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almosenier diese unerwünschte Gewißheit zu berichten hatte, so las die Königin unterdes, was neben der Ringhälfte geschrieben stand, und dieses klang denn folgenderweise:

Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft selbst über Leidenschaft;
Denn sie nötigt zur Prüfung der Dinge,
Und zeigt, was halte und was springe.
So prüft' ich mein Herz im innersten Triebe,
Was der Grund wohl sei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wohl bald bekennen,
Euere Schönheit sei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grausamkeit nicht zu trennen!
Die Grausamkeit aber sei nicht böse,
Denn sie sei's allein, die mich erlöse:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr sehen,
Und so war's um die Macht der Schönheit geschehen.

Für die Schönheit sind auch der Jahre sieben,
Noch nirgends ohne Nachteil geblieben;
Mir aber sind sie zustatten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die sich so wehrt,
Die so erprobet und verschiebt,
Daß solche Frau, Madame, — nicht liebt.

Nach siebenjähr'ger Prüfungsfrist
Denn also nichts zu sagen ist,
Als dies: Auf Nimmerwiedersehen,
Madame, 's ist viel zuviel geschehen,
Ob wir uns meiden oder sehen,
Madame, auf Nimmerwiedersehen!

Dieser Brief ward nicht ohne großen Tränenstrom und großes Erstaunen gelesen, dem ein unglaubliches Bedauern folgte, denn der Verlust eines solchen Mannes schien ihr jetzt so außerordentlich groß, daß sie sich trotz ihrer Königskrone wie die ärmste Frau des Reichs vorkam, weil sie das

Beste verloren habe, und verloren durch eigene Torheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Tal, keine Höhle, kein Busch, kein Strauch blieb undurchsucht, um den Eremiten aufzufinden — es war umsonst, und die schöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

„Die Geschichte spielt wohl in früher Zeit, Duchatel?" fragte der König.

„Wegen der sieben Jahre," schalt Meister Clément ein, und der König lachte sehr. „Clément, Clément," setzte er hinzu, „du wirst alle Tage schlimmer, oder willst du nur die bösen Zungen, welche dich ketzerischer Gedanken zeihen, Lügen strafen?"

„Ich hoffe nicht," nahm die Herzogin Margaret das Wort, „ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!"

„Aber, Margaret, sieben Jahre! Und nicht in wachsender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntnis, wenn der Termin verstrichen, dann sei auch unsere beste Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein, Schwester, das ist über die Ritterlichkeit hinaus, das ist töricht. Papa Lascaris, was sagte man in Griechenland und Rom zu solcher Liebe?"

„Dasselbe, was du sagst, o König!" erwiderte hierauf der schneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Altertumskunde echt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derselben in Frankreich, selbst unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigste gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um so sorgfältiger hielt er diesen griechischen Weisen im Auge, seit ihm plötzlich vor einigen Jahren sein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboise zum Tode erkrankt, ja in seinen Armen verschieden war. Dieser Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Bonnivet, ob dieser ihm auch

vollständige Abwartung seiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab' ich zwar nicht, gnädiger König —"

„Du bist und bleibst doch der leichtsinnigste Mensch."

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geist der jungen Gräfin schien ihn so zu fesseln —"

„Also sie hat auch solchen Geist?"

„Sie unterhielt sich mit ihm wenigstens über eitel schwierige Dinge und fand kein Ende mit Fragen, so daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretonischen Grafen dabei Angst werden kann."

„Das klingt immer besser; wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein paar Pferde dran setzen — ah, unsere Mutter, Margaret!"

Der König und dessen Schwester und mit ihnen die ganze Gesellschaft erhob sich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranschritt. König Franz umarmte sie, und Bourbon sah mit Entsetzen, daß sie, den König festhaltend, heftig, wenn auch leise in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit schießenden Blicken die Gestalt des Connetable aus der Gesellschaft herausfuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden sei. Wirklich wandte sich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

„Und was meint Ihr, Connetable, zu sieben Jahren echter Treue?"

Der Connetable, nicht rasch von Gedanken, aber fest von Mute, antwortete nicht sogleich, sondern besann sich.

„Ich bin auch in dem Falle," fuhr der König fort, „jetzt nach sieben Jahren Rechnung abzuschließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen."

„Königlicher Vetter," sprach langsam und deutlich Bourbon, „wenn das Verhältnis richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt ist, da dünken mir sieben Jahre

Treue nicht mehr zu sein als siebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da ist der schwächere Teil nicht sieben Stunden sicher, und er lebt nicht mehr in Zuversicht, sondern ist bloßer Laune preisgegeben."

„Bravo, Vetter," sprach hastig Margaret, „Ihr kommt als gesunder Krieger unseren schwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meister Clément, der darauf zu harren scheint, ergreife das Wort."

„Ohne Seitensprünge, Clément," rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern schien, „laß eine deiner nichtswürdigen Geschichten heraus. Unmoralisch sind sie doch alle, sorge dafür, daß wir wenigstens lachen können, denn es ist schlechte Zeit."

„In der gascognischen Grafschaft Aleth" — begann Clément Marot mit großer Ernsthaftigkeit, „hatte einer namens Bornet eine anständige Frau geheiratet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigentümlich sein soll. Er selbst indessen wünschte sein Nebenvergnügen; ‚denn dafür bin ich der Mann,' pflegte er zu sagen, ‚mir steht mehr zu.' Dies Nebengelüst richtete er auf das Kammermädchen seiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein besonderer Held. Er hatte zum Beispiel den sehr schlimmen Fehler, daß er seinem Nachbar, der ein Schneider und sein vertrauter Freund war, alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies soll nie von Nutzen sein, und dieser Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ sich von ihm versprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkosung ablassen müsse, wenn er sich hinreichend an dem schönen Mädchen geletzt habe. ‚Das will ich wohl tun,' sprach Bornet, und sie gaben sich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz anderer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verriet ihr, wie sie von solchen unerlaubten Nachstellungen des Hausherren gepeinigt werde! Madame Bornet war sehr betreten und wünschte

vollständige Abwartung seiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab' ich zwar nicht, gnädiger König —"

„Du bist und bleibst doch der leichtsinnigste Mensch."

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geist der jungen Gräfin schien ihn so zu fesseln —"

„Also sie hat auch solchen Geist?"

„Sie unterhielt sich mit ihm wenigstens über eitel schwierige Dinge und fand kein Ende mit Fragen, so daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretonischen Grafen dabei Angst werden kann."

„Das klingt immer besser; wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein paar Pferde dran setzen — ah, unsere Mutter, Margaret!"

Der König und dessen Schwester und mit ihnen die ganze Gesellschaft erhob sich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranschritt. König Franz umarmte sie, und Bourbon sah mit Entsetzen, daß sie, den König festhaltend, heftig, wenn auch leise in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit schießenden Blicken die Gestalt des Connetable aus der Gesellschaft herausfuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden sei. Wirklich wandte sich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

„Und was meint Ihr, Connetable, zu sieben Jahren echter Treue?"

Der Connetable, nicht rasch von Gedanken, aber fest von Mute, antwortete nicht sogleich, sondern besann sich.

„Ich bin auch in dem Falle," fuhr der König fort, „jetzt nach sieben Jahren Rechnung abzuschließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen."

„Königlicher Vetter," sprach langsam und deutlich Bourbon, „wenn das Verhältnis richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt ist, da dünken mir sieben Jahre

Treue nicht mehr zu sein als siebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da ist der schwächere Teil nicht sieben Stunden sicher, und er lebt nicht mehr in Zuversicht, sondern ist bloßer Laune preisgegeben."

„Bravo, Vetter," sprach hastig Margaret, „Ihr kommt als gesunder Krieger unseren schwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meister Clément, der darauf zu harren scheint, ergreife das Wort."

„Ohne Seitensprünge, Clément," rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern schien, „laß eine deiner nichtswürdigen Geschichten heraus. Unmoralisch sind sie doch alle, sorge dafür, daß wir wenigstens lachen können, denn es ist schlechte Zeit."

„In der gascognischen Grafschaft Aleth" — begann Clément Marot mit großer Ernsthaftigkeit, „hatte einer namens Bornet eine anständige Frau geheiratet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigentümlich sein soll. Er selbst indessen wünschte sein Nebenvergnügen; ‚denn dafür bin ich der Mann,' pflegte er zu sagen, ‚mir steht mehr zu.' Dies Nebengelüst richtete er auf das Kammermädchen seiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein besonderer Held. Er hatte zum Beispiel den sehr schlimmen Fehler, daß er seinem Nachbar, der ein Schneider und sein vertrauter Freund war, alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies soll nie von Nutzen sein, und dieser Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ sich von ihm versprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkosung ablassen müsse, wenn er sich hinreichend an dem schönen Mädchen gelabt habe. ‚Das will ich wohl tun,' sprach Bornet, und sie gaben sich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz anderer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verriet ihr, wie sie von solchen unerlaubten Nachstellungen des Hausherren gepeinigt werde! Madame Bornet war sehr betreten und wünschte

ihren Gemahl zu heilen von solcher Verirrung. Sie sagte also zu dem Mädchen: ‚Du bist sehr brav, und es soll dein Schade nicht sein, aber mit der Gröblichkeit ersticken wir dergleichen nicht! Zeige dich jetzt von Tage zu Tage geneigter, und erlaube ihm endlich, nachts in dein Zimmer kommen zu dürfen. Aber sag mir genau, an welchem Tage du das getan, und mache aus, daß er nicht ein Wort sprechen dürfe, weil ich es hören könnte.‘ So tat das Mädchen, und der bestimmte Abend kam, und Bornet und sein Freund der Schneider waren der besten Dinge und taten sich gütlich. Die tugendhafte Hausfrau aber entließ, während die Männer zechten, das brave Mädchen aus der Hintertür, damit sie zu den Ihrigen aufs Land hinaus gehen könne, und erwartete ihren leichtsinnigen Gatten im Zimmer des Mädchens. Er kam denn auch, verhielt sich der Vorschrift gemäß ganz schweigsam, und schied inmitten der Nacht sehr glücklich von ihr, ohne ein Wort zu sagen. Er wußte, daß sein Freund, der Schneider, mit Ungeduld wartete, und ließ diesen ein. Die Frau war der Meinung, er kehre wieder, und widersetzte sich nicht, als ihr dieser beim Scheiden den Ring vom Finger streifte, auf den die Ehefrauen dortiger Gegend sehr viel halten, und woran sich mächtiger Aberglaube knüpft. Sie dachte, just mit dem Ringe will ich ihn morgen schön aufziehen, den Bösewicht!

Als Bornet seinen Freund, den Schneider, mit dem Ringe kommen sah, ging ihm ein schreckliches Licht auf, denn er hätte diesen Ring aus tausenden heraus erkannt, und er lief mit dem Kopfe gegen die Wand und schrie: ‚O, ich unglaublicher Esel!‘

‚Wie denn?‘ sagte sein Freund, der Schneider.

‚Was alle Welt wie den höchsten Schatz behütet, das hab' ich selbst — nein, es gibt keinen dümmern Menschen auf Erden!‘

‚Aber wie denn, Bornet?‘

‚Wie denn! Wie denn! Gib her den Ring und pack dich zum Teufel!‘“

„Hör' auf, Clément,“ rief unter schallendem Gelächter sämtlicher Männer König Franz, „du verdirbst die Jugend — was ist?“

„Ein Kurier aus Italien“, berichtete ein Sekretär und überreichte dabei das Paket, „ist soeben mit Depeschen angekommen, die als sehr dringend bezeichnet sind!“

Der König riß sie hastig auf, und als er einige Zeilen davon gelesen hatte, stieß er einen unartikulierten Ruf aus und stampfte mit dem Fuße, so schmerzlich wie grimmig ausrufend: „O Lautrec! Lautrec!“

„So rief Augustus: ‚Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!‘“ flüsterte Marot zu Duchatel.

Der König, auch für sich künstlerisch mächtigen Sinnes und wohl imstande sich zusammenzuhalten, hatte die Worte gehört, und blickte auf Marot, halb zerstreut, halb im fortgärenden Grimme über die Nachricht, so daß dem vorlauten Dichter übel zumute wurde.

„Was ist, mein Sohn?“ rief die Herzogin von Angoulême.

„Was ist? Italien ist verloren, weil Lautrec keine Unterstützungen geworden sind; die Aufgabe meines Lebens ist gescheitert. Wehe dem, der kein gut Gewissen und Lautrec im Stich gelassen hat, ich werde ein unerbittlich Gericht halten und niemand schonen, träfe die Strafe auch meine eigene Mutter!“

Die Herzogin Louise erbebte sichtlich und wollte sprechen, der König machte aber eine so entscheidende Bewegung, daß alles sich auf der Stelle entfernte und er allein blieb an dem zu lustiger Rede erleuchteten und geschmückten Orte.

„Connetable von Frankreich!“ rief er plötzlich, und dieser, welcher sich eilig in der bestürzten Menge fortdrängte, war genötigt, zurückzukehren.

Der einen halben Kopf höher gewachsene König stand mit untergeschlagenen Armen mehrere Minuten stumm vor dem der Anrede gewärtigen Kriegsmanne und begann endlich mit langsamer Betonung folgende Worte:

„Connetable, es liegen die übelsten Zeugnisse gegen Euch vor — Ihr steht mit Kaiser Karl in Verbindung."

Der Connetable schwieg.

„So sagen die Zeugnisse. Als Connetable des Reiches, als Prinz des königlichen Hauses hättet Ihr damit Ehre, Land und Leben verwirkt. Ihr tut nicht wohl, darauf zu antworten, denn ich hoffe, Ihr könnt nicht lügen."

„Königlicher Herr."

„Lassen wir das! Ihr seid übel behandelt worden, Ihr seid gereizt worden, man hat gefehlt auch von königlicher Seite. Wir wollen einen Schleier werfen über die letzten Monate und Schritte, wir wollen beide gut machen, was wir schlimm gemacht, die Ehre und Größe Frankreichs ist in Gefahr, sei ein würdiger Bourbon und zieh das Schwert des Connetables, um es nicht eher wieder einzustecken, bis wir am Po unsere siegreichen Lilien aufgepflanzt haben. Sammle deine Truppen und erwarte mich mit ihnen in Lyon. Bist du bereit?"

„Zu Eurem Dienst, mein König!"

Der König reichte ihm die Hand, und sie gingen nach dem Schlosse, welches Bourbon fünf Minuten darauf mit seinem Gefolge verließ.

3.

Diese Versöhnung war bereits nicht mehr möglich gewesen: Bourbon fand auf seinem Schlosse Chantelle schon zum zweiten Male den deutschen Grafen Reuß mit Vollmacht, die gereiften Unterhandlungen zu einem festen Vertrage abzuschließen. Er verließ sich nicht auf die großmütigen

Wallungen seines Königs, er hatte zu tief hineingesehen in den bösen Willen der Valois und glaubte einer dauernden sichern Existenz im Bunde mit ihnen nicht mehr versichert sein zu dürfen, er schloß den Vertrag mit dem Grafen Reuß. Darin versprach er, im Bourbonnais, in der Auvergne, in der Marche, im Forez, Beaujolais, den Domänen, welche ihm der König bestritt, und in allen Provinzen, in welche er reichen könne, Vorbereitungen zum Kriege gegen den König zu treffen, während eine spanische Armee nach der Gascogne und dem Languedoc, eine englische und niederländische nach der Picardie, eine deutsche nach Burgund dringen sollte. Die bourbonischen Domänen sollten mit dem Lyonnais, Dauphiné und der Provence zu einem Königreiche für ihn errichtet, und das übrige Frankreich sollte geteilt werden zwischen Kaiser Karl und König Heinrich VIII. von England, welchem der Titel eines Königs von Frankreich zufiele.

Franz hatte schon in Blois einige vage Andeutungen von diesem gefährlichen Pakt gehabt, und seine Mutter hatte ihm an jenem Abende mitgeteilt, daß der Großseneschal der Normandie, Herr von Brezé ihr geschrieben, zwei Seigneurs hätten in der Beichte ausgesagt, ein wichtiger Mann von königlichem Blute habe sie angeworben gegen den jetzigen Bestand des Staates. Aber Franz hielt es seinem Naturell gemäß für besser, dergleichen durch ritterliches Vertrauen im Keime selbst zu ersticken, und hatte vor seiner Abreise nach Lyon nur den Befehl hinterlassen, jene Seigneurs zu fangen und an seine Mutter zu senden. Er selbst aber ging mit gutem Geleite nach dem Bourbonnais und überraschte den Connetable in Moulins. Hier wiederholte sich die Szene von Blois, nur mit dem Unterschiede, daß der König freier mit der Sprache herausging, und ihm für den Fall des Unrechts Verzeihung und, der Prozeß möge vom Parlamente entschieden werden wie er wolle, das sichere Eigentum der

bourbonischen Herrschaft zusicherte. Es war zu spät; Bourbon konnte nicht mehr zurück, und konnte auch versichert sein, daß kein Versprechen im voraus ihn vor ärgster Strafe des Königs retten könne, wenn der Vertrag selbst jemals aufgedeckt würde. Er tat also seinem harten Charakter alle mögliche Gewalt an, sich eingehend zu beweisen, gestand, daß ihn der Kaiser gesucht habe, daß er aber auf nichts eingegangen sei, entschuldigte sich mit augenblicklichem Unwohlsein, welches allein ihn hindere, auf der Stelle mit dem Könige nach Lyon aufzubrechen, versicherte aber, in einigen Tagen bei ihm einzutreffen in Lyon. So schieden sie. Der König ließ einen Edelmann zur Aufsicht und zum Antreiben zurück, und Bourbon machte sich wirklich langsam auf den Weg. In la Paliſſe aber riß er das Netz, und kehrte stracks über den Allier zurück nach seinem Schloß Chantelle, dem Könige sagen lassend: er werde ihm dienen bis an den Tod, wenn er flugs ihm die bourbonischen Domänen wiedergebe und den Prozeß niederschlage.

Es war die höchste Zeit für ihn gewesen; eben hatten die Boten der Herzogin Louise und des Kanzlers Duprat dem Könige die ausführlichen Geständnisse jener Seigneurs Matignon und Argouges, welche in Blois auf Leib und Leben verhört worden waren, nach Lyon gebracht, und der König ließ bereits Truppen gegen Bourbon marschieren, eh' dessen Brief von Chantelle nach Lyon kam. Der Connetable war im Handumkehren daran, auf seinem Schlosse belagert zu werden, mußte über Hals über Kopf seine Anhänger entlassen und nach entfernten Rendezvousplätzen verteilen, und selbst mit einem Begleiter, dem Seigneur von Pomperant, und zwar als dessen Diener, hinauf in die Berge der Auvergne entfliehen, um später unter tausendfacher Gefahr wieder zurück über den Rhone durchs Dauphiné nach Savoyen zu entweichen.

War nun auch vor dem Ansehen und der Nähe königlicher Macht dieser furchtbar angelegte Aufruhr wunderbar schnell unmächtig geworden, so war doch dies Gelingen damals nicht sogleich zu übersehen, und die scheinbar noch unsichere Lage nötigte den König, vom persönlichen Zuge nach Italien abzustehen. Von außen ferner hatte der angelegte Aufruhr rings herum die drohendsten Wetterwolken für Frankreich zusammengezogen, und kein Mensch mochte damals bestimmen, bis zu welchem Grade dies ohne Schaden für das Königreich abzuwenden sein werde. Eins aber bekümmerte König Franz über alles: die Untreue und der Verrat des mächtigsten Pairs der Krone, des Vetters, des Waffenbruders, des schlichten Mannes, der schon inmitten des Truges ihm Anhänglichkeit geheuchelt! Dieser schreiende Widerspruch gegen die Wiedergeburt einer Ritterswelt, wie sie Leben und Seele des Königs beschäftigte, diese Felonie bestürzte ihn außerordentlich. Er war kein so zergliedernder Denker, daß er sich jemals das ihm selbst inwohnende moderne Element, das Element des Wechsellustigen, in allen möglichen Folgerungen vorgestellt hätte; dies würde ihm die Idee seiner eigenen ganzen Lebensexistenz sehr erschwert, diesen vorliegenden Fall aber sehr erleichtert haben.

Ohne diese Übersicht zu gewinnen, war er melancholisch nach Blois zurückgekommen, und hatte sich gegen Gewohnheit allein in sein Gemach zurückgezogen. Der Diener hielt ihn für krank, und da ihm der Septemberabend ohnedies ein wenig kühl vorkam, so machte er ein knatternd Feuer in dem Kamine, welcher nach damaliger Sitte eine große, den Eintritt gestattende Nische des Zimmers bildete. Der König saß lange einsam im Schimmer dieser Flamme und starrte trübsinnig hinein. — Als endlich der Diener fragte, ob der König zur Abendtafel größere oder kleinere oder gar keine Gesellschaft befehle, fragte nach einigem Besinnen der König zurück: „Wer ist hier in Blois von meinen gelehrten

Herren? Ist Kanzler Budé gekommen und noch nicht nach Paris?"

„Zu Befehl, Majestät, er ist heut gekommen und nach hier."

„Ah, schön. Also er — wer ist sonst noch da?"

„Se. Hochwürden der Herr Bischof von Tulle und Macon, Herr Pierre Duchatel, der mit Ew. Majestät zurückgekommen."

„Natürlich!"

„Herr Jean Juste, der Skulpteur, und Herr Jean Cousin, der Maler, die morgen nach Paris gehen und zusammen mit Herrn Primatice reisen wollten, der nach Fontainebleau will."

„Primatice ist noch da? Schön! Und —"

„Herr Lascaris, Herr Marot —"

„Marot laß weg, bin heute nicht lustig, doch nein, warum nicht! Und vorher bestelle mir den Kanzler des Parlaments, Herrn Duprat hierher!"

Sowie er dies gesagt, nahm er Papiere, welche auf dem Tische lagen, und ging sie sorgfältig durch. Es war eigentümlich an ihm, daß er eine große Kunst des Überblicks in allen Geschäften hatte, und daß er sich ununterbrochen beschäftigt hielt, wenn auch keineswegs immer mit Staatsangelegenheiten. Langeweile kannte er nicht; etwas lernen, oder etwas tun, oder etwas genießen zu jeder Stunde, war ihm Bedürfnis, deshalb waren immer Künstler und Gelehrte um ihn, er mochte treiben, was er wollte, und wenn er auf der Jagd umherritt. Man ritt doch hie und da langsam, und da knüpfte er ein Gespräch an, oder es gab einen Halt, da wurde es verbreitet und erschöpft. Und gar beim Mahle! Das würzten ihm seine Gelehrten, wie er sie kurzweg alle nannte. Er verbrauchte deren außerordentlich viele, weil er jeden neuen so lange ausfragte und gleichsam preßte, bis er nichts mehr von ihm zu gewinnen glaubte. In diesem

Betrachte hielt er Duchatel sehr hoch, den er lange Zeit als Vorleser benutzte und von dem er zu sagen pflegte, es sei der einzige, dessen Wissen er nicht in zwei Jahren erschöpft habe. — Allerdings verwendete er auch gar viel Zeit auf seine Neigungen, aber diese Zeit hielt er am allerwenigsten für verloren. „Leb' ich nicht dann erst ganz, wenn ich genieße!" rief er aus; „alles übrige hilft mir dazu, je mehr ich kenne, je mehr ich weiß, desto mehr hab' ich Anknüpfung und Mittel zum Genusse, desto eher erhalte ich mir die Gesundheit an Leib und Seele, dies unerläßliche erste Bedürfnis zum Genusse." — Bei alle dem war der Verkehr mit ihm nicht leicht, weil er rasches oder doch charaktervolles Eingehen auf seine Anregungen heischte und schwankende Unsicherheit oder Halbwahrheit gröblich beiseite stieß, und weil er Richtungen, die seinem Geschmacke abseits lagen, leicht mit gleichgültiger Geringschätzung behandelte. In solcher Gefahr, welche Duchatel immer abzuwenden suchte, war von den obengenannten Jean Cousin, ein sehr mannigfaltiger Künstler, in Mannigfaltigkeit der einzige Franzose, welcher dem genialen Italiener Primatice die Wage zu halten begann, denn er war wie dieser Maler, Baumeister und Geometer in einer Person, und nur die Skulptur und den feineren Geschmack hatte der Fremde vor ihm voraus. Cousin, der von der Glas- zur Ölmalerei überging, war von überkräftigen Vorstellungen im Geiste Michelangelos, und dies Ungeheuerliche war dem Sinne Königs, der Raffael turmhoch über alles stellte, nicht genehm. „Der Mensch ist das größte Kunstwerk, Jean," sagte er öfters zu ihm, „verlaß nicht dessen Ausdehnungen und Kreise." Cousin malte bei den Minimen in Vincennes das Jüngste Gericht, und beschwerte sich, daß ihn der König seltener als andere besuche. „Warum malst du Höllenfratzen, die mir die Phantasie verunreinigen statt zu läutern!" erwiderte er ihm darauf.

Ungefähr soviel Zeit, als diese Worte einnehmen, mochte

vergangen sein, da trat Duprat unter tiefer Verbeugung ins Zimmer. Der König sah auf und las dann weiter, bis die Schrift ganz zu Ende war.

„Deine Darstellung der Verschwörung, Duprat, ist sehr klar gefaßt, und deine Maßregeln, dich ihrer zu bemächtigen, sind sehr geschickt gewesen. Ich danke dir. 's ist abscheulich, daß so tiefe Nichtswürdigkeit möglich ist, und unsere Zeit und Tätigkeit in Anspruch nimmt. Um so weniger Umstände will ich damit machen, es muß den Seigneurs dergleichen auf ewige Zeit verleidet werden. Die solcher Felonie überführt sind, sollen schmählichen Todes sterben. Du hast ihrer hier in Blois?"

„Zu Befehl, Majestät, und ich müßte untertänigst bemerken, daß ich zweien, die ich als Werkzeuge der Entdeckung benutzt, denen von Matignon und von Argouges des Königs Gnade versprechen mußte, um sie redselig zu machen."

„Das Versprechen ist deine Sache, die Gnade oder Ungnade ist mein. Wer ist der dritte?"

„Jean von Poitiers, dem nichts versprochen ist. Eure Majestät wissen, daß ich nicht weich und milde bin, aber es ist wegen der Zukunft."

„Man wird in Zukunft nicht mehr dergleichen wagen, wenn man die raschen bittern Folgen einmal gesehen."

„Und täten Ew. Majestät nicht besser, um aller Verantwortung bar zu sein, Verhandlung und Urteil, wie es der Sache angemessen ist und vom Lande erwartet wird, dem Parlamente zu überweisen."

„Damit sie verschleppt werde ins Nachdruckloſe, denn dies Parlament hat mir bis jetzt nur Hindernisse bereitet, und man muß das Land daran gewöhnen, daß der König entscheidet und nicht das Parlament."

„Ew. Majestät entschieden denn am Ende doch über Leben und Tod, auch nachdem das Parlament gesprochen, und ich möchte voraussagen, daß das Parlament in diesem

Falle nicht wie in manchem andern hinter den Wünschen des Königs zurückbleiben wird; denn in diesem Falle haben wir, Eurer Majestät ergebene Leiter desselben, festeren Boden als in anderer Frage, hier ist der Hochverrat offenbar."

„Ich brauche die Wirkung rasch!"

„Ich werde den Spruch nach Kräften beeilen, und das Vertrauen, welches wir hier dem Parlamente gewähren, trägt uns bei anderer Gelegenheit Früchte."

„Sind die Großseigneurs der Normandie und Bretagne hierher beschieden, wie ich von Lyon aus befohlen?"

„Sie sind großenteils bereits angekommen. Mögen Ew. Majestät eine Form finden für die Remonstranz, welche Sie ihnen zugedacht um der wenigen Schuldigen, die bis jetzt aus diesen Provinzen entdeckt worden sind."

„Sei unbekümmert um die Form, was der König tut, ist Form. Auf morgen!"

Hiermit war der Kanzler entlassen. Es gelang diesem Manne nie, und doch war es die rastlose Absicht desselben, mit dem Könige auf vertraulichen Fuß und Ton zu kommen: er tat alles für ihn, drehte und peinigte Recht und Form ihm zu Gefallen und ward allerdings dafür von der Herzogin Louise in allen Dingen gefördert, aber vom Könige unwandelbar behandelt wie ein Mitglied jener verhaßten Opposition im Parlamente, welche dem despotischen Gelüste des Königs bald hier, bald dort entgegentrat. Ein solcher Parlamentsrat war er nun gar nicht, das konnte der König sehr gut wissen, aber der König wollte es vielleicht nicht wissen und wollte wahrscheinlich einem Manne nicht dankbar sein, den er innerlich verachtete. Franz schätzte den Unabhängigkeits- und Rechtssinn an anderen wenig, er dachte sich überhaupt nicht in andere, er war gleichgültiger Egoist, aber wer ihm zu allem feil diente, den behandelte er eiskalt, und für all solche und ähnliche Verhältnisse hatte er eine demütigende Herrenmanier des Betragens. Wie er denn überhaupt, eben weil er so

gleichgültig egoistisch und eine prächtige äußere Erscheinung war, durch stolze Majestät den Franzosen imponierte, wie nie vorher ein König, und wie nach ihm nur Ludwig XIV., dessen imponierende Majestät aber viel mehr ein Ergebnis von Grundsätzen als wie bei Franz die Frucht eines rücksichtslosen Naturells war.

„Holla!“ rief plötzlich der König noch hinterdrein, als der Kanzler schon aus der Tür geschritten, „Herr Kanzler! Die Seigneurs der Bretagne und Normandie sollen sich augenblicks in der Kirche versammeln und meines Befehls harren! Es kann ihnen zur Vorbereitung eine Messe gelesen werden!“

Und auf einen Wink öffnete der Diener eine zweite Tür, welche in den neu gebauten Flügel des Schlosses führte und einen quadratförmigen, hell erleuchteten Saal zeigte, in dessen Mitte eine gedeckte Tafel stand, und in welchem die geladenen Gelehrten und Künstler umhergingen. Der König trat ein und grüßte ohne sie anzusehen mit der Hand, seine Augen gingen prüfend an den Wänden und an der Decke umher, deren Farben und Schmuck ganz neu und Gegenstand seiner Prüfung waren.

„Ist Primatice da?“ fragte er, ohne den Augen eine andere Richtung zu geben.

„Zu Befehl, Majestät,“ sagte ein wohlgebauter Mann von edlem, schönbärtigem Antlitze und trat zum Könige.

Immer noch in den Anblick der Wände versunken reichte er ihm die Hand und sagte leuchtenden Antlitzes: „Du hast das wieder sehr schön gemacht, Meister! Weißt du, daß die Narren sagen, wir trieben unsere Künste unchristlich sinnlich? Die Sirenen und Faune in Simsen und Verzierungen seien allzu heidnisch!“

„Aber die Kunst“, sprach Primatice in gebrochenem Französisch, „ist ja Gott in sinnlichen Formen!“

„Nicht wahr? Gott erhalte uns scharfe Sinne!“

„Daß wir uns wieder den volleren Formen eines fleischigen Körpers zugewendet in Bild und Bau, daß wir die langgereckten schmalen Linien, die mageren Kreuzesecken des Mittelalters verlassen, dies bildet ja eben seit Brunelleschi das Wesen unserer Renaissance, und Eure Majestät werden aus dem Plane Bramantes von Urbino zur neuen Peterskirche ersehen haben, daß es sich in dieser außerordentlichen Komposition überall um volle Rundungen, um heidnische Fleischesform handelt: die Kuppel des griechischen Pantheon soll das Ganze krönen."

„Ich möchte das Werk beendigt sehen, Primatice! Aber es schwebt mir eine andere Mischung der Stile vor, die mich noch mehr interessiert. Du magst mich morgen früh hinüber begleiten nach der Sologne in den Wald von Chambord, da liegt von den alten blesischen Grafen ein dürftig gotisches Schlößlein am Saum eines unabsehbaren Eichenwaldes. Vom schmutzigen Turme desselben sah ich zuweilen hinaus in das grüne Waldmeer, es gibt nichts Schöneres, Primatice, als meilenweit über lauter Baumkronen, über die schwarzgrüne See von schwerer Samtmasse zu blicken! Dorthin wollen wir ein Schloß bauen mit schlanken maurischen Zinnen, mit breiten, fleischigen Flächen und armrunden Schwingungen des wohltuenden Geschmacks, mit lockend aufsteigenden, offen gehaltenen Turmtreppen — noch weiter, noch freier, Meister, als die, welche du mir hier angelegt hast! — mit südlichem Dache zum Luftwandeln, zum Waldgenusse hoch in der Luft; laß deine Phantasie kreisen, Meister, und zeig mir morgen einen Entwurf! — Sieh da, Guillaume, da bist du ja! Ist dein Fuß heil und deine schöne Wirtin mit dir in Blois?"

„Mein Fuß ist heil," antwortete Budé, und folgte dem Könige in eine Fenstervertiefung, „aber meine schöne Wirtin ist in der Bretagne geblieben."

„Pfui doch! Ist Chateaubriant hier?"

„Ja, Euerem Aufrufe an die Barone gemäß; aber er hütet die Gattin vor aller Blicken wie einen Juwel, und er hat recht, sie ist ein Juwel."

„Den ich sehen will, foi de gentilhomme! Mich dürstet nach dem Anblicke eines schönen Weibes wie den Hirsch an dürrem Tage nach einer frischen Quelle. Wir wollen in der Nacht aufbrechen und die schöne Schloßherrin überraschen."

„Tut das nicht, königlicher Herr! Laßt die Zeit bilden, vielleicht bildet sie ein edles, dauerndes Verhältnis. Aber reißt nicht dies schöne und edle Geschöpf in wilde Kreise!"

„Ich sehe, du hast deine theologischen Aufträge für England noch im Kopfe! Du bist zu gewissenhaft, Budé, das hast du in Rom erfahren, als du dich jahrelang wegen des Konkordats von den heiligen Leuten täuschen ließest!"

„Besser getäuscht als täuschend mit dem Edelsten! Meine Nachforschungen in England, königlicher Herr, haben übrigens dahin geführt, daß über den Gang des Kirchenlebens, das täglich verworrener wird, keine Gemeinschaft mit König Heinrich zu finden sein dürfte. Es sind unlautere Elemente in ihm: die Päpste möchte er wohl allenfalls los sein, aber die Kirche will er nicht bessern. Und in unseren Schul- und Lehrplänen sind wir ihm voraus, haltet nur fest, Herr, an unseren neuen Einrichtungen in Paris, so wollen wir die Wissenschaft wohl aufbringen. Schafft mir nur die Mittel, noch zehn Lehrer zu besolden."

„Die Mittel, die Mittel! Ich habe selbst kein Geld, und alles hat sich bedrohlich und neue Summen in Anspruch nehmend verändert. Deshalb jagte ich Euch Boten nach der Bretagne entgegen, weil die Pläne, um derentwillen ich Euch nach England geschickt, über Nacht veraltet waren. Raten und helfen sollt Ihr! Du magst morgen nach Tours hinabgehen und prüfen, ob es ohne allzu großen Skandal möglich ist, das silberne Gitter vom Grabmale des heiligen Martin wegzunehmen. Ludwig XI. verstand sich auf Politik und

nicht auf Kunst, und du mußt den Leuten von Tours begreiflich machen, daß ein schönes Gitter für ihren Heiligen nötig und in Arbeit sei — Jean Juste, reite morgen früh mit dem Kanzler nach Tours, vermiß das Grabmal des heiligen Martin und entwirf mir eine Skizze, wie ein Geländer von gutem Marmor anzubringen sei! — Komm mit hinaus, Guillaume, ich habe noch anderes mit dir zu beraten."

Er nahm ihn an der Hand und führte ihn ins Freie an den Abhang, der nach der Loire hinabsieht. Die Diener waren hierdurch genötigt, die Speisen wieder abzutragen, damit sie nicht kalt würden; sie waren's am Könige gewohnt, daß er keine Stunde, nicht die eigen befohlene, hielt, und wehe ihnen doch, wenn dann die Speisen weniger gut und frisch erschienen. Er war ein gar schwer zu befriedigender Herr. Und nicht etwa weil heute nur Gelehrte und Künstler des Mahles harrten, zeigte er sich darin so gleichgültig, o nein, alle Großen des Reiches mochten geladen sein und vor Hunger und Harren vergehen, er nahm darauf keine Rücksicht, wenn ihn zur festgesetzten Stunde irgend etwas anderes interessierte. Drang der Geschäfte war es selten, war es eigentlich nie, was ihn dazu vermochte; auch die Geschäfte ließ er warten, schob er beiseite, wenn seinem Sinne ein Reiz entgegentrat. Noch weniger war es Absicht, den Herrn zu spielen, die ihn zur Rücksichtslosigkeit jeder Art bewogen hätte, nein, immer und überall war es der fragloseste Egoismus seines Wesens, dem nur eben lebendig anzugehören, was ihn eben am lebendigsten ergriff. So verzögerte er oft hundert Menschen und hunderterlei Anstalt um eine Stunde, damit er ein Gespräch, welches ihn spannte, zu Ende brächte.

Es war eine finstere Nacht, und der Wind strich hohl aber warm das Loiretal herauf. Der König setzte sich auf einen Baustein und schwieg lange. — „Ich halte dir's hoch, Guillaume, daß du der Königin Claude stets das Wort redetest, wenn ich hastig war. Jetzt fehlt sie mir mit ihrem stillen,

richtigen Maße und ihrem beschwichtigenden sanften Auge. Sie konnte schöner sein, wie oft hab' ich's bitterlich ausgesprochen; aber sie liebte mich fest und war stets lieb, ich mochte kommen, wann ich wollte, ich mochte sein, wie ich wollte. Ich spreche von ihr wie von einer toten Frau, Budé, denn die Ärzte sehen täglich ihrer Auflösung entgegen, sie soll kaum noch einem menschlichen Wesen ähnlich sehen. — Ich bedarf wieder eines Weibes. Eines Weibes, das mich gewähren läßt und doch mich liebt. — Und jetzt ist doch dies Frankreich wie ausgestorben, ich begegne keinem schönen Geschöpfe mehr. Mein Gott, wenn ich an meinen Aufenthalt und mein Zusammensein mit dem Papste in Bologna denke nach der Marignanoschlacht, in welchem Überflusse schwelgte ich da! Es war, als ob ich nicht Augen und Hände genug hätte, die Schönheitsblumen, welche die Erde bot, zu pflücken!"

„Ihr wart mehr denn sieben Jahre jünger, mein König!"

„Sage nicht, daß es dies allein war, die Schönheit ist in Frankreich dünne gesät, und schon deshalb wäre ich gern wieder nach Italien gezogen, und verwünsche diesen Connetable, dessen Umtriebe mich hier festbannen, und ihr alle wollt nun einen seltenen Schatz in der jungen Foix entdeckt haben, und wollt ihn mir verschließen, was habt ihr?"

„Wie glücklich wäre ich, mein König, könnte ich Brautführer sein für diese liebliche Françoise, könnt ich sie für die Dauer des Lebens meinem Könige entgegenbringen! Ach, es hat mich dieser Gedanke auf Chateaubriant fortwährend beschäftigt, denn nie ist mir noch ein Naturell begegnet, welches dergestalt wie für Euer Wesen angelegt und ausgebildet worden wäre: heiter und doch innig, schwärmerisch und doch witzig, talentvoll in allem, was ihre Hand berührt, was ihre Seele nur einen Augenblick aufnimmt, sinnvoll für alles Gedanken-, für alles Formenleben, und schön wie ein Engel. —"

„Budé, höre auf, dies Weib muß mein sein, so wahr die Loire zu ihr hinabfließt nach der Bretagne!“

„Ich würde der Stunde fluchen, in welcher ich Euch also von ihr gesprochen, wenn Ihr nach ihr trachtetet in leichter, galanter Weise!“

„Und kann ich nicht ernsthaft nach ihr trachten? Bin ich nicht heut oder morgen Witwer? Wird nicht der Papst um ein Wort ein Weib für mich scheiden?“

„Mein König!“

„Ich heirate nicht mehr aus Politik, seit die politische Heirat mich auf den Thron gebracht.“

„O mein König, könnte es jemals also werden zwischen Euch und ihr! Ach nein, Ihr seid ein zu rascher, viel verbrauchender Herr, Ihr seid nicht zu fesseln, Ihr seid nicht —“

„Nun, was bin ich nicht?“

„Nicht treu!“

„Budé, du wirst dreist.“

„Das werd' ich, mein Gebieter, ich weiß es.“

„Und du irrst dich! Ist nicht Treue der Mittelpunkt alles Rittertums, und bin ich nicht ein Ritter von ganzem Herzen?“

„Das seid Ihr, Herr!“

„Also! — Gehen wir näher auf die Sache ein, es ist mir hoher Ernst, und ich will sie sehen, so wahr ich ein Ritter bin. Den Grafen Chateaubriant liebt sie schwerlich.“

„Nein, sie ward, ein noch nicht fünfzehnjährig Mädchen, dem verlebten wüsten Grafen zugeführt; doch sie ist ihm strenge Gattin.“

„Wie bewegen wir ihn, sie daher nach Blois zu rufen?“

„Das bedürfte wunderbarer Künste. Er versieht sich schlimmer und frecher Maßregeln von Bonnivet, und hat sie unter strenger Hut zurückgelassen und unter dem absonderlichen Gebote, das Schloß nur zu verlassen, wenn er ihr das verabredete Zeichen sendete.“

„Was ist das für ein Zeichen?"

„Es ist die Hälfte eines Ringes, der zur andern Hälfte, welche er ihr gegeben, ganz genau passen muß."

„Er führt also die eine Hälfte bei sich! Wenn man sie nur auf vierundzwanzig Stunden haben könnte, meine Künstler sollten sie schon zustande bringen — genug davon, ich werde hungrig, komm zur Tafel, Guillaume."

„Die Kirche drüben ist ja erleuchtet, königlicher Herr!"

Der König lachte und rief: „Fast hätt' ich's vergessen, die Normänner und Bretonen beten dort, bis ich komme, unser Ringherr ist darunter, was ist?"

Die letzte Frage galt einem ihm auf der Schwelle des Schlosses entgegentretenden Edelmann des Hofhaltes, der zu berichten hatte, die Messe drüben wäre lang' zu Ende, und die Seigneurs —

„Die Seigneurs werden warten, bis ich gespeist habe!"

Und in den Saal der Garden tretend schwenkte er die Hand, und die Trompeten bliesen schmetternd das Signal, der König setzte sich zur Tafel, und die Diener flogen, als habe der Blitz ins Haus geschlagen.

4.

Gleich bei Beginn der Tafel war Bonnivet, der geübteste Mann in galanten Unternehmungen, vom Könige, welcher Budés Worte trotz alles Gegenscheins nicht einen Moment aus den Augen verloren, unterrichtet, um welche Aufgabe es sich handle; und die Diener griffen noch nicht an den Anhub des ersten Ganges, da war Bonnivets Diener schon auf dem Wege, der schwierigen Aufgabe nahezutreten. Dieser Diener, namens Florio, war eine Eroberung, welche sich Bonnivet aus dem Kriege in Italien mit heimgebracht hatte. Italien war damals, was heute Frankreich ist: das raffinierte Leben war dort unvergleichlich weiter ausgebildet als in einem Lande

Europas, die Anstelligkeit der Italiener zur Intrige war und ist die größte, und Florio, aus Rom stammend, war einer der abgefeimtesten Italiener. Die innerlichen Fragen, welche die europäische Welt bewegten, waren ihm, vom Mittelpunkte der damaligen Welt her, oberflächlich geläufig, und in der Wahl der Mittel war er durchaus nicht blöde. Er hatte einem Prälaten gedient, und in welchen Gedankenkreisen sich damals die hohe Geistlichkeit bewegte, mag daraus ersichtlich werden, daß die Päpste schon vor zehn Jahren auf einem Laterankonzilium für nötig befunden hatten, die „ketzerische Lehre von Sterblichkeit der Seele" zu bekämpfen. Der Platonismus, der frühere Schöpfer so mancher interessanten logischen Schwärmerei, war bereits ganz aus dem Trachten der Geistlichkeit verdrängt, und hatte skeptischen und epikureischen Systemen Platz gemacht. Jagd, Konzerte, Dichtkunst und Theater beschäftigten außer den bildenden Künsten den genialen Papst Leo, und man spielte vor ihm im Vatikan Machiavellis Lustspiel „la Mondragore", worin das Mönchtum verlacht und Leichtfertigkeit in ausgelassenster Art vorgestellt wurde. Wie der Herr, so die Diener: die Prälaten eiferten dem Papste nach, und die Diener der Prälaten waren die raffiniertesten Burschen der Welt. Zu Bologna bei der berühmten Zusammenkunft des Königs mit dem Papste, welche den König mitten unter Künste und Künstler gebracht hatte, war Bonnivet zur Werbung Florios gekommen, und er hatte ihn seitdem häufig genug zur Betreibung von Abenteuern des Königs benutzt.

Florio stieg in die dunkle Stadt hinab, um die Dienerschaft Chateaubriants kennen zu lernen. Alle Schenken waren mit Trabanten der Seigneurs angefüllt, denn ein Seigneur damaliger Zeit war ein kleiner König und reiste mit großem Troß. Alles war noch lebendig, da die Pairs in der Kirche noch immer des Königs harrten, und auszufinden wußte sich Florio in dem kleinen Orte Blois gar bald. Er wußte nach

Verlauf einer Viertelstunde, daß ein stämmiger Bretone namens Baptiste, ein schon bejahrter Bursche mit rötlichem Haar und finsterer Miene, der Hauptdiener Chateaubriants sei, und nachdem die ersten Übelstände des schwer verständlichen Patois, welches Baptiste redete — denn ein allgemeines Hochfranzösisch lag auch bei dem höheren Stande noch gar sehr im argen — überwunden waren, saß er ihm bei der Kanne Wein vertraulich gegenüber. Er kannte bereits durch zehnjährigen Aufenthalt die Eigentümlichkeit jeder einzelnen französischen Völkerschaft, und wußte vortrefflich, wie insbesondere ein Bretone zu behandeln sei. Diese Völkerschaft hat am meisten germanische Art, und ist wohl am dauerndsten und allgemeinsten von englischen Volksteilen genährt worden. Ihr nebliges Land macht sie zur Melancholie, zu grübelndem Nachdenken und zum Trunke geneigt. Baptiste horchte mit Teilnahme Florios Schilderungen des römischen Prälatenlebens, das dieser, der sich des Zutrauens halber für einen geborenen Franzosen ausgab, in der Kriegsgefangenschaft kennen gelernt haben wollte, und sprach im eifrigen Zuhören eifrig dem burgundischen Weine zu, welchen Florio an die Stelle des leichten Tourainewein es geschoben hatte. Bald glühte der Zuhörer und folgte bereitwillig dem Vorschlage Florios, sich aus der lärmenden und störenden Gesellschaft zurückzuziehen, um freier über Gott und Kirche sprechen zu können. Frei genug waren zwar ringsum die Äußerungen der Fremden, aber nur auf Kosten des Königs, den sie in Schatten stellten neben ihren, wie sie zweifellos meinten, ebenso königlichen Gebietern. Aber Florio hatte für Baptiste eine Schilderung der deutschen Ketzer und eine offene Besprechung solcher Lehren begonnen, und Baptiste, darauf sehr begierig, schlug das Erwünschte selbst vor, und führte Florio in das Haus, welches Graf Chateaubriant zu seinem Absteigequartier erwählt hatte. Prüfend warf dieser seine Blicke unter den umherliegenden Mantelsäcken umher, und zehnmal

versuchte er es auf andere Weise, Baptiste für einige Zeit aus den Zimmern zu entfernen. Dies gelang nicht, wohl aber wirkte bei vorrückender Nacht der Burgunderwein, und der bretonische Diener, die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Arme stützend, entschlief, und schlief mit allen Zeichen schwer gebundener Kräfte, Stirn und Augen immer tiefer hineinwühlend in die ledernen Ärmel des Wamses.

Die Wohnung des Grafen bestand aus zwei kleinen Zimmern, deren Verbindungstür offen stand, und die eine Treppe hoch nach dem Hofe hinaus gelegen waren. Es blieb den Seigneurs keine besondere Wahl in Blois, da ihre Anzahl den Ort überfüllte. Unten im Hofe standen die Pferde des Grafen, wohl zehn an der Zahl, und es schliefen die übrigen Leute seines Gefolges teils im freien Hofraume, teils in den Ställen. Man machte damals keine Umstände mit der Dienerschaft: sie bekam reichlich zu essen und mochte sich übrigens nach einem Kopfkissen umtun. Wer nicht Herr war, freier Seigneur auf seinem Erbe sitzend, oder auf sein Schwert pochend, der war kein Gegenstand irgendwelcher Beachtung. Nur der Leibdiener ward zu größerer Sicherheit und Bequemlichkeit des Herrn näher und deshalb auch besser gehalten. So hatte Baptiste in dem einen Zimmer ein Lager von Decken an der Erde. — Habseligkeiten des Grafen waren wohl auch hier umhergestreut, Wäsche, Kleidungsstücke, Sporen, Waffengerät, aber ein Schmuckstück wie den halben Ring, nach welchem Florio aus war, suchte er hier nicht, sondern danach richtete er sogleich seine Schritte in des Grafen Zimmer, nachdem er sich prüfend durch einige laute Tritte über Baptistes festen Schlaf vergewissert hatte. Auf Flur und Treppe war es ruhig, vom Hofe herauf war ein gleichmäßig Geräusch der Reitknechte zu hören, die nicht zur Ruhe durften, bevor der Herr daheim sei, und so durchstöberte Florio beim Schein der Lampe, welche er Baptiste entführt, die offenen Mantelsäcke, die Schubladen und Schränke. Er fand nichts

verschlossen, denn der damalige Seigneur war vertrauensvoll und führte wenig Geld bei sich; aber er fand auch nicht, was er suchte, und wiederholte sich, verdrießlich vor einem Kästchen mit Ketten und Waffenschmuck des Grafen stehend, was er sich schon bei Einleitung des Unternehmens immer im stillen vorgesagt hatte: der Graf werde solch ein wertvolles Kleinod am eigenen Leibe verwahrt tragen. Dieser ihm nicht tröstliche Gedankengang ward obenein durch das bedenklichste Geräusch unterbrochen: er hörte die Haustür öffnen und sporenklirrende Tritte die Stiege heraufkommen. Das war allem Vermuten nach der Graf. Florio eilte hastigen leisen Schrittes zu Baptiste zurück, schüttelte diesen heftig und löschte die Lampe. Während dieser im Dunkeln sich nur unvollständig ermunterte, schlüpfte Florio unter die Decken von Baptistes Lager — denn er wollte nicht nur ungesehen sein, sondern er wollte auch dableiben — und der Graf trat ein, gröblich scheltend, daß er kein Licht fände. Es war noch ein anderer Seigneur bei ihm, und er führte diesen so gut es ging im Dunkeln nach seinem Zimmer hindurch, während Baptiste schwerfällige Versuche machte, Licht zu entzünden. Glücklicherweise schienen die Seigneurs in vorherrschender anderer Aufregung zu sein, und deshalb wenig acht auf die Umgebung zu haben. Sie sprachen in den härtesten Ausdrücken vom Betragen des Königs, der sie bis Mitternacht in der Kirche hatte warten und ihnen dann erst durch den verhaßten Emporkömmling Bonnivet hatte anzeigen lassen, er würde sie nicht eher sprechen, als bis sie jeden Teilnehmer an der bourbonischen Verschwörung in ihren Provinzen ausfindig gemacht und ausgeliefert hätten.

„Sind wir denn", rief Graf Chateaubriant in großer Entrüstung, „Diener und Untertanen dieses übermütigen Valois geworden. Verdient er nicht, daß wir den Lehnseid ihm kündigen, da er als so übergreifender Lehnsherr sich beträgt!? Ich beharre dabei, daß wir bei Anbruch des Tages

heimreiten, wir alle nach Rennes, ihr alle nach Rouen, und ihm vom Seneschall jedes unserer Reiche sagen lassen, er habe sich übler Dienste von uns zu versehen, wenn er seinen formlosen Übermut nicht herabstimme."

„Ich kann leider für die Normandie nicht dazu raten," sprach der andere Seigneur, den man, einen kleinen zierlichen Mann, bei endlich angezündeter Lampe mit dem Grafen auf und nieder schreiten sah — „denn mein Schwiegervater ist in Lebensgefahr und unterliegt, wenn ich zum Trotze der Provinz helfe, und mich dadurch der Fürsprache beim Könige begebe."

„Habt Ihr ihm nicht zur Kenntnis des bourbonschen Unternehmens verholfen — Gott gebe, daß Ihr's nie bereuen mögt! — Ist er Euch nicht zu Dank verpflichtet?"

„Er scheint's für bloße Lehnspflicht anzuschlagen, und es ward mir nicht einmal der Zutritt zum Gefängnis des Grafen von Vallier gestattet; meine Frau wird außer sich sein. Sorget, daß der Eurigen nicht ähnliches Herzeleid bevorsteht, ich höre, ihr Bruder Lautrec ist auf dem Wege daher, und höre, daß er zu schonungsloser Verantwortung gezogen werden soll. Unsere Schritte müssen wohl erwogen sein, denn der König hat weit aussehende Pläne, scheut wie Ludwig XI. keine Mittel, und wird wahrscheinlich durch den schlimmen Duprat Herr des Pariser Parlamentes, das in juristischen Wendungen unsern Landesherrlichkeiten am liebsten überall abzwackt!"

„Ach was! haben wir nicht auch Parlamente! Was schiert uns das Pariser, aber die Spitze müssen wir ihnen bieten, sonst wachsen uns diese hörigen Menschen zu Kopfe. Ihr tut unrecht, Brezé, durch Anschluß an dies Regiment der Valois irgend eine günstigere Wendung, irgend ein Heil zu erwarten! Wer sind sie? Arme Ritter durch glückliches Aussterben auf den Thron gebracht! O Anna, Anna, wie töricht war's, König Ludwig zu heiraten und uns Bretonen

an dies falsche Königshaus zu bringen, deine liebliche Claude, unseres Landes Blume an diesen frechen Valois zu opfern, der dich und deine Erbschaft Bretagne nicht zu schätzen wußte. Wieviel besser wäre uns, wir wären allein geblieben, oder hätten uns an England geschlossen!"

„Nicht doch, Chateaubriant, das ist unfranzösisch."

„Französisch! Was ist französisch! Es ist eben der Kram, den sie aufbringen möchten, um uns unterzubringen; denn alles unter diesem Namen geht auf Beeinträchtigung unserer Herrenrechte hinaus. Was Franzos! Ich bin Bretone! Seid Ihr Normann! Nur wenn wir auf uns halten, hält man auf uns und achtet unsere Rechte. — Lautrec! Lautrec! Es wäre abscheulich, wenn er an ihn griffe!"

„Er hat ihm ein Heer und ein Land verloren!"

„Das Unglück hat ihm beides verloren, Lautrec ist brav und von Foixschem Blute, ich denke, er soll ihm die Zähne weisen! Aber wir müssen uns rüsten, Brezé, es tut bitterlich not."

„Wir sprechen noch darüber, gute Nacht, Graf."

Während dieses Gespräches hatte Baptiste, welcher seines Besuches völlig vergessen zu haben schien, den Nachttrunk des Grafen, einen starken Pokal mit Wein zurechtgemacht und auf den Tisch gestellt, und hatte sich, der eigenen Nachtruhe eingedenk, seinem Lager genähert, um die Decken aufzuschütteln. Dabei entdeckte er natürlich Florio, und da er dessen gar nicht gewärtig und nicht schnell von Begriffen war, so ereignete sich diese Entdeckung nicht ohne Ruf des Erstaunens und nicht ohne hervorgestoßene Fragworte. Unglücklicherweise geschah dies gerade, als der Graf den Herrn von Brezé in Baptistes Zimmer geleitete, um ihn durch diesen einzigen Ausgang nach Vorsaal und Treppe zu führen, und Florios Anwesenheit wurde dabei entdeckt. Bei des Grafen heftigem Dreinfahren sprang Florio in die Höhe, und versuchte es, in eiligen Worten sein Dasein der Wahrheit gemäß zu erklären

und zu entschuldigen; ehe er aber damit zu Ende kommen und die Ungeduld des Grafen es anhören konnte, sagte Herr von Brezé mit halber Stimme zum Grafen: „Er hat uns behorcht!“ — „Ach was!“ entgegnete dieser, „was wir sprechen, kann die ganze Welt hören!“ — „Es ist aber,“ setzte Brezé hinzu, „ich kenne ihn, der Diener Bonnivets!“ — „Was?“ schrie bei diesen Worten der Graf laut auf, und sprang nach einem mit Gerätschaften angefüllten Tische, „wo ist die Peitsche!?“

Ehe er sie indessen hervorziehen konnte, war Florio wie der Blitz an der Ausgangstür, war hinaus und war verschwunden, bevor die einander hindernden Männer mit Licht ihm folgen konnten. — Es war dieser Italiener in Verfolgung seiner Zwecke von erstaunlicher Frechheit: er hatte im Nu übersehen, daß er, einmal erkannt, seinem Ziele nie wieder so nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorsatze, das Haus um keinen Preis zu verlassen, richtig voraussetzend, daß man ihn am wenigsten jetzt in der Nähe vermuten und suchen werde. Der Vorsaal bestand, wie bei den meisten Häusern jener Zeit, aus einer offenen Galerie, welche um die Winkel des Hauses umher lief. Statt also geradeaus nach der in Hof und Hausflur hinabführenden Treppe zu flüchten, wendete sich Florio sogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Galerie keinen Ausgang bot, und drückte sich hinter den nächsten Pfeiler. Wirklich stürmten auch die Verfolger geradeaus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. Sowie Florio inne wurde, daß sie bis zur Treppenwendung vorüber waren, schlüpfte er behende durch die offen stehende Tür ins Zimmer zurück und eilte sicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tische, auf welchen Baptiste den Nachttrunk des Grafen gestellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der andern holte er aus dem Wamse ein Fläschchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal.

Dann taſtete er im Zimmer umher, einen Verſteck ſuchend, welchen er ſich ſchon vorher von Baptiſtes Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgeſpannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu ſchützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl und verlor das geleerte Fläſchchen aus der Hand. Danach umher taſtend, hörte er, daß der Graf und Baptiſte die Treppe herauf zurückkamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläſchchen im Stiche zu laſſen, und eiligſt hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und verſetzte ſeinem Diener einen empfindlichen Peitſchenhieb. Baptiſte ertrug ihn ruhig und machte ſchweigend alles zurecht, was zur Nachtruhe ſeines Herrn gehörte. Dieſer, welcher ſich ſelbſt die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehen nach dem Pokale und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiſte mit ſeiner ſchweren Sohle auf das Fläſchchen, daß es knirſchend zerſprang. — „Was iſt da?“ rief der Graf, den Pokal abſetzend und hinzutretend. — „Ich weiß nicht,“ murmelte Baptiſte, die Scherben zuſammenſuchend. Der Graf riß ihm eine der Scherben aus der Hand, betrachtete ſie bei der Lampe und entdeckte eine klebrige Feuchtigkeit daran. Er hielt ſie an die Naſe und roch dann in den Pokal hinein, als ob ihm ein Zuſammenhang auftauche. Dann rief er Baptiſte nahe zu ſich und ſah ihm eine Minute lang ſtarr und forſchend ins Auge, gleich als ob er die Möglichkeit eines Falſchs in dem Diener ergründen wollte. Baptiſte zuckte nicht mit der Augenwimper. „Trink den Reſt!“ ſprach hierauf der Graf und hielt ihm den Pokal hin. Baptiſte verſtand nichts davon, trank aber ohne Zögern, ja behaglich den Becher leer bis auf den Grund.

Darauf legte ſich der Graf ſchweigend zur Ruhe, und Baptiſte, nachdem er die Lampe in des Grafen Zimmer

getragen und deren Schein durch einen vorgeschobenen Sessel vom Bette des Herrn abgewendet hatte, tat desgleichen. Nach Verlauf einer Viertelstunde ward Florio bei der eintretenden Totenstille inne, daß der römische Schlaftrunk auch auf die erregten Gemüter seine Wirkung nicht versage, und als Baptiste erst leise, dann laut zu schnarchen begann, öffnete er den Vorhang, nestelte behutsam seine Schuhe auf, streifte sie ab, trug sie an die Ausgangstür und schlich nun an die offene Tür des Gemachs, in welchem der Graf schlief. Wohl eine Viertelstunde lang blieb er regungslos an der Schwelle stehen, mit gespannter Aufmerksamkeit horchend, ob die Atemzüge des Schläfers tief und regelmäßig seien. Als daran nicht mehr zu zweifeln war, trat er leise an den Fuß des Bettes und betrachtete mehrere Minuten unverwandt den Grafen.

Je länger er hinsah, desto mürrischer wurde das Gesicht des Italieners; denn wie sehr sich sein Auge an die trübe Beleuchtung gewöhnt und alle Blöße am Grafen betrachtet und geprüft hatte, es zeigte sich keine Ringeshälfte. Florio hatte darauf gerechnet, sie würde an einer Kette auf der Brust hängen, aber die schwarz behaarte Brust des Seigneurs war ziemlich unbedeckt vom Nachthemde, und zeigte doch nicht Kette noch Ring. Es bedurfte keines geringen Grades von Entschlossenheit, um noch näher zu treten, noch näher zu prüfen: das bleiche Gesicht, vom schwarzen Barte und von tief hinter die hohe Stirn und die breiten Schläfe zurücktretendem schwarzem Haare dünnen Wuchses umsäumt, die tiefliegenden Augen, die scharfe Adlernase, das starre Zucken in den Zügen, die über die Decke heraus gestreckte magere Hand, alles das wirkte wie eine drohende Macht. Zuweilen schwollen sogar Adern und Muskeln des halb entblößten vorgestreckten Armes zusehends an, und die Hand erhob und krümmte sich, als ob sie sich ballen wollte. Aber Florio war verwegen, er wußte, daß es für den König galt, und daß Schutz wie Lohn groß sein würden, er schritt vor

am Bette, um das Hemd noch weiter zurückzuschlagen von der Brust. Erst hielt er die Hand eine Weile erhoben über jener, um zu prüfen, ob der Schläfer gegen solche Nähe irgendwie empfindlich sein und zurückwirken werde. Er schlief in gleichen Zügen weiter; nun legte Florio die Hand an und schob das Hemd nach der rechten Seite des auf dem Rücken liegenden Schläfers zurück — es war kein Ring zu sehen, wohl aber kam von der Schulter herab ein seidenes Schnürchen zum Vorschein! Hastig schob er nun links das Gewand zurück, und da hing der halbe goldene Reif, just auf dem unruhig klopfenden Herzen ruhend. Da es nicht die erwartete Kette, sondern nur eine seidene Schnur war, so stand es in seiner Macht, sich durch einen Schnitt des Ringes selbst zu bemächtigen, was von Hause aus nicht seine Absicht gewesen war. Er überlegte auch einen Augenblick, ob er's nicht tun solle, entschied sich aber doch für den ursprünglichen Plan, richtig überlegend, daß der Graf schon am nächsten Morgen den Verlust bemerken und gegen etwaigen Mißbrauch Vorkehrungen treffen werde. Florio zog also lieber, wie er's vorbereitet, ein rundes Stück Wachs aus seiner Tasche, hob langsam am Schnürchen den halben Ring von der Brust des Schläfers und drückte ihn sorgfältig in das Wachs, bis er um keine Linie mehr über die Oberfläche desselben hervorragte. Diese Verrichtung war die schwierigste, denn er mußte sich bis dicht an den Leib des Grafen beugen, und der Atem desselben, der ihn getötet, wenn er ihn betroffen hätte, streifte ihm die Stirn. Wirklich erschrak er auch vor einem Zucken der Augenlider des Schläfers dergestalt — er sah sie mit Entsetzen schon offen — daß er an dem Ringe, den er eben wieder aus dem Wachse gezogen, zuckte, und dadurch mit dem Schnürchen am Halse des Grafen einen Ruck veranlaßte. Hastig hob sich die Hand des Grafen, griff nach der Brust und ergriff krampfhaft die Hand Florios, und die geschlossenen Augen öffneten sich zur Hälfte. Der

verwegene Italiener bebte, aber bestand diesen Moment regungslos: der geringste Widerstand hätte wahrscheinlich den Grafen völlig erweckt, der Mangel jeden Widerstandes ließ ihn die noch nicht zum Sehen erwachten Augen wieder schließen, die Muskeln der Hand lösten sich wieder, so daß die Hand auf die Decke zurückfiel und Florio, der seine Wachsform zufällig in der andern, der linken Hand gehalten, also unverletzt erhalten hatte, war somit frei, und zog sich auf den Zehen in Baptistes Stube und nach der Ausgangstür zurück. Hier steckte er erst sorgfältig seine Wachsform ein, trocknete sich dann den Angstschweiß, welcher ihm die Stirne bedeckte, und glitt vorsichtig in seine Schuhe. Die Tür knarrte zwar, aber jetzt war er schon zu sehr im Vorsprunge, als daß ein Mißlingen noch wahrscheinlich gewesen wäre — nur durfte die Haustür nicht verschlossen sein. Dies war indes damals noch selten der Fall: man war nicht so verschwenderisch mit Schlössern und begnügte sich mit Riegeln. So fand's auch Florio, schob leise die Riegel zurück, horchte noch einmal nach der Treppe, vernahm nichts, schlug ein Kreuz nach rückwärts und entschlüpfte.

König Franz erfuhr von dergleichen gewaltsamen Hilfsmitteln nichts. Er war leidenschaftlich und despotisch genug, ohne näheres Zusehen alles für erlaubt zu halten, was seinem Willen dienlich sei, und doch hatte er im Widerspruche damit soviel ritterliche Scham, den gröblichen Mitteln nicht ins Auge blicken zu mögen, ein Widerspruch, dem wir überall bei begehrsamen, moralisch nicht durchgebildeten Herrschernaturen begegnen. Bonnivet, eine echte Günstlingsnatur, welche nicht auf guten, sondern nur auf gefälligen Rat bedacht ist, kannte das Wesen seines Herrn ganz und gar, und erwähnte bei solchen halb erteilten Aufträgen des Gegenstandes nicht eher wieder, als bis er ihn als reife Frucht dem Könige zum Pflücken bieten konnte. Ins große reizende

Sündennetz, genannt „gutes Glück“, schlug dann lachend König Franz die mühsam und oft verbrecherisch gereifte Aventure, und genoß ihrer leichtsinnig, und würdigte ohne wörtlich ausgesprochenen Dank seinen Glücksritter Bonnivet.

Dieser, mit Florio beratschlagend, erkannte wohl, daß mit Gewinn der Ringform, welche binnen vierundzwanzig Stunden den halben Goldreif zustande bringen half, noch weiter nichts als der erste Schritt gewonnen, und daß es sehr schwierig sei, dies Berufungszeichen auf unverdächtige Art nach Chateaubriant zu bringen, den Grafen ferner, sobald die Gräfin Blois sich nähere, aus dieser Stadt zu entfernen, dieser ein unverfängliches Absteigequartier zu bieten, und sie wenigstens eine kurze Zeit in der Täuschung, es sei alles von ihrem Gatten veranlaßt, zu erhalten.

Zu solchem Ende mußte Florio mit Baptiste wieder in Verbindung treten; denn es war wahrscheinlich, daß der Graf seiner Gemahlin Nachricht senden werde über die bedrohte Lage ihres Bruders Lautrec, und der desfallsige Bote mußte den falschen Halbreif mitnehmen. Lautrec selbst konnte auch den natürlichsten Anhalt für die eintreffende Schwester bieten. Aber freilich war Lautrec, gegen welchen der König furchtbar aufgebracht war, bis zum Tode gefährdet, und insofern ein gar mißlicher Anhalt für die Schwester. Auch wünschte Bonnivet, nach erster Kriegsstelle lüstern, gar sehr einen üblen Ausgang der Anklage, welche auf Lautrec lastete, und sah keineswegs voraus, wie so widerstreitende Aufgaben zu vereinigen sein würden. Ein Glücksritter indessen verläßt sich auf den Zufall und verlangt nicht, die Dinge bis ins einzelne vor sich ausgerechnet zn sehen. Zunächst hatte Florio den halben Reif passend an Ort und Stelle zu besorgen, und zu dem Ende zechte er vierundzwanzig Stunden nach dem vollführten Raube wieder mit Baptiste, und erfuhr, daß am frühen Morgen ein Reiter mit Briefschaften nach Chateaubriant abgehen werde. Dieses Reiters habhaft zu werden, war ihm

eine leichte Aufgabe. Ein paar Meilen unterhalb Blois auf halbem Wege nach Amboise, war ein durch Räubereien berüchtigter Wald: dort ließ er den armen Teufel durch drei Leute Bonnivets überfallen, ausplündern und knebeln. Während der unschuldige Bote gefesselt mit dem Antlitze am Boden lag, brachte der Leibdiener Bonnivets, welcher dabei tätig und allein von der Absicht unterrichtet war, dem im nahen Dickicht harrenden Florio den Brief des Boten. Er war zwar versiegelt und mit seidenem Faden zugeschnürt, aber so kunstlos, daß es dem geschickten Florio ohne Mühe gelang, ohne Verletzung des Siegels eine Ritze zu gewinnen, den halben Ring hinein zu schieben, und mit dem gelockerten seidenen Faden das Ganze wieder fest zu verschließen. Darauf machte er sich selbst das Vergnügen, nach der Landstraße zu reiten, und nachdem er den Brief beiseite an die Erde geworfen hatte, den Boten anzureden und der Fesseln zu entledigen. Dieser erwies sich sehr dankbar, fand bei Durchsuchung seiner Taschen, daß ihm eigentlich nichts fehle, entdeckte den großen Brief, verwahrte ihn auf Florios Rat sorgfältig auf der Brust, entdeckte sogar, daß sein Pferd in der Nähe an einen Baum gebunden war, und teilte vollkommen des nach Blois zu reitenden Florio Meinung, der Angriff müsse eine Verwechselung gewesen und er müsse statt eines anderen durchgehauen worden sein. So ritt er, sein Geschick preisend, vorsichtig weiter nach der Bretagne hinab.

Während dies geschah, traf auf dem Schlosse von Blois die bestimmte Nachricht ein, Lautrec sei mit mehreren Kriegsobersten bereits in Romorantin eingetroffen, sei in einer verzweifelten, aber keineswegs furchtsamen Laune, und drohe mit Eröffnung von Dingen, welche seine Niederlage erklären, und hoffentlich einige der gewissenlosen Diener des Königs ans Messer liefern würden. Eine Person in Blois verstand diese Drohung vollkommen. Dies war die Mutter des Königs. Sie ließ auf der Stelle den Oberintendanten der Finanzen,

Jacques de Beaune, Seigneur von Semblançay, rufen, und fragte ihn, ob er die Quittung noch besitze, welche sie ihm Ausgang vorigen Jahres über 400000 Ecus ausgestellt.

„Königliche Hoheit meinen die Summe, welche für die italienische Armee bestimmt war?" fragte Semblançay, ein schlichter, aber pünktlicher Geschäftsmann, langen, schmalen Wuchses und unbeholfener Manieren, ergraut und gebeugt im Dienste.

„Ja doch! zeigt mir die Quittung!"

„Die Quittung ist vorhanden, Königliche Hoheit."

„Zeigt sie mir!"

Semblançay, mit den gefährlichen Manieren dieser Dame wohl bekannt, trug Bedenken, ein für ihn so wichtiges Dokument dergestalt auszusetzen, und war ein zu ehrlicher Mann, um auf Vorschläge der Herzogin einzugehen, welche darauf hinausliefen, auf irgend eine unlautere Weise den Beweis vorzuspiegeln, daß jene 400000 Ecus nach Italien abgeschickt worden seien. Die Herzogin hatte diese Summe unterschlagen, und es stand zu erwarten, daß Lautrec das Mißlingen des Feldzuges auf den Mangel dieses ihm versprochenen Geldes wälzen, und daß eine strenge Untersuchung in betreff dieser Summe eintreten werde. Der arme Semblançay ahnte nicht, daß unter solchen Umständen und mit solchen Personen ehrlich Verfahren und gut Gewissen kein hinreichender Schutz sei, und daß er unklug handle, im Gefühl seines Rechtes ein mit der Herzogin gemeinschaftliches Verfahren zurückzuweisen. Sie entließ ihn äußerst ungnädig und schickte nach Duprat, welcher damals in höchster Instanz das ganze innere Staatswesen verwaltete, und der nie um einen Ausweg verlegen war. Duprat war es auch, welcher um jene Zeit die Idee einer nicht auf Abzahlung, sondern auf die Dauer errichteten Staatsschuld erfand, und von dem sich die Herzogin wohl eines genügenden Rates in dieser bedenklichen Lage versehen durfte.

Sie blieben lange zusammen, und der erste Schritt, nachdem sie sich getrennt, bestand darin, daß sie zum Könige ging und sich über unregelmäßige Auszahlung ihrer Gelder seitens Semblançays beschwerte. Auch Duprat, setzte sie hinzu, ist seit einiger Zeit sehr unzufrieden mit ihm, der Himmel weiß, was dem alten Manne, dessen Geistes- und Gedächtniskräfte offenbar schwänden, begegnet sein müsse.

„Nicht doch!" erwiderte König Franz, „Ihr irrt Euch wohl: Vater Semblançay ist mir stets ein braver und tüchtiger Diener gewesen."

„Ich sage dir aber, mein Sohn, er ist seit einiger Zeit wie umgewandelt, und hat mir eben eine Summe als schon gezahlt abstreiten wollen, über welche er bei näherem Zufragen keine Quittung besaß."

Da ging die Nachricht ein, Lautrec sei in Blois angekommen, eingeholt bis kurz vor Cour Cheverny von bretonischen und normännischen Seigneurs, an deren Spitze sich Graf Chateaubriant hervorgetan habe, und zwar hervorgetan habe durch Zuversichtlichkeit gegen den wahrscheinlichen Zorn des Königs. Es habe allen Anschein, als wollten sich die gereizten Stände der Bretagne und Normandie um diesen vom Könige übel angesehenen Kriegsobersten wie um einen Mittelpunkt scharen.

„Sie sind nicht vom Pferde gestiegen in der Stadt" — hieß die neue Kunde — „sondern reiten in Wehr und Waffen und bestaubten Reisekleidern den Schloßberg herauf."

Das Ganze hatte in der Tat den Anschein einer drohenden Opposition: der ganze offene Hof des Schlosses wimmelte bald von Reitern und Pferden, und unter Voraustritt Lautrecs wurde gleich darauf der Gardensaal in gleicher Weise angefüllt. Es schien auf eine absichtliche Verletzung der durch König Franz eingeführten Formen abgesehen zu sein: niemand fragte danach, gemeldet zu werden, und die fragend entgegentretenden, den Leibdienst beim Könige versehenden Edelleute

wurden ohne weitere Erklärung beiseite geschoben. Lautrec selbst verhielt sich dabei am ruhigsten und schritt schweigend und streng ernsthaften Ausdrucks unter den Seigneurs einher. Er war ein Mann von schlanker Mittelgröße, tiefgebräuntem Antlitze und glänzend schwarzen, großen Augen. Jede Bewegung an ihm zeigte von kriegerischer Geschmeidigkeit und Festigkeit und von überlegener Fassung. Das Geschlecht der Foix, aus dem schönen Pyrenäenländchen gleichen Namens stammend, war damals ein ausgezeichnetes Heldengeschlecht: Gaston de Foix war zur Zeit König Ludwigs der erste Kriegsheld Frankreichs, das bewunderte Vorbild Königs Franz, und sein Todesfall bei Ravenna war wie ein Landesunglück beklagt worden. Das jetzt lebende Geschlecht der Foix hatte dem Könige drei Helden geboten, die miteinander an Tapferkeit und kriegerischer Umsicht wetteiferten. Der jüngste von ihnen, André de Foix, Sire de l'Esparre, war im Juni 1521 in Navarra den Heldentod für den König von Frankreich gestorben; der mittlere von ihnen, Lescun, Marschall von Foix hatte neben Lautrec, dem ältesten, mit untadelhafter Tüchtigkeit in Italien gefochten, und Lautrec selbst hatte sich bis zu dem letzten unglücklichen Feldzuge durch überlegenes Heerführertalent ausgezeichnet. Daß er in diesem Feldzuge ein dem französischen Heere ungewöhnliches Zaudern vor entscheidender Schlacht an den Tag gelegt, und damit mehrere günstige Gelegenheiten für entscheidende Schläge verabsäumt hatte, dies schrieb man bereits allgemein dem Mangel an nötiger Unterstützung zu, welchem er von Frankreich aus preisgegeben worden sei, und eben deshalb war man überaus begierig, was Lautrec zu seiner Rechtfertigung vorbringen werde, ja man war unerwarteter Anklagen von Lautrecs Seite gewärtig. Es war also vielleicht ebensoviel Neugierde als Trotz gegen den despotischen König, was die Seigneurs die Treppen des Schlosses hinaufdrängte.

Am Ende der Treppe und vor dem Eingange in den

großen Saal stellte sich ihnen Chabot de Brion entgegen und fragte im Namen des Königs, was dieser ungemeldete Zudrang bedeuten solle?

„Für die Seigneurs des Landes, junger Herr" — rief Graf Chateaubriant — „haben die Türen des Königs und Lehnsherrn in Frankreich noch allezeit offen gestanden, und die Stände des Reiches haben sich nie durch Bediente melden lassen!"

„Seid Ihr" — rief der aus dem Saal tretende Admiral Bonnivet — „als Korporation der Stände von Bretagne und Normandie hier zugegen?"

Auf diese Frage entstand ein Murmeln der Unschlüssigkeit unter den Seigneurs.

„Dann mögen die Seneschals der beiden Provinzen", fuhr Bonnivet fort, „vortreten, auf daß ich sie vor den König führe!"

Es trat niemand vor, und Lautrec ergriff das Wort: „Wenn dies Euer Dienst ist, Herr Admiral von Bonnivet, so meldet mich dem Könige, und sagt ihm, daß Lautrec von Foix an der Tür stehe, um dem Könige von Frankreich Bericht zu erstatten über das französische Heer in Italien."

„Du redest unwahr, Lautrec von Foix!" sprach plötzlich zu allgemeiner Überraschung der König selbst, vor dem die Flügeltüren des Saales aufgeflogen waren und der mit drohender Miene auf der Schwelle stand.

„Kein Foix spricht unwahr, König von Frankreich!" entgegnete unerschrocken Lautrec.

„Wo gibt's ein französisches Heer in Italien, Kriegsoberst ohne Krieger? Du hast mein Heer vernichten lassen, es existiert nicht mehr. Und jetzt erscheinst du in meinem Hause, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu suchen haben, und deren Gegenwart deine Rechtfertigung erschwert, statt sie zu erleichtern."

„Ich habe diese Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten.“

„Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt,“ rief jähzornig Graf Chateaubriant, „weil wir ringsum die edelsten Häupter des Landes bedroht und namenlose Emporkömmlinge in Macht sehen. — Dadurch ist schon Bourbon zu Äußerstem getrieben worden, dadurch sehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgesetzt.“

„Es soll dir, bretonischer Graf, geziemend erwiesen werden, daß du dich in Blois ungeziemend gegen deinen König und Herrn betragen hast; denn du wirst spornstreichs von hier nach unserer Stadt Paris reiten und vor dem Parlamente erscheinen, um dein Recht zu hören.“

„Das Parlament von Paris ist nicht mein Gerichtshof,“ erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige sprechend, der auf diese Erwiderung nicht achtete, sondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: „Und du, Lautrec von Foix, wirst in dieser Stadt verharren, bis ich dich rufen lasse zur Rechenschaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die ihr euch unwürdig gezeigt für Beratung mit eurem Könige und Herrn, die ihr euch trotzig erwiesen habt in einem Augenblicke, da die abscheulichste Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden ist, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert sein sollte, sich betrübt und hingebend zu beweisen, ihr werdet diese Stadt verlassen, bevor die Sonne untergegangen ist, und werdet auf eueren Schlössern erwarten, was euer König und Herr über euch und nicht mehr mit euch beschließt!“

Nach diesen mit schallender Stimme gesprochenen Worten trat der König zurück, und die Saaltüren schlossen sich wieder.

„Wahrhaftig, Budé," sagte er am folgenden Tage, als ihm die Anzeige gemacht wurde, die Gräfin Chateaubriant sei nur noch eine Stunde von Blois entfernt und Lautrec werde in nächster Stunde auf dem Schlosse erscheinen zu seinem Gericht — „wahrhaftig, Guillaume, wir Menschen bleiben uns selbst, jeder sich selbst, die größten Rätsel! Sprich nicht ferner jenen deutschen Mönchen das Wort, welche sich anheischig machen, die religiösen Schleier zu lüften. Die Vorwitzigen! Wo bliebe mir der Lebensreiz, wenn ich nur von den verborgenen Geistern in meiner eigenen Person die Hülle wegziehen könnte! Und ich kann es nimmermehr. Du mußt mir's glauben, Budé, denn ich weiß es selbst nicht anders, daß ich ohne Kalkul meinen gestrigen Zorn zu meinem Vorteile ausgebeutet habe. Bei meinem Degen, sag' ich dir, ich habe ohne weitere Überlegung Chateaubriant gerade von hinnen gejagt, da die Ankunft seiner Frau nahe bevorstand, und habe Lautrecs Gericht verschoben ohne den Gedanken, es könne wohl, wie es nun geschehen wird, mit jener Ankunft zusammenfallen und könne die Schwester dem Bruder nach unmittelbar in mein Haus führen. Das alles hat vielleicht wie ein nur mit schwachen Umrissen angefangenes Gemälde in irgend einem verborgenen Winkel meines Inneren gestanden, aber gekannt habe ich's nicht, auch wenn ich danach gehandelt habe. Nun, was hast du mit deinem trübseligen Ernste?"

„Königlicher Herr, ich fürchte, Ihr behandelt mir dies seltene Frauenbild im Stile einer gewöhnlichen Liebschaft, wie sehr ich Euch —"

„An dir ist wirklich ein Beichtvater verdorben, Budé!"

„Es ist mir, mein König, in diesem Falle so strenger Ernst mit alle dem, was ich gesagt habe und sage, daß ich getrost Eure Ungnade auf mich nehmen und meiner Gräfin raten werde, Augenblicks wieder umzukehren."

„Törichter Mensch, habe ich's denn zurückgenommen,

daß ich der edelsten Eindrücke gewärtig bin, und daß ich, wenn mir solche Eindrücke werden, die ehrenhaftesten Schritte vorhabe? Holla, Bonnivet, ich habe mir das anders überlegt, du darfst die Gräfin nicht empfangen, wenn sie, erschreckt über die Abreise ihres Gemahls, ihren Bruder sucht, du würdest das zu leichtfertig betreiben, und sie würde nur noch ärger eingeschüchtert. Budé mag es tun und mag sie zu meiner Schwester führen."

Dies ward gesprochen im Saale von Blois um die Mittagsstunde, und bei den letzten Worten wurden dem Könige Briefschaften überreicht, welche Bezug hatten auf die mißlichen Kriegsverhältnisse, und welche den König in eine ganz andere, nicht eben erfreuliche Stimmung versetzten. Er ging mit großen Schritten im Saale umher und schien es nicht zu beachten, als Lautrec eingeführt wurde von Chabot de Brion. Lautrec schritt vor bis in die Mitte des Saales, verbeugte sich stumm und verharrte stumm, ernsthaften aber ruhigen Blickes dem umhergehenden Könige zusehend. Dieser ging mehrmals dicht an ihm vorüber und blieb endlich dicht vor ihm stehen.

„Du bist Lautrec von Foix, den ich mit einem prächtigen Heere nach Italien sandte?"

„Der bin ich."

„Wo hast du mein Heer?"

„Es ist verloren."

„Wo ist meine Mailänder Erbschaft?"

„Sie ist verloren."

„Wer hat sie verloren, unglücklicher Mann?"

„Ich nicht!"

„Verwegener, wer sonst?"

„Du hast sie selbst verloren, König, denn du hast uns im Stich gelassen."

„Was?"

„Ein Heer braucht Sold, denn es besteht nicht aus Edel-

leuten, ein Heer braucht Nahrung, und nicht für das eine, nicht für das andere wurde von Frankreich aus auch nur im mindesten gesorgt. Erinnere dich, mein König, daß ich nicht abreisen wollte, bevor ich die Mittel zur Kriegführung in Händen hätte. Reise getrost, hieß es, man wird sie dir senden, ich reiste und — was geschah? Die Gendarmerie hat achtzehn Monate gedient, ohne einen Denar zu erhalten, und die Schweizer desgleichen, die Schweizer, welche nur um Geld dienen. Sie verließen mich denn am Ende großenteils, und die noch blieben, zwangen mich zur ungünstigsten Annahme der Schlacht an der Bicocca, denn sie wollten wenigstens Beute machen, und sie versagten, als der erste Anlauf mißlang."

„Wie kannst du dich auf Mangel an Sold berufen, da ich dir doch die versprochenen 400 000 Ecus gewissenhaft gesendet?"

„Du hast sie nicht gesendet!"

„Frecher Lautrec!"

„Mäßige dich, König von Frankreich! Ein Foix, der jahrelang Heere geführt, trägt Unglück groß wie das Alpengebirg, aber keinerlei Schimpf, sei er nur so groß wie das Sandkorn am Meere, und ein Foix lügt nicht! Deinen königlichen Brief, welcher die Absendung der Summe ankündigte, hab' ich erhalten, niemals aber die Summe selbst."

„Lautrec!? — Brion, rufe Semblançay!"

Bis dieser erschien, ging der König wieder umher und zwar in noch größerer Aufregung als vor Beginn des Gesprächs. Als der alte Semblançay eintrat, rief er ihm heftig entgegen: „Hab' ich dir nicht befohlen, 400 000 Ecus ans italienische Heer zu senden?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Nun?"

„Die Summe war auch bereits zur Absendung verpackt, als Ihre königliche Hoheit, Madame von Angoulême, zu mir trat, die Summe in Anspruch nahm —"

„Bist du mein Diener im wichtigsten Geschäfte, und weißt nicht, wer dir befiehlt?"

„Doch, Majestät! Ich widerstrebte, soweit es schicklich war gegen die Mutter meines Königs; Eure Majestät waren abwesend, und es blieb mir nichts übrig, als gegen eine gute Quittung —"

„Es bleibt mir nichts übrig gegen solche Dummheit als Schwert und Strick, weißt du, grauer Tor, was du angerichtet? — Brion, die Frau Herzogin von Angoulême sei gebeten — was hilft mir nun das Papier, das in deiner Hand zittert wie das Gewissen in deinem Busen?"

„Mein Gewissen, königliche Majestät, ist gut, denn dies Papier ist die Quittung, welche mir die Frau Herzogin ausgestellt hat über Empfang der 400000 Ecus."

„Zeig her!" — Der König las, und ein konvulsivischer Schmerz fuhr wie ein zackiger Blitz durch sein Angesicht. Er betrachtete den unglücklichen Semblançay von unten bis oben und schwieg und sah nach der Tür, durch welche die Herzogin eintreten sollte. Vielleicht bereute er's schon, daß er seine Mutter einem Verhöre vor solchen Zuhörern aussetzte; wenigstens ging er ihr, da sie eintrat, höflich entgegen, führte sie vor Semblançay und sprach mit schwächerer Stimme als vorher: „Madame, dieser Mann behauptet, Euch auf Euren Befehl eine Summe von 400000 Ecus eingehändigt zu haben!"

„Und womit unterstützt er diese Behauptung?"

„Hiermit!" — Der König hielt ihr dabei die von ihr eigenhändig unterschriebene Quittung vor die Augen. — Die Herzogin, vorbereitet auf diesen kritischen Augenblick und wohl beraten durch Duprat, las aufmerksam und sagte gleichgültig: „Dies ist in der Ordnung. Ich habe dies Geld erhalten, und habe den Empfang bescheinigt, was ist sonst dabei, mein Sohn?"

„Was sonst? Mein Heer, mein Italien hast du mir verloren durch Wegnahme dieser Summe!"

„Das wolle Gott verhüten, mein Sohn! Warum hat man sie nicht zu diesem Ende von mir verlangt? Ich würde sie gern geopfert haben, obwohl ich sie mit mancher Entbehrnis erspart hatte.“

„Wie das?“ rief der König. „O, Madame!“ rief Semblançay, dem große Schweißtropfen auf der Stirne standen, weil er wohl einsah, wie gefährlich ihm diese Wendung werden konnte. Der König aber hielt diesen Ausruf des alten Mannes für einen Ausruf der Bitte um Schonung, und drang auf nähere Erklärung. Die Herzogin gab sie dahin ab, das Geld sei ihr erspartes gewesen, das Semblançay zur Aufbewahrung gehabt, und das also nichts als die gleiche Zahlenhöhe mit der für Italien bestimmten Summe gemein habe. „Semblançay!“ rief hierbei der König, „alter grauer Sünder! Mit welcher Geschicklichkeit hast du mich soviele Jahre über deine Ehrlichkeit getäuscht!“ — Semblançay, die Hand aufs Herz legend, wollte beteuern, ward aber von der Herzogin unterbrochen, welche sagte: „Wenn der König von Frankreich seine Mutter Lügen strafen läßt, so sollte er es doch in gemessener Form tun, diesen Mann vor Gericht stellen und die Sache streng untersuchen lassen; denn es ist gegen meine Würde, einem Betrüger zu widersprechen!“

„O, o, wir waren unwürdig, ein Land schön wie Italien zu erobern!“ rief der König, zweifelnd bald die Mutter, bald Semblançay ansehend. In diesem Augenblicke trat Bonnivet zu ihm und machte ihm leise eine Mitteilung. Der König ging sogleich ans Fenster, riß es auf und sah aufmerksam in den Hof hinab, rückwärts die Hand ausstreckend und mit langsamer Betonung sagend: „Geh hinunter, Budé, und empfange den Gast, wie ich dir befohlen!“

„Beschäftigt Euch mit Lautrec, Majestät,“ flüsterte Bonnivet dem Könige zu — „er steht unbeschäftigt noch in der Mitte des Saales; sobald er ans Fenster tritt und seiner Schwester ansichtig wird, so bemächtigt er sich auch

ihrer, und unsere Pläne werden erschwert, wenn nicht gar vernichtet!"

Der König aber war in den Anblick versunken, der sich ihm bot: die junge Gräfin auf weißem Zelter, erhitzt von der Reise, unsicher in der Fremde, sah halb neugierig, halb zaghaft umher, und begrüßte mit großer Freude den aus dem Schlosse tretenden Budé, ja sie reichte ihm beide Hände, und auf die seinigen gestützt sprang sie mit anmutiger Geschicklichkeit vom Pferde. — „Ihr habt ganz recht gehabt" — sagte der König, immer noch hinabsehend, nicht eben leise zu Bonnivet — „dies scheint ein reizendes Geschöpf zu sein."

„Wenn aber Majestät Lautrec nicht beschäftigen, so genießen Sie nichts davon als den jetzigen Anblick — die Frau Herzogin nähert sich eben diesem Fenster und Lautrec dem andern, nur das gleichgültige Schlachtopfer Semblançay bleibt unbeweglich in der Mitte."

Da wendete sich der König, winkte Lautrec und ging mit ihm an die entgegengesetzte Fensterreihe des Saales, welche nach dem stillen Margaretenplatze mit Nußbäumen und Kirchlein hinausging, und sprach mit halber Stimme zu ihm: „Kannst du mir deine Hand darauf geben, Lautrec, daß der Mangel des Geldes allein die Verluste herbeigeführt hat?"

„Nein, mein König, das kann ich nicht; ich habe ein System vorsichtigen Krieges versucht, welches den besten Vorzug unserer Edelleute und Gendarmen nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, ich meine den Ungestüm, welchen die Italiener furia francese nennen, dies System hat uns geschadet, und der Mangel des Geldes hat nur den entscheidend unglücklichen Ausschlag gegeben."

„Wir haben also doch gelernt, obwohl wir verloren?"

„Das haben wir."

„Bessern wir uns also! Wir haben Gelegenheit und du mußt sogleich wieder — wenn du mir anders, lieber Lautrec, meine heftige Wallung verziehen hast — in den

Steigbügel! Gib mir deine Hand! Deine Aufrichtigkeit hat mein Herz erfreut; Fortschritt ist nur möglich, wenn man aufrichtig ist gegen sich selbst. Wenn wir das nächste Mal Mailand sehen, so werden wir nebeneinander sein, und Ungestüm und Vorsicht nebeneinander sollen zum guten Ziele kommen, nicht wahr? — Herr Kanzler Duprat, dieser unglückliche Semblançay wird sich vor dem Gerichtshofe des Parlamentes in Paris um Hals und Kragen verantworten, ob Unterschlagung der 400000 Ecus, sorgt dafür!"

„Ich bin unschuldig, Majestät!"

„Das wollen wir sehen."

5.

So war denn die Intrige gegen die Gräfin bereits insoweit gelungen, daß sie allein und dem Anscheine nach schutzlos ins Haus des Königs geraten war. Trotz dringender Nachfrage erfuhr sie erst nach und nach, daß ihr Gemahl schon vor einigen Tagen, ihr Bruder vor einigen Stunden Blois verlassen habe. Aber ihr Gemahl werde wahrscheinlich binnen kurzem zurückkehren, denn sonst hätte er Nachrichten für sie, die ja auf sein Geheiß ankam, hinterlassen, und die wenigen Tage werde sie in dem Schutze der liebenswürdigen Margareta bestens aufgehoben sein.

Die Gräfin zeigte sich allerdings wie ein etwas verschüchtertes Reh. Hätte sie den Boden nur etwas fester, hätte sie nur irgend ein Zeichen von ihrem strengen Gatten vorgefunden, sie hätte sich ja so gern gefreut, plötzlich einmal aus der unwandelbaren bretonischen Einsamkeit in so lebhafte Umgebungen gekommen zu sein. Solange Budé, der ihr großes Vertrauen einflößte, bei ihr blieb, drang auch einige Male die helle Äußerung des Vergnügens mitten durch ihre tausend Fragen der Besorgnis, wie ein Sonnenblick durch umwölkten Himmel. Aber Budé konnte nicht fortwährend

bleiben, die Herzogin Margareta überhäufte sie mit Zuvorkommenheit, Bonnivet ließ fragen, ob er aufwarten könne, ja der König ließ sie willkommen heißen, und die Angst überwältigte sie dergestalt, daß sie in Tränen ausbrach, und unter dem nicht ungegründeten Vorwande des Krankseins sich auf ihre Zimmer zurückziehen mußte.

Sie wußte nicht, was ihr bevorstand, denn sie war in der Welt unerfahren, aber sie begriff mit jenem den Frauen eigentümlichen Instinkte, der wie ein sechster Sinn sie unterrichtet, daß ihrem Leben eine entscheidende Krisis nahe. Und jede Frau, auch die unzufriedene, auch die gelangweilte, scheut einen kritischen Wendepunkt. Sei es ihr angeboren — was die Emanzipation Begehrenden leugnen — sei es ihr anerzogen: die Frau entscheidet sich, auch wenn ihr die Wahl gelassen wird, viel eher für fernere Ertragung einer drückenden Existenz als für das Wagnis einer Änderung. Die junge Gräfin hatte in ihrem einsamen Schlosse oft bitterlich geweint über die Roheit eines Gatten, der all ihre feineren Gedanken nicht verstand und mit den Füßen beiseite stieß, der eben deshalb keine auf edlere Weise vermittelte, sondern nur die gedankenlose äußerliche Zärtlichkeit bieten konnte, eine Zärtlichkeit, welche immer zudringlich erscheint und Widerwillen erweckt, sobald sie nicht seitens der Frau mit dem unbegreiflichen Schauer der Neigung empfangen wird. Solche Neigung war der Gräfin bis dahin fremd geblieben; aber sie war so weiblich erzogen und in der Ehe so unterwürfig gewöhnt worden, daß sie selbst nicht wußte, wie widerwärtig ihr der Gemahl war. Ertragen wir doch oft jahrelang das Unangenehmste, weil wir erst durch einen plötzlich sich bietenden Vergleich oder Gegensatz entdecken, wie groß die uns aufgebürdete Unannehmlichkeit sei. — Sie hatte also in den ersten Tagen auf Schloß Blois kein anderes Trachten deutlich vor sich, als wie sie aus dieser ihrem Gemahl verhaßten Welt hinweg und nach Chateaubriant zurückkommen könnte.

Daß sie schon um ihres so unverschuldeten Eintritts in diese Welt der herbsten Behandlung vom Grafen entgegensehen durfte, das wußte sie wohl, aber sie wollte sich lieber solcher Strafe unterwerfen, als der wachsenden Pein des Gewissens. Denn obwohl sie mit einem prüfenden und den banalen Moralphrasen, welche der Graf hören ließ, weit überlegenen Geiste ausgerüstet war, so bildeten doch all jene Phrasen ein Gewissen in ihr, neben welchem ihr Geist, schüchtern und ohne Erfahrung, bei weitem nicht aufkam. Hinweg! Hinweg! drängte also alles in ihr. Aber sie war eben auch in Blois nach wenig Tagen nicht bloß durch äußere Bande gefesselt. Nicht etwa, daß sie ihr schüchternes Auge zu einem der schönen und geistvollen Männer erhoben und einer raschen Neigung sich ergeben hätte, o nein, einem wie sie gearteten Wesen war für den Übergang in andere Lebenskreise eine Frauenmacht viel gefährlicher oder doch wirksamer. Die Herzogin Margareta war ganz dazu geeignet, das Vertrauen der bedrängten jungen Frau schnell zu gewinnen, und den zu bewerkstelligenden Wechsel vortrefflich zu leiten; denn Margareta hatte die Ehe mit der Mittelmäßigkeit selbst zu ertragen und zu verbessern gehabt, sie war lebhaft, sie war geistig hochbegabt, sie besaß ein starkes Bedürfnis wahrhaftiger Tugend neben dem starken Bedürfnisse genußreicher Existenz, und sie war vielleicht in allem, was die Wünsche ihres geliebten Bruders betraf, weniger gewissenhaft als sonst in irgendwelchem Kreise. Und Galanterie war das junge Schoßkind jener Zeit! Es fand seine halbe Rechtfertigung im wiedererweckten Stile der als würdig gepriesenen Ritterlichkeit, und wurde übrigens beschützt von dem schmeichelnden Drange abenteuerlicher Erfindung, der mit einer Wiedergeburt schöner Künste und Verhältnisse Hand in Hand gehen müsse. Es ist also gar wohl erklärlich, daß die Verfasserin der „Geschichte beglückter Liebhaber", jener schalkhaften Novellen, es nicht verschmähte, diese unerfahrene Gräfin systematisch den Provinzialgrundsätzen

abwendig zu machen. Diese begabte Verführerin, ein äußerst schwer zu beurteilender Charakter, war übrigens niemals gemeint, die alltägliche Libertinage ihres Bruders zu unterstützen, im Gegenteile verbarg ihr Franz die unsaubern Seitenwege, welche er gar oft wandelte, sorgfältig, denn sie nannte solche Abenteuer trivial und verzieh sie nicht. Die alten Romane der Chevalerie waren ihre Lieblingslektüre gewesen und hatten in ihr ein System zuwege gebracht, von welchem viele Kenner den Geist und das Wesen der seit drei Jahrhunderten mannigfach ausgebildeten, zuweilen entarteten, immer aber interessant sich darstellenden französischen Gesellschaft herleiten. Rücksichtsvolle und aufopferungslustige Freundschaft sollte Grund und Boden alles Verkehres sein, auch des Verkehres zwischen den verschiedenen Geschlechtern, denen auf diesem Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit gestattet sei. Margareta erfand dafür jene sogenannten „Allianzen", welche Freund und Freundin wie Bruder und Schwester angesehen wissen wollten, und welche, auf geistiger Zuneigung beruhend, den öffentlichen Ausdruck gegenseitiger Liebe gestatteten, und solcherweise systematisch Tadel und Verdacht entfernen sollten. Schon an ihrem kleinen Hofe von Alençon hatte sie solchen Lebensstil eingeführt, und neben ihrem Bruder konnte sie ihm eine so große Ausdehnung geben, daß er Vorbild für Frankreich wurde. Natürlich blieben diese „Allianzen" nicht so spirituell wie sie gemeint waren, ja Brantôme sagt von der Stifterin selbst, „sie habe in Sachen der Vergnüglichkeiten und Galanterien gezeigt, daß sie mehr davon verstünde, als ihr tägliches Brot"; aber es bildeten sich doch Formen und Verhältnisse, welche Geist und zierlichen Anstand zur Grundbedingung hatten und das Unvermeidliche vor Roheit bewahrten. Hierin zeigt sich ein interessanter Kontrast des 16. und des 19. Jahrhunderts in Frankreich: im 19. Jahrhundert nämlich wurden diese Allianzen durch Simonisten und Sozialisten dergestalt wieder aufgenommen, daß man sie

auf die ganze bürgerliche Gesellschaft ausdehnen und das bloß anmutige Spiel mit Formen in ein ernsthaftes Grundgesetz für freien Verkehr zwischen den Geschlechtern umwandeln wollte. Margareta, dem reformierenden Kalvinismus mit großer Teilnahme, ja einige Jahre später mit Parteinahme zugehörend, hätte wahrscheinlich, wenn der Simonismus neben ihr entstanden wäre, einzelne Teile desselben systematisch aufgenommen und ins Werk gesetzt, und darin die Grundverschiedenheit von ihrem ihr oft so ähnlich erscheinenden Bruder an den Tag gelegt. Denn Franz, als entschiedener Egoist, war allem verbindlich machenden Systeme abhold und fand seinen Lebensreiz just im Gegenteile, im Willkürlichen und Augenblicklichen.

Es ist nicht bekannt geworden, inwieweit Margareta von ihrem Bruder eingeweiht worden sei in die Absicht, welche er damals vorhatte mit der Gräfin Chateaubriant. Wahrscheinlich ist die Verständigung nicht weiter gegangen, als bis zu den allgemeinen Redensarten, daß es sich darum handle, ein liebenswürdiges und begabtes Geschöpf den rohen Händen eines Seigneurs zu entwinden, der solchen Edelstein nicht zu würdigen wisse. Und das war hinreichend, das Interesse und die Beiwirkung Margaretas zu erwecken. König Franz konnte auch in den ersten Tagen guten Gewissens sich solcher allgemeinen Ausdrücke bedienen, denn er hatte die Gräfin nur von weitem gesehen, und erst am dritten Tage verschaffte ihm Margareta, welche die Aufgabe als reizende psychologische behandelte und um keinen Preis übereilt sehen mochte, Gelegenheit, die schöne Françoise näher zu beobachten. Nicht daß sie ihn zu ihr geführt hätte, soweit war die verschüchterte Gräfin noch keineswegs ermutigt, sondern dadurch, daß sie ihm im offenen Nebenzimmer an einem Fenster, welches in der Zwischenwand angebracht war, einen Platz anwies. Es war das Glas dieses Fensters eine Beute aus Italien und hatte den damals in Frankreich noch

unbekannten Spiegelvorzug, daß es nur von einer Seite, natürlich von der, welche der König einnahm, durchsichtig war, von der andern aber bis zur Undurchsichtigkeit blendete. Dort sah und hörte König Franz die junge Frau in all ihrer lieblichen und reizenden Natürlichkeit, welche sie der freundlichen Margareta gegenüber bereits gewonnen hatte. Margareta galt wirklich in ganz Frankreich für diejenige Person der königlichen Familie, welche sittlich am höchsten zu achten sei, und dieser Ruf erleichterte ihr überaus die sogenannte Bekehrung der Gräfin. — „Aber es ist doch unerläßlich," sagte die letztere, „daß ich meinem Gemahle wenigstens ausführliche Kunde abstatte, wo ich mich befinde und wie ich lebe, wenn Ihr denn durchaus unveränderlich darauf beharrt, meine Rückkehr nach Chateaubriant sei ohne weiteres unpassend."

„Und ich denke," erwiderte Margareta, „Ihr gebt mir darin endlich recht! Euer Gemahl befiehlt Euch, hieher zu kommen, und achtet Eurer, ich will nicht einmal sagen Eures Rufes, sondern nur Eurer Sicherheit und Bequemlichkeit so wenig, daß er unbekümmert um Eure Ankunft sich von Blois entfernt und Euch dem Zufalle preisgibt. Verdient solche Unritterlichkeit Rücksicht von Eurer Seite? Strafe verdient sie. Die Männer sind das, wozu wir sie machen. Sie sind leidenschaftlich, aber roh und gedankenlos uns gegenüber, denn in dem eingerissenen Wahne, dem ersten und allein wichtigen Geschlechte anzugehören, sind sie eigensüchtig bis zum Grade der Gedankenlosigkeit. Wir müssen systematisch Formen erfinden und aufrecht erhalten, wir müssen die Männer täglich daran erinnern, wir müssen darin zusammenhalten wie für einen Kultus, und jede einzelne muß in ihren Verhältnissen Wohl und Wehe ihres ganzen Geschlechtes vor Augen haben, daß wir nichts Geringeres sind, denn sie. Glaubt nur, dies ist auch zum Besten der Männer: ohne strenge Schranken und Bildungsmittel nützen sie den Zauber ab,

welchen weibliche Schönheit gewähren mag! Sie vernichten durch plumpen, eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glückes, das nur Glück ist, solange wir dessen nicht sicher sind."

„Aber die Frau hat ja kein Recht zu solchen Maßregeln, welche die Herrschaft des Mannes untergraben, denn es heißt ja selbst in der Religion: Er soll dein Herr sein!"

„O pfui doch, Gräfin, das ist ein altmodisches Mißverständnis."

„Kann denn die Religion auch altmodisch werden?"

„Wenigstens die Deutung derselben."

„Das mag sein. Aber heißt es nicht eine andere Gefahr heraufbeschwören, wenn man uns rät, ein System zu errichten auch zwischen Ehegatten? Die Gefahr der Verstellung und Lüge? In meiner Erziehung ist alles darauf hingeleitet worden, ich solle wahr und offen sein, dies sei die Grundbedingung aller Tugend und alles glücklichen Gewissens, und ich sollte nun demjenigen Manne gegenüber, dem ich mit Leib und Seele zugesprochen worden bin, wohl überlegt eine Kunst der Verstellung üben, ein Getriebe der Täuschung! Wie reimt sich das?"

„Unschuldig Mädchen, das Ihr geblieben seid! Habt Ihr noch nie zugesehen, welchen Gang jegliche Erziehung nimmt? Bei groben Gegensätzen beginnt sie, um bis zu feinen und feineren Unterschieden hinaufzuführen und dann den allmählich geübten Menschen dem eigenen Urteile zu überlassen. Der junge unerfahrene Mensch ist wie ein Kranker in der Gesellschaft, man gibt ihm Krücken, an denen er geht, bis er sich selbständig fühlt und sie hinter sich wirft!"

„Aber ich fühle mich noch nicht selbständig, und ist es denn überhaupt Bestimmung des Weibes, selbständig zu werden?"

„Dieser Zweifel ist ein Frevel gegen Gott, der in uns so vollkommene Menschen geschaffen hat, wie in den Männern."

„Erlaubt! Vollkommen in anderen Kreisen, nicht aber in denen, welche Kraft und Mut und alle Vorzüge der Selbständigkeit erfordern. Wozu denn zwei Geschlechter, wenn ein jedes selbständig, das heißt unabhängig vom andern leben könnte und sollte? Und unabhängig voneinander können wir nicht leben, unsere Sinne verbieten es, und der süße Zwang des Gebärens, der uns auferlegt ist zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, spottet unserer Unabhängigkeit; Selbständigkeit, meine ich, soll nicht die Devise des Weibes sein!"

„Sieh da," rief Margareta und umarmte halb lächelnd, halb erstaunt ihren Gast, der sich eine schöne Röte ins Antlitz gesprochen hatte, „sieh da, meine Liebe, Ihr seid ja geübter in Entwicklung von selbständigen Gedanken als all unsere Damen am Hofe es sind! Ihr werdet sie alle überstrahlen durch ein lauteres und begabtes Naturell. Und was hat Euch so frühzeitig zu ernsthaftem Gedankenleben gebracht? Das stille eheliche Glück auf behaglichem, einsamem Schlosse?"

„Ach, nein."

„Das Glück soll nicht zum Nachdenken führen."

„Das weiß ich nicht. Aus Euren Reden entnehme ich die Bestätigung eines Wunsches, der sich mir selber oft aufgedrängt hat, und der auch vielleicht unpassend für mich nach einem Systeme schmeckt: Gäbe es nicht unschuldige Mittel in unserm, das heißt in der Frauen Vermögen, die Männer zarter und edler zu machen, ohne daß ihnen an Kraft und Stärke etwas geraubt würde?"

„Arme Gräfin, wie gern möchtet Ihr verbergen, daß Eure Jugend an rohe Hände preisgegeben ist. — Widersprecht nicht, und überzeugt Euch nach und nach, daß es das Weib preisgeben heißt, wenn man ihre Abhängigkeit vom Manne hingehen läßt, wie es der großen Mehrzahl gleichgültiger und des sinnigen Weibes unwürdiger Männer beliebt."

„Und doch geht auch soviel feines und zartes Werk von den Männern aus, es ist doch wohl nur einzelnes Unglück, nicht gerade solchen Männern begegnet zu sein! Welch eine wunderbar erhebende Welt ist nicht von Männern ausgedrückt worden in Gemälden, wie deren seit einiger Zeit aus Italien nach Frankreich gekommen sind, und wie ich deren, als ich von Foix nach Chateaubriant über Fontainebleau reiste, gesehen habe. Da habe ich staunend vor dem heiligen Michaels Raffaels gestanden, und habe mich entzückt in den edlen, ach so erhebenden Reizen einer heiligen Familie desselben Malers. Seht, da ist mir Kraft und Anmut, Größe und Zartheit, Schwung und Einfachheit in einem zum ersten Male in meinem Leben entgegengetreten, und es ist nie wieder aus meiner Seele geschwunden, daß solche Vollkommenheit nur von dem Genius eines Mannes ausgehen könne, und daß uns Frauen wohl immer die Macht einer so mannigfach bedingten Erfindung gebrechen möge — hört mich! Und weiter: War es nicht ein Mann, welcher den neuen großen Sinn fand, solch unerhörte Kunst auch unerhört zu feiern? Zahlte er dem Künstler nicht erstaunliche Summen, und was mehr ehrte und erregte — wir begegneten damals in Montargis dem Zuge, der von Lyon heraufkam — er empfing ein Bild, wie man bis dahin nur die wichtigsten Reliquien aus dem Heiligen Lande empfangen hatte; unter Fanfaren mit allem Pomp und mit aller Pracht der Feier, die all unsere Einbildungskraft belebte, ließ er das neue Wunder enthüllen und zum ersten Male anschauen. Dieser kühne Sinn konnte nur von einem Manne kommen, denn er schloß ein neues, seines Rechtes sich bewußtes Urteil, er schloß die Kraft einer Neuerung in sich, die uns Frauen von der Natur versagt ist."

„Und dieser Mann?"

„Es war Euer Bruder, es ist der König."

„Den Ihr nicht sprechen wollt, und doch so zu schätzen wißt!"

„Mein Gott, was hätte ich ihm zu sagen in meiner unpassenden Lage.“

Während der letzten Rede war König Franz ungestüm aufgestanden, hatte dem neben ihm stehenden Budé die Hand gedrückt und zugeflüstert: „Dies Weib ist würdig einer Krone, Guillaume, ich danke dir,“ und hatte einen Schritt gegen die mit seidener Gardine verhangene Verbindungstür getan, als wollte er zu den Frauen eintreten. Budé hatte sich erlaubt, die Hand festzuhalten, und ihn dadurch und durch Bittworte daran zu verhindern, als aber die Gräfin sprach: „Was hätte ich ihm zu sagen,“ da übermannte ihn der Drang seiner Galanterie, er schob alle vorgezeichneten Pläne beiseite und trat ins Zimmer zu den Damen. Schon im Kommen, gerade auf die Gräfin zugehend, sprach er zu ihr: „Der König aber hat Euch zu sagen, daß er von allen Großen seines Reiches noch nicht so schön verstanden worden ist, als von Euch, meine gnädige Gräfin,“ und dabei ergriff er ihre Hand und küßte sie, und bat um Entschuldigung, daß er, das lebhafte Gespräch vernehmend, einen Augenblick vor seinem Eintritt an der Türschwelle stehen geblieben sei, um zu hören, ob er auch ungelegen komme. „Aber ich hörte“, setzte er lächelnd hinzu, „ein solch Übermaß meines eigenen Lobes, daß ich daraufhin sogleich einen Fehler begehen und Euch stören durfte.“

Mit dieser Überraschung schien der König den Bestrebungen seiner Schwester, die Gräfin zu ermutigen, wesentlich geschadet zu haben. Diese entzog sich eher kalt als schüchtern den Artigkeiten des Königs, und sie war offenbar davon betroffen, daß sie ein Aufpassen, Behorchen überhaupt und ein berechnetes Verfahren zu entdecken glaubte. Wie sehr ihr auch in dem ihr selbst verborgenen Innern der Anteil und Beifall des Königs schmeichelte, wie sehr sie auch in dieser ihr selbst verschleierten inneren Welt ihres Herzens

ein Teilnehmen an diesen Lebenskreisen wünschte, ja wie sehr sie mit Schauer an ihre Rückkehr nach Chateaubriant dachte: Erziehung, Pflichtgefühl und weibliche Zaghaftigkeit hielten sie doch entfernt von jeder, auch der kleinsten Hingebung an diese lockenden Verhältnisse, und trieben sie zurück in den einsamen, freudeleeren Kreis des bretonischen Schlosses. Sie sah voraus, daß sie schon für den unverschuldeten Eintritt ins königliche Schloß zu leiden haben würde, aber sie besaß jenen Mut der Frauen, den Mut, allen Leiden gebückten Hauptes entgegenzugehen. Bis dahin von der sanften Macht der Herzogin zurückgehalten, sah sie nun keine dringendere Pflicht vor sich, als ihren Gemahl zu unterrichten. Eine treue Dienerin Louison, welche aus der Pyrenäenheimat der Braut gefolgt und der jungen Gräfin treu verblieben war, übernahm es, einen Boten über Paris nach Chateaubriant zu senden. Denn es war der Gräfin nicht verschwiegen worden, daß ihr Gemahl eiligst nach Paris gegangen sei eines dringenden Geschäftes wegen, aber obwohl man hinzugesetzt, er werde unverweilt nach Blois zurückkehren, so war sie doch bereits mißtrauisch und dehnte die Sendung aus bis nach der Heimat.

Louison hatte sich dies indessen leichter gedacht als es war. Sie fand zwar bald einen Boten, aber Florio, bereits vortrefflich bezahlt für das bisherige Gelingen der Intrige und auf der Wacht für den weiteren glücklichen Fortgang derselben, hatte sein Standquartier beschaulichen Müßigganges im Torhüterſaale des Schlosses aufgeschlagen, wo alles, was kam und ging, vorüber mußte, und wo eine Niederlage sämtlicher Dienerschaft und aller auf gelegentliche Aufträge harrender Lungerer war. Es war ihm ein leichtes, der suchenden Louison nachzuspähen und die Absendung des Briefes zu unterschlagen. Louison war klug und teilte ihrer Herrin offen mit, daß sie, einigen Zeichen nach, die richtige Absendung des Briefes nicht für hinlänglich gesichert halte,

und daß sie raten müsse, einen zweiten zurecht zu machen, wenn der Frau Gräfin besonders viel an zuverlässiger Bestellung desselben liege. Nur war zu befürchten, daß es dem zweiten nicht besser ergehen würde als dem ersten, und die Gräfin, durch dieses neue Anzeichen verborgener Umtriebe in noch größere Aufregung versetzt, entschloß sich zu einem ungewöhnlichen aber ihrem kindlichen Charakter allerdings ganz angemessenen Wege. Sie hatte sich nämlich, nachdem der König sie überrascht, nicht mehr aller Männergesellschaft entziehen können, welche sich des Abends bei der Herzogin Margareta einstellte. Der König war auf Anraten seiner Schwester nicht wiedergekommen, und es hatten sich zu Anfange nur die Künstler und Gelehrten eingestellt, die der Gräfin weniger Scheu erregten, und unter denen ihr der gewandte Marot eine Erheiterung, der würdige Budé ein Trost war. Aber auch einige der lustigen Ritter aus des Königs unmittelbarer Umgebung hatten sich allmählich eingefunden. Unter ihnen Bonnivet und Chabot de Brion. Letzterer, ein ganz junger, bildschöner Mann, zeigte sich sehr zurückhaltend und äußerst achtungsvoll gegen die Gräfin, ganz verschieden von Bonnivet, welcher die vorgefaßte Absicht der Zurückhaltung nicht lange durchsetzen konnte und sich bald in fröhlicher, kühner Galanterie gehen ließ. Es war ihm wohl zuzutrauen, daß er's im glücklichen Falle auf die Gefahr der königlichen Ungunst gewagt hätte, eine Eroberung zu machen, welche, wie er am besten wußte, der König selbst beabsichtigte. Aber diese freie Zuversicht, welche vom Betragen aller übrigen auffallend abwich, wirkte nicht mehr verschüchternd auf die Gräfin. Eben weil sie hier keinen Rückhalt sah, ging sie bald unbefangener ein auf das Spiel der Phrasen und Wendungen, und entwickelte darin eine unerwartete Munterkeit, so daß sie eine Viertelstunde lang ihre peinliche Lage zu vergessen schien. Einem Frauennaturell ist eine solche Hingebung an den gefahrlos reizenden

Augenblick viel leichter erreichbar als einem männlichen, und ein so geschmeidiges weibliches Naturell ist auch gar wohl imstande, mitten in solcher Bedrängnis und in augenblicklicher scheinbarer Selbstvergessenheit denjenigen Mann zu bemerken, welcher ihr innerlichst zuneigt, und welchem sie um jeden Preis vertrauen kann. So erschien ihr Chabot de Brion, und ihm beschloß sie, sich anzuvertrauen, seit sie in Budé für alles entschlossene Handeln eine gewisse Unsicherheit entdeckt zu haben glaubte. Es war dies einem jungen Lieblinge des Königs gegenüber ein Entschluß des unberechenbaren weiblichen Genius. Nicht der sicherste Freund würde ihr dazu geraten haben, auch wenn er gleich ihr entdeckt hätte, daß in Brion eine poetische Neigung für die Gräfin im raschen Aufschluß begriffen war.

Sie tat es. Bei der ersten Gelegenheit, da sie sich mitten in der Gesellschaft allein mit ihm sah in einer Fenstervertiefung, schilderte sie ihm mit fliegenden Worten ihre Lage und die Notwendigkeit, sichere Nachricht an den Grafen Chateaubriant gelangen zu lassen. Sie sprach nicht einmal von dem Vertrauen, welches sie für ihn hege, sie sprach's in der Bitte selbst aus, und Brion, ein unverdorbenes Gemüt, glücklichst überrascht durch dies Vertrauen, versprach die Besorgung des Briefes, den ihm Louison einhändigen würde.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich die Gräfin frei und sorglos und ward gegen alle Umgebung die rückhaltloseste Liebenswürdigkeit selbst. Die Herzogin glaubte sogar, sich dieser Umwandlung nicht freuen zu dürfen, weil sie selbige dem Einflusse des schönen Bonnivet zuschrieb, ein Einfluß, welchen sie von ihrem Bruder erwartet und gehofft hatte. Sie sagte also, als die Gesellschaft entlassen war, ziemlich unbedacht zur Gräfin, es schienen die schönen Männer ihr bessere Laune zu erwecken als die geistreichen.

„Die schönen?" erwiderte die Gräfin lachend, „ei natürlich! Was wirkt lieblicher auf unsere Stimmung als die Schönheit!"

„Und Ihr zieht die schimmernde Schönheit der ernsteren vor?“ setzte die Herzogin hinzu, welche sich des falschen Gegensatzes, den sie aufgestellt, bewußt geworden war, da ihr Bruder für einen stattlich schönen Mann galt.

„Allerdings, wenn es sich, wie Ihr Euch so fein ausdrückt, nur um Erweckung guter Stimmung und Laune handelt. Aber was ist gute Stimmung und Laune gegen den Eindruck, welcher den ganzen Menschen auf die Dauer des Lebens erregen und bewegen soll! Ich glaube nicht, daß ein schöner Mann so tiefe und dauernde Neigung erweckt, als ein unschöner. Die glatte, tadellose Schönheit, die wir in den Bildern wiederfinden, geht eben wie ein Bild an uns vorüber; aber das Eigentümliche prägt sich unserer Seele ein, und verläßt uns nicht mehr, wenn es einmal durch eine Neigung uns zugeführt worden ist.“

Diese Erklärung hatte für die Schwester des Königs nicht viel Tröstlicheres als die erste fröhliche Äußerung, und von diesem Abende an wurde diese Gräfin das unverstandene, aber um so lebhafter gesuchte Geheimnis für den Hof. Ihre Schüchternheit war verschwunden und zeigte sich nur noch, wenn der König unerwartet zu ihr trat. Dieser selbst war in immer größere Hast und Bewegung geraten, je unwahrscheinlicher es seiner Schwester und ihm erscheinen mußte, dieses rätselhafte junge Weib ohne weiteres für sich zu erobern. Er war eifersüchtig, ehe er noch die geringste Aussicht auf Besitz hatte, und diese Leidenschaft war ihm, dem zuversichtlichen, durch Glück bei Frauen verwöhnten Könige, bis daher völlig fremd geblieben. Sie steigerte also auch seine Wünsche und Absichten zum höchsten, und was er früher unbedacht und zur Hälfte lügenhaft gegen Budé geäußert hatte von Erhebung dieser Dame auf den Thron, das war ihm jetzt vollständiger Ernst für den Fall, daß er nicht ohne ein solches den Stolz mehr als die Liebe weckendes Versprechen die Neigung der Gräfin gewinnen könne.

Unter solchen Umständen war eine Woche vergangen, und ein aufmerksamer Zuschauer hätte sagen müssen, die Gräfin zeige Bonnivet den meisten Anteil, mit ihm unterhielt sie sich am öftersten, mit ihm lachte sie am heitersten. Gegen Brion konnte man sie undankbar schelten, denn sie sprach wenig zu ihm und vermied bei diesen kurzen Unterredungen, wie es schien, geflissentlich, alle tiefere Wendung des Gespräches. Die Künstler liebten sie alle, denn sie hatte selbst Geschick für Zeichnenkunst, und kopierte eifrig und schnell die Skizzen, welche man ihr zeigte, so die Skizze des Grabmals Ludwigs XII., mit dessen Ausführung in St. Denis damals der Bildhauer Jean Juste beschäftigt war. Von Lascaris und Budé ließ sie sich die Gesänge des Homer erzählen, und war diesen älteren Herren stundenlang die andächtigste Zuhörerin, die sich auch nicht weniger angesprochen zeigte, wenn der alte Grieche auf Schilderungen des griechischen Religions- und Gedankenlebens überging, oder wenn Budé sein Thema vom Schlosse Chateaubriant wieder aufnahm, und die täglich fortschreitende Entwicklung der kirchlichen Reform in Deutschland und der Schweiz schilderte. Kam der schalkhafte Meister Clément dazu, der übrigens auffallend genug den Streitpunkten kirchlicher Reform eifrig nachfragte, so endigte sie mit irgend einer anmutigen Wendung das ernsthafte Thema und bat Marot, sie französische Verse machen zu lehren, sinnige Devisen, welche damals in höchster Gunst und Mode waren. Eines Nachmittags trat der König unerwartet zu diesem Kreise, setzte sich und bat, teilnehmen zu dürfen. Auf der Stelle wurde sie schweigsam und zurückhaltend, und hier wie sonst erfuhr er mehr von anderen als von ihr selbst, daß sie Talent und Geist mannigfachster Art besitze. Was braucht aber die Neigung solcher Zeugnisse! Auch die des Königs achtete nicht darauf, und all die desfallsigen Versicherungen Budés, Marots und der übrigen hielt er für Artigkeiten, die man seiner sichtbaren Vorliebe

für den Gast und der schönen Dame erweisen wolle. Indessen war er doch diesmal bereits so klug, die Galanterie beiseite zu setzen und auf die ernsthaften Gegenstände des Gesprächs einzugehen, hoffend, die Gräfin werde dadurch unbefangener und freier neben ihm werden. Und die Berechnung war ganz richtig. Disputieren und durch hundertfache Gedankenwendung erprüfen, lag nicht im Wesen des Königs, dies ging vielmehr darauf hinaus, gegebene Verhältnisse, auch gegebene Spekulationen zu gruppieren, Pläne großen Stiles zu entwerfen, mit schöpferischer und künstlicher Genauigkeit auszuführen bis in den Reiz und Wert jeder Einzelnheit, und sich allmählich in Zusammenstellung mehrerer solcher Pläne etwas überspannt aber immer geistreich zu berauschen, dergestalt, daß nach einer halbstündigen Hingebung an solche wohl gegliederte Ekstase nicht nur Frankreich, sondern Europa ein ganz verändertes Ansehen erhielt. Ein verändertes Ansehen, denn er hatte keinen Zug revolutionären Sinnes, der von innen und von Grund aus umgestalten will, in sich, er wollte nichts Vorhandenes vernichten, er wollte nur hinzu tun und neu stellen, er wollte eben nur das Ansehen der Welt verändern, und was er dafür an innerem Geiste der Welt verändert zu brauchen glaubte, das suchte er vielmehr in der Vergangenheit, im Mittelalter, als in der Zukunft. „Ach" — schloß er solch einen Erguß, indem er aufstand und den Männern durch eine flüchtige Handbewegung anzudeuten schien, sie möchten sich entfernen — „die Alltäglichkeit hemmt mich aller Wege! Es ist nichts vorbereitet, und über den Vorbereitungen verliere ich die Hälfte der Hilfsmittel, und verliere im kläglichen Getümmel die eigenen Gesichtspunkte, von denen ich ausging, und niemand ist neben mir, der meine Pläne in Liebe hindurchtrüge durch all die Störungen, welche das Regiment mit sich bringt, und der mich in glücklicher Stunde daran erinnert, sie wieder aufzunehmen!"

„Aber Eure Schwester, königlicher Herr!“ erwiderte die Gräfin, welche solchen Kreis der Schöpfung nur dem begabten Manne zugänglich glaubte, und welche dafür ein glühendes Interesse, die eigentliche Seele ihrer Liebe zum Manne, in sich trug. Aufgeregt davon, daß sie diesen Kreis ihres Ideals plötzlich von dem mächtigsten Manne neben sich berührt sah, achtete sie im Anschauen des Königs und in der Hingebung an diese Welt zum ersten Male nicht darauf, daß sie allein gelassen war mit dem Könige.

„Meine Schwester?!“ sagte dieser, zur Hälfte wirklich mitten in der Empfindung des Themas, zur Hälfte Empfindung kokettierend, um das unschuldige Weib sicher zu machen — „meine Schwester ist ein suchender Geist, die mich mit Einwendungen ermüdet, und ich will bilden! Und was mehr sagen will, sie ist nur meine Schwester, die einen Gatten und eine noch ganz andere Welt hat außer mir, sie ist nicht mein Weib! Nur wo Leib und Seele eins sind, erschafft man gemeinschaftlich miteinander!“

Die Gräfin schwieg, der König schwieg. Sie stand im weißen Gewande, es war ein warmer Herbstnachmittag, neben dem Lehnstuhle, den sie eingenommen hatte, ihr Arm ruhte auf der Lehne desselben, ihr Kopf war gedanken- und teilnahmsvoll vorgebeugt und, wie sich verlierend, blickte sie auf das männlich schöne Antlitz des Königs, welches sich zu Linien herber Trauer zusammengezogen hatte und den Blick starr auf den Teppich des Fußbodens oder auf die Füße der dicht bei ihm stehenden Gräfin geheftet hielt.

„Helft mir!“ rief er auf einmal, richtete sich auf und ergriff mit beiden Händen die Hände der Gräfin.

Diese erzitterte am ganzen Leibe und betonte kaum hörbar die Worte: „Wie könnte ich, königlicher Herr!“

„Ihr könnt; die Königin liegt am Tode — werdet nach ihr mein Weib!“

„Ich bin“, erwiderte leise wie vorher die Gräfin, welche

zusammengeschrocken war, als ob ein Blitzstrahl vor ihr in die Erde führe, „ich bin die Gattin des Grafen Chateaubriant!“

„Ihr seid da nicht am Orte, er ist Eurer nicht wert, Ihr seid zu höherer Wirkung berufen!“

„Der Wille meiner Eltern, das Sakrament der Kirche haben mich ihm verbunden.“

„Was die Kirche bindet, kann die Kirche lösen — nicht dort liegen die Hindernisse; aber Ihr wendet Euer Haupt von mir, Ihr liebt mich nicht, Ihr fürchtet mich.“

„Ja, ich fürchte Euch,“ sagte die Gräfin, und große Tränen rollten ihr über die Wangen, „gebt meine Hände frei. Wenn Euer Herz mir in Wahrheit zugetan ist, hört meine Bitte, die Lage macht mir Pein, daß ich des Todes sein kann jeden Augenblick — ich danke Euch! Gott helfe uns!“

Bei diesen letzten Worten hatte sie dem sie freigebenden Könige mit zitternder, brennender Lippe die Hand geküßt und war hinweggeeilt. — Der König hielt sie nicht auf, so schnell und ungewöhnlich überkam ihn dies alles, so ungewöhnlich war ihm, dem sonst immer verwegenen, jede Gelegenheit ausbeutenden Frauenhelden zu Sinne.

Auf den folgenden Tag war ein Fest angesetzt für die Vollendung des Schloßbaues, und der König ließ durch Brion bei der Gräfin anfragen, ob sie ihm die Freude machen wolle, bei der Tafel zu erscheinen. Schlüge sie's ab, dann werde das Fest so lange vertagt, bis sie zusage. Brion, der in etwas melancholischer Weise den Auftrag ausrichtete, fand die Gräfin in großer Aufregung. Aber sie drückte ihm mit fieberhafter Festigkeit ihre Antwort dahin aus, daß sie vor Ankunft ihres Gemahls nicht öffentlich erscheinen könne.

„Graf Chateaubriant“, entgegnete Brion, „kann nicht mehr weit von Blois sein.“

„Mein Gott!“

„Der Bote, welcher Euren Brief besorgt hat, bringt mir soeben die Nachricht, daß er ihm auf dem Fuße folge. Leider muß ich, ein treuer Berichterstatter, der nichts weiter als Treue zu Euren Diensten hat, hinzusetzen, daß sich der Graf sehr entrüstet bewiesen über die Kunde, Ihr wohntet hier auf dem Schlosse, und daß er den Brief ungelesen beiseite geworfen habe."

„Weh mir!"

„Gebietet über meine Dienste, gnädige Frau, wenn Ihr die unüberlegte Heftigkeit Eures Gemahls fürchten zu müssen glaubt! Ich will ihm entgegen, ich will ihn empfangen, ich will ihm erklären, wie zufällig Ihr daher geraten — denn ich weiß, oder vermute doch den ganzen Zusammenhang — ich will, wenn das offene Wort eines Edelmannes nichts über ihn vermag, ihn mit dem Degen in der Hand nötigen, ein edles Weib edel zu behandeln!"

„Um Gottes willen nicht, Brion, das erhöhte ja nur seinen Arg —, seinen Unmut will ich sagen, das verschlimmerte nur meine Lage, ich danke Euch vom ganzen Herzen."

Bei diesen Worten trat Graf Chateaubriant selbst ins Zimmer: er war erhitzt, daß ihm der Schweiß über das Antlitz troff, aber totenbleich, er hielt den Degen blank in seiner Hand, und dieser Degen war mit Blut bespritzt, denn er hatte mit ihm Florio, welcher sich ihm am Eingange zu den Zimmern der Herzogin von Alençon entgegengestellt, über den Haufen gestoßen.

„Ich störe?" rief er beim Eintritte, als er seine Frau und Brion nahe beieinander in so bewegter Unterredung sah.

„Der Graf!" rief sie schreienden Tones, der mehr Entsetzen als Freude auszudrücken schien, und eilte auf ihn zu.

„Euer Gemahl," sprach er, mit der unbewehrten Hand die ihrige heftig ergreifend, „dem Ihr folgen sollt auf der Stelle!"

„Auf der Stelle; eilen wir hinweg, eh' uns ein Hindernis in den Weg tritt."

„Was gäb's für ein Hindernis," sagte er, sich halb zum Gehen wendend und mit halb verwendetem Kopfe Brion zusprechend, „wenn Graf Chateaubriant sein verlocktes Weib aus dem Hause der Gewalt führen will?!"

Brion näherte sich den Gehenden raschen Schrittes und den Grafen am Arme fassend, sagte er mit unterdrückter Lebhaftigkeit: „Dies ist des Königs Haus, kein Haus der Gewalt, Graf Chateaubriant, und dem Könige wie allen ritterlichen Edelleuten Frankreichs werdet Ihr verantwortlich sein für ein geziemend Betragen gegen diesen Ort und diese von aller Welt hochgeachtete Dame!"

„Junger Edelmann, der sein Glück sucht, diese Dame ist mein Weib, und so wie du sie nicht schmähen sollst, so sollst du sie auch nicht loben, oder gar ihren Beschützer spielen gegen mich, der ich ihr Herr bin!"

„Laßt uns, Brion," rief die Gräfin, „ich beschwöre Euch, und wollt Ihr mir Gutes erweisen, so eilt voraus und sorgt, daß niemand uns in den Weg trete!"

Auf diese Worte ging Brion, sich gegen die Gräfin verneigend, eiligst an ihnen vorüber und nach dem Ausgangssaale hinaus, von wo der Graf gekommen war. Dieser aber schien durch jene Worte in noch erhöhteren Grimm versetzt zu sein, er preßte die Hand der armen Frau dergestalt, daß sie wimmerte, und fuhr sie wütend an, als Brion die Tür hinter sich hatte: „Vortrefflich scheint Ihr bereits hier bekannt zu sein, unwürdiges Weib, das meinen Namen und meine Ehre befleckt, und die ich mit dem Degen in der Brust in diesen Zimmern der Schmach zurücklassen möchte, ein schreiendes Malzeichen für Mit- und Nachwelt!"

„Ihr tut mir entsetzliches Unrecht, Graf, ich habe ja nichts verbrochen."

„Weib!"

„Auf Euer Geheiß bin ich hierher gekommen."

„So frech hast du lügen gelernt in so kurzer Zeit!"

Und damit stieß er sie von sich, daß sie zu Boden stürzte und ohnmächtig liegen blieb.

Unterdes war durch Florios Geschrei das ganze Schloß in Aufruhr geraten; man eilte schon von allen Seiten dem heraustretenden Brion entgegen, und er ward von den Rittern des Königs, Bonnivet an der Spitze, wieder in die Tür zurückgedrängt in dem Augenblicke, da die Gräfin zu Boden gefallen war. Bei diesem Anblicke zog er wie Bonnivet den Degen und stürzte auf den Grafen los, der sie mit Schmähungen und vorgehaltener Waffe empfing, aber schnell von der Überzahl entwaffnet und überwältigt wurde.

„Der König! Der König!“ scholl es die Treppe herauf, und ehe noch jemand sich zu der regungslos daliegenden und für tot gehaltenen Gräfin wenden konnte, stand König Franz bei der Gruppe.

II.

6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, also beinahe ein halbes Jahr nach der Katastrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schlosse in Blois begegnet war, da saß der König an der Mittagsseite des Schlosses von Fontainebleau und sah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgesteckten Gartenparterre machten. Die Gebäude Fontainebleaus, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldschloß mit Kapelle und Gotteshause vorfindend, ist als eigentlicher Gründer des Schlosses zu betrachten — waren damals schon in so ungewöhnlicher Wendung ineinander verschlungen, und Kirche, Kapelle, Galerie und Hof zeigten sich von Anfang an so verschränkt zueinander gestellt, daß dieser Aufenthalt ein noch

eigentümlicher romantisches Wesen hatte als heutigentags. Und viel mehr denn später beherrschte ihn der Wald, welcher wie ein dunkelgrünes Meer ringsum turmhoch wogte, und sich trotz zahlreicher Axtschläge gar nicht abdrängen lassen wollte von dem alten Jagdhause der Könige. Es drangen die Winde nicht hindurch und keinerlei Geräusch der Menschen, die Sonne fand diesen meilenbreit von tiefem Forste umgebenen Schloßplatz erst einige Stunden nach ihrem Aufgange, ein zauberhaft grüner Schein strahlte in den Morgenstunden herüber auf die niedrige Grasterrasse, welche König Franz hier auf der Mittagsseite vor einem großen Galeriesaale angelegt hatte, und die Vögel des Frühlings sangen ihre kurzen, lustigen Weisen, welche die Stille nur unterbrechen, aber nicht stören. Auch der Kuckuck war in der Nacht angekommen, und der König blickte heiter auf darüber, ihn in guter Stunde das erstemal wieder zu hören. Er zählte abergläubisch, wievielmal er ununterbrochen rufe, denn das bedeutet die Zahl der Lebensjahre, und als der Kuckuck schon vor Berechnung des fünfzigsten Lebensjahres absetzte, da rief König Franz halb betroffen, halb lustig: „Nicht länger? Lange genug, wenn in Kraft und Stärke!"

Der viereckige Raum, welchen er dem Walde ausgehauen und ausgerodet hatte zu einem Gartenplane, war bereits in den vier Eckpunkten mit Pavillons geziert, welche dieses Frühjahr ihre Ausschmückung erwarteten, und dicht dahinter im noch hoch prangenden, jetzt mit den ersten Knospen geschmückten Buchenwalde leuchtete ein Wasserspiegel und der schwarze Schein tief behangener Tannen und Fichten hervor, in deren Schatten er eine Grotte angelegt hatte. Wie dies alles im einzelnen zu vollenden sei, dies beschäftigte ihn eben, und er bat die aus dem Saale zu ihm tretende Mutter und Schwester um Vorschläge. Es geschah dies mehr aus Artigkeit, denn aus Bedürfnis: selten gelang es, ihn für unbedingte Annahme eines Planes, der nicht von ihm selbst

ausgegangen, zu bewegen. Im Bereiche des Geschmacks war er von hartnäckiger Selbständigkeit, und er hatte das Recht dazu, denn er war all seinen Umgebungen darin überlegen. Die Schwester neigte mehr zu Plänen in der Gedankenwelt und hatte einen bei weitem weniger ausgebildeten Sinn für Plastik als Mutter und Bruder. Die Mutter aber, in jener Zeit noch verdrießlich durch das Scheitern ihrer Absichten auf den Connetable, durch den immer noch schwebenden Prozeß Semblançays, welcher zu seiner Verteidigung allerlei Übles von ihr ausgesagt und ihr sonst so vortreffliches Verhältnis zum Sohne doch einigermaßen getrübt hatte, endlich auch durch Bonnivets Leichtsinn, der sich ihr als Galan nur allzuoft nachlässig und treulos erwies, und seit Erscheinen der Gräfin täglich unaufmerksamer geworden war, die lustbedürftige Mutter erwiderte: „Was fragst du uns, die wir doch nicht imstande sind, dir etwas zu Dank zu raten, besonders seit die eigensinnige Chateaubriant mit ihrem Geschmacke dir alles andere in Schatten stellt."

„Ach ja!" sagte der König hastig aufstehend, „die Chateaubriant! Und sie kommt nicht, und Brion bringt nichts zuwege."

„Du bist mir unbegreiflich, Franz," sagte die Mutter halb spöttisch, „wie du soviel Mühe an ein kindisch Weib verschwenden kannst!"

„Was willst du? Ich habe die letzten Monate in Paris nicht an sie gedacht, und du machst mir in diesem Augenblicke deutlich, daß ich sie doch nicht im geringsten vergessen, sondern im Herzen getragen habe, wenn auch gedankenlos — wunderlich, daß ich ihrer scheinbar so ganz vergessen konnte, ohne daß sich mir die Neigung im geringsten verändert hätte!"

Nachdem der König eine Weile schweigend dagestanden, wendete er sich plötzlich nach dem Schlosse und verließ hastig die angefangenen Arbeiten und die Damen. Es lag in seiner Natur, dasjenige völlig aus den Augen verlieren zu können,

was ihm aus den Augen gerückt war. Dies wußten die Seinigen, und es mußte ihnen auffallen, daß eine bloße Erinnerung ihn dergestalt in Bewegung setzen konnte; Erinnerung hatte sonst keine Macht über ihn.

„Die Gräfin wird lästig," sagte die Herzogin von Angoulême nach einer Pause, „er muß sie besitzen, damit wir sie los werden; dies unbefriedigte Hangen und Verlangen erhält sie mächtig."

Die Herzogin von Alençon schwieg.

Nach jener Katastrophe, nämlich in Blois, war die Gräfin in eine heftige Krankheit verfallen, die lange Zeit für ihr Leben oder ihre Geisteskraft fürchten ließ. Die Herzogin von Alençon hatte sich ihrer mit liebenswürdiger, ja aufopfernder Sorgfalt angenommen, der König hatte, solange die Gefahr nicht beseitigt war, die größte Aufregung und einen Anteil gezeigt, dessen ihn niemand fähig geglaubt hatte, und war nach Beseitigung der Gefahr mit so viel Rücksicht und Innigkeit täglich am Bette der Kranken erschienen, daß von seinen näheren Umgebungen niemand mehr an einer bei ihm ungewöhnlich tiefen Neigung zweifeln und niemand dem Gerücht widersprechen mochte, es werde Budé mit dem Frühjahre nach Rom gesendet werden, um die Scheidung der Chateaubriantschen Ehe und den Segen für eine neue Königin von Frankreich zu erwirken. Nur die Gräfin selbst wußte nichts davon: auch nachdem sie soweit wiederhergestellt war, um am Gespräch wieder teilzunehmen, war sie einer tief melancholischen Stimmung, sobald von Mann und Weib gesprochen wurde, nicht wieder ledig geworden, und hatte mit sichtbarer Angst vermieden, nur einen Augenblick mit dem Könige allein zu sein. So war die rauhe Jahreszeit hereingebrochen, welche den König und den Hof nach Paris rief. Die Gräfin war soweit wiederhergestellt gewesen, um mit der Herzogin von Alençon diese Reise machen zu können,

und es schien aller Welt unzweifelhaft, daß es also geschehen und daß sie dauernd dem Hofe angehören würde. Denn nur unter unverkennbaren Zeichen tiefsten Erschreckens und Abscheus hörte sie seit jener Katastrophe den Namen des Schlosses Chateaubriant und ihres dorthin wieder entlassenen Gemahles nennen. So kam der Tag des Aufbruches von Blois: der König war zu Pferde schon mehrere Stunden voraus, die Mutter des Königs war ihm unmittelbar gefolgt, und die von Maultieren getragenen Sänften der Herzogin von Alençon und der Gräfin waren um die Mittagsstunde bereit gewesen, auch diese Damen zum ersten Nachtlager in Orleans zu bringen. Als aber die Sänften bei dunkler Nacht in Orleans angekommen waren, hatte man die der Gräfin leer gefunden. Alle nächste Nachfrage war vergeblich geblieben, und erst nach Verlauf einiger Wochen hatte man entdeckt, daß sie sich durch einen Diener des Grafen, welchen dieser in Blois zurückgelassen, Pferde zu verschaffen und sich vom Reisezuge des Hofes zu trennen gewußt hatte. Wohin sie gegangen, war noch länger ein Rätsel. Man entsetzte sich vor dem Gedanken, sie sei nach Chateaubriant. Florios Kundschafter berichteten endlich, in Chateaubriant sei sie auch nicht, selbst nicht in dem alten Turme des Schlosses. Auch fehle Baptiste, der Diener des Grafen, welchen man kurz vor Abreise des Hofes noch in Blois gesehen.

Die Gräfin war aber mit Baptiste südlich hinabgeritten, und zwar über Limoges nach den Pyrenäen, nach ihrer Heimat Foix. Es war dieser Entschluß das schmerzliche Ergebnis ihrer damaligen Charakterrichtung, einer Richtung, welche nach Opfern dürstete, um sich aller Männerroheit zu entziehen, um sich der Manneswelt überlegen zu zeigen. Denn die Brutalität ihres Gemahls hatte sie nicht nur für immerdar von aller näheren Gemeinschaft mit ihm geschieden und ihre frühere sklavische Ergebenheit an dies Verhältnis mit einem Streiche beendigt, ach, der lange Aufenthalt in

Blois hatte auch die schlummernde Neigung ihres Herzens aufgeweckt. Sie liebte den König. Und sie erkannte mit durchdringendem geistigem Instinkte gar wohl, daß hinter dieser stürmischen Beflissenheit des Königs Franz der gefährlichste Leichtsinn, die gefährlichste Möglichkeit des treulosen Wechsels höhnisch lächelnd ruhe, ein Element, das ihr noch fürchterlicher dünkte als die Roheit des Gatten. Welch eine Pein hatte sich da in ihrer Seele erhoben! Daheim in Chateaubriant hatte sie ihr Kind, nach welchem sie schmerzlichst verlangte, und von welchem sie durch einen ausgesprochenen Bruch mit dem Gemahle wahrscheinlich für immer geschieden würde; rings um sich wußte sie eine Welt, welche ihr die also herbeigeführte Trennung von ihrem Gatten nimmer vergeben, oder selbige doch unwürdigeren Beweggründen zuschreiben würde; in sich selbst fand sie, in strengen Sitten auferzogen, keine vollständige Freisprechung für ihr völliges Lossagen vom ehelichen Bande, welches von der Kirche geknüpft und geweiht war für die Dauer dieses Lebens, und in dem glänzenden Ersatze, der sich für alles dies darbot, in der Liebe des Königs und zum Könige erkannte sie Rausch und Unsicherheit und völligen Mangel an Halt und Kraft! Das Herz trieb sie, dem Augenblicke und der Neigung sich hinzugeben, und flüsterte ihr zu, das höchste Gefühl frage nicht nach Dauer und Zukunft, sondern betätige sich auch in der Dauer eines Augenblicks; das Gewissen aber sprach, es sei ihre Pflicht unter also übel verschlungenen Umständen: zu entsagen und zu leiden. Und die weibliche Größe drängt nach Opfern hin: von der Natur nicht aufs Handeln angewiesen, sucht das Weib ihre höchste Genugtuung im Entsagen — die Gräfin entfloh, um sich in den heimatlichen Bergen, und wenn es not täte hinter Klostermauern der beunruhigenden Welt zu entziehen. Der strengen Mutter, die einsam auf dem Schlosse Foix lebte, wollte sie sich unterwerfen, nachdem sie ihr das gepeinigte Herz ausgeschüttet.

Und doch schlug ihr das Herz mehr in Angst als Freude, da sie auf der letzten Höhe ankam und das malerische Heimatland in rauher Färbung des hereinbrechenden Winters vor sich sah. Der Wind flog streng und stürmisch hinter ihr her und eilte in die Schlucht von Foix hinab, sich an deren Felsen und Felsenschlosse zu brechen und den einzigen Ausweg nach Süden hinunter, wohin sich die Grafschaft erweiterte und abplattete, trockene Blätter hoch aufjagend zu suchen. Die in dunkle Trauer gekleidete Gräfin hielt ihr Pferd an, schlug den Schleier vom blassen Gesicht und folgte mit ihrem Blicke dem Sturmeszuge, leise vor sich hinsprechend: Glücklicher Sturmwind, wenn mich der einsame Fels von St. Sauveur zurückstößt, wo ist mein Ausweg?!

Der damals noch dürftige kleine Ort Foix lag schwarzgrau zu ihren Füßen, die entlaubten Weinberge darum her sahen dürr und trostlos aus wie ein zerstörtes Menschenbild, das sein Leben vergeudet hat. Schwarz und drohend erhob sich westlich über dem Örtchen und dessen Weinbergen das Schloß Foix mit zwei viereckigen und einem runden Turme, hinten hoch überragt vom Berge St. Sauveur, dem ein leichter Schneereif schon den Scheitel säumte. Und hinter dem St. Sauveur türmten sich pyramidalisch höher und höher, weißer und eisiger bis an den Horizont die schon eingewinterten Pyrenäen nach der unnahbaren Maladetta hinauf. Alles schien ihr furchtbar und starr, und auch die Arriège, der Hauptfluß des Ländchens, welcher von Nordosten in dies Tal herabkommt, um den das Schloß Foix bespülenden Arget aufzunehmen, kam ihr drohend entgegen mit hochgeschwollenen Wassern und mit Eisschollen. Ihr Blick haftete unwillkürlich auf einem großen Klostergebäude, welches am Zusammenflusse der beiden Ströme im Schutze des Talwinkels lag. In dieser Abtei wurde die heilige Genoveva verehrt, und der Gedanke an dies unglückliche Weib und an diese Zuflucht, wenn auch die Mutter da oben sich ihr entzöge,

ermutigte sie allein, ihr müdes Roß zum Hinabsteigen in das Tal anzutreiben.

Baptiste war ihren Blicken gefolgt und glaubte, sie verstanden zu haben. Er schüttelte das Haupt. Nicht daß er um seine Zukunft besorgt gewesen wäre, wenn die Herrin, für welche er dem Herrn untreu geworden, ihn an der Klosterpforte verabschiedet hätte, nein, er wäre nach Genf gewandert, die neuen Prediger zu hören und sich bei ihnen unterzubringen, denn auch die Gräfin hatte auf dem Wege daher über die neue Glaubensfrage gesprochen und durch Aufklärung ihn nur begieriger danach gemacht. Aber eben diese Richtung eines naiv suchenden Geistes, welche ihn schon in Chateaubriant zu der leutseligen Gräfin gezogen, hatte ihm die Klöster verdächtig gemacht, und ließ ihn für die geliebte Herrin nichts mehr fürchten als den Entschluß, sich in ein Kloster zurückzuziehen.

„Seht nicht da rechts hinüber, gnädigste Gräfin," sprach er denn halblaut, „in diesen Häusern wohnt Gott nicht mehr!"

„Aber Ruhe wohnt da, und im Notfalle Schutz, Baptiste."

In der Tat fehlte ihr die sichere Zuversicht, bei der Mutter da oben im schwarzen Schlosse Schutz oder Trost zu finden, denn sie kannte die rauhe Strenge der alten Dame nur zu gut, und sie erinnerte sich nur zu deutlich, wie herb deren Äußerungen gelautet, da Chateaubriant um ihre Hand gefreit und die kaum fünfzehnjährige Tochter einige Abneigung gezeigt hatte. Arme Françoise! Arm, denn sie konnte sich gegen ihr übles Schicksal nicht mit dem Gedanken waffnen, daß es durch Liebllosigkeit herbeigeführt sei, und daß es also dagegen nur eines geraden Widerstandes bedürfe. Nein, die alte Mutter liebte ihr letztes Kind, sie liebte es, wenn auch nicht so zärtlich wie die drei Söhne, welche alle drei ins rauhe Kriegsleben ihr zeitig entführt worden waren. Aber die Formen der Welt waren dieser alten Gräfin eherne

Mauern, sie vergab auch nicht die geringste unehrerbietige Berührung derselben. Und diese Richtung war sehr natürlich entstanden: vornehmen Standes hatte sie eine auf diese Kreise beschränkte Erziehung genossen, und war durch Heirat und Verlauf ihrer Ehe darin bestätigt worden. Phöbus Graf von Foix, ihr Gemahl, stammte aus einem uralten Geschlechte, welches jahrhundertelang die Krone von Navarra getragen hatte; ein König von Frankreich war im alten Schlosse von Foix nichts so Besonderes, daß man dessen Stellung und Rang auch nur die geringste Unwürdigkeit nachgesehen hätte, und eine geborene Foix war in diesem Schlosse nicht im geringsten entschuldigt, daß sie um des Königs von Frankreich willen eine Linie von ihrem pflichtgemäßen Gange abgewichen sei. Und konnte sie sich, die gepeinigte junge Gräfin, konnte sie sich darauf stützen, daß sie nicht abgewichen sei? Nein; denn der Schein war gegen sie, und sie wußte nur zu gut, wie ihre Mutter streng und unerbittlich das Weib verantwortlich machte auch für den bloßen Schein. Noch mehr: Gedanken und Herz der jungen Gräfin waren nur allzu geneigt gewesen, sich abzuwenden von der reizlosen Welt ihrer Pflicht in der Bretagne, sich hinzugeben der reizenden Welt des Königs Franz; sie hatte kein freies Gewissen, und konnte nicht bestehen, sie wußte es voraus, vor dem ernsten Blicke der großen lichtgrauen Augen ihrer Mutter. Als Witwe hatte diese Mutter alle Schranken um ein Weib nur um so höher errichtet, und die Regeln des Anstandes, deren sie zum eigenen Schutz bedurfte, waren ihr im Interesse des Selbstschutzes aufgewachsen zu unerbittlichen Regeln einer gesellschaftlichen Religion. Welchen Empfanges durfte sich die in üble Stellung geratene Tochter versehen?! Ach, und schlimmer und entsetzlicher als alle die Fragen und Bedrängnisse lag auf dem Grunde ihres Herzens ein Gedanke, den sie verabscheute, und der doch nicht entwich. Sie wußte nicht, woher er gekommen sei, sie entsetzte sich davor, und doch

begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß sie ihre Phantasie überraschte, welche sich in die Konsequenzen dieses Gedankens wollüstig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der störende Gemahl, sei tot, tot. — „Mein Gott, mein Gott," schrie sie auf, „dies ist der Teufel, und so ergreift er die Menschen, um sie verbrecherisch zu machen!" Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe sie bei schnellerer Bewegung den dämonischen Einflüssen.

Es war auch alles von so übler Vorbedeutung! Im Städtchen Foix, durch welches der Weg nach dem Schlosse hinauf führte, fand sie die engen steil aufsteigenden Straßen menschenleer, und die wenigen Menschen, denen sie begegnete, starrten sie an und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß sie eine Reihe von Jahren, seit ihrer Verheiratung, nicht mehr daheim gewesen war, und daß so mancher Bekannte währenddessen gestorben oder verdorben sein mußte, sie vergaß, daß sie von niemand erwartet wurde, daß sie den Schleier wieder über das Antlitz geschlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus diesen rußigen Häuserchen der Blech- und Eisenschmiede zum Vorschein kam, sie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in diesem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuser hineingetrieben hatte. Traurig ritt sie den Schloßberg hinauf und schrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, schlug den Schleier zurück und streckte die Arme aus: sie glaubte ihre Mutter im östlichen auf den Weg herabsehenden Turmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, sie erkennt mich nicht," sprach sie halblaut, und die Arme sanken ihr schlaff auf den Sattel, „sie geht hinweg von ihrem Fenster! Das Alter mag sie drücken, denn sonst sah sie scharf wie der Falke auf unseren Bergen!"

Langsam ritten sie in den von Türmen umeckten Schloßhof: alles war menschenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch sie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menschen zu begegnen kam sie in die Halle, einen hohen

und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleideten Raum, in welchem sonst der Fremde empfangen, und sonst Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch das Schloß mit Gesang und Waffenlärm erfüllten. Die Halle war totenstill, nur ein zahmer Rabe kam von einem entfernten Pfeiler herab auf sie zugeflogen und erschreckte sie durch unerwartetes und zudringliches Herbeifliegen. Ja er rief, während er sie kreisend umflatterte, mit seiner grellen Stimme unaufhörlich „François! François!" und rief ihr damit Entsetzen ins Herz, denn ihr erster Gedanke war, ihr peinigendes Geheimnis werde bereits von allen Dächern und im Mutterhause drohend ausgerufen. Bald sah sie wohl den Irrtum ein: Jacques, so hieß der Rabe, war ebenfalls ihr Jugendfreund, und er hatte sie sogleich erkannt und rief ihr freudig ihren eigenen Namen entgegen, dessen Endsilbe er von frühauf nicht aussprechen konnte. „Guter Jacques, du bedeutest wohl Unheil!" sagte sie traurig, als sie sich beruhigt hatte, ihn auf den Handschuh treten ließ und ihn streichelte.

Indessen versuchte es doch die ihr inwohnende gesunde Kraft, alle die üblen Anzeichen auf den Zufall zu schieben: Man wird dich nicht gesehen haben, flüsterte sie, die Diener werden beschäftigt, es wird die Mutter nicht gewesen sein oben am Turmfenster, und in jetziger Jahreszeit ist man keines Besuches gewärtig, am wenigsten des meinigen! Diesen Ermunterungen sich hingebend eilte sie hastig die steinerne Treppe hinauf, den gewölbten Korridor entlang auf das Eckzimmer der Mutter zu, so daß Jacques sich kaum auf der Hand erhalten konnte und hin und her schlug mit den Flügeln, unaufhörlich krächzend „François! François!" Dieser Ruf schlug allen Mut wieder danieder, sie blieb atemlos stehen, eh' sie noch die Tür von dunklem Eichenholze erreicht hatte. Da tat sich die Tür auf, sie sah ihre Mutter, eine hohe in Schwarz gekleidete Dame, mitten im Zimmer stehen,

rechts neben ihr einen Priester in violettem Talare, links ein schlankes Mädchen. Der Haushofmeister, ihr den Rücken kehrend, verbeugte sich vor der alten Gräfin, wendete sich dann und trat aus dem Zimmer, welches unmittelbar hinter ihm geschlossen wurde, ihr entgegen.

Sie hatte versucht, ihrer Mutter entgegenzueilen, aber der eisige Blick derselben hatte sie gefesselt; sie stand regungslos und starrte dem ihr wohlbekannten Diener, der sich jetzt vor ihr verbeugte, ohne ihr ins Auge zu sehen, in das faltenreiche Angesicht.

„Die gnädige Frau Gräfin von Foix", sprach er mit fast tonloser Stimme, „lassen sich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Diensten sei."

„Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!"

„Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müsse ein Irrtum, durch äußerliche Ähnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauses Foix reise nicht allein durch das Land, sondern lebe auf ihrem Schlosse in der Bretagne neben ihrem Gemahle, dem Herrn Grafen von Chateaubriant."

Die Gräfin, regungslos stehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeister, setzte nach einer Pause mit fast weinerlicher Stimme hinzu, wenn die fremde Dame erlaube, solle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden versorgt werden für die Weiterreise.

„Für die Weiterreise?" — Mit diesen Worten schwankte die Gräfin auf einen der steinernen Sitze am Korridorfenster und verhüllte sich das Gesicht. Jacques war bei dieser Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenstersims getreten, und Guernard hatte sich, da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenstervertiefung begeben, wo er den Entschluß der Dame abwarten zu wollen schien; dicke Tränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

„Wodurch hab' ich dies verschuldet?" fragte sich die

unglückliche Frau, und indem sie die Ereignisse der letzten Monate an ihrem Geiste und vor einem Richterstuhle, wie er im Schlosse Foix geltend war, vorübergehen ließ, brach sich die verhaltene Tränenflut freie Bahn, und es gewann die Selbstanklage von Minute zu Minute festeren Boden. Daß sie nicht unverweilt, als sie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt sei, dies hielt sie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerstört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitenen Kerne der Foix, und sie fand nach einer viertelstündigen verzweiflungsvollen Not jenen wunderbaren Mut, welcher die Frauen so ganz und gar von den Männern unterscheidet, den Mut völliger Entsagung. Alles Glück, allen Reiz des Lebens gab sie auf und wollte leiden von dieser Stunde an, schweigsam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte sie aber eines verborgenen Bewußtseins der Unschuld und Selbständigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logischen Räsonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf stützte sie sich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieser Halt wurde ihr genommen. Als sie nach langer Pein zum ersten Male wieder aufsah, erblickte sie neben sich den Priester in violettem Gewande. Ein leiser Ausruf der Freude — so nahe hatte sie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: „Florentin, du kennst mich noch und verlässest mich nicht! Ich danke dir!“ — Und mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand.

„Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!“

„Bringt dich bloß die Kirche?“

„Bloß die Kirche? Françoise, was gibt es Größeres auf Erden?“

„Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes ist wohl noch weicher und lieber.“

„Nicht jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche sind jedermann offen. Françoise, erinnere dich unserer Jugend, erinnere dich, was dir unser Beichtiger so oft zu sagen pflegte! Wovor warnte er dich zu wiederholten Malen? Vor sündigem Selbstvertrauen auf menschliche Kräfte. Die Menschen sind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du hast dich deines Gatten, du hast dich deiner Verhältnisse überhoben in demselben falschen Vertrauen auf eigene Kraft."

„Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schicksal ergriffen und umhergeschleudert worden."

„Schicksal ist ein heidnisches Wort, und eine gute Christin soll es nicht kennen. Du trachtest nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift dich das Ungewöhnliche in erschrecklichster Gestalt. Du hast den Gemahl verlassen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, deinen guten Namen sturmesschnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat, du hast dich in eitler Einsicht über unsern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menschen Erfundenes."

„Niemals, Florentin!"

„Sind nicht auf dem Schlosse von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutscher Ketzer mit Wohlgefälligkeit besprochen worden, besprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menschlicher Besprechung sei? Habt Ihr nicht dergestalt unsern göttlichen Glauben herabgewürdigt bis zum prüfenden Maßstabe unvollkommener und sündiger Menschen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Mensch es richtet? Und warst du nicht dabei? Ja, warst du nicht allen voraus in den sündigen Spielereien mit heidnischer Kunst, denen der König sich hingibt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der schlüpfrige Weg, auf welchem du dich verloren hast vom Wege der Pflicht und Ehre?"

„Florentin, ich bin unschuldig!"

„Unschuldig? Unschuldig an Leib und Seele?“

Françoise schwieg.

„Ist der Leib mehr denn die Seele? War deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen dich die Mutter erzogen? Siehst du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum sie es nicht mehr erkennt? Was sind Bande der irdischen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo sind die Bande irdischer Welt, die dich halten und schützen? Ein Lufthauch hat sie gelöst: wie ein Kind der Wüste irrst du umher im schönen Frankreich, und verdirbst in Verzweiflung und Reue, wenn du noch die Kraft hast, der gröblichsten Sünde auszuweichen, verdirbst für Zeit und Ewigkeit, wenn du schwach genug bist, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Lust verheißt, augenblickliche Rettung zu suchen. Dies ist deine Lage, und diese Lage ist entsprungen aus dem Übermute deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.“

„Was soll ich tun?“

„Beten und büßen!“

„Ich büße und bete.“

„Und glaubst doch unrecht zu leiden! Du leidest aber recht, und dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoise, der Boden dieser Welt ist von tausend Abgründen durchkreuzt, und du hüpfest darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeschlossener Tanzsaal wäre! Du behauptest, unschuldig zu sein, und scheinst nicht zu wissen, daß kein Mensch an deine Unschuld glaubt.“

„Florentin!“

„Kein Mensch! Nicht einmal deine Mutter, nicht einmal ich!“

„Entsetzlich! Nun denn, so seid ihr grausam, und mein Herz verliert wenig, wenn es euch verliert.“

„Nicht jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche sind jedermann offen. Françoise, erinnere dich unserer Jugend, erinnere dich, was dir unser Beichtiger so oft zu sagen pflegte! Wovor warnte er dich zu wiederholten Malen? Vor sündigem Selbstvertrauen auf menschliche Kräfte. Die Menschen sind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du hast dich deines Gatten, du hast dich deiner Verhältnisse überhoben in demselben falschen Vertrauen auf eigene Kraft."

„Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schicksal ergriffen und umhergeschleudert worden."

„Schicksal ist ein heidnisches Wort, und eine gute Christin soll es nicht kennen. Du trachtest nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift dich das Ungewöhnliche in erschrecklichster Gestalt. Du hast den Gemahl verlassen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, deinen guten Namen sturmesschnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat, du hast dich in eitler Einsicht über unsern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menschen Erfundenes."

„Niemals, Florentin!"

„Sind nicht auf dem Schlosse von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutscher Ketzer mit Wohlgefälligkeit besprochen worden, besprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menschlicher Besprechung sei? Habt Ihr nicht dergestalt unsern göttlichen Glauben herabgewürdigt bis zum prüfenden Maßstabe unvollkommener und sündiger Menschen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Mensch es richtet? Und warst du nicht dabei? Ja, warst du nicht allen voraus in den sündigen Spielereien mit heidnischer Kunst, denen der König sich hingibt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der schlüpfrige Weg, auf welchem du dich verloren hast vom Wege der Pflicht und Ehre?"

„Florentin, ich bin unschuldig!"

„Unschuldig? Unschuldig an Leib und Seele?"

Françoise schwieg.

„Ist der Leib mehr denn die Seele? War deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen dich die Mutter erzogen? Siehst du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum sie es nicht mehr erkennt? Was sind Bande der irdischen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo sind die Bande irdischer Welt, die dich halten und schützen? Ein Lufthauch hat sie gelöst: wie ein Kind der Wüste irrst du umher im schönen Frankreich, und verdirbst in Verzweiflung und Reue, wenn du noch die Kraft hast, der gröblichsten Sünde auszuweichen, verdirbst für Zeit und Ewigkeit, wenn du schwach genug bist, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Lust verheißt, augenblickliche Rettung zu suchen. Dies ist deine Lage, und diese Lage ist entsprungen aus dem Übermute deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat."

„Was soll ich tun?"

„Beten und büßen!"

„Ich büße und bete."

„Und glaubst doch unrecht zu leiden! Du leidest aber recht, und dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoise, der Boden dieser Welt ist von tausend Abgründen durchkreuzt, und du hüpfest darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeschlossener Tanzsaal wäre! Du behauptest, unschuldig zu sein, und scheinst nicht zu wissen, daß kein Mensch an deine Unschuld glaubt."

„Florentin!"

„Kein Mensch! Nicht einmal deine Mutter, nicht einmal ich!"

„Entsetzlich! Nun denn, so seid ihr grausam, und mein Herz verliert wenig, wenn es euch verliert."

Bei diesen Worten erhob sich Françoise, zum ersten Male unterstützt von einer Wallung des Zornes, und schickte sich an, indem sie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Priester und das Schloß der Ihrigen zu verlassen.

„Dein Herz verliert das Teuerste auf Erden, es verliert die Mutter!“

„Es hatte sie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.“

„Es ist dir besser, sagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches du neben deiner Mutter stehen sahst, ist ein lebendiger Beweis dafür.“

„Wer ist sie?“

„Deines Vetters, des Herzogs von Infantado, Kind ist sie. Du hast ihn in deiner Jugend gesehen, diesen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er ist zu dieser Trauer gekommen, weil er die Ratschläge der Gottseligen verschmähte. Als er zwanzig Jahre alt war, verfolgte er mit seinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in schwarzer Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen schönen Wuchs, einen schönen Fuß und einen, wie sich die leichtsinnigen jungen Männer ausdrückten, verführerischen Nacken. Alles übrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war sie von ähnlichen schwarzen Damen nur durch eine karminrote Schleife zu unterscheiden, welche sie an der Brust trug. Das Gewühl trennte ihn von seinem Freunde, und es gelang ihm, von der schönen Dame die Zusage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zusammenkunft zu sprechen und nicht die geringste Erkundigung über Namen und Stand einzuziehen. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er seine sinnliche Lust befriedigen konnte: er versprach feierlich, was verlangt war, und suchte, da das Rendezvous erst in einer Stunde stattfinden konnte, im Maskengewühl nach seinem Freunde, um diesem die gelungene Eroberung mitzuteilen. Denn die gedankenlose Jugend ist auch immer

indiskret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein paar falsche Dominos angesprochen, fand er endlich den richtigen schwarzen, welcher ihn ebenso dringend und in ebenso indiskretem Drange suchte. Kurz, die Worte beider fanden kaum nebeneinander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der schwarzen Dame mit karminroter Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächsten Stunde zugesagt. ‚Wir sind genarrt!‘ riefen beide, und sie machten sich eiligst auf, die spöttische Dame zu suchen und zu Rede zu stellen. Aber sie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde verflossen war, so beschlossen sie, trotz der wahrscheinlichen Täuschung die von der Dame bestimmten Orte der Zusammenkunft — es waren zwei verschiedene Orte — aufzusuchen. Denn jeder dachte bei sich ganz im Sinne der weltlichen Freundschaft: Mir wird sie Wort halten, und mit dem stets überzuversichtlichen Freunde wird sie gescherzt haben.

In der Tat fand der junge Herzog von Infantado seine Dame, aber er fand auch, als er am Morgen nach Hause kehrte, die Leiche seines Freundes an der nächsten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrote Schleife, zierlich angeheftet an der Brust des Unglücklichen. Wie hing das zusammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war so groß, daß er weniger dem Tode seines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieser zur karminroten Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht diese Schleife noch beim Stelldichein selbst am Busen seiner Schönen gesehen habe.

Daheim fand er indessen den Befehl seines Vaters vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden sollte, und da ihm dies viel wichtiger war als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genossenen Abenteuers,

so reiste er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerstreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, solange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genusse erreichbar waren, durchaus nicht an ein Eheband, und erreichte sein vierzigstes Jahr in ledigem Zustande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu sorgen, und er suchte unter den schönsten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höheren Gesellschaftswelt nennt die verschwelgte Jugend bloß eine galante Jugend, und findet die Helden derselben als gesättigte und erfahrene Kenner besonders empfehlenswert für die Ehe. Es hatte also keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado, ein schönes andalusisches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter und Schwester waren ihr gestorben, und solche Unabhängigkeit empfahl sie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach soviel Erfahrung an Geschick und Fähigkeit fehlen sollen, ein neunzehnjährig Mädchen für sich zu gewinnen! Besonders nachdem sie ihm eine Tochter geboren, öffnete sie ihm alle, auch die kleinsten Geheimnisse ihres Herzens. Unter diesen war ein leichtsinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante seien Zwillinge und uninteressant verheiratet gewesen; gemeinschaftlich also hätten sie sich zu entschädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen.

‚In gleicher Kleidung?‘ fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbestimmter Schatten von Argwohn aufstieg.

‚Ja, schwarz, wie es die Landestracht in Andalusien, und wie es einen schönen Fuß, schönen Wuchs und schönen Hals am günstigsten heraushebt. Und um sich zu erkennen, steckte jede eine karminrote Schleife‘ —

‚Vor die Brust?!‘

‚Ja, mein Gemahl, vor die Bruſt — es intereſſiert Euch abſonderlich!‘

‚Abſonderlich! Weiter!‘

‚Wunderlich genug fanden ſie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen, von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —‘

‚Schwarze Dominos?‘

‚Schwarze Dominos! Ihr ratet vortrefflich! Ach richtig, Ihr ſeid ja um jene Zeit ſelbſt in Sevilla geweſen und habt wahrſcheinlich davon gehört!‘

‚Nicht das mindeſte hab' ich gehört!‘

‚Nun, der andaluſiſche lebhafte Sinn ſchloß raſch ein flüchtiges Bündnis; meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern ſchwarzen Domino. Sie begegnen ſich des Nachts, wie ſie meinen, in vollkommener Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder ſonſtwer, denn die ſchönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geſchöpft, und einer der Dominos, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet.‘

‚Der Galan deiner Mutter, oder der deiner Tante?‘

Hierin lag die Pein: ſie wußten es nicht!

‚O Gott!‘

‚Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen nebeneinander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante von dem Morde erfuhren, war der Unglückliche ſchon beerdigt, und der zweite, wahrſcheinlich nicht getötete Galan war trotz aller Aufmerkſamkeit ſeitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu ſehen. Unbegreiflicherweiſe bemächtigte ſich beider Frauen von Stunde an eine ſtete Traurigkeit, ſie zogen ſich von der Welt zurück.‘

‚Sie hatten beide Kinder?‘

‚Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Exiſtenz doch nicht bezweifeln? Jawohl, mein

begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß sie ihre Phantasie überraschte, welche sich in die Konsequenzen dieses Gedankens wollüstig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der störende Gemahl, sei tot, tot. — „Mein Gott, mein Gott," schrie sie auf, „dies ist der Teufel, und so ergreift er die Menschen, um sie verbrecherisch zu machen!" Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe sie bei schnellerer Bewegung den dämonischen Einflüssen.

Es war auch alles von so übler Vorbedeutung! Im Städtchen Foix, durch welches der Weg nach dem Schlosse hinauf führte, fand sie die engen steil aufsteigenden Straßen menschenleer, und die wenigen Menschen, denen sie begegnete, starrten sie an und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß sie eine Reihe von Jahren, seit ihrer Verheiratung, nicht mehr daheim gewesen war, und daß so mancher Bekannte währenddessen gestorben oder verdorben sein mußte, sie vergaß, daß sie von niemand erwartet wurde, daß sie den Schleier wieder über das Antlitz geschlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus diesen rußigen Häuserchen der Blech- und Eisenschmiede zum Vorschein kam, sie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in diesem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuser hineingetrieben hatte. Traurig ritt sie den Schloßberg hinauf und schrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, schlug den Schleier zurück und streckte die Arme aus: sie glaubte ihre Mutter im östlichen auf den Weg herabsehenden Turmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, sie erkennt mich nicht," sprach sie halblaut, und die Arme sanken ihr schlaff auf den Sattel, „sie geht hinweg von ihrem Fenster! Das Alter mag sie drücken, denn sonst sah sie scharf wie der Falke auf unseren Bergen!"

Langsam ritten sie in den von Türmen umeckten Schloßhof: alles war menschenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch sie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menschen zu begegnen kam sie in die Halle, einen hohen

und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleideten Raum, in welchem sonst der Fremde empfangen, und sonst Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch das Schloß mit Gesang und Waffenlärm erfüllten. Die Halle war totenstill, nur ein zahmer Rabe kam von einem entfernten Pfeiler herab auf sie zugeflogen und erschreckte sie durch unerwartetes und zudringliches Herbeifliegen. Ja er rief, während er sie kreisend umflatterte, mit seiner grellen Stimme unaufhörlich „François! François!“ und rief ihr damit Entsetzen ins Herz, denn ihr erster Gedanke war, ihr peinigendes Geheimnis werde bereits von allen Dächern und im Mutterhause drohend ausgerufen. Bald sah sie wohl den Irrtum ein: Jacques, so hieß der Rabe, war ebenfalls ihr Jugendfreund, und er hatte sie sogleich erkannt und rief ihr freudig ihren eigenen Namen entgegen, dessen Endsilbe er von frühauf nicht aussprechen konnte. „Guter Jacques, du bedeutest wohl Unheil!“ sagte sie traurig, als sie sich beruhigt hatte, ihn auf den Handschuh treten ließ und ihn streichelte.

Indessen versuchte es doch die ihr inwohnende gesunde Kraft, alle die üblen Anzeichen auf den Zufall zu schieben: Man wird dich nicht gesehen haben, flüsterte sie, die Diener werden beschäftigt, es wird die Mutter nicht gewesen sein oben am Turmfenster, und in jetziger Jahreszeit ist man keines Besuches gewärtig, am wenigsten des meinigen! Diesen Ermunterungen sich hingebend eilte sie hastig die steinerne Treppe hinauf, den gewölbten Korridor entlang auf das Eckzimmer der Mutter zu, so daß Jacques sich kaum auf der Hand erhalten konnte und hin und her schlug mit den Flügeln, unaufhörlich krächzend „François! François!“ Dieser Ruf schlug allen Mut wieder danieder, sie blieb atemlos stehen, eh' sie noch die Tür von dunklem Eichenholze erreicht hatte. Da tat sich die Tür auf, sie sah ihre Mutter, eine hohe in Schwarz gekleidete Dame, mitten im Zimmer stehen,

rechts neben ihr einen Priester in violettem Talare, links ein schlankes Mädchen. Der Haushofmeister, ihr den Rücken kehrend, verbeugte sich vor der alten Gräfin, wendete sich dann und trat aus dem Zimmer, welches unmittelbar hinter ihm geschlossen wurde, ihr entgegen.

Sie hatte versucht, ihrer Mutter entgegenzueilen, aber der eisige Blick derselben hatte sie gefesselt; sie stand regungslos und starrte dem ihr wohlbekannten Diener, der sich jetzt vor ihr verbeugte, ohne ihr ins Auge zu sehen, in das faltenreiche Angesicht.

„Die gnädige Frau Gräfin von Foix", sprach er mit fast tonloser Stimme, „lassen sich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Diensten sei."

„Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!"

„Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müsse ein Irrtum, durch äußerliche Ähnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauses Foix reise nicht allein durch das Land, sondern lebe auf ihrem Schlosse in der Bretagne neben ihrem Gemahle, dem Herrn Grafen von Chateaubriant."

Die Gräfin, regungslos stehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeister, setzte nach einer Pause mit fast weinerlicher Stimme hinzu, wenn die fremde Dame erlaube, solle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden versorgt werden für die Weiterreise.

„Für die Weiterreise?" — Mit diesen Worten schwankte die Gräfin auf einen der steinernen Sitze am Korridorfenster und verhüllte sich das Gesicht. Jacques war bei dieser Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenstersims getreten, und Guernard hatte sich, da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenstervertiefung begeben, wo er den Entschluß der Dame abwarten zu wollen schien; dicke Tränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

„Wodurch hab' ich dies verschuldet?" fragte sich die

unglückliche Frau, und indem sie die Ereignisse der letzten Monate an ihrem Geiste und vor einem Richterstuhle, wie er im Schlosse Foix geltend war, vorübergehen ließ, brach sich die verhaltene Tränenflut freie Bahn, und es gewann die Selbstanklage von Minute zu Minute festeren Boden. Daß sie nicht unverweilt, als sie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt sei, dies hielt sie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerstört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitenen Kerne der Foix, und sie fand nach einer viertelstündigen verzweiflungsvollen Not jenen wunderbaren Mut, welcher die Frauen so ganz und gar von den Männern unterscheidet, den Mut völliger Entsagung. Alles Glück, allen Reiz des Lebens gab sie auf und wollte leiden von dieser Stunde an, schweigsam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte sie aber eines verborgenen Bewußtseins der Unschuld und Selbständigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logischen Räsonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf stützte sie sich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieser Halt wurde ihr genommen. Als sie nach langer Pein zum ersten Male wieder aufsah, erblickte sie neben sich den Priester in violettem Gewande. Ein leiser Ausruf der Freude — so nahe hatte sie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: „Florentin, du kennst mich noch und verlässest mich nicht! Ich danke dir!“ — Und mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand.

„Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!“

„Bringt dich bloß die Kirche?“

„Bloß die Kirche? Françoise, was gibt es Größeres auf Erden?“

„Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes ist wohl noch weicher und lieber.“

„Nicht jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche sind jedermann offen. Françoise, erinnere dich unserer Jugend, erinnere dich, was dir unser Beichtiger so oft zu sagen pflegte! Wovor warnte er dich zu wiederholten Malen? Vor sündigem Selbstvertrauen auf menschliche Kräfte. Die Menschen sind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du hast dich deines Gatten, du hast dich deiner Verhältnisse überhoben in demselben falschen Vertrauen auf eigene Kraft."

„Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schicksal ergriffen und umhergeschleudert worden."

„Schicksal ist ein heidnisches Wort, und eine gute Christin soll es nicht kennen. Du trachtest nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift dich das Ungewöhnliche in erschrecklichster Gestalt. Du hast den Gemahl verlassen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, deinen guten Namen sturmesschnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat, du hast dich in eitler Einsicht über unsern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menschen Erfundenes."

„Niemals, Florentin!"

„Sind nicht auf dem Schlosse von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutscher Ketzer mit Wohlgefälligkeit besprochen worden, besprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menschlicher Besprechung sei? Habt Ihr nicht dergestalt unsern göttlichen Glauben herabgewürdigt bis zum prüfenden Maßstabe unvollkommener und sündiger Menschen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Mensch es richtet? Und warst du nicht dabei? Ja, warst du nicht allen voraus in den sündigen Spielereien mit heidnischer Kunst, denen der König sich hingibt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der schlüpfrige Weg, auf welchem du dich verloren hast vom Wege der Pflicht und Ehre?"

„Florentin, ich bin unschuldig!"

„Unschuldig? Unschuldig an Leib und Seele?“

Françoise schwieg.

„Ist der Leib mehr denn die Seele? War deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen dich die Mutter erzogen? Siehst du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum sie es nicht mehr erkennt? Was sind Bande der irdischen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo sind die Bande irdischer Welt, die dich halten und schützen? Ein Lufthauch hat sie gelöst: wie ein Kind der Wüste irrst du umher im schönen Frankreich, und verdirbst in Verzweiflung und Reue, wenn du noch die Kraft hast, der gröblichsten Sünde auszuweichen, verdirbst für Zeit und Ewigkeit, wenn du schwach genug bist, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Lust verheißt, augenblickliche Rettung zu suchen. Dies ist deine Lage, und diese Lage ist entsprungen aus dem Übermute deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.“

„Was soll ich tun?“

„Beten und büßen!“

„Ich büße und bete.“

„Und glaubst doch unrecht zu leiden! Du leidest aber recht, und dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoise, der Boden dieser Welt ist von tausend Abgründen durchkreuzt, und du hüpfest darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeschlossener Tanzsaal wäre! Du behauptest, unschuldig zu sein, und scheinst nicht zu wissen, daß kein Mensch an deine Unschuld glaubt.“

„Florentin!“

„Kein Mensch! Nicht einmal deine Mutter, nicht einmal ich!“

„Entsetzlich! Nun denn, so seid ihr grausam, und mein Herz verliert wenig, wenn es euch verliert.“

Bei diesen Worten erhob sich Françoise, zum ersten Male unterstützt von einer Wallung des Zornes, und schickte sich an, indem sie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Priester und das Schloß der Ihrigen zu verlassen.

„Dein Herz verliert das Teuerste auf Erden, es verliert die Mutter!“

„Es hatte sie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.“

„Es ist dir besser, sagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches du neben deiner Mutter stehen sahst, ist ein lebendiger Beweis dafür.“

„Wer ist sie?“

„Deines Vetters, des Herzogs von Infantado, Kind ist sie. Du hast ihn in deiner Jugend gesehen, diesen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er ist zu dieser Trauer gekommen, weil er die Ratschläge der Gottseligen verschmähte. Als er zwanzig Jahre alt war, verfolgte er mit seinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in schwarzer Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen schönen Wuchs, einen schönen Fuß und einen, wie sich die leichtsinnigen jungen Männer ausdrückten, verführerischen Nacken. Alles übrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war sie von ähnlichen schwarzen Damen nur durch eine karminrote Schleife zu unterscheiden, welche sie an der Brust trug. Das Gewühl trennte ihn von seinem Freunde, und es gelang ihm, von der schönen Dame die Zusage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zusammenkunft zu sprechen und nicht die geringste Erkundigung über Namen und Stand einzuziehen. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er seine sinnliche Lust befriedigen konnte: er versprach feierlich, was verlangt war, und suchte, da das Rendezvous erst in einer Stunde stattfinden konnte, im Maskengewühl nach seinem Freunde, um diesem die gelungene Eroberung mitzuteilen. Denn die gedankenlose Jugend ist auch immer

indiskret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein paar falsche Dominos angesprochen, fand er endlich den richtigen schwarzen, welcher ihn ebenso dringend und in ebenso indiskretem Drange suchte. Kurz, die Worte beider fanden kaum nebeneinander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der schwarzen Dame mit karminroter Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächsten Stunde zugesagt. ‚Wir sind genarrt!‘ riefen beide, und sie machten sich eiligst auf, die spöttische Dame zu suchen und zu Rede zu stellen. Aber sie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde verflossen war, so beschlossen sie, trotz der wahrscheinlichen Täuschung die von der Dame bestimmten Orte der Zusammenkunft — es waren zwei verschiedene Orte — aufzusuchen. Denn jeder dachte bei sich ganz im Sinne der weltlichen Freundschaft: Mir wird sie Wort halten, und mit dem stets überzuversichtlichen Freunde wird sie gescherzt haben.

In der Tat fand der junge Herzog von Infantado seine Dame, aber er fand auch, als er am Morgen nach Hause kehrte, die Leiche seines Freundes an der nächsten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrote Schleife, zierlich angeheftet an der Brust des Unglücklichen. Wie hing das zusammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war so groß, daß er weniger dem Tode seines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieser zur karminroten Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht diese Schleife noch beim Stelldichein selbst am Busen seiner Schönen gesehen habe.

Daheim fand er indessen den Befehl seines Vaters vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden sollte, und da ihm dies viel wichtiger war als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genossenen Abenteuers,

so reiste er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerstreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, solange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genusse erreichbar waren, durchaus nicht an ein Eheband, und erreichte sein vierzigstes Jahr in ledigem Zustande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu sorgen, und er suchte unter den schönsten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höheren Gesellschaftswelt nennt die verschwelgte Jugend bloß eine galante Jugend, und findet die Helden derselben als gesättigte und erfahrene Kenner besonders empfehlenswert für die Ehe. Es hatte also keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado, ein schönes andalusisches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter und Schwester waren ihr gestorben, und solche Unabhängigkeit empfahl sie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach soviel Erfahrung an Geschick und Fähigkeit fehlen sollen, ein neunzehnjährig Mädchen für sich zu gewinnen! Besonders nachdem sie ihm eine Tochter geboren, öffnete sie ihm alle, auch die kleinsten Geheimnisse ihres Herzens. Unter diesen war ein leichtsinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante seien Zwillinge und uninteressant verheiratet gewesen; gemeinschaftlich also hätten sie sich zu entschädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen.

‚In gleicher Kleidung?‘ fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbestimmter Schatten von Argwohn aufstieg.

‚Ja, schwarz, wie es die Landestracht in Andalusien, und wie es einen schönen Fuß, schönen Wuchs und schönen Hals am günstigsten heraushebt. Und um sich zu erkennen, steckte jede eine karminrote Schleife‘ —

‚Vor die Brust?!‘

‚Ja, mein Gemahl, vor die Brust — es interessiert Euch absonderlich!‘

‚Absonderlich! Weiter!‘

‚Wunderlich genug fanden sie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen, von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —‘

‚Schwarze Dominos?‘

‚Schwarze Dominos! Ihr ratet vortrefflich! Ach richtig, Ihr seid ja um jene Zeit selbst in Sevilla gewesen und habt wahrscheinlich davon gehört!‘

‚Nicht das mindeste hab' ich gehört!‘

‚Nun, der andalusische lebhafte Sinn schloß rasch ein flüchtiges Bündnis; meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern schwarzen Domino. Sie begegnen sich des Nachts, wie sie meinen, in vollkommener Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder sonstwer, denn die schönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geschöpft, und einer der Dominos, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet.‘

‚Der Galan deiner Mutter, oder der deiner Tante?‘

Hierin lag die Pein: sie wußten es nicht!

‚O Gott!‘

‚Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen nebeneinander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante von dem Morde erfuhren, war der Unglückliche schon beerdigt, und der zweite, wahrscheinlich nicht getötete Galan war trotz aller Aufmerksamkeit seitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu sehen. Unbegreiflicherweise bemächtigte sich beider Frauen von Stunde an eine stete Traurigkeit, sie zogen sich von der Welt zurück.‘

‚Sie hatten beide Kinder?‘

‚Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Existenz doch nicht bezweifeln? Jawohl, mein

Cousin war gleichen Alters mit mir, und mein Spielgenosse, bis ihn in einem unerklärlichen Anfalle übler Laune mein Oheim hinwegnahm aus unserer Mitte. Die Nachricht seines Todes brach das Leben meiner Tante, und meine Mutter, nach dem Kloster sich sehnend, welches mein Vater ihr verschloß, siechte ihr nach; ich verlor sie, als mich mein Vater zum ersten Male in die Welt führte. Am letzten Abende ihres Lebens erzählte sie mir diese Begebenheit, und als uns der Vater, der mich abzuholen kam, dabei überraschte, erschrak sie heftig, ja ohne daß wir es ahnten, zum Tode. Sie war gestorben, als wir vom Feste heimkehrten. Aber was ist Euch, mein Gemahl, Ihr starrt mich an mit entsetzlichen Augen!'

Er hatte wohl Ursache. Ehe-, Familien- und Lebensglück war mit einem Streiche zerstört: denn es war möglich, daß er sein eigen Kind sündlich in den Armen hielt. Er entsetzte sich vor der Tochter, welche ihm die Gattin geboren, und entfernte sie für immer aus seinen Augen: von Schloß zu Schloß, von Verwandten zu Verwandten, von Verwandten zu Fremden irrt die arme Chimene umher, gezeichnet von der Sünde des Vaters. Ihre Mutter hat sich zu Tode gegrämt über das geheimnisvolle, erschreckende Betragen ihres Gatten, der Herzog selbst schwankt wie ein Gespenst umher, tiefsinnig und bis ins Innerste zerstört.

So, Françoise, führen die Wege der Welt! Vergnüglich und lockend erscheinen sie anfangs, und führen von Konsequenz zu Konsequenz in unendlich Verderben. Man beginnt nicht mit Fehltritten, man beginnt mit leisen Wünschen, die harmlos, ja unschuldig aussehen; Françoise, der Weg zum Tode, der Weg zu Gottes Schoß führt an tausend Abgründen vorüber, und wer dies weiß, dem ist es nicht zu vergeben, wenn er von der geoffenbarten sicheren Straße abweicht, um dieser oder jener flüchtigen irdischen Neigung zu genügen."

„Nicht die Neigung, Florentin, hat mich aus meiner Bahn geschleudert.“

„Und doch ist's geschehen!“

„Hilf mir!“

„Du mußt Hilfe wünschen um jeden Preis!“

„Um jeden Preis wünsch' ich sie!“

„Du mußt abschließen können mit deinem Leben!“

„Es ist zu Ende für mich in diesem Augenblick, hilf mir!“

„Unser Haus, das Haus zur heiligen Genoveva ist dir offen, wenn du ernstlich der Welt entsagen willst.“

„Ich will's.“

„So folge mir!“

Françoise, in überspannter Stimmung des Leides und der Furcht vor einer brutalen Welt, wollte, wie die Verzweiflung immer will, um jeden Preis endigen. Um nicht eine Schar peinlicher Szenen zu sehen, schließt der schwache Mensch die Augen völlig, und meint, völlige Blindheit sei besser. Die hohle Phrase wohnt nicht bloß in der theatralischen Sprache, sie wohnt in allen, auch wortlosen Entschlüssen der Schwäche.

Als der Priester und Françoise den Korridor entlang gingen nach der Treppe hin, ward der rasche Hufschlag mehrerer Pferde im Schloßhofe vernehmbar, und der Priester trat ans Fenster, während die zerstörte arme Frau mitten im Gange stehen blieb und starr vor sich nieder sah auf die steinernen Fliesen. Auch wenn sie hinabgesehen, sie hätte nicht erkannt, daß ein Retter für sie angekommen sei, Chabot de Brion, der mit dem Instinkt einer romantischen Neigung ihre Fußstapfen gefunden hatte von Blois bis Foix. Nur in der Entsagung sah sie in diesem Augenblicke Hilfe, jegliche Liebe war ihr in diesem Augenblicke erschrecklich, Florentins Erzählung machte ihr selbst Eltern- und Kindesliebe schauerlich. Einsamkeit, völlige Einsamkeit für immer, war ihr ganzer

und einziger Wunsch. Der Priester Florentin hätte also gar nicht nötig gehabt, sie durch abgelegene Gänge zur Hinterseite des Schlosses hinaus, und von da durch den dichten Tannenwald hinab zur Abtei zu führen. Chabot de Brion würde nichts über sie vermocht haben, auch wenn er ihr begegnet wäre, und Baptiste war doch nicht zu täuschen: er hatte auf der Treppe gestanden und gelauscht, er folgte ihnen durch alle Gänge wie das Gewissen, und an der Abteipforte trat er seiner Herrin entschlossen in den Weg.

Umsonst! Françoise war der geistlichen Macht Florentins völlig anheimgegeben, ja sie drang dem bestürzten Diener das Versprechen ab, sie und die Gegend zu verlassen, und niemand, aber niemand mitzuteilen, wohin sie sich gerettet.

Die Pforte schloß sich knarrend, und der alte Baptiste, Tränen im Auge, stand mit gefalteten Händen vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Klostergebäuden. Der Arget und die Arriège, welche hier zusammenströmen, rauschten hoch auf mit ihren vollen Wassern, und Baptiste warf einen scheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluten, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herübertosten, als ahnte er, es werde sich dort das Schicksal seiner Herrin ebenso geheimnisvoll und schauerlich entwickeln. Seine Neuerungsgedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine sicher begründete Ansicht über den verfehlten Zweck klösterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung seiner Gedanken war schon stark genug für den leisen Ausspruch: „Arme Herrin, zu großen Dingen berufen, lässest du dich opfern der Furcht und dem toten Hinstarren!“

Traurig stieg er den Berg zum Schlosse wieder hinauf — was sollte er tun? „Nach Genf will ich reiten,“ murmelte er vor sich hin, „und wenn wir in unabsehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unsrigen auch hierher

geleiten vor die Genovevenabtei, und will meine Herrin befreien. Ein paar Jahre wird's wohl dauern, eh' wir soweit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wohl in dieser Zeit ihres Irrtums inne werden."

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Brion, der lebhaft und erfreut ihm entgegentrat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu sehen. Die Gräfin von Foix hatte ihm soeben die herbsten Dinge sagen, ja ziemlich unverblümt die Tore weisen lassen, Baptiste war ihm also die erwünschteste Begegnung. Aber ach, Baptiste hatte seiner Herrin zugesagt, ihren Aufenthalt streng zu verschweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die schöne Neigung für die Gräfin und um die anmutigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm alles mitgeteilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewissenhaft: er ertrug sogar die Schmähungen, welche Brion gegen ihn ausstieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiste die Wahrheit verschwieg, war durch das abgetriebene Pferd der Gräfin, welches neben dem seinen in einem Turmwinkel des Hofes angekoppelt stand, nur allzu offenbar, und der Vorwurf Brions, Baptiste habe die Gräfin trügerisch vom Hoflager hinweggelockt, um sie an unerwarteter Stelle einem Hinterhalte des Grafen Chateaubriant auszuliefern, hatte nur gar zu große Wahrscheinlichkeit. „Ich werde dich binden und dir mit dem Steigbügelriemen das Geständnis öffnen lassen," rief der junge Edelmann, den die hartnäckige Schweigsamkeit des alten Dieners in immer größere Wut versetzte.

Aber während diese Szene inmitten des Schloßhofes vor sich ging, sammelten sich in der Halle alle Diener und Knechte des Hauses, welche vom Haushofmeister eiligst dorthin beschieden waren, und dieser selbst trat in den Farben des Hauses Foix, den großen Stab in der Hand tragend, ihnen

voran, und führte sie in den Hof. Dort, in einiger Entfernung von dem Fremden, hieß er sie warten, und schritt feierlich zu Chabot de Brion, ihn im Stile eines Herolds fragend, ob er inne geworden sei, daß man ihn auf dem Gebiete der Foix nicht willkommen geheißen, und ob er diesem Nichtwillkommen gemäß handeln werde?

Auch diesem alten Diener wurde es schwer, die wahrscheinlichen Freunde der jungen Gräfin hinwegzujagen, und diplomatischer als Baptiste setzte er auf eigene Verantwortung hinzu: Dem Seigneur, welchen das Haus der Foix aus ihm unbewußten Gründen nicht aufnehmen könne, werde die reiche Genovevaabtei unten im Tale eine Herberge nicht versagen.

Brion aber, voller Zorn, achtete nicht auf diesen wichtigen Zusatz, sondern warf sich aufs Pferd, nötigte den gutwillig folgenden Baptiste, sich mit den beiden Rossen seinen Dienern anzuschließen, und ritt hinab nach dem Städtchen.

Die alte Gräfin von Foix, Françoisens Mutter, war bei der Geburt dieses ihres letzten Kindes gefährlich erkrankt, und dies Kind hatte zur Aufsäugung einer Amme anvertraut werden müssen. Dies blieb nicht ohne wichtige Folgen: Françoise, der Brust ihrer Mutter fernbleibend, wurde auch noch durch ein anderes Unglück derselben entfremdet. Die Gräfin nämlich genas erst nach Jahren von dieser Niederkunft, und genas nur auf Kosten ihrer Schönheit. Ihr Antlitz war für immer bleich geworden, und der Arzt kündigte ihr an, daß eine fernere Umarmung ihres Gemahls den Tod für sie zur Folge haben würde. Der Graf von Foix war aber ein noch rüstiger und lebensstarker Mann zu jener Zeit, und nicht dafür angetan, seine Gemahlin solchen Verlust durch zarte Entsagung vergessen zu machen. Es erwuchs ihr daraus mannigfache Kränkung und Pein, und die Gräfin, ein stolzer Charakter, ließ es, vielleicht ohne klares Bewußt-

sein der Härte, die Tochter entgelten. Sie war kalt gegen das Kind und erzog es hart und streng. Dennoch liebte sie es, liebte es eben dieser hemmenden Umstände halber eigensinnig und gewaltsam. Um so weicher ward es von Margot, der Amme, welche ihr mit Françoise gleichaltriges Kind durch den Tod verloren hatte, behandelt. Diese Margot war eines von jenen weiblichen Geschöpfen, die bloß Weib und Mutter sind, und denen man nachsagt, daß sie aus bloßer Gefälligkeit imstande seien, das zu tun und zu leiden, was charaktervollen Weibern eine Frage des Lebens, und charaktervollen wie charakterlosen der entscheidende Punkt wird für glückliche oder unglückliche bürgerliche Existenz. Solche Margots scheinen vorhanden zu sein, um die gedankenlose natürliche Menschlichkeit zu vertreten neben aller Konvenienz. Mit vollständiger Gutmütigkeit ausgerüstet, entwaffnen sie zuweilen auch den Zorn des berechtigten aber billigen Moralisten. Schön wie ein Madonnenbild war Margot schon als junges Mädchen, wie es hieß, von einem Seigneur von Foix, aus einer Nebenlinie der Grafen, verführt worden, und hatte ohne die geringste Heimlichkeit einen Sohn geboren, den sie Florentin taufen ließ, und über dessen Vater sie bei dringender Nachfrage lachend zu sagen pflegte, es müsse ein vornehmer Prinz sein, denn er habe wunderschön ausgesehen, als er am Heuschober auf der Wiese, an dem sie geschlummert, zu ihr getreten und sie bei der Hand genommen habe. Weiter wisse sie nichts von ihm; aber daß ihr Florentin auch sehr schön sei, das könne doch jedermann sehen.

Dieser Florentin war fünf Jahre älter als Françoise, und wuchs mit ihr auf. Weil er wie ein Heiliger aussähe, sagte Margot, müsse er auch ein Priester werden, und so ward er denn bis zum fünfzehnten Jahre Françoisens und bis zu seinem zwanzigsten neben ihr teils auf dem Schlosse, teils in der Abtei unterrichtet, und war ganz wie ein Milchbruder mit der jungen Komtesse befreundet. Als Graf Chateau-

briant sie hinwegführte, betrübte es ihn sehr, und in dieser Stimmung trat er dem Plane Margots gemäß ganz in die Abtei und wurde Priester. Françoise durfte sich also von ihm der aufrichtigsten Teilnahme versehen, als sie in so unglücklicher Lage ihm wieder begegnete, und es war natürlich, daß sie sich ihm so sorglos überließ. Sie ahnte nicht, in welcher Richtung sich das Wesen dieses Florentin ausgebildet hatte.

Florentin war auch nicht böse geworden. Aber was bei seiner Mutter gedankenlose Gutmütigkeit, sinnliche Unbefangenheit gewesen, das hatte sich in ihm zu gedankenvoller Sinnlichkeit und zu berechnetem Genußtriebe ausgebildet. Er war ein offener Kopf, welcher dem theologischen Kreise gewöhnlicher Priester bald überlegen und deshalb von den überlegenen Priestern der Abtei bald in die höheren Verhältnisse der Priesterschaft eingeweiht wurde. Nicht sowohl durch die um sich greifende Reformation, welche hier an der spanischen Seite noch wenig Eindruck hervorgebracht hatte, als durch das luxuriöse Papsttum der letzten Jahrzehnte war ein Stamm aufgeklärter Priester in viele Teile der Christenheit verbreitet worden, welcher eine Art esoterischen Priestertums darstellte. Es war dies ein Jesuitismus ganz anderer Art, welcher dem echten Jesuitismus vorausging, ein sinnlicher und künstlerischer Jesuitismus, der nicht für die Kirche, sondern für sich, für die Schar der Auserwählten täuschen und erobern wollte. Er wendete sich auch vorzugsweise an die Großen und Mächtigen der Erde, aber nicht um durch diese den Massen beizukommen, sondern um mit den Mächtigen die Reize des Lebens zu genießen. Die Glaubenswelt war dieser Gattung eine Welt der Formel, welche durch gewandten Geist nach außen hin lebendig und wirksam erhalten werden müsse, welche aber mit den intimeren Bedürfnissen des aufgeklärten und geschmackvollen Priesters nichts zu schaffen habe.

So geartet trachtete Florentin schon seit einigen Jahren, aus dem Pyrenäenwinkel hinaus in die offenere Welt, sei's nach Rom, sei's nach Paris zu kommen. Er war viel eher als die alte Gräfin von der Anwesenheit Françoisens am Hoflager des Königs unterrichtet, denn er war Sekretär des Abtes, und der Abt verlor den König nicht einen Augenblick aus den Augen. Florentin kannte also auch die Geistesrichtung der Umgebungen des Königs, den aufgeklärten Sinn Margaretens und Budés, und konnte den Einfluß derselben auf Françoise ermessen. Ihm war es also zunächst schon aus vielfältigem, politischem Grunde darum zu tun, sich dieser politisch so wichtig werdenden Dame zu bemächtigen.

Aber die Gegenwart behauptet überall ihr Recht auch über die sorgfältigst gepflegten Pläne für die Zukunft, und jede Leidenschaft ist beredsamer als aller Verstand. Florentin hatte nicht gewußt, wie schön seine Milchschwester als Gräfin Chateaubriant geworden sei, und als sie ihm im staubigen, zerdrückten Reitkleide, halb verschleiert und von Tränen und krampfhafter Bewegung entstellt zum ersten Male wieder erschienen war, da hatte er es nicht bemerkt, erfüllt von Plänen, welche das junge Weib in andere Arme liefern sollten. In solcher Stimmung hatte er ihr das Zimmer angewiesen, nach ihrem Mantelsacke im Schlosse gesendet, und dem Abte Bericht abgestattet. Aber als er nun bei einbrechender Dunkelheit sie in häuslicher Kleidung am Kaminfeuer fand, eine bildschöne Frau, deren in Ergebung gefaßtes edles Antlitz von der hellen Flamme beleuchtet wurde, da kam ihm rasch der verwegene Gedanke, er sei ein ebenso schöner und zum Glücke ebenso berechtigter Mann als der König.

7.

Baptiste hatte es mit seiner Zusage des Stillschweigens an die Gräfin vereinbar geglaubt, daß er den höchst ver-

drießlichen Seigneur Chabot de Brion, der ihm wirklich die Steigriemhiebe angedeihen lassen wollte, auf die Äußerung des Haushofmeisters, der Seigneur sollte bei der Genovevenabtei anfragen, aufmerksam mache. Brion, im Städtchen Foix anhaltend, hatte sich vorgenommen, dort jedenfalls den Rest des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, da es ihm unzweifelhaft war, die Gräfin sei wenigstens auf dem Schlosse gewesen, und sei entweder noch dort oder nicht weit entfernt, und da er auf irgend einen glücklichen Zufall hoffte, sie zu entdecken und ihr nahezukommen. Der Wirt der Herberge erzählte denn auch auf Nachfrage, es sei kurze Zeit vor ihm eine Dame mit einem Diener den Schloßberg hinaufgeritten. Brion warf einen drohenden Blick auf Baptiste und fragte den Wirt, wieweit die Abtei vom Orte entfernt sei.

„Einen Büchsenschuß, Seigneur; wenn Ihr hinübergeht bis an die Waldecke am Strome und links hinumschaut, so seht Ihr sie. Der Pförtner ist ein freundlicher Bruder und wird Euch für eine höfliche Zumutung höflich Rede stehen, ob eine Novize oder eine Fremde eingetroffen sei."

Brion machte sich sogleich auf den Weg und zog zehn Minuten darauf die Glocke an der Abtei. Der feiste Pförtner öffnete den Schieber halb, um zu sehen, ob es der Mühe wert sei, ihn ganz aufzuschieben. Der stattliche Herr im Federhute sah allerdings danach aus, und der Pförtner zeigte sich entgegenkommend. Wahrscheinlich hätte Brion auf eine einfache Anfrage genügende Auskunft erhalten, da dem Pförtner kein besonderes Stillschweigen von Florentin auferlegt worden war, aber er begann damit, dem lächelnden Torhüter eine Handvoll Silbermünze in die verständig entgegenkommende Hand zu drücken, und so erhielt die unverfängliche Frage für diesen seines Postens kundigen Mann schnell eine Bedeutung. Hat die Auskunft solchen Wert, philosophierte der Pförtner in Eile, so wird der Wert steigen,

wenn die Auskunft schwierig ist. Er antwortete also ausweichend, und um Zeit für seine Politik zu gewinnen, bat er um den Namen der Dame, die einpassiert sein sollte. Kurz, Brion zeigte so unpolitischen Eifer, daß er vom Pförtner nichts als die Versicherung erhielt, er werde sich erkundigen und dem Seigneur am anderen Morgen Bericht erstatten. Brion hatte indes doch soviel entdeckt, daß die Gräfin wahrscheinlich im Kloster sei, und war auf dem Rückwege nach dem Städtchen zu der Überzeugung gekommen, daß er hier rasch verfahren müsse, wenn er auf irgend ein Gelingen hoffen wolle. Die ungeschickte Behandlung des Pförtners, deren er inne geworden, hatte den kundigen Mann des Hofes in ihm erweckt, und sich mit aller Zuversicht und Behendigkeit eines solchen wappnend, kehrte er an der Waldecke hastig um und schritt eilends wieder nach der Abtei zurück. Diesmal klingelte er scharf und rief dem ob solchen scharfen Zuges überrascht herausschauenden Pförtner gebieterisch zu: „Öffne!“ Dieser öffnete auch wirklich in der ersten Bestürzung die kleine Tür, welche zwar zunächst nur in seine Torzelle, aus dieser aber in den ersten Hof der Abtei führte, und sah fragend und verwundert dem eintretenden Seigneur ins Angesicht.

„Melde mich, den Seigneur Chabot de Brion, bei Seiner Hochwürden dem Herrn Abte! Rasch!“

„Melden? Ich? Ich bin bloß Pförtner.“

„So rufe einen Laienbruder oder wer sonst dafür bestellt ist!“

„Aber ich darf meinen Pförtnerposten nicht verlassen.“ — Obwohl er nicht wußte, ob etwas zu verbergen und ob diesem Manne der Zutritt zu versagen sei, so machte er doch, nicht bloß in der Absicht, ein neues Trinkgeld zu erhalten, sondern aus dem Instinkte der Verbrüderung, welcher alles Ungewöhnliche abhält von der Verbrüderung, dem Seigneur den Eintritt so schwer als möglich.

„Ich werd' ihn versehen bis du wiederkommst, deinen Pförtnerposten."

„Ich bitte; Ihr könntet wohl nach ungewöhnlichen Grundsätzen öffnen und schließen."

„Holla, schnell, ich bin nicht gewohnt, zu warten!"

Hätte Brion gewußt, wie sehr hilfreiche Eile seiner geliebten Gräfin not war, er hätte sich auf keinerlei Meldung eingelassen, sondern hätte mit gezogenem Degen den Pförtner ohne weiteres genötigt, ihn nach dem Zimmer der fremden Dame zu führen. Mit Brions Hin- und Wiederkommen war es nämlich Abend geworden, und Florentin war in vollem Zuge, seine Überlegenheit als dialektischer Priester und junger Mann über die verstörte und verlassene Gräfin geltend zu machen. Waren auch die Gründe seiner Rede jetzt himmelweit verschieden von denen, die er selbigen Tages oben im Schlosse entwickelt hatte — und sie mußten es sein, denn dort wollte er Furcht vor den Freuden der Welt, hier wollte er Zutrauen zu verstohlener Freude einflößen — erschreckte auch die unerwartete Wendung in Wesen und Wort Florentins die Gräfin einen Augenblick bis ins Innerste, ach, sie war doch so unglücklich, daß sie ihrer eigenen logischen Kraft nicht mehr traute, und daß sie sich um jeden Preis eines liebevollen Entgegenkommens bedürftig fühlte. Es liebt das Weib, dem aller würdige Gegenstand der Teilnahme entzogen wird, am Ende auch das Ausdruckslose und Unbedeutendste; wäre es ein Wunder gewesen, wenn Françoise dem schönen Jugendfreunde vertraulich und entgegenkommend die Hand gereicht hätte? Seine männliche Schönheit war um so vertraulicher, da sie im Kleide priesterlicher Würde, also ohne den verschüchternden Anspruch der Schönheit erschien, da sie das Zutrauen auf eine uneigennützige Freundschaft des Milchbruders für sich hatte, und — und was mehr war als alles — da sie aus dem sichern Hafen einer würdigen Stellung heraus dem gepeitschten Lebensschifflein der armen

Frau Worte und Signale zurufen konnte. Der sogenannte Teufel lebt davon, daß er die Hilfe, welche man braucht, wirklich leistet, aber auch vergiftet.

Kurz, es gelang Florentin, die lastende Melancholie von Françoisens Stirn zu scheuchen, denn er wußte ihr in schmeichelnder Entwicklung darzustellen, daß sie eben nur um reizender Vorzüge willen in so peinliche Situationen versetzt worden sei, und daß die Pein dieser Situationen vielmehr in ihrem furchtsamen Sinne als in den Situationen selbst liege. — „Willst du den grauen Stein beneiden", fuhr er fort, „um die ungestörte Ruhe, welche er seiner Unscheinbarkeit und Reizlosigkeit verdankt? Besteht nicht Leben, wirkliches Leben bloß aus Furcht und Verlangen, und aus dem gesteigerten, sich gegenseitig im Gleichgewicht haltenden Fürchten und Verlangen?"

„Und doch, Florentin, rietest du mir selbst, die Welt zu fliehen, weil sie gefährlich. —"

„Und weil du für den Augenblick das Gleichgewicht deiner Seele verloren hast! Wärst du sonst nach Foix gekommen, wo du bei einer liebelosen Mutter der trockensten und ungenügendsten Ansichten und Grundsätze gewärtig sein mußtest? Du brauchst Sammlung, und es ist ein gutes Zeichen, daß du dich bis zum Bedürfnisse dieser Sammlung hast verstören lassen, denn du bist verstört worden, weil du nicht in wüster Gedankenlosigkeit beherrscht sein wolltest, und doch auch im Tumult eines neuen Lebenskreises nicht die Ruhe und die Macht in dir fandest, zu herrschen. Du bist zum Größten bestimmt: du willst Macht und Ruhe zugleich, und du täuschest dich nur einen Augenblick über diese Ruhe, und verwechselst sie mit der Leblosigkeit. Wenn du dich einen Winter und einen Sommer in der Einsamkeit unserer Täler gesammelt haben wirst, dann wirst du mit weitblickenden sicheren Augen die Herrlichkeiten von Blois wiedersehen, wirst die Angoulême und Alençon übersehen, und

wirst verstehen zu genießen, indem du herrschest, zu herrschen, indem du genießest und zu schaffen im Herrschen und Genießen."

O eile, eile, Chabot de Brion! Françoise ist geistvoll genug, um in die Gefahr solcher Wendung einzugehen, und sie ist gerade jetzt aufgeregt genug, um der Gefahr zu erliegen. Errette sie heute von diesem Florentin, vielleicht ist er ihr morgen schon nicht mehr gefährlich, wenn sie sich gefaßt und durch deine Nähe, dies Zeichen schöner und starker Teilnahme, gestärkt hat.

Leider war dies ungemein schwer. Nicht weil der Abt, dem Anscheine nach ein gutmütiger Mann, der strengen Meinung gewesen wäre, jeglichen Edelmann von der schönen Gräfin entfernt zu halten, sondern nur weil der Abt noch nicht wußte, welcher Meinung er sein sollte. Die Ankunft der Gräfin in Foix, mit einiger Wahrscheinlichkeit, aber doch nur mit Wahrscheinlichkeit angekündigt durch einen Priester in Blois, der die Dinge am Hofe beobachtete, und dem Abte des Genovevenstiftes seit einiger Zeit ungewöhnlich häufig Mitteilungen machte, weil der Abt durch seinen Bezug zum Hause Foix wichtig werden konnte, jene Ankunft der Gräfin, so fein vorausgesehen durch den Priester in Blois, war dem Abte doch überraschend gekommen, und Florentin, welcher jener möglichen Ankunft halber seit Wochen täglich die alte Gräfin besuchte, hatte die junge Gräfin so überraschend schnell in die Abtei selbst gebracht, daß der Abt, ein Mann von langsamen und vorsichtigen Entschlüssen, nicht imstande gewesen war, einen Plan auszubilden für alle einzelnen Fälle dieser eingefangenen wichtigen Dame. Und Chabot de Brion, dessen nahes und günstiges Verhältnis zum Könige er sehr wohl kannte, kam ihm so plötzlich und so heftig wie ein Sturzbach über den Hals. Er wollte sich ihm so gern gefällig zeigen, und doch nichts voreilig gewähren, was den Preis des eingefangenen Kleinodes im geringsten herabsetzen

könnte! Dieser Preis konnte aber durch den schönen Seigneur zweifach bedroht sein: erstens konnte dieser auf eigene Rechnung die Gunst der Gräfin suchen, und zweitens konnte er den Lohn für sich allein beim Könige in Anspruch nehmen, die scheue Dame wieder zur Rückkehr ermuntert zu haben. Dieser Lohn sollte ja den Priestern zukommen! Und dieser Lohn wuchs, je länger die Rückkehr auf sich warten ließ, und je unabhängiger von äußerer weltlicher Unterstützung die Abtei allein die schüchterne Dame gestärkt und ermutigt hatte, den Kampf mit den Freuden der Welt wieder aufzunehmen und zu bestehen — „kurz," schloß mit einiger Ungeduld der Abt seine lange Rede, in welcher er von allem obigen das Gegenteil zu sagen getrachtet, „kurz, mein Seigneur de Brion, diese Angelegenheit ist eine äußerst schwierige, und ganz und gar nicht angetan, um im Handumdrehen entschieden zu werden."

„Im Gegenteile, hochwürdiger Herr, es ist hier nicht die geringste Schwierigkeit für Euch und für die Abtei, da es sich in keiner Weise um Eure und um die Meinung der Abtei handelt, sondern um die Meinung der Gräfin, einer selbständigen Dame, die Ihr mich hören lassen sollt."

„Mich dünkt, die Gräfin habe diese Meinung deutlich genug dadurch ausgesprochen, daß sie das Hoflager aus eigenem Antriebe und selbst flüchtig verlassen."

„Kurz und gut, Ihr besteht darauf, die Gräfin wie eine Gefangene zu betrachten?"

„Im Gegenteile: wie einen Schützling, der Zuflucht bei uns gesucht hat gegen die Zudringlichkeiten der Welt!"

„Ihr beschuldigt den König Franz der Zudringlichkeit?"

„Der heilige Volusian bewahre mich!"

„Er bewahrt Euch nicht, denn Ihr habt's getan und werdet's vertreten; bei meinem Schwert versichere ich Euch dessen!"

„Aber Herr Chabot de Brion —"

„Ihr sollt's an Euch zuerst erfahren, daß das Konkordat kein leerer Schall und Name ist, und daß der König von Frankreich von nun an die Prioren, Äbte und Bischöfe wählt, ja daß er die kürzlich geschehenen Wahlen seiner Bestätigung unterwirft! Wie lange heißt Ihr Abt, Hochwürdiger Herr?"

Der Abt antwortete nicht auf diese direkte Frage, denn er war allerdings gerade in der Zeit gewählt worden, als das berüchtigte Konkordat abgeschlossen, wenn auch noch nicht bekannt gemacht worden war. Er wendete sich aber in seiner Gegenrede unmittelbar auf die Zusicherung, daß der König in betreff dieser Dame kein Hindernis an der Genovevenabtei finden werde, da ja die ernste Absicht des Königs, diese ausgezeichnete Dame zur Königin von Frankreich zu erheben, hinlänglich bekannt sei. Es möge nur der König und der Bote desselben gestatten, daß die Formen im wesentlichen beobachtet würden. Sie würden allen Teilen von guten Diensten sein; namentlich würden sie allein die eingeschüchterte Gräfin ermutigen.

Durch diese Wendung ward Brion wieder zurückgeworfen und genötigt, von neuem auszuholen, ein Zeitverlust, welcher Florentin zustatten kam.

Florentin, der sich auf Frauenherzen verstand — der zweite Hof der Abtei war von Nonnenzellen umsäumt, und diesem jungen Priester lag es ob, die Novizen über ihre Pflichten und ihren Beruf zu belehren — Florentin ging ohne Umschweife an die Hauptfrage, welche auf dem Wege seiner Jugendfreundin lastete. Einige salbungsvolle Philosophie, pflegte er zu sagen, den verborgenen Wünschen des Weibes eingeflößt, und diese Wünsche werden mutig und lustig, denn die Weiber haben keinen Charakter, sondern nur Furcht und Verlangen, Furcht vor Grundsätzen und Verlangen nach Freude. Macht man ihnen die Grundsätze zustimmend, so sind sie dankbar wie die Kinder: sie küssen

den Lehrer, der sie zum Spiele hinausläßt. Nur nicht als gedankenlose Wesen wollen sie behandelt sein, und das sind sie auch nicht, wie beherrschten wir sie sonst durch Gedankenfolge! Gedanken haben sie so viel als wir, aber jagt ihnen diese Gedanken durcheinander wie eine Schar wilder Pferde, und dann zeigt ihnen, daß ihr sie fangen und fesseln könnt, die ungestümen; dies ist ihnen gegenüber der Charakter, dem sie sich beugen.

„Franziska," hob er an in dem halb spanischen Patois jener Gegend, welches die Gräfin seit ihrer Verheiratung nicht wieder gehört hatte, „Franziska, liebst du den König Franz?"

„Florentin!" schrie die Gräfin auf, und flog von ihrem Sessel in die Höhe, als ob sie ein Schuß ins Herz getroffen hätte.

„Du bejahst meine Frage stärker als mit Worten, sprich nicht, erwidere nichts, es wäre Umschweif, verweile ruhig auf deinem Sitze, und sieh mir ins Auge! Furchtsames Kind, wie deine Hand zittert und dein Herz klopft. Ich hatte geglaubt, du seist ein starkes Weib geworden, und es handelte sich bei dir um ein mannigfach durchkreuztes Gewissen, darum trat ich dich an mit greller Rede und grellem Bilde; vergib mir, Franziska, ich sehe, daß ich dich unnütz gepeinigt habe, du bist ja noch das unerfahrene Mädchen, das mit dem rohen Grafen von uns ging vor fünf Jahren. Arme Franziska, du leidest Pein, für eingebildete Sünden, deine Seele ist überreizt durch eine brutale Ehe, welche nicht vermögend gewesen ist, deine Seele zu nähren, und nicht vermögend, deine Seele zu erniedigen. So ist die Welt verworren! Sie mißt alles mit gleichem Maßstabe, und vergißt zu wägen: andere Frauen mit weniger reizbarer Seele könnten alles das tun, was du nur in der Einbildung vor dir siehst, und lebten glücklich und in gutem Gewissen, während du dich peinigst um die bloße Möglichkeit, die dir nahe getreten!"

„Und muß ich's nicht?" entgegnete leise die Gräfin,

„wenn meine Seele empfindlicher ist als anderer, sind nicht auch meine Pflichten feiner und strenger als die Pflichten anderer?“

„An deiner Übung im Philosophieren, Franziska, erkenn' ich, wie sehr du gelitten, wie sehr du gerungen. Arme Freundin! In falschen Skrupeln wirst du vielleicht die Zeit deiner schönen Jugendkraft verlieren, und wirst zu spät zu der Einsicht kommen, daß es nur Skrupel gewesen, die dich von der höheren Übersicht über die Fragen Gottes getrennt, die dich getrennt von dem Glücke, welches dir Gott beschieden, indem er dich ebenso reich begabte, wie er's getan, ebenso reich wie es nötig war, um einen sinnigen König zu fesseln, um ihn zu beglücken, und mit ihm ein großes Reich, das schöne Frankreich!“

„Was ist das, Florentin? Du redest einer sündigen Neigung das Wort? Du versuchst mich! Deine Hand bebt in der meinigen.“

„Meine Hand bebt, weil ich im Zorn bin gegen die schwache Welt, welche so allgemeine Grundsätze braucht, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, so allgemeine, daß sie bei begabteren Menschen hundertfach Lüge werden und eine das Beste zerstörende Entsagung werden müssen. Denn diese allgemeinen Grundsätze können nur für die Mittelmäßigkeit berechnet sein. Meine Hand bebt, Franziska, weil ich zornig bin gegen mich selbst, gegen meine Unfähigkeit, geschlossen und überzeugend auszudrücken, was ich als unumstößlich richtig vor meinem Geiste sehe. Ich habe nicht genug Schule der Welt; ich habe nur genug Schule des Klosters, um einzusehen, der Lebenswandel tugendhafter Wahrheit liege nicht in den allgemeinen Maßstäben, nach welchen die Welt richtet, und liege noch weniger in der Flucht vor der Welt. Diese Flucht ist Ohnmacht, und diese ist unwürdig eines Geschöpfes, welches Gott reichlich ausgerüstet mit segensvollen Mitteln für sich und die Welt. Diese Flucht ist Undank gegen Gott

der den fruchtbaren Obstbaum nicht gegeben hat, daß er in voller Fruchtbarkeit umgehauen und zu Zaunholz verwendet werde."

„Mir schwindelt vor deinem Gedankengange, Florentin!"

„Mir auch, weil ich ihn vor dir ausbreite ohne die Überzeugung, dir ihn einleuchtend zu machen."

„Und du bist Priester?!"

„Ich bin es, weil ich dazu bestimmt war, ehe ich selbst entscheiden konnte, ich bin es, weil ich arm und weil es der einzige Stand ist, der den Armen eine Laufbahn der Macht eröffnet, ich bin es, weil die Macht über Geist und Gewissen der Menschen die größte auf Erden ist. —"

„Und du gehörst zu den Reformatoren, deren Grundsätze aus Deutschland kommen?"

„Nein. Die Formen sind gleichgültig, und deren Wechsel ist gefährlich. Jede Form, eine Hülse des Geistes, vertrocknet, und wird über kurz oder lang zu enge; es mag sich dafür interessieren, wem sein Leben feil ist, und wer an die Vollkommenheit einer menschlichen Erfindung glaubt. Ich gehöre nicht zu den in so glücklicher Täuschung Befangenen, ich kenne nichts Erdachtes, das nicht auch seinen Tod in sich trüge, ich arbeite nur für eine persönliche Welt, denn deren Ausdehnung allein ist unberechenbar. —"

„Stirbt nicht die Persönlichkeit auch, und sicherer und früher als die Form?"

„Sie stirbt, denn ich sterbe, aber meine Prätension stirbt mit mir, und so ist mir der Tod eine Garantie gegen die Täuschung."

„Und wenn deine Persönlichkeit verdirbt?"

„Sind ihr die Arme des Todes nicht jede Stunde offen?"

„Du bist schrecklich."

„Schrecklicher ist die Tyrannei der Form!"

„Aber außer der Form ist die Barbarei!"

„Du mißverstehst mich: ich gestatte, ja, ich fordere sie für jeden, der kein selbständiges Bedürfnis hat, und ich bewege mich streng in der bestehenden; ich finde den schönsten Lebensreiz darin, aus ihr zu machen, was mir gefällt, und ich finde die herrschende kirchliche Form, die geistreiche Erfindung eines Jahrtausends unendlich interessanter als den kahlen Versuch der Neuerer. Auch du hast nicht vor ihr zu erschrecken: sie gestattet dem Menschen die Freuden der Welt, sie verlangt nur, daß er sich dafür abfinde durch Bekenntnis und Buße. Und du, arme Franziska, übertreibst, du bekennst und büßest, noch bevor du genossen, du sorgst wie ein übermäßig guter Wirt für ein Kapital an Buße, von dessen Rente du ein ganzes Leben unbesorgt zehren kannst in Wohlbehagen. Denn du wirst mir nicht vorreden wollen, daß ein Weib deines Verstandes bloß aus beschränkter Ansicht und bloß aus Furcht vor dem Urteile beschränkter Ansicht seine schönste Lebenszeit kasteie. —"

„Florentin!"

„Sage nichts! Ich habe dich bewundert, daß du die Stärke hattest, den König so lange entfernt von dir zu halten, du hast dadurch für die Höhe der Neigung und für deine bürgerliche Stellung meisterhaft gesorgt, du bist jetzt sicher, einen festen Platz an seiner Seite zu gewinnen, und wenn du Königin von Frankreich bist; so magst du's mit Stolz sagen, daß du es nicht nur der Schönheit verdankest, welche dir Gott geschenkt, sondern auch der geistigen Geschicklichkeit, welche du dir selbst erworben."

„Aber du entsetzest mich zum Äußersten, Florentin!"

„Das glaub' ich wohl," sagte er lachend und ihr die Hand küssend, welche sie hinwegziehen wollte, und welche er festhielt, — „denn dies habt Ihr Weiber vor uns voraus, daß Ihr ohne Räsonnement handelt. Die Klugheit, welche wir mühsam in ein System stellen, ist Euch Instinkt, und deshalb heißt es auch so zierlich: Die Weiber denken mit

dem Herzen. Lassen wir also die allgemeinen Phrasen, es gehört zum weiblichen Instinkte, für sich keine allgemeine Regel einzugestehen, und, wie es heißt, dem Herzen, dem systemlosen nach zu handeln. Verliere dich nur nicht zuweit in der Selbstpeinigung, welche dir die formelle Tugend auferlegt, beuge dich dieser Tugend nicht gar zu furchtsam, erinnere dich, daß dein wahrhaftiger Mensch anders in dir spricht, und erinnere dich, daß du mit fortgesetzter Selbstpeinigung den Tempel, welchen Gott in dir errichtet, den schönen Leib zerstörest oder doch beeinträchtigst. Hinweg mit der Falte zwischen den reizend, geschwungenen, schwarzen Augenbrauen und ziehe die vollen Lippen, die zum Kusse bestimmt sind, nicht so peinlich nach innen."

Die arme Frau wußte nicht, was mit ihr geschah; die frechen Worte des Mannes, dem sie schwesterliche Neigung und Vertrauen gewährte, hatten sie so bestürzt, daß sie wie starrend, und alles Leben nach innen drängend nur diesen Worten nachdachte. Sie sah und hörte und empfand in diesen Augenblicken nicht, was mit ihrem Leibe vorging, und daß Florentin das Tuch von ihren Schultern schob, ihre Brust mit Küssen bedeckte, mit starken Armen sie ganz an sich zog; ihre Seele war himmelweit entfernt vom Reize der Sinne, der sich doch körperlich ihren Nerven und ihrem Blute mitteilte, und sie war durch die seltene Lage, in welche ihr Geist gestürzt war, in unmittelbarer Gefahr, widerstandslos und für das, was sich zutrug, gedankenlos diesem Manne zu verfallen, als an die Tür geklopft, und sie durch Florentin selbst, da er sie aus seinen Armen plötzlich los ließ, aus Starrheit und unwillkürlicher Hingebung geweckt wurde. Damit riß auch der Nebel, in dem sie verhüllt gewesen, sie war sich plötzlich der ganzen Situation bewußt und sprang mit einem gellenden Schrei vom Sessel auf, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend. In einer andern Richtung außer sich, stieß sie schreiend den Kopf und die Hände

von sich, welche sich plötzlich wieder unter Küssen ihrer Arme bemächtigt hatten, und ward erst nach einer Weile inne, daß sie Margot, ihre zärtliche Margot von sich gestoßen habe. Sie hatte geklopft, sie war mit einer Dame ins Zimmer getreten und hatte ihre geliebte Franziska umarmen wollen.

Franziska blieb noch lange sprach- und regungslos und wendete ihre Augen nicht von Florentin, der anfangs ihren Blick zu vermeiden suchte, aber bald die Kraft über sich gewann, ihn mit einem für die Gräfin entsetzlichen Lächeln duszuhalten. Das schöne, jugendliche Antlitz des Priesters, aunkel gerötet in diesem Augenblicke, erschien ihr wie ein tückisches Gewässer, welches an der Oberfläche geglättet, Klippen und nirgends gesehene ungeheuerliche Tiere verberge. Ein Fieberschauer ergriff sie und schüttelte ihren Leib wie eisiger Frost. Margot, die gutmütige, war äußerst bestürzt, von ihrer Franziska so empfangen zu werden, und sah verlegen bald auf die junge Dame, welche sie mitgebracht, um sie mit der Gräfin bekannt zu machen, bald auf ihren Sohn. — „Ich fürchte, Florentin," sagte sie endlich langsam zu diesem, „du hast deine leichte Stunde am falschen Orte gehabt. —"

„Dies ist Fräulein Chimene von Infantado, „nahm Florentin hastig das Wort, um seine Mutter zu unterbrechen, — „Eure Mutter, die Frau Gräfin, sendet sie ohne Zweifel als ein Zeichen, daß ihr Sinn gegen Euch milder gestimmt worden sei!"

„Ach leider nein," rief Margot, „Gott weiß, was die Frau Gräfin für falsche Vorstellungen von ihrem schönsten Kinde hat, sie will nichts — Gott vergeb's ihr! — von ihm wissen. Vornehme Leute müssen doch eben anders sein als wir; ich habe auf eigene Hand die kleine Chimene hergeführt, die dich kennen und trösten wollte, Franziska."

Dabei näherte sich Chimene, ein schlankes Mädchen blassen Aussehens der Gräfin und blieb verlegen stehen, als

diese, den Blick noch immer nicht von Florentin verwendend, sich nicht zu ihr kehrte. Rührend traurig war der Anblick dieser Chimene, deren große, schwarze Augen stets in Tränen zu schwimmen schienen, deren Lippen nur blaßrot waren. Ein blaßgelber Hauch lag über dem edlen, kleinen Antlitze mit hoher Stirn und runden Schläfen, ein Hauch, wie er jungen Mädchen eigen zu sein pflegt, wenn sie aus dem Mädchenalter in jungfräuliche Reife treten. Knapp saß ihr das schwarze Kleid gewöhnlichen Stoffes bis an den Hals verschlossen, und nur der teuere Schleier, die edle Form des kleinen Hauptes, die schmalen länglichen Hände und der schmalste, feinste Fuß verkündigten eine Herkunft edlen Stammes und vornehmer Lebensweise, welche die Glieder schont und verfeinert. Wie es schien, mehr beleidigt als verlegen blieb sie einige Schritte vor der sie noch immer nicht anblickenden Gräfin stehen und schwieg. Da öffnete sich die Tür und der Abt erschien mit Chabot de Brion.

„Brion, mein Erretter," schrie die Gräfin auf, flog diesem entgegen, faßte ihn bei beiden Händen und rief wie aus tiefster gepeinigter Seele: „O, mein Gott, mein Gott, du hast mich nicht verlassen!"

So glücklich Brion über diesen Empfang, so bestürzt war der Abt und trat eilig zu Florentin und nahm ihn zur Rücksprache in die Fensterbrüstung. Währenddessen sagte die Gräfin hastig mit halber Stimme zu Brion, er solle sie sogleich hinwegführen aus diesem Hause, wohin es sei und koste es, was es wolle. Was hätte Brion lieber versprochen!

„Tut's auf der Stelle!"

„Hier ist mein Arm, Frau Gräfin."

Ehe sie aber bis zur Tür kommen konnten, hatte sich Florentin, ihre Absicht bemerkend, mit unpriesterlicher Hast zwischen sie und den Ausgang gestellt, und in demselben Augenblicke auch eine an der Tür hängende Schnur gezogen.

Während davon eine Glocke in ungewöhnlicher Tönfolge durch die Bogengänge der Abtei läutete, sprach er selbst zu Brion: „Seigneur, diese Dame bleibt in der Abtei!“

„Priester, diese Dame verläßt die Abtei.“

„Nicht an Euerem Arm, nicht jetzt, Seigneur.“

„Warum nicht?“

„Es ist nicht der Augenblick, Euch die Gründe zu sagen. Wenn es Euch gefällig ist, uns zum Sprechzimmer Seiner Hochwürden des Herrn Abt zu folgen —“

„Das ist mir nicht gefällig. Seine Hochwürden wissen bereits, in welcher Absicht ich hier bin. —“

„Und bin ich,“ rief die Gräfin Chateaubriant und sah dem bestürzt herzutretenden Abt ins Auge, „bin ich denn eine Gefangene in der Genovevenabtei, daß ich nicht gehen könnte, wenn es mir beliebt?“

Der Abt, durchaus nicht sicher in der verwickelten Lage, erwiderte mit Höflichkeit, während sein Auge fragend an Florentin hing und seine volle Gestalt sich würdevoll nach der Türschwelle an die Seite Florentins bewegte, „Ihr seid nicht Gefangene, gnädige Frau, unsere Abtei, welche die heilige Jungfrau segnen möge, ist kein Gefängnis, sondern für bedrängte Frauen eine Zufluchtsstätte!“

„Doch nur für solche, die sie in Anspruch nehmen,“ entgegnete die Gräfin, „und zu denen gehöre ich nicht.“

„Also gebt Raum, fromme Väter,“ setzte Brion hinzu und tat mit der Gräfin einen Schritt gegen die Tür. Florentin hatte die kurze Erwiderung der Gräfin benutzt, um dem Abte zuzuflüstern: „Es ist alles für uns verloren, wenn sie jetzt das Haus verläßt, unterstützt mich und bestätigt alles, was ich anordne!“ und nach diesen Worten streckte er ihnen den Arm entgegen und rief: „Entfernt Euch von dieser Dame, Seigneur, wer Ihr auch seid. Sie ist uns anvertraut, damit sie geschützt sei gegen die Zudringlichkeit jeglichen Mannes!“

„Wer hat mich Euch anvertraut, lügnerischer Mann?“ rief die Gräfin, welche jetzt in der Entrüstung Stärke fand.

„Eure Mutter, die Frau Gräfin von Foix!“ Diese Erwiderung beschämte die Gräfin und machte sie stumm, veranlaßte aber Brion zu der heftigen Äußerung: „Was hat die Gräfin Foix zu gebieten über die Gräfin Chateaubriant? Ist es nicht genug, daß sie über ihr Kind einmal bestimmt hat ohne Rücksicht auf das Glück desselben? Ihr Mutterrecht ist dahin, und diese Dame ist selbständig!“

„Diese Dame heißt Gräfin Chateaubriant, und ihr Herr ist der Graf, dessen Namen sie führt. Und er gebietet, daß sie in dieser Abtei bleibe, bis er sie abfordere.“

Die Gräfin fuhr zusammen bei dieser Äußerung Florentins, und ein schmerzlicher Ruf drang aus ihrer Brust. Brion aber drückte ihren Arm fest an den seinigen und rief heftiger als zuvor: „Gebt Raum, lügnerische Priester, oder ich ziehe das Schwert aus der Scheide, und sichere Euch zu bei meines Namens Schwur, der König Franz, in dessen Namen ich hier handle, soll Euch und Eurer Abtei dafür einen Denkzettel senden für ewige Zeiten.“

Der Abt war außer sich, daß es zu solcher Szene kam, und versuchte es, beschwichtigend einzuschreiten, Florentin aber wich keinen Fuß breit, und zum zweiten Male an der Glockenschnur ziehend, erwiderte er kaltblütig: „König Franz ist unterrichtet von dem, was wir tun, noch ehe Euer Roß Euch nach Paris getragen; er kennt uns und vertraut uns, und achtet das Recht der Kirchenmauern. Sagt ihm, wir seien seiner Worte gewärtig und hielten es nicht für passend, eine um mangelnden Schutzes willen flüchtige Dame dem ersten jungen Edelmanne anzuvertrauen, der ohne nachweisbaren höheren Auftrag sie ohne weiteres von uns in Anspruch nehme. Begeht nicht unnütz Frevel, Seigneur, dadurch, daß Ihr Euer Schwert in Gottes Hause aus der Scheide zieht, die Tür ist offen für Euch, und wenn Ihr hinaus-

blicken wollt, so werdet Ihr entdecken, daß Kreuzgänge und Pforten besetzt sind von unsern rüstigen Klosterknechten, um niemand passieren zu lassen, als den, welchem wir die Türe weisen."

Bei diesen Worten öffnete Florentin die Tür, und man sah, daß er wahr gesprochen, und daß der Kreuzgang, welcher den einzigen Weg zu diesem Zimmer bildete, durch bewaffnete Leute versperrt war. Es entstand eine peinliche Pause. Dann wendete sich Brion plötzlich, die Gräfin fest am Arme führend, nach dem Innern des Zimmers, und als er weit genug von den an der Tür bleibenden Priestern entfernt war, um nicht von ihnen gehört zu werden, sprach er leise und hastig zur Gräfin: „Ich kann Euch nicht, ohne Euch Leib und Leben zu gefährden, durch jene Bewaffneten hindurchbringen. Bleibt, gnädige Frau, bis ich Euch sagen kann: Jetzt ist es Zeit. Sei's mit List, sei's mit Gewalt, ich befreie Euch aus dieser Haft. Gelingt es mir nicht, wie ich hoffe, den Abt fügsam zu machen —"

„Der Priester tritt zu uns, Brion!"

„Wenn ein weißes Tuch an einem der Bäume vor diesem Fenster flattert, dann ist der Augenblick da. —"

Als Florentin neben ihnen stand, schwieg er, küßte der Gräfin die Hand und ging nach der Tür, dem Abte ein Zeichen gebend, daß er von ihm begleitet sein wolle. Es lag Florentin alles daran, ihm auch den Abt nicht zu überlassen! Wenn Françoise mit den jetzigen Eindrücken die Abtei verließ und zum Könige kehrte, so war er nicht nur persönlich gefährdet — dies fürchtete er nicht, da er von Françoise keine persönliche Anklage fürchtete — sondern die Abtei, das Priestertum und die Laufbahn, welche er vor sich hatte, war gefährdet. Françoise durfte also, bevor sich ihr Sinn geändert, um keinen Preis aus der Abtei entlassen werden. Deshalb verließ auch er das Zimmer augenblicklich, um sich dem Abte anzuschließen.

Die Gräfin, in fieberhafte Aufregung versetzt durch all diese Vorfälle, vollendete nun durch einen unbedachten Schritt das Unheil ihrer Lage. Sie stürzte Margot, der Muter Florentins, in die Arme und beschwor diese, ihr aus der Abtei zu helfen. Margot, die Gutmütigkeit selbst, war auf der Stelle bereit: sie gelobte Verschwiegenheit gegen ihren Sohn und versprach Herrn Brion mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Da die Abtei ihr offen stand bei Tag und Nacht, und da sie Franziska liebte wie ihr eigenes Kind, und nicht unterrichtet war, wie sehr ihr leibliches Kind durch diese Flucht beeinträchtigt werden könnte, so schien sie allerdings das geeignetste Hilfsmittel für diesen Zweck zu sein. Sie folgte auch darin der drängenden Gräfin, daß sie gleich, noch diese Nacht ans Werk gehen und deshalb auf der Stelle Brion nacheilen solle; denn sie nahm die unbeachtete Chimene bei der Hand, und vor sich hinsprechend, wie das am Klügsten anzufangen sei, eilte sie aus dem Zimmer und den Kreuzgang hinab.

Es war unterdessen völlig Nacht geworden, und das Feuer im Kamine war am Verlöschen. Draußen stürmte der Wind und jagte die Wolken unter dem Monde einher. Die Bäume des Waldes, hundertjährige Tannen, knarrten, und einzelne Äste schlugen unweit des Fensters, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit unheimlich an die Mauer. Françoise war, ohne die Tür zu schließen, ans Fenster getreten; fieberhaft beschäftigte sie nur der Gedanke an Flucht, und sie wollte sich zum ersten Male umsehen, wie ihr Zimmer nach außen gelegen sei. Es war ein einfenstriges Eckzimmer des Vordergebäudes der Abtei, und die von der Tür aus linke Seitenwand bildete das Ende der Vorderfront, welche nach Schloß Foix zu blickte und in deren Mitte der große Eingang mit dem Pförtnerzimmer war. Nach dieser Seite hin konnte sie nicht sehen, es konnte also auch andererseits von der Vorderseite nicht bemerkt werden, wenn

es ihr möglich wurde, aus dem Fenster hinabzukommen. Das Fenster war nicht vergittert, und es war nur einen Stock hoch. Offenbar hatte man bei der Wahl des Zimmers durchaus nicht an die Möglichkeit einer gewaltsamen Entweichung gedacht, denn diese war noch ungemein dadurch unterstützt, daß die uralte verwitterte Mauer, welche sämtliche Höfe der Abtei umschloß, hier dem Gebäude bis auf einen Schritt weit nahe trat, daß diese Mauer hinreichend breit war, um auch einen Unerfahrenen darauf Fuß fassen zu lassen, und so hoch, daß sie beinahe bis an den Fenstersims reichte. Es war also, da auch die Fensterflügel bis an den Fußboden des Zimmers sich öffneten, nur ein wenig gefahrvoller Schritt über den schmalen Abgrund zwischen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche grade an dieser Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit, den Erdboden zu gewinnen. Françoise, obwohl zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günstigste sei, denn gleich hinter dieser Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete sich, soweit sie an den rundhin sich wendenden Abteigebäuden hinabsehen konnte, eine freie Wiese aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond, und auf welche herab gespenstisch weiß der St. Sauveurberg blickte.

Françoise öffnete das Fenster, der Wind ruhte eben ein Zeitlang, und das Freie atmete ihr schweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiste, als ob sie schon viele Jahre lang gefangen sei. War es nicht auch eine Gefangenschaft, sprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenschaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit verfolgten und hetzten bis daher, wo die Klosterpforten sich hinter mir zugeschlagen haben? Und ach, war nicht die Er-

ziehung da oben auf dem Schlosse ebenfalls eine Gefangenschaft? Hielt mich nicht die strenge — jetzt darf ich's wohl sagen, da sich's so schmerzlich bestätigt — die rauhe Mutter in eisernem Gitter die Vorschriften? O, meine Konstanze, mein Kind, mein Kind, nach welchem mein Herz schmachtet wie der Wüstenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Konstanze, ich will dich leiten und führen, aber dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verstoße mich in die Wüste, aber gib mir mein Kind und schütze mich vor der Welt!

Sie war zusammengesunken am Fenster, und ihr Geist vertiefte sich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind sich wieder erhoben hatte und in scharfem Zuge durch das offene Fenster über sie weg strich nach der offenen Zimmertür. Nicht daß sie kalt wurde durch und durch, sondern ein Gedanke schreckte sie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geschöpf, ein Mädchen, welches neben ihrer Mutter lebte, und welches sie nicht einer Begrüßung gewürdigt hatte, war Zeuge gewesen ihrer Unterredung mit Margot über Befreiung und Flucht. Dies Mädchen, unerfahren und beleidigt, konnte kein Geschick und kein Interesse haben, gegen die Gräfin Foix zu schweigen! „Weh mir!" rief Françoise, „das Unglück hängt sich an meine Fersen! Ich bin verloren, wenn ich dies Haus nicht verlassen kann, ich verfalle dem schrecklichen Florentin!"

Diese traurige Überzeugung in betreff Florentins entstand daher, daß Françoise die leisen Schauer sinnlicher Erregung, welche ihr Florentin wie eine Schlinge um den Hals geworfen, von Zeit zu Zeit auch in den eben verflossenen Szenen zornigen Streites am Arme de Brions immer wieder empfunden hatte, ja daß sie ihr, der Durchkälteten, selbst jetzt halb wie Schmerz halb wie Verlangen ans Herz traten. Wie der Ruf des Raben oben

im Schlosse klangen sie ihr wie Verkündigung des Unterganges.

Starr blickte sie umher in dem leeren hohen Gemache, blickte zusammenschauernd nach der offenen Türe, durch welche der Schreckliche eintreten konnte, blickte hoffnungslos nach den Bäumen vor dem Fenster, auf welchen das Rettungszeichen erscheinen sollte — Himmel, das weiße Tuch wehte von der nächsten Tanne, eine männliche Gestalt stand auf der Ringmauer! Es wird de Brion sein, und die Gräfin, zitternd vor Freude, ist eben im Begriffe, ans Fenster zu eilen, da hört sie den Kreuzgang herauf rasche Fußtritte. Sie horcht, ob die Fußtritte näher kommen, ja! Sie verwünscht ihre Unbedachtsamkeit, die Tür nicht geschlossen zu haben, sie zögert, ob sie es noch tun solle, denn sie hört in diesem Augenblicke Brions Stimme, welche unter dem Fenster leise ihren Namen ruft, sie fliegt nach der Tür, um sie zu schließen, und steht vor Florentin, der eben auf die Schwelle tritt, und den sie nur zu gut erkennt, trotz des erloschenen Kaminfeuers und des nur dämmerigen Mondlichtes.

Sie hat die Kraft, den Schreckensruf, welcher sich aus ihrer Brust heraufdrängt, zu ersticken, um Brion nicht irre zu leiten, aber es vergeht eine Minute, ehe sie einen Entschluß fassen kann, was zu tun und wie die Entdeckung ihres Retters zu verhindern sei. Unterdessen hört sie nur zu gut das knisternde Geräusch außen am Fenster, und um dies für Florentin zu übertäuben, beginnt sie instinktmäßig laut zu sprechen. Sie weiß anfänglich selbst nicht, was sie spricht, denn sie will nur Geräusch machen, aber alle ihre Organe scheinen unterrichtet zu sein, daß gegen diesen Mann nur Zorn auszuschütten sei, und ihr Geist wird bald inne, daß sie dem schweigend zuhörenden Priester die schreiendsten Vorwürfe macht. Dabei ist sie instinktmäßig an der Türschwelle stehen geblieben und macht nun den Versuch, die Türe zu schließen. Da aber ist die Grenze ihrer Macht: Florentin

ergreift ihre Hand, und mit dieser Berührung bringt jenes gefürchtete Erbeben der Sinne von neuem zu ihrem Herzen; sie bedarf aller moralischen Anstrengung, um nur ihre Hand hinwegzuziehen und zurückzuflüchten in die Mitte des Zimmers. Florentin, der bis dahin nicht gesprochen, zieht die Tür hinter sich zu und tritt zu ihr. „Franziska," sagt er, „du hast recht, also zu sprechen, aber du tust mir unrecht mit der Anklage, daß ich auf dein Unglück und Verderben trachtete. Ich trachte nach Glück für dich, aber nach dauerndem. Ich habe dich versucht, weil ich dich nicht mehr kannte, und ich habe eingesehen, daß ich dich verkannt. Du bist reiner, aber auch unerfahrener, als ich glauben mußte. Deshalb ist dein Sieg über die Hindernisse der Welt schwerer, und du bedarfst meiner Hilfe mehr, als du jetzt einzusehen vermagst. Nachdem ich dich so falsch beurteilt und unter so falschen Gesichtspunkten empfangen und angeredet, erwarte ich nicht, daß du mir zunächst glauben und mein Bestreben um dich anerkennen werdest. Und doch bedarf's dieses Glaubens an mich, wenn du siegen sollst. Deshalb, Franziska, mußte ich jetzt auf deinem Hierbleiben bestehen. Aber auch wenn ich dich nicht aufklären und unterrichten müßte, nimmermehr würde ich dich mit einem leichtblütigen Seigneur ziehen lassen. Das hieße allen Vorteil in die Winde streuen, allen Vorteil, welchen dein furchtsam tugendhaftes Wesen bis jetzt zuwege gebracht. Wie, Franziska, du liebst den König, und —"

Françoise, die unmöglich wollen konnte, daß Brion dergleichen hörte, unterbrach den Priester mit starker Stimme: „Was berechtigt dich, Priester, zu solcher dreisten Voraussetzung?"

„Du liebst ihn schwärmerisch," fuhr Florentin ruhig fort, „den ritterlichen König Franz, du siehst ihn bemüht, entbrannt für dich, und fliehst ihn um jeden Preis, kurz, du handelst so tugendhaft und klug zu gleicher Zeit, daß

man deine Tugend für klug, deine Klugheit für tugendhaft halten muß, und allgemein dem Augenblicke entgegensieht, da der König, welcher eine Geliebte gesucht hat, ausrufen muß: Ich habe eine Königin gefunden, ziehet hin mit allem Pomp der Herrlichkeit nach den Pyrenäen, ihr Würdenträger des Thrones, und werbt für mich um die Hand der Gräfin Françoise, und wartet am Tor der Genovevenabtei bis der Abt Euch verkündet: der Heilige Vater in Rom hat sie entbunden von früherer Verpflichtung, führet heim zu König François die Königin Françoise! Das alles hast du weise bereitet durch bloße Tugend, Franziska, und wolltest es mit einem Streiche vernichten, bloß weil der Jugendfreund dich, und weil du den Jugendfreund mißverstanden einen Augenblick lang? Oder wäre es nicht vernichtet, wenn du dich auf gut Glück einem jungen Seigneur anvertrautest, daß er dich hinbringe, wohin er wolle, mit dir beginne, was er wolle, und jedenfalls, er sei noch so gutmütig, deinen Ruf gefährde, durch abenteuerliches, aller Deutung ausgesetztes Geleit?"

Diese geradeaus auf ihn zielende Wendung des Gespräches mochte Brion, welcher von seinem Wachtposten aus alles anhören mußte, da er das Geräusch eines Rückzuges nicht wagen konnte, sie mochte ihn dergestalt entrüsten, daß er eine rasche, im Zimmer hörbare Bewegung machte. Florentin, der eben weiter sprechen wollte, hielt inne, sah und horchte nach dem Fenster, und ging, die unwillkürlich zwischen ihn und das Fenster tretende Françoise beiseite schiebend, leisen Schrittes darauf los. Es schien von dieser Seite für die Gräfin alles verloren zu sein, denn der Mond glänzte eben in voller Reinheit des Himmels, und einmal auf die bedenkliche, zur Flucht so geeignete Lage des Zimmers aufmerksam gemacht, zögerte Florentin wahrscheinlich keinen Augenblick, den unsichern Gast anders zu beherbergen. Der vordere Teil der Abtei, zwei Stockwerke hoch, war ganz zur Verfügung des Abtes und der Priester, da erst der zweite

viel größere Teil hinter dem ersten Hofe von den Nonnen bewohnt wurde. Die Abtei nämlich war von ihrem Ursprunge an einem unpopulär gewordenen Heiligen, des Namens Volusianus, errichtet und als ein Sitz für Männer begründet worden. Die heilige Genoveva, deren Kultus moderner, hatte ihn verdrängt, aber aus Rücksicht für das alte Herkommen war ein kleiner Stock geistlicher Herren in diesem vorderen, älteren Hause an der Spitze der Abtei herrschend geblieben, welche denn, je weniger sie für das eigentliche Kloster Geschäft und Dienst zu verrichten hatten, um so eifriger den Dingen der Welt im niedrigen und hohen Sinne ihre Aufmerksamkeit zuwenden konnten. Florentin, die unpassende Lage des Zimmers bemerkend, wäre also nicht einen Augenblick um einen Wechsel verlegen gewesen, und es schien auch, als ob ihn bereits solch ein Gedanke beschäftige, denn als er an dem offenen Fensterflügel, den er mit einer Hand faßte, angekommen war, sah er noch einmal mit einem prüfenden Blicke rückwärts, maß das Zimmer mit den Augen von oben bis unten und verweilte dann mit diesen Augen, welche der Gräfin feurig zu leuchten schienen, eine lange Weile auf dieser armen Frau, ehe er den Kopf nach dem Freien zu kehrte, um ihn langsam und vorsichtig hinauszustrecken. Fürchtete er vielleicht, Françoise könne in Zorn und Verzweiflung ihn rücklings hinabstürzen in die Spalte zwischen Abtei und Ringmauer? Wenigstens fuhr er rasch wieder zurück ins Zimmer, als er eine heftige Bewegung derselben vernahm — „was gibt es?"

„Man kommt den Kreuzgang herauf. —"

Die Tür öffnete sich wirklich, das Licht einer Blendlaterne fiel ins Zimmer und beleuchtete die aufgeregte, blasse Gräfin und den Priester im violetten Gewande. Margot war's mit einer Dienerin vom Schlosse, welche ein Paket trug. Sie benahm sich ziemlich geschickt, indem sie den um das Paket sogleich besorgten Florentin mit lebhaften Vor-

würfen antrat, daß er die von langer Reise und fortwährenden Aufregungen erschöpfte Gräfin keinen Augenblick in Ruhe lasse, und wie es scheine wohl auch noch länger, sogar in dem notwendigen Wechseln der Leibwäsche, welche das Mädchen herbeigetragen, stören wolle. Wäre Margot nur auch auf dem Schlosse ebenso gewesen! Aber ihr gutes Herz hatte sie trotz wiederholten Abwehrens der verschwiegenen Chimene schwatzhaft gemacht gegen die alte Gräfin. In bester Absicht allerdings, nämlich um die Gräfin zu sofortiger Aufnahme ihrer Tochter im Schlosse zu bestimmen, da Françoise in der Abtei nicht bestehen könne und verderben oder fliehen müsse. Diese Absicht aber hatte zur unmittelbaren Folge, daß die alte Gräfin argwöhnisch und sogleich veranlaßt wurde, selbst Kenntnis zu nehmen von der Lage ihrer Tochter und ob eine Flucht derselben möglich sei. Wie starr und gleichgültig sie sich bisher über das Schicksal der Tochter gezeigt, sie war nur insofern gleichgültig, als sie der Festhaltung des entarteten Kindes in der Abtei versichert sein zu können glaubte, sie war aber nicht darüber gleichgültig, daß der ohnedies erschütterte Ruf ihres Kindes durch neue Flucht noch ärger betroffen werden könnte. Nicht für ihre Tochter, sondern für den Ruf derselben war sie besorgt, und Chimene, sonst überaus still und zurückhaltend, hatte es umsonst versucht, nachdem Margot die alte Gräfin verlassen, sie hatte es mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit umsonst versucht, die alte Dame von einem noch so späten Hinabsteigen nach der Abtei abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Chimenens hatte den Verdacht der alten Gräfin erhöht, sie hatte gebieterisch ihren Mantel gefordert, und Chimenen befohlen, sie zu begleiten.

Günstiger schien es sich mit dem gefährlichen Gegner der Flucht zu gestalten: Florentin, welcher seiner eingeschüchterten Milchschwester wieder eine freundlichere Meinung von sich beibringen wollte, stand ab von der Untersuchung des

Pakets, und verließ unter einigen gütigen Worten das Zimmer. Sein Augenmerk war nur auf eine mögliche Flucht durch das Fenster gerichtet, und er ging also unverweilt zum Pförtner hinab und ließ den Außenwächter der Abtei, welcher von Stunde zu Stunde in der Nacht die Runde um die Ringmauer zu machen hatte, herbeirufen. Nachdem er ihm eingeschärft, diese Nacht vorzugsweise jenes Eckfenster in Obacht zu nehmen, erinnerte er auch beiläufig den Pförtner, seines Amtes sorgfältiger zu wachen, und nicht wieder, wie er getan, zudringliche Seigneurs geradezu eindringen zu lassen.

Sobald Florentin das Zimmer der Gräfin verlassen hatte, schickte Margot die Magd hinweg und drängte Françoise, unverzüglich das Kleid anzulegen, welches sie aus dem Pakete zum Vorschein brachte. Es war das weite härene Gewand einer Laienschwester, und während Margot es der Gräfin überwarf, zuhäkelte und zuband, erklärte sie ihr, daß sie als Laienschwester Martha, bekannt in der Abtei als kundigste Krankenwärterin, flugs mit ihr die Abtei verlassen werde, um, wie es heißen solle, der erkrankten Frau Gräfin von Foix Dienstleistung zu bringen. So käme sie hinaus, und bei der Waldecke an der Arriège warte Baptiste mit drei Pferden — „das dritte ist für mich, mein Herzblatt," setzte sie hinzu, „denn ich verlasse dich nicht eher wieder, als bis du wieder glücklich bist. Fürchte dich nicht, in zehn Minuten ist's abgemacht; gib mir nur noch dein Reitkleid, damit ich es in dies Tuch schlage, denn du brauchst es —"

Leider verloren sie einige Minuten Zeit, weil das dunkle Zimmer nur mit der Laterne durchsucht werden konnte und sie das Kleid nicht Augenblicks fanden. Endlich waren sie soweit, und Françoise, schon an der Tür, wollte noch einmal zum Fenster eilen, um Brion, den sie noch an der Mauer vermutete, mit zwei Worten zu unterrichten. Margot aber hielt sie fest und zog sie mit den Worten hinaus:

„Der fremde Herr ist nicht im Geheimnisse, nur Baptiste und ich sind es, willst du ihn haben, so genügt ein Wort im Städtchen an seine Leute, daß er uns zu finden wisse. Wir haben die größte Eile, wenn wir nicht die Nacht verlieren wollen, es ist nahe an zehn Uhr, um zehn Uhr wird das Tor des Städtchens geschlossen, und wir können dann nicht an die Arriègebrücke, die Arriège ist aber jetzt so groß und gefährlich, daß man sie nirgend anderswo passieren kann."

Unter diesen Worten waren sie, die Tür hinter sich angelweit offen lassend, bis an die Treppe gekommen, wo der Kreuzgang des ersten Stockes endigte, und wo man hinabstieg in den Kreuzgang des Erdgeschosses, dessen eine Richtung geradeein auf die Wohnung des Pförtners führte. Françoise hielt Margot an der Treppe einen Augenblick fest, um Atem zu schöpfen, Angst und schneller Gang hatten ihr die Brust zugeschnürt. Es war alles still ringsum; durch breite Bogen, welche von viereckigen Pfeilern getragen wurden und den Kreuzgang nach dem Hofe öffneten, sah man in den ersten Hof der Abtei hinab. Der Mond beschien ihn klar, niemand war zu sehen. Da, als sie eben hinabsteigen wollten, da hörten die Frauen hinter sich, und sie schraken zitternd zusammen, ein Geräusch, und den gellenden Namensruf der jungen Gräfin, der sich in dem gewölbten Gange, in der totenstillen Nachtzeit und in solcher Lage entsetzlich durch die Luft verbreitete.

„Jesu Maria!" rief Margot und sah sich um, während die Gräfin in die Knie sank, ohne das Haupt zu wenden. „Gott steh uns bei!" stöhnte plötzlich Margot und fiel ebenfalls auf die Stufen nieder; sie hatte keinen Menschen gesehen, aber ein Rauschen, ein näher kommendes, und eine dunkle Masse unter der Decke des Gewölbes bemerkt, und die für sie übernatürliche Erscheinung, welche bereits nahe über ihrem Haupte war, warf sie zu Boden. Der Namensruf gellte plötzlich dicht an ihren Ohren, und Margot sprang auf und

griff in die Luft. „Abscheuliches Tier," halb ärgerlich, halb befriedigt ausrufend, „dummer Jacques, der uns die ganze Abtei aufrühren kann!"

Es war der Rabe, welcher wahrscheinlich durch das offene Fenster eingedrungen und durch die offene Tür ihnen nachgekommen war. Margot hatte ihn ergriffen und hielt den mehrmals Knarrenden fest, damit er ohne großen Lärm hinausgebracht würde. „Vorwärts! Vorwärts! Franziska!" rief sie, weiter schreitend.

Margot trug ihre Laterne verdeckt, und sie kamen ungehindert bis in die Mitte des unteren Kreuzganges, der wie der obere durch offene Bogen und Pfeiler vom Hofe geschieden wurde. Da inmitten des Ganges hörten sie Fußtritte von der Wohnung des Pförtners her kommen und blieben unentschlossen stehen. „Zieh die Kapuze dicht ins Gesicht," flüsterte Margot, „und sprich unter keiner Bedingung. Es ist uns niemand gefährlich als Florentin, und er wird es nicht sein. Still! Dies ist ein rascher Schritt, dies ist Florentins Schritt, er darf dich nicht sehen, er würde mir mißtrauen — kauere dich hier in den Schatten des Pfeilers."

Als Françoise dies tat, machte Margot ihre Laterne zurecht, um Florentin damit zu blenden, ließ aber dabei Jacques außer Acht, und konnte es nicht verhindern, daß dieser aufflog und sein gewöhnliches „François! François!" schrie, obenein um den Pfeiler herumfliegend, an welchem Françoise sich verbarg. Margot, ihrem Sohne gegenüber von sichrerer Geistesgegenwart als vielleicht sonst, rief ihm entgegen und stellte sich so, daß sie in der Entfernung von einigen Schritten vor Françoise gerade zwischen ihm und der Flüchtigen, diese decken könne: „Bist du es, Florentin?"

„Ja."

„Mit Aufzähmung dieses Beestes von Jacques hast du uns einen ewigen Schreckvogel aufgebürdet, eben ist er oben

zum größten Schreck Franziskas in deren Zimmer durchs Fenster gekommen geradezu ins Bett, in welches ich die arme Erschöpfte gebracht hatte."

Soviel hatte sie gesprochen, als Florentin insoweit bei ihr war, daß sie der Deckung Franziskas halber sein Stehenbleiben wünschte, und deshalb ihm plötzlich den schmalen Schein der Laterne ins Gesicht fallen ließ, hinzusetzend: „Ihr quält mir mein Kind ungebührlich, laßt ihm jetzt einige Tage Ruhe, damit es sich erhole."

Florentin wollte der Blendung ausweichen, und schritt deshalb weiter fort, aber Margot, mit ihm zurückgehend, blieb ihm zur Seite bis er über Françoise hinaus war. Dann blieb sie stehen und sandte ihm, dem Weiterschreitenden, noch eine Weile den Lichtschein nach, wohl wissend, daß dadurch ihre Nähe in stärkeres Dunkel gehüllt würde, und sich mit Scheltworten gegen Jacques den Anschein gebend, als bliebe sie deshalb stehen. Sobald Florentin im Dämmer des Ganges so weit war, um nicht mehr gesehen zu werden, schloß sie die Laterne und reichte Françoise die Hand, diese eilig fortziehend nach der Pförtnerei. Jacques flog zu ihrer Zufriedenheit schweigend. Unweit der Tür zum Pförtner flüsterte sie: „Mut, Franziska, hier warte eine Minute, damit ich nicht in deiner Gegenwart dem Pförtner die Erklärung zu geben brauche, und er keine Zeit hat, dich zu betrachten und Argwohn zu schöpfen."

Françoise, die Richtigkeit dieser Maßregel einsehend, blieb unter Zittern und Zagen zurück, denn an der Hand Margots hatte sie viel größeren Mut. Diese aber trat gleich mit der mürrischen Frage beim Pförtner ein, ob denn die Martha noch nicht da sei? „Wozu Martha?" „Mein Gott, unserer alten Gräfin ist übel geworden von der heutigen Alteration." — „Wegen der Gräfin Franziska?" — „Freilich, und da hilft die Martha immer am besten, ich begreife nicht, wo sie bleibt! Sie wollte doch gleich kommen,

und ich hab' mich noch mit meinem Sohne im Kreuzgange aufgehalten." — „Die dumme Magd vom Schlosse hat mir ja kein Wort davon gesagt." — „Was weiß die Gans! Da endlich kommt Martha!"

Margot eilte der eintretenden Françoise sogleich entgegen und schritt an der dem Pförtner zugewendeten Seite neben ihr durchs Zimmer.

„Nun," sagte dieser, nach dem Riegel greifend, „hat die Martha heute keinen Gruß für mich?"

„Laßt sie doch, sie ist erschreckt von der Krankheit, die sich übel anläßt."

„Habt Ihr denn," sagte der Pförtner, indem er sich zurückwendete nach der inneren Eintrittstür und das Aufschieben des Riegels solange verzögerte, „habt Ihr denn noch jemand hinter Euch, der an der Tür herumtappt und den Griff nicht finden kann?"

„Niemand mehr, mach nur auf!" In diesem Augenblicke aber hörte man hinter der inneren Eintrittstür den gellenden Ruf „François", und der Pförtner, nicht so vertraut damit, oder wenigstens im Augenblicke sich nicht darauf besinnend, lief hinweg vom Riegel, der noch immer nicht aufgezogen war, um erst zu sehen, wer noch von innen herein wolle. Margot war im höchsten Grade ungeduldig über die durch „das Beest", wie sie sich ausdrückte, verursachte Zögerung, konnte sie aber nicht abkürzen, da ein ausgeformter Drücker, den der Pförtner in der Hand trug, zur Beseitigung des Riegels nötig war, und mußte denn mit der fortwährend abgewendeten, schwer geängstigten Gräfin, deren Schweigen am Ende doch auffallen und zur Entdeckung führen konnte, in Geduld harren, bis der Pförtner all seine Verwunderung über den Raben, und sein Erstaunen über dessen ungewöhnlichen Besuch ausgeschüttet hatte. Dieser Zeitverlust wurde allerdings entscheidend, denn als der Pförtner nun endlich den Riegel hob, wurde eben auch von außen geklingelt, und

sowie die Tür sich öffnete, standen Françoise und Margot der alten Gräfin von Foix und Chimenen auf der Schwelle gegenüber, und zwar bis zur letzten Möglichkeit des Gelingens nachteilig für die junge Gräfin. Die Tür nämlich öffnete sich nach innen, Françoise und Margot hatten deshalb einige Schritte zurücktreten müssen, und es war somit auch für ein rasch entschlossenes Entrinnen der Weg verstellt. Françoise war auch, tief erschöpft von den immerwährenden Erschütterungen, weit entfernt von dieser Entschlossenheit: sie tat entsetzt einige Schritte rückwärts, und ehe sie irgend einen Entschluß gefaßt, war die Tür wieder verschlossen, denn der Pförtner, die krank genannte Gräfin erblickend, erachtete teils den Besuch Marthas hiermit für erledigt, teils folgte er einer Handbewegung der alten Gräfin, welche den Schluß der Tür zu befehlen schien.

Es folgte eine Pause, welche zuerst von der alten Gräfin gebrochen wurde, indem diese Margot zurief: „Geh voraus mit deiner Begleiterin!“ — Und dabei deutete sie auf die innere Eintrittstür.

Hierbei allein, denn es waren diese Worte von dem verächtlichsten und hochmütigsten Ausdrucke des steinernen Antlitzes der alten Frau begleitet, schwellte der unglücklichen jungen Frau der Zorn einen Augenblick lang das Herz, und ihre Verkleidung außer acht lassend, und sich hoch aufrichtend, sagte sie mit starker Stimme: „Öffne, Pförtner!“

Aber dieser, einigen Zusammenhang ahnend und sich jedenfalls mit der sogenannten Martha betrogen sehend, machte keine Anstalt zum Öffnen, und nach einer neuen aber kürzeren Pause sprach die Gräfin von Foix:

„Scheint es ratsamer, Madame, Gegenstände der Schmach zu verhandeln in Gegenwart von Zeugen und in einer Pförtnerstube?“ — Und als Françoise darauf schwieg, setzte jene hinzu: „Gehorche, Margot, und führe uns, woher du gekommen!“

Während sich dies ereignete, hatte Chabot de Brion — denn er war es selbst, welcher die Rettungsflagge an die Tanne geheftet, und welcher auf die Mauer hinaufgestiegen war, um der Gräfin Flucht zu bewerkstelligen — mit erstaunlicher Geduld geharrt auf den günstigen Augenblick. Florentin, den er bereits haßte, hatte ihn mit seinen Eroberungsplänen auf König Franz tief erbittert, denn wenn er auch ein Liebling des Königs und seinerseits ein Verehrer des ritterlichen Königs war, so ging doch die Hingebung nicht so weit, daß er ihm die schöne Gräfin neidlos gegönnt hätte. Ja, es war ein romantischer Zug der Uneigennützigkeit in seiner Neigung, aber was dieser Zug an Opfer fördern konnte, das mußte auf eine schöne Weise in Anspruch genommen, nicht aber in den gewinnsüchtigen Kalkul eines anderen eingerechnet werden. Dieser offen ausgesprochene Kalkul Florentins ergrimmte Brion dergestalt, daß es dem Priester wahrscheinlich das Leben gekostet hätte, wenn er, aus dem Fenster spähend, dem zornigen Seigneur nahegekommen wäre. Denn dieser hatte das Schwert gezogen, als die Stimme Florentins sich dem Fenster näherte, und die damals herzukommende Margot hatte somit ihrem Sohne das Leben gerettet. Als sie mit Françoise allein war, hörte Brion das Geflüster fremder Stimme und verhielt sich ruhig, da er nicht mit Bestimmtheit wissen konnte, es sei dies die befreundete Margot. Sobald das Flüstern aufhörte, rief er leise den Namen der Gräfin; es erfolgte keine Antwort, und es kam dem durch die lange Spannung aufgeregten Manne ein unerwarteter Schrecken: ein großer Vogel nämlich rauschte mit schwerem Flügelschlage dicht über seinem Haupte in das Zimmer hinein, und unmittelbar darauf drang der Name François gellend an sein Ohr. Brion war nicht besonders abergläubisch, aber er war nicht frei von dem Aberglauben seiner Zeit und aller Zeiten. Die Erscheinung und der Name des Königs, der von Zeit

zu Zeit aus dem tieferen Inneren der Abtei immer wieder heraufdrang, erschreckten und befingen ihn so, daß eine lange Zeit verging, ehe er einen Entschluß fassen konnte. Endlich, da alles ruhig blieb, rief er von neuem leise den Namen der Gräfin, und rief ihn nach langer Pause wieder, da keine Antwort erfolgte, und entschloß sich am Ende jählings, in das Zimmer hineinzusteigen. In demselben Augenblicke aber, da er es betrat, erschienen die vier Frauen auf der Schwelle desselben und das volle Licht von Margots Laterne fiel auf den erschreckten Seigneur. Françoise schrie entsetzt auf: „Brion!" und die alte Gräfin, welcher Name und Beziehung des Mannes wohl bekannt waren, erhielt damit nur zu gerechten Grund für gesteigerte Entrüstung.

„Zünde die Lichter an, Margot," sagte sie hierauf mit scheinbarer Ruhe. „Schließe die Fenster und leuchte diesem Herrn, der mit dem richtigen Wege nicht bekannt zu sein scheint, zum Pförtner hinab!"

Brion, das Zweideutige seiner Stellung schmerzhaft empfindend, und nicht in Zweifel darüber, daß die befehlende Dame die alte Gräfin von Foix selber sei, fand nicht sogleich eine Wendung, vermittelst welcher er die verdächtige Lage hätte aufklären können — romantische Neigung ist arm an Ausflucht — und gab auch den Versuch einer Entgegnung auf, als er sah, daß Françoise ihm mit der Hand zu winken schien, er möge sich ohne weiteres entfernen. So ging er denn ohne ein Wort gesprochen zu haben mit Margot von dannen, und der Pförtner, schon überbeschäftigt mit Ungewöhnlichkeiten, mußte nicht wenig erstaunt sein, einen Mann hinauszulassen, den er nicht hereingelassen hatte.

Die alte Gräfin aber begann ein Gericht, welches eine minder ehren- und tugendhafte Tochter denn Françoise schwerlich erduldet und sicherlich zu glücklicherem Ausgange gewendet hätte, als Françoise es vermochte. Denn diese unglückliche Frau richtete sich selbst nach feinerem und deshalb

strengerem Gesetze, als es dem Sinne ihrer Mutter geläufig war, und wäre deshalb ungeschützt gegen Angriffe roher Gattung gewesen auch ohne die körperliche Ohnmacht, welche sich ihrer in diesem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Was sollte sie erwidern, da ihr die Mutter mit schneidender Kälte ihr Leben schilderte von dem Augenblicke an, als sie nach lustigem Leben lüstern Schloß Chateaubriant verlassen habe hinter dem Rücken ihres Gemahls! „Pfui über dich," sprach die alte Frau, und das magere gelbe Gesicht derselben von scharfen Formen einstiger regelmäßiger Schönheit zog sich in all seinen Falten um einen fast lippenlosen Mund verächtlich zusammen, während die lange, trockene, schneeweiße Hand quer durch die Luft strich, als streife sie alle Blätter herunter von einem Zweige, „pfui über dich, herzlose Mutter, die ihr Kind gleichgültigen Leuten überlassen konnte, um dem Kitzel ihrer Sinne nachzulaufen, die ihren Gemahl zu Spott und Hohn ausstellen konnte vor einem leichtfertigen Hofe, die ihm frech die Stirn bieten konnte, als er, der die Ehebrecherin zu töten berechtigt war, nur ihre Rückkehr zu Haus und Kind heischte, die, um den Preis ihres verworfenen Lebens nicht einzubüßen, kokett sich entfernt von einem Könige, der keine Anstalt macht, sie mit äußerlichen Ehren zu bezahlen, pfui über dich! Bis dahin hattest du genug getan, dich des Namens Foix und deiner Mutter unwürdig zu zeigen, genug um einer langen und schweren Büßung bedürftig zu sein. Aber dein entarteter Sinn vertrug noch mehr! Auch die letzte Hoffnung deiner Mutter wußtest du zu täuschen: als ich dich hinweggewiesen hatte von der Schwelle deines Vaterhauses, und deine Schritte hieher nach dem Hause Gottes gerichtet sah, da hoffte ich, du würdest wenigstens die Kraft der Reue und Buße zeigen, welche meinem Kinde, das ich verloren, das aber doch mein gewesen, eigen sein müsse. Wie täuschte ich mich! Der Galan niedrigeren Ranges,

wahrscheinlich der echte Liebhaber neben dem hochgestellten — ich hätte mich ehedem geschämt, dergleichen nur denken zu müssen von wildfremden zügellosen Weibern, und muß es jetzt aussprechen von dem Weibe, das ich selber geboren! — Der Galan folgte ihr schon auf dem Fuße, es war darauf abgesehen, im Vaterhause das schamlose Treiben fortzusetzen, und da sich dies verschloß und das Gotteshaus sich nicht zugänglich erwiesen hatte, so versucht sie eiligst zu entweichen, ehe noch dem Galan das Rendezvous abgesagt worden ist. Über Mauern und durch Fenster kletternd, im Hause Gottes, in der ersten Nacht, welche die reuig Geglaubte darin zubringen will, sucht er sie auf, die Verworfene! Ich selbst, von Gott so hart gestrafte Mutter, muß ihn überraschen! Dies ist dein Leben, unseliges Kind meiner Schmerzen, und wenn du vor diesem Spiegel zum Tode erschrickst, wie dein Antlitz und dein zitternder Leib zu verkünden scheinen, so werde ich Gott danken, daß er dich und mich erlöst habe!"

Damit wendete sich die alte Gräfin von Foix zum Hinweggehen, und die Hand der bebenden Chimene ergreifend, nahm sie keine Kenntnis davon, daß Françoise mit einem Laute entsetzlichen Schmerzes zu Boden stürzte und mit der Länge des Leibes aufschlug auf dem steinernen Estrich des Gemaches. Sie schien es auch nicht zu bemerken, daß Chimene ihre Hand zurückstieß und im Zimmer blieb, sondern sie ging hinaus und warf die Tür ins Schloß, daß es weithin schallte durch die Kreuzgänge der Abtei.

8.

Chabot de Brion hatte den folgenden Tag mit nur zu zweifelloser Sicherheit erfahren, daß die Gräfin Chateaubriant lebensgefährlich erkrankt danieder liege. Sie habe sich im Fallen nicht nur schwer verletzt, sondern sie sei auch

von einem so furchtbaren Nervenfieber ergriffen, daß sie von den rasendsten Phantasien gepeinigt fortwährend besinnungslos und vom Tode oder einer Verstandeszerrüttung bedroht sei.

Margot erzählte ihm dies unter solchem Schluchzen, daß er an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, ja sie setzte von seiten Florentins hinzu, daß dieser über die Lieblosigkeit der Gräfin von Foix tief entrüstet und nun ganz auf die Seite Françoisens getreten sei, Herr de Brion würde ihn heute sogar verpflichten, wenn er sich zu ihm in die Abtei bemühen wolle, um für den freilich unwahrscheinlichen Fall der Genesung Françoisens Rücksprache zu nehmen, und desfallsige Nachrichten für den König zu besprechen. Chabot de Brion, ein noch unverdorbenes Herz, vergaß über die Krankheit der Gräfin alles übrige und eilte zu Florentin, dem es denn auch wirklich gelang, sein Benehmen am Tage vorher leidlich zu rechtfertigen, besonders dadurch, daß er Brion zugestand, er sehe sich jetzt getäuscht in seinen Vorstellungen von Charakter und Lage der jungen Gräfin und glaube nicht mehr, daß ein Zurückdrängen derselben in die alten, so gefährlich für sie ausgehenden Verhältnisse ratsam und möglich sei. Im Gegenteile schiene ihm für den Fall einer Genesung unerläßlich, daß die Gräfin sich ausdrucksvoll geschützt sähe gegen ihren Gemahl und ihre Mutter, und wenn der König nach dem bevorstehenden Tode der Königin Claude vom Heiligen Vater eine Scheidung erlangen könne, so würde dies der unglücklichen Frau unfehlbar die sicherste Stütze zur Wiedererlangung der Gesundheit werden. Herr de Brion möge dies dem Könige vorstellen, und ihn, der als Priester bis jetzt streng und vorsichtig habe handeln müssen, Seiner Majestät als einen Mann empfehlen, der nun nach so heftigen Anzeichen bereit sei, die Gräfin von einer ihr so gefährlichen Vergangenheit lösen zu helfen. Er sei zu diesem Ende bereit, Herrn Brion allwöchentlich genaue Nachricht vom Zustande der Gräfin zukommen zu lassen, und, falls

sich dieser bessere, Verhaltungswinke vom Könige und Herrn Brion entgegenzunehmen.

Chabot de Brion, jung und gut genug, um uneigennützig zu sein, faßte nur ins Auge, daß der Gräfin alle mögliche Hilfe bereitet werden müsse, und bat nur, die Unglückliche vor seiner Abreise nach Paris noch einmal sehen zu dürfen. Obwohl dies Florentin nicht wünschenswert schien, so verweigerte er es doch nicht, und führte ihn, nachdem Margot über die Tunlichkeit des Eintrittes befragt worden, in das Zimmer, dessen verhängnisvolles Fenster jetzt verhüllt war, und in dessen dunkelstem Winkel jetzt die vor kurzem noch so schöne Frau durch Röte und Krampf entstellt und der Besinnung unmächtig auf dem Bette lag. Chimene saß neben ihrem Haupte, Margot, verweinten Antlitzes, stand neben dem Lager und sah angstvoll in das Gesicht der nun wirklich herzugerufenen Martha, ob Hoffnung vorhanden und was anzuwenden sei gegen die hitzige Krankheit.

Brion litt große Pein: die Gräfin, obwohl die Augen offen haltend, erkannte niemand und sprach nur von François, ihrem herrlichen Könige, ihrem geliebten Herrn — traurig ritt er noch selbigen Tages gen Paris. Ein wilder Schneesturm flog durch das Tal der Arriège, als er auf jener Höhe angekommen war, von welcher die Gräfin und Baptiste die Schluchten und Berge von Foix betrachtet hatten. Vom St. Sauveur herab rauschte der Winterschnee wie ein Leichentuch über das hohe, getürmte Schloß, über die tiefe Abtei und das dunkle Städtchen.

Baptiste war bei ihm und hielt auf dieser Höhe sein Roß an, um noch einmal zurückzuschauen. Der Schnee fiel so dicht, daß er bald den forteilenden Seigneur und dessen Geleite nicht mehr sah, die winterliche Einsamkeit übermannte ihn, er wendete sein Roß zurück, hinab nach Foix, um dort in eine Schmiedewerkstatt einzutreten und das Schicksal seiner Herrin abzuwarten.

Es war in damaliger Zeit, welche noch eines ausgebildeten Postwesens ermangelte, besonders unter den höher gestellten oder berufenen Ordensgeistlichen ein systematischer Verkehr im Gange, welcher ihnen ein gewisses Übergewicht selbst über den mächtigen Adel verlieh. Dieser unterhielt wohl mit Leichtigkeit eine rege Mitteilung in der Provinz, aber diese auch nur bei außerordentlicher und wichtiger Gelegenheit, während der geistliche Stand durch die wandernden Möchne, durch die Wallfahrer und durch ähnliche Verbindungsmittel, welche unter den zu höherer Leitung berufenen Klerikern ganz systematisch geordnet waren, in rgelmäßigem Verkehr stand mit der ganzen christlichen Welt. Auf diese Weise hatte Florentin früher allwöchentlich Nachricht von der jungen Gräfin gehabt, um dann der alten Gräfin mitzuteilen, was er für dienlich erachtete, und auf diese Weise unterrichtete er jetzt allwöchentlich Herrn de Brion über die Entwicklung und den Gang der Krankheit, über das, was sie äußerte, und über das, was er erwartete. Nachdem er wochenlang die Phantasien Françoisens angehört, schien ihm de Brion nicht mehr gefährlich, und er war auch unbesorgt, daß Brion dem Könige nicht alles mitteilen könne, teils weil das Verhältnis, wie es eben lag und stand, unverfänglich war auch für die still einhergehende Nebenbuhlerschaft Brions, teils weil er noch auf anderen Wegen den König benachrichtigen und bearbeiten ließ. Die Geistlichkeit mißtraute Guillaume Budé, welcher den Unterricht der höheren Wissenschaften leitete, soweit dieser vom Klerus nicht unmittelbar abhängig war, aber sie hielt sich eben deshalb in um so lebhafterer Verbindung mit ihm, mit kirchlicher Klugheit schließend, daß der Feind der gefährlichste sei, von dem man nicht wisse, und mit dem man nicht verkehre. Deshalb erhielt Budé, wenn auch nicht direkt von Florentin, ebenfalls zum öfteren Nachricht über die Gräfin Chateaubriant; denn Florentin wußte, daß dieser gutmütige Gelehrte ein einfluß-

reicher Vermittler sei zwischen König Franz und Françoise. Florentin, längst darüber mit sich einig, daß er beim Empfange Franziskas eine Torheit begangen und diese um jeden Preis durch Wiedergewinn ihres Zutrauens auszulöschen habe, Florentin brachte in diesen Wintermonaten, während das Werkzeug seiner Pläne zwischen Tod und Leben schwebte, die Angelegenheit in Paris so weit zur Reife, daß ihm eine hohe Beförderung in Paris selbst gewiß war, wenn er diese Dame zur Macht am Hofe bringe und für seinen ferneren Einfluß auf sie haften könne. Man nahm dabei wenig Notiz von ihrer Neigung zu philosophischen Religionsgesprächen, weil man eben durch den vorausgesetzten Einfluß Florentins, der in Paris ihr Beichtvater werden konnte, dergleichen gesichert wußte, und weil man jedenfalls durch eine geistreiche, neben dem Könige waltende Dame die bereits entschieden ausgebildete reformatorische Richtung der Herzogin von Alençon vom Könige abhalten wollte. Ob der etwas schimärisch klingende Plan, sie zur Gemahlin des Königs zu erheben, ernsthaft aufzunehmen und zu fördern sei, das ließ man vorderhand auf sich beruhen, und das mußte natürlich davon abhängen, wie eifrig oder nicht die erhobene Dame sich der bestehenden Kirche erweisen werde.

Während so in der Stille über sie verfügt wurde, lag die Gräfin zwei Monate lang in einem hitzigen Fieber, dessen Ausgang nicht abzusehen war, und welches mitunter so heftige Paroxismen mit sich führte, daß die Vernichtung des Lebens zu befürchten stand. Aber die Politik rechnet auf Leben, wenn ihr Leben einträglicher scheint, und die Politik gewann ihr Spiel: die Jugendkraft der Gräfin überdauerte den Angriff der Krankheit. Als die Sonne wieder ihre ersten warmen Strahlen auf die Südwestseite der Abtei warf, und die ringsum steilen Höhlen wieder so weit erstiegen hatte, um ihren breiten Glanz unten auf die Wiese vor Françoisens Fenster zu werfen, ja bis ins Zimmer

selbst, bis ans Bett der dem Leben wieder Gewonnenen zu kommen, da wurde die Seele der Genesenden wieder lebendig, und sie begann geordnet zu sprechen und sah sich um nach ihrer Umgebung. Der Anblick Chimenens, die ununterbrochen bei ihr geblieben war, schien sie unangenehm zu berühren. Wachte denn der Verdacht wieder mit ihr auf, dies unschuldige Kind habe damals das Geheimnis der Flucht verraten und die Mutter herabgeführt vom Schlosse? Hatte die Erwachende denn überhaupt nach so verwüstender Krankheit, welche das Gedächtnis für die letzte Lebensepoche zu schwächen pflegt, eine deutliche Rückerinnerung? Sie hatte diese nicht, aber auf überraschende Weise war alles, was sie in den letzten Tagen vor ihrer Krankheit erlebt, tätig in ihr gewesen, unerwartete Neigungen und Abneigungen in ihr zu begründen. Es war, als ob alles, was ihr vor der Krankheit begegnet, Samenkorn geworden und ohne Zutun während der Unbewußtheit des Geistes aufgewachsen sei, ein wunderbar Beispiel, wie der menschliche Organismus, der auch während unserer Gedankenlosigkeit geistig arbeitet, und dessen Tätigkeit während unseres Schlafes von niemand bezweifelt wird, selbst während einer scheinbar alle Seelenwelt vernichtenden Krankheit gearbeitet, gefördert, gebildet und ausgebildet hatte. Und zwar mußte er von den feinsten Spitzen des Eindruckes ausgegangen sein, denn die Resultate wichen ab von dem, was man hätte erwarten dürfen. Françoise hatte vor der Krankheit mit keinem Worte ausgedrückt, daß sie Chimenen mißtraue, und doch war ein Verhältnis scheuen Mißtrauens in ihr aufgewachsen; Françoise hatte ferner die deutlichsten Beweise des Abscheus vor Florentin an den Tag gelegt, und doch war jetzt ein Wohlwollen gänzlicher Art für diesen bedenklichen Menschen in ihr vorhanden; sie war in kindlicher Scheu und ergebener Furcht vor ihrer Mutter zusammengestürzt und erwachte jetzt mit einer so eisigen Gleichgültigkeit gegen dieselbe, daß sie

mit keinem Worte nach ihr fragte, und daß sie, da nach Verlauf von Wochen der Mutter erwähnt wurde, teilnahmslos zuhörte, als sei von einer wildfremden Person die Rede. Noch mehr: sie fragte mit vollständiger Unbefangenheit nach dem Könige und wie er seinen Anteil ausgedrückt habe an ihrer gefährlichen Krankheit, ja ob er nicht einmal da gewesen sei, um selbst nach ihr zu sehen.

Florentin war entzückt. Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, es würde der feinsten Überredungskünste bedürfe die Gräfin wieder in diese Bahn zu lenken, besonders nach einer so erschöpfenden Krankheit, nach welcher die Sinne, ein so gewaltiges Hilfsmittel für moralische Hingebung, schweigen würden. Mit Erstaunen sah er, daß ein schmachtender Zug allem andern voraus diesen noch schwachen, schönen Körper beherrsche, und daß nach den ersten Spaziergängen auf die sonnige Wiese hinab an warmen, alles Leben aufweckenden Märztagen dieser schmachtende Zug alle Pulse des rasch wieder aufblühenden Weibes erfülle. Sie erschien ihm wie eine Braut, die alle Freuden der Liebe ahne, und die in bräutlichem Stolze diese Ahnungen gar nicht zu verhüllen trachte! Er hatte Mühe, sich zurechtzufinden! Und doch war ihm eines deutlich genug: diese aufblühenden Wangen, diese meist gesenkten und dann so tief aufglühenden dunkeln Augen, dieser oft leise geöffnete Mund, der sich täglich höher rötete über den kleinen frisch glänzenden Zähnen, dieser Schmelz, der auf Schultern und Arme wiederkehrte, alles das war so wenig als früher ihm, dem sie jetzt freundlich lächelte, auch nur einen Augenblick zugedacht, es blühte eben darum so rasch wieder auf, weil es einer entschiedenen Neigung entgegenblühte wie einer aufgehenden Sonne. Deshalb hütete er sich auch wohl, seine eigene sinnliche Freude nur im mindesten wahrnehmen zu lassen, er hielt sich für hinreichend gewarnt, um noch einmal einer Wallung zu Liebe alles aufs Spiel zu setzen. Ein Mönch nach dem

andern trug dagegen die zuversichtlichsten Nachrichten nach Paris, ja er sah sich bald auf dem Punkte, der so wunderbar plötzlich entschiedenen Franziska Vorsicht und Zögerung anzuempfehlen. Denn mit tiefer Geringschätzung wies diese jedes schüchterne Wort Chimenens zurück, welche zuweilen Besorgnisse äußerte und Furcht ausdrückte vor hohen herausfordernden Stellungen im Leben. Die Gräfin war entrückt aller irdischen Rücksicht, und ging in den Plänen bald viel weiter als Florentin für gut hielt. Diesem war es sehr darum zu tun, nur unter wohlverbrieften Bedingungen in dieser Sache vorzuschreiten, und je rücksichtsloser die Gräfin die Zukunft hingab, desto vorsichtiger äußerte er sich nun in den Briefen nach Paris, desto bestimmter drang er nun darauf, daß genau verzeichnet werde, wozu der König sich verpflichte für den übeln Fall, daß eine Erhebung Franziskas zur Gemahlin unübersteigliche Schwierigkeiten finde, und daß eine solche Schrift als unumstößlich gültiger Kontrakt vom Könige unterschrieben und zur Aufbewahrung im Archive der Genovevenabtei ihm eingehändigt werde.

Sie lächelte, wenn er ihr nur annähernd davon erzählte, denn er hatte gar nicht den Mut, so verwirrte sie ihn mit ihrer Anschauungsweise, ihr etwas Bestimmtes und Genaueres darüber mitzuteilen. Und doch wußte er genau, daß eine solche Sicherung für ihre Zukunft unerläßlich sei, und es versicherten ihn seine Korrespondenten in Paris, des Lebens und der menschlichen Charaktere tief kundige Kleriker, daß mit dem Könige Franz ein fest verbrieftes Abkommen durchaus nötig bleibe. Von Tag zu Tag nämlich zeigte sich immer deutlicher, daß der leichtsinnige Wechsel, die gedankenlose Vergeßlichkeit eine Grundeigenschaft dieses Königs, nicht bloß eine Eigenschaft seiner Jugend sei. Er hat viel Gutes in und an sich, hieß es immer wieder, aber er hat keine Treue. Deshalb beharrte Florentin auf der Forderung eines festen Kontraktes und nahm sich vor, Françoise nichts davon wissen zu lassen.

So standen die Sachen in der Mitte des Monats März, und Florentin schickte diesmal, denn die Frucht schien ihm nun völliger Reife nahe, einen Reitenden an Chabot de Brion mit den bestimmtesten Forderungen und der bestimmten Versicherung, die Gräfin Chateaubriant werde jetzt unzweifelhaft dem Könige folgen, wenn er sie einholen wolle wie seine Geliebte und Braut. Letzteres war Florentin von großer Wichtigkeit: es war nicht zu berechnen, wie lange noch Françoise mit dem Aufenthalte in der Abtei sich begnügen werde, sie fragte täglich, ob König Franz nicht bald komme, und es wäre ihm sehr mißlich gewesen, sie noch einmal gegen ihren Willen zurückzuhalten. Doch hätte er um keinen Preis geschehen lassen mögen, was gewiß in kurzem geschehen wäre: daß sie sich allein nach Paris begeben hätte. Als schlauer Handelsmann wußte er, wie sehr dadurch ihre anspruchsvolle Stellung erniedrigt worden wäre.

Um Brions aufrichtige Vermittelung blieb er unbesorgt: eine so einfache romantische Neigung war leicht auszurechnen in ihren Wendungen. Sie traf zusammen mit Brions Hingebung für den König und mit der Hoffnungslosigkeit in betreff Françoisens. Florentin war geübt genug, dem jungen Seigneur überzeugend darzustellen, daß der Gräfin Liebe zu König Franz über alle Vorstellung und Schranken gehe, nur in Erfüllung dieser Liebe habe er Aussicht, die Gräfin jemals wieder zu sehen, und nur jenseits der Erfüllung dieser Liebe habe er seitens der Gräfin eine freundliche Beachtung seiner eigenen Anhänglichkeit zu erwarten.

Chabot de Brion benahm sich denn auch, wie Florentin erwartete: er hatte keinen ausgebildeten Plan, als ihn der König nach Fontainebleau rufen ließ und zum ersten Male wieder dringend um die Gräfin befragte, aber er liebte den König, er wollte Françoisens Glück, er war noch ziemlich unverdorben und wahr, die Fragen des Königs selbst rissen

ihn fort, er sagte die Wahrheit, und wirkte damit um so tiefer auf den König, je zögernder und unwillkürlicher er sie sagte, je mehr er selbst erschrak vor den lichterloh ausbrechenden Flammen der königlichen Passion.

In der Abtei trieben unterdessen Françoisens entschiedene Hingebung an ihr Ideal und eine Woche später zwei Ereignisse das Verhältnis nach dem nämlichen Ziele: ein reitender Bote brachte nämlich einerseits einen Brief an die Gräfin Chateaubriant, und die alte Gräfin von Foix andererseits folgte zum ersten Male einer überwältigenden mütterlichen Regung und stieg von ihrem Schlosse hinab zur Abtei, um ihre Tochter wiederzusehen.

Es war ein lieblicher Vormittag, die Luft wehte warm von einem leicht bedeckten Himmel, den die durchschimmernde Sonne jeden Augenblick durchbrechen zu wollen schien; vom St. Sauveur herab rauschten die Wasser geschmolzenen Schnees in zahlreichen Kaskaden. Gräfin Françoise in leichtem weißen Kleide saß am offenen Fenster und sah nach der Wiese hinab, auf welche einige Rehe herausgetreten waren, die ersten Grasspitzen des Frühlings aufzusuchen. Da ward ihr durch Margot ein Brief überreicht. Er lautete folgendermaßen:

„Es ist eine Bitte der Verzweiflung, Madame, die sich hiermit an Sie wendet. Sie allein in ganz Frankreich können uns helfen, denn auf Ihr Fürwort allein wird der König uns erhören. Mein Vater, Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier, ist unseligerweise in den Aufstand des Konnetabel von Bourbon verwickelt worden, und der harte Kanzler Duprat hat ihm ein Todesurteil sprechen lassen. Alle Bitten meines Gemahls, meiner Verwandten und zahlreicher Pairs des Reiches sind abgeprallt an dem ehernen Willen des Königs, er verweigert den Gnadenspruch, er will meinen Vater hinrichten lassen, meinen Vater! Denken Sie meine Qual, meine Verzweiflung.

Die Herzogin von Angoulême hat mein Flehen zurückgewiesen, die Herzogin von Alençon hat umsonst ihren Bruder gebeten, es gibt keinen Menschen in Frankreich, der uns retten könnte als Sie, denn der König liebt nur Sie. Retten Sie uns, solche Tat der Barmherzigkeit wird Ihre Liebe segnen.

Diana de Brezé."

Und Françoise schrieb auf der Stelle zwei Zeilen an den König, er möge einer liebenden Tochter den Vater schenken, und schrieb dieser Tochter, sie möge diese Zeilen dem Könige überreichen. Eben war sie damit fertig und hatte Margot die zusammengefalteten Papiere für den Boten gegeben, als die Tür aufging und die Gräfin von Foix mit Chimenen eintrat. Françoise, einen Augenblick von übler Erinnerung und von dem Gedanken erregt, daß die Mutter, die harte Ursache ihrer Krankheit, nicht ein einziges Mal zu ihrem Schmerzenslager gekommen sei, im nächsten Augenblicke aber von einem Reste kindlicher Neigung und von dem Strome der Stimmung, welchen der Brief über sie gebracht, überwältigt, ging ihr entgegen, hielt ihr die Hand hin und sprach: „Du willst dich mit mir versöhnen, Mutter, und ich danke dir dafür!"

Solche Worte aus dem Selbstgefühle eines Glückes entsprungen, welches alle Frage und Untersuchung stolz hinter sich geworfen, waren nur geeignet, die sanftere Regung der alten Gräfin auf der Stelle wieder zu vernichten. Indessen blieb sie doch der wohlwollenden Absicht ihres Besuches noch so weit eingedenk, daß sie nur erwiderte: „Dich versöhnen? Eine Mutter vergibt, wenn sie ihr verirrtes Kind bestraft sieht."

„Was hast du mir zu vergeben?"

„Françoise!"

„Du hast mich mit liebloſen Worten an den Boden und in schwere Krankheit geworfen —"

„Dein Gewissen hat dich dahin geworfen!“

„Mein Gewissen? Ja, es war verwirrt, weil alle Welt so heftig und so verschieden in mich hineinsprach. Jetzt ist es ruhig; lassen wir die Vergangenheit abgetan sein.“

„Wohl dir, wenn dir die Prüfung so wohl gediehen ist, ich hoffe, du wirst nun auch tatsächlich dein Leben ins alte Gleis der Ordnung bringen; ich habe einen reitenden Boten unten gehört, der die Sprache des Nordens redet; ich freue mich, wenn er vom Schloß Chateaubriant kommt, und du im Begriff stehest, Verzeihung deines Gemahls und Frieden mit ihm zu erhalten.“

„Er kommt nicht vom Schlosse Chateaubriant, und ich habe nicht die Verzeihung eines Mannes zu suchen, der mich gemißhandelt hat und den ich nicht liebe. —“

„Françoise!“

„Der Bote kommt aus der Normandie vom Schlosse des Seneschal de Brezé, dessen Tochter mein Fürwort beim Könige für ihren zum Tode verurteilten Vater in Anspruch nimmt.“

„Was hast du mit dem Könige zu tun?“

„Ich habe ihn gebeten, der unglücklichen Tochter das Leben des Vaters zu schenken. —“

„Was hast du mit dem Könige zu tun?“

„Ich liebe den König, und der König liebt mich.“

„Ist das — deine Besserung?“

„Ich befinde mich wohl.“

„Du bist von Sinnen! Die entfernteste Berührung mußt du vermeiden, den Namen nicht mehr aussprechen, deinen Namen nicht mehr vor ihm aussprechen lassen, wenn du genesen willst!“

„Ich bin nicht krank, Mutter!“

„Schweig, du redest und handelst kindisch, und es tat not, daß ich herabstieg, um für dich zu handeln. Heute noch

kannst du ins Schloß hinaufziehen, damit ich sicherer für dich sorgen kann — hat der Bote schon Antwort?"

„Er hat Antwort."

„Eile hinunter, Chimene, und fordere sie zurück, ich werde Antwort schreiben!"

„Nicht doch, der Brief war an mich, und von mir wird die Antwort erwartet."

„Eile, Chimene, ehe es zu spät wird, deine Antwort ist töricht! Es ist zu antworten, daß die Gräfin Chateaubriant mit dem Könige von Frankreich nichts zu schaffen habe und nichts zu schaffen haben wolle."

„Das wäre die Unwahrheit, Mutter — bleibt, Fräulein von Infantado!"

„Die Unwahrheit?!"

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich den König liebe und daß er mich liebt. —"

„Sprich solche frevelnde Worte nicht mit so herausfordernder Gleichgültigkeit, wenn du denn doch nicht das Schamgefühl hast, sie zu verbergen. Wenigstens ist die Zeit vorüber, daß solche verbrecherische Neigung durch Worte oder Verkehr genährt werde. —"

„Sie ist nicht verbrecherisch diese Neigung, und sie wird im Gegenteile jetzt erst offen. —"

„Nicht mehr verbrecherisch? Ist die Königin begraben? Graf Chateaubriant tot?"

„Für mich ist er tot. Du verstehst mich nicht, Mutter, sprechen wir von andern Dingen."

„Wehe dir, wenn du bei Sinnen bist und ich dich verstehe! Wehe dir, wenn —"

Hier wurde die alte Gräfin unterbrochen durch ihren Haushofmeister Guernard, welcher eintrat und berichtete, es sei eine unmittelbare Gesandtschaft des Königs von Frankreich im Schlosse von Foix angekommen und wünsche, der Gräfin von Foix vorgestellt zu werden. — Die alte Gräfin

— ihrer Tochter, wie sie glaubte, auch später noch sicher — wendete sich nach der Tür, und man sah in diesem durch Rede und Plan zum ersten Male belebten bleichen Antlitze eine Abfertigung der königlichen Gesandtschaft aufsteigen, wie sie Bonnivet sicher nicht erwartet hatte. Bonnivet nämlich stand an der Spitze jener Gesandtschaft. Ehe die alte Dame indes bis auf den Kreuzgang hinaus kam, trat schon wieder eine neue Botschaft ins Zimmer, und zwar gebracht durch Florentin selber: ein Abgesandter des Königs von Frankreich bitte um Gehör bei der Frau Gräfin Françoise von Chateaubriant.

„Er werde abgewiesen auf der Stelle!“ rief die Gräfin von Foix, an der Tür sich umwendend „und ich begreife Euch nicht, Priester Florentin, daß Ihr da noch ein Ankündigen erhebt, wo nur —“

„In einer Viertelstunde, Frau Gräfin von Foix, werd' ich auf Schloß Foix Euch meine Rechtfertigung vorlegen; handelt nicht eilig mit der Gesandtschaft des Königs, denn Euer Sohn Lautrec, der eben an mich geschrieben, bittet Euch dringend, dem Könige dankbaren und freundlichen Sinn zu zeigen, wie ihm der König seit Monaten einen freundlichen Sinn zeige, obwohl er ihm das schönste Heer und schönste Land nicht ohne Schuld verloren.“

„Mein Sohn Lautrec möge sorgen, daß er keiner Gunst mehr bedürfe — ich erwarte, Priester, daß du hier die Türen schließest und mir auf dem Fuße folgest.“

Dies sagend, schritt sie den Kreuzgang hinauf und sah mit Erstaunen, daß dieser Vorderhof der Abtei von den Klosterknechten geschmückt wurde, als bereite sich eines der großen Kirchenfeste vor. Schwere Teppiche hingen bereits von den Galerien der Kreuzgänge, mit Baumzweigen wurde der Boden belegt, das große Eingangstor war geöffnet, und von ihm aus über den ersten Hof bis zur marmornen Freitreppe, welche nach dem Kapitelsaale der Abtei im Mittel-

gebäude führte, und die Freitreppe selbst hinauf lag ein Fußteppich, als ob der Erzbischof erwartet würde. Ja hinter den großen Fenstertüren des Kapitelsaales, welche auf die Freitreppe und den Vorderhof gingen, glaubte sie den Abt selbst in großem Ornate einherschreiten zu sehen mit einem weltlich gekleideten Manne, den sie nicht erkennen konnte hinter dem vorschreitenden stattlichen Leibe des Abtes. Es befiel die alte tapfere Frau eine ihr ungewöhnliche Angst, die Angst des Alters, die Angst der Unzulänglichkeit für geheimnisvolle Angriffe, welche undeutlich, unkenntlich für altersschwache Kräfte von allen Seiten auf sie eindrängen; sie hatte keine klare Vorstellung von dem, was drohete, sie empfand nur bis ins Innerste die Drohung, und sie war zu stolz und zu eilig, um bei Nebenpersonen nach den Ursachen solcher Vorbereitung zu fragen. Ein Vorgefühl sagte ihr, als Herrin des Landes werde sie auf ihrem Schlosse den offiziellen Zusammenhang erfahren, und als Herrin befehlend darüber entscheiden müssen.

Aber auch Florentin fühlte sich gedrängt und übereilt, und zwar durch die Gräfin von Foix, von welcher er störenden Einspruch befürchtete in das, was sich vorbereitete, einen Einspruch, den er beschwichtigen zu können hoffte durch persönliche Überredung. Deshalb sprach er nur mit halben und eiligen Worten zu Françoise: daß des Königs Vollmacht eingetroffen sei, und daß sie die kontraktliche Form derselben ohne besondere Prüfung hinnehmen dürfe, weil er selbst den Inhalt genau vorher erwogen und ausbedungen habe. Françoise verstand nichts von alledem, als daß der König sende, und daß die Vollendung ihres Schicksals nahe sei. Florentin, der ein liebendes Weib am Ende doch nur nach gemeinen Verhältnissen berechnete, weil sein Herz oder seine Erfahrung nichts Höheres kannte, Florentin konnte nicht voraussehen, daß er all seine Vorsorge und all seine Eroberung für das weltliche Wohlergehen Françoisens aufs

Spiel setze, wenn er nicht zugegen und tätig oder im Notfalle hinderlich sei bei Überreichung des so mühsam vorbereiteten Kontraktes. Er hielt sich also nicht auf, sondern eilte nach dem Schlosse, wo er seine Nähe für die störrige alte Dame nötiger glaubte. So verließ er Françoise in dem Augenblicke, da der Abt bei ihr eintrat, um sie abzuholen nach dem Kapitelsaale. Denn dort sollte ihr die Botschaft des Königs überreicht werden.

Chabot de Brion und einige Ritter des Königs harrten ihrer dort, und der erstere, dem eine leichte Melancholie Auge und Stirn zu verschleiern schien, näherte sich ihr unter ehrerbietigeren Formen, als dies früher geschehen war, und entledigte sich unter einer gewissen Feierlichkeit des Auftrages, mit welchem ihn der König betraut habe. Es hielt die Rede, welche er vortrug, und welche genau vorgeschrieben zu sein schien, mit großer Feinheit die Mitte zwischen einer formellen Brautwerbung und einer schmeichelhaften Einladung, ans Hoflager des Königs zurückzukehren, des Königs — und dies war unumwunden ausgesprochen — der sie liebe, und der ihr die Ehren zu erweisen wünsche, welche sein Herz und ihr hoher Wert ihn drängten, der Dame seines Herzens und der schönsten wie begabtesten Frau des Königreiches zu erweisen. „Dies Dokument" — setzte er hinzu, indem er ihr eine zusammengefaltete Schrift überreichte — „sichert Euch, gnädigste Frau, die Zukunft auch für den unwahrscheinlichen Fall, daß weltliche oder kirchliche Hindernisse sich unübersteiglich zeigen sollten."

Françoise entfaltete das Papier und las. Eine hohe Röte stieg auf ihr Antlitz, und als sie kaum die Hälfte der Schrift durchflogen, sah sie davon auf und rief:

„Wer hat die Schrift verfaßt?"

„Eure besten Freunde," erwiderte hastig der Abt, der die sichtbare Unzufriedenheit der Dame einer Ursache zu-

schrieb, welche der wirklichen Ursache ganz entgegengesetzt war, „und Ihr mögt sicher sein, daß alle möglichen Wechselfälle der irdischen Welt und Gunst darin zu Eurem Vorteile reiflich vorgesehen und bedacht sind."

„Dann bin ich sehr zu beklagen, daß meine besten Freunde so unwürdig für mich gesorgt. Aber ich habe, Gott sei Dank, einen Freund, der alle überragt: es ist der König; zwischen ihm und mir bedarf's keines Vertrages über die Sorgen meiner sonstigen Freunde, und ich genieße bereits einer Gunst und eines Vorteils, die keines Vertrages bedarf: ich liebe den König!"

Bei diesen Worten faßte sie das Dokument mit beiden Händen, und ehe der Abt, dessen schweres Verständnis nicht zeitig genug den Ausgang vorhersah, ihr mit einem Schreckensrufe in den Arm fallen konnte, hatte sie die Schrift zerrissen.

In diesem entscheidenden Augenblicke wurde aber auch alle Aufmerksamkeit von außen her in Anspruch genommen: die Glocken der Abtei erklangen mit einem Male allesamt, und ein volles Trompetengeschmetter drang durch den Haupteingang der Abtei, einem gewölbten Tore, welches den geöffneten Glastüren des Kapitelsaales gerade gegenüber lag. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah eine Schar Trabanten in den Hof einreiten, welche auf hohen Pferden die Trompeten bliesen, daß es in dem von offenen Kreuzgängen eingeschlossenen Hofe schallte wie der Ruf zum Jüngsten Gerichte. Ihnen folgten Herolde mit himmelblauen Wappenröcken, von denen die goldenen Lilien blitzten, und hinter den Herolden hoch auf schwarzem Rosse erschien blühenden Aussehens und prächtiger Miene der König Franz, dem so viele stattliche Reiter folgten, daß der Hof, bis an die Freitreppe mit berittenen Rossen erfüllt, sie nicht fassen konnte. Françoise sah ahnungsvoll von der Mitte des Saales hinab, als die blasenden Trabanten erschienen und

bemerkte es nicht, daß durch alle Türen des Kapitelsaales die Prälaten eintraten und rings den Raum erfüllten einfarbig aber prächtig mit ihren violetten Talaren, sie sah aber mit steigender Spannung die Herolde mit den wohlbekannten Wappenzeichen einreiten, sie erzitterte vor Freude, als, nachdem sich diese Vorreiter seitwärts an den Bogen der Kreuzgänge geordnet, das glänzende schwarze Roß im Torgewölbe sichtbar wurde — „er ist's! er ist's! mein König François!“ rief sie jubelnd und eilte bis an die Glastüren der Freitreppe. Dort blieb sie einen Augenblick bebend, wie überwältigt von Freude stehen; der König sah sie, winkte ihr mit beiden Händen, sprang vom Rosse und eilte die Treppe herauf. Sie aber, hingegeben an Glück und Freude, breitete die Arme aus, flog ihm entgegen und sank vor aller Augen auf den Balkon der Treppe in seine Arme. Die Trompeten schmetterten, die Glocken läuteten, und die zahlreichen Begleiter, welche hinter dem Könige einritten, schwenkten ihre Baretts und riefen fröhliche Worte dazu. Sogar Jacques, der Rabe, welcher auf dem Kreuzgangbogen des ersten Stockes gesessen und durch den plötzlichen Lärm aufgestört war, flog kreisend über den Reitern und dem schönen Paare im Hofe umher und schrie heftiger als jemals „François! François!“

Der König führte Françoise in den Saal und machte dem sich zum Reden anschickenden Abte eine freundliche Handbewegung, die entweder ausdrückte, es sei die Förmlichkeit nicht nötig, oder er möge warten, bis der Lärm sich gelegt. Der Abt, einigermaßen in seiner Fassung gestört dadurch, folgte dem eintretenden Paare auf dem Fuße, und bemerkte, daß der König gerade den Pergamentstücken zuschritt, welche am Boden lagen, und welche Ordnung und Sauberkeit des Raumes beleidigte. Er machte also eine Anstrengung, dem Paare vorauszukommen, und die Fetzen zu beseitigen. Dies ging nicht von statten, ohne daß der

König, welcher die Versammlung der Prälaten grüßte, es bemerkt hätte, und sich ein wenig niederbeugend zu dem mühsam beschäftigten Abte fragte er denn hastig: „Was ist?“ Ehe aber der Abt so viel Haltung und Atem gewinnen konnte, ausführlich zu antworten und die entgegengestreckten Pergamentstreifen zu erklären, hatte Françoise schon den König auf ihre Seite gezogen, und es war von der Freitreppe herauf Bonnivet in größter Hast und sehr erhitzt eingetreten und hatte dem König leise aber lebhaft etwas mitgeteilt. Diese Mitteilung schloß mit den Worten: „Zögert nicht, Sire, da kommt der Zelter!“

Dies war das Pferd, welches Françoise mit dem Könige hinwegführen sollte: kaum aber hatte er sie darauf gehoben und mit einem leichten Purpurmantel, der auf dem Pferde bereit gelegen, ihre Gestalt von der Hüfte an eingehüllt, so erschien, wie Bonnivet voraus verkündigt, die alte Gräfin von Foix. In jäher Hast schritt sie auf dem Teppich über den Hof der Abtei und richtete ihren Gang gerade auf den König los. Dieser stieg eben an der Freitreppe auf sein Pferd. — „Halt,“ rief die Gräfin, und trat auf die ersten Stufen der Treppe, als wollte sie so hoch sein wie er, und streckte den langen magern Arm nach ihm aus, als wollte sie ihn greifen und halten — „hierher sieh, Franz von Valois, und gib Rechenschaft! —“

Bonnivet, welcher dies vorher gesehen, war unmittelbar vom Könige zu den Trabanten geeilt und hatte ihnen befohlen, zu blasen Fanfare auf Fanfare, daß kein menschlicher Ton hörbar bliebe auf dem Hofe der Abtei. Bei jenen Worten der alten Gräfin setzten sie dies ins Werk, und umsonst erhob nun die alte Frau ihre Stimme aus Leibeskräften, man sah nur mit Entsetzen, daß sie sprach, und ahnte, daß es ein Fluch sein möge gegen ihr Kind und gegen den König, die unbekümmert darum unter dem schmetternden Trompetenschalle hinausritten aus der Abtei.

Als ihre Gestalten unter dem Torwege verschwanden, stürzte die alte Gräfin auf der Freitreppe zu Boden vom Schlage gerührt um Zorn, Unmacht und Verzweiflung. Die Glocken läuteten ununterbrochen weiter und hörten erst auf, als der königliche Zug über die Arriègebrücke gezogen und jenseits derselben hinter der Höhe verschwunden war. Als man schon keinen Reiter mehr erblicken konnte, da sah man noch den Raben, welcher hoch in der Luft den Zug begleitete.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Elfter Band.

Gräfin Chateaubriant. II.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.
1908.

III.

9.

Im Sommer 1524 hatte ein ſchweres Gewitter das Schloß Chateaubriant rundum eingehüllt wie in einen ſchwarzen Mantel. Es war gegen Abend, und die dichten, tief herabhängenden Wolken brachten eine graue Finſternis hervor, die viel unheimlicher wirkte als die Finſternis der Nacht. Der Donner grollte ununterbrochen rings um das Schloß, und einzelne heftige Schläge, von breiten Blitzen begleitet, zeigten an, es ſtehe ein furchtbarer Ausbruch des Wetters unmittelbar bevor, um ſo furchtbarer, da kein Tropfen Regen die Wolken erleichterte.

In alſo drohender Stunde ſaß der Graf Chateaubriant in dem alten Turmſchloſſe, welches durch die früher beſchriebene ſchmale Brücke mit dem neuen Schloſſe verbunden war. Dieſe Brücke führte unmittelbar in das Mittelgeſchoß des Turmes, welches einen einzigen Saal bildete, und die Tür an der Brücke war der einzig gangbare Eintritt zu dieſem jetzt ſo düſteren Raume. In früherer Zeit war eine der Brückenpforte gegenüberliegende Tür der Ein- und Ausgang dieſes Saales geweſen und hatte einige Stufen abwärts zu niedrigen Gebäuden geführt, welche ſich von der Weſtſeite an den Turm anlehnten. Aber ſeit Erbauung des neuen Schloſſes hatte man dieſe Gebäude, mit Ausnahme der Ställe, verfallen laſſen, und die Tür war vermauert worden. Der Turm ſelbſt beſtand aus drei Etagen, welche innen durch verkleidete Treppen von geſchwärztem Eichenholze miteinander

verbunden waren. Falltüren am Gipfel dieser Treppen schieden oder verbanden, je nachdem man sie öffnete oder schloß, die drei Stockwerke. Das unterste, etwa zehn Ellen über dem Wasserspiegel der Chère, welche den Turm von der Ost- und Nordseite bespülte, war das düsterste, denn es hatte nur kleine Fenster und diese waren mit Eisenstäben vergittert. Graf Chateaubriant hatte es zu seinem Schlafzimmer erwählt, seit die Gräfin ihn verlassen hatte. Das neue, schöne Schloß war ihm von da an verleidet, und das Turmzimmer im Mittelstocke war seit der Zeit sein Wohnzimmer geworden. Im dritten Stocke hatte er sein einziges Kind, die kleine Konstanze mit Louison, welche damals von Blois nach Chateaubriant heimgekehrt war, als die Gräfin sich nach den Pyrenäen begeben hatte, wohnhaft eingerichtet. Er wollte das Kind nicht nur vor jeder möglichen Entführung seitens der Mutter, welche es zu wiederholten Malen verlangt hatte, sicherstellen, sondern er wollte es auch in seiner unmittelbaren Nähe wissen, denn er liebte es sehr. Louison war ihm durch die damalige Rückkehr aus Blois und durch ihre Äußerungen nach der Rückkehr wert geworden. Er wußte nicht, daß sie der Gräfin viel mehr anhing als ihm, und daß sie bei der Heimkehr nur darum strenges Urteil über die Gräfin geäußert hatte, um den Grafen und die Nähe des Kindes zu gewinnen. Aber obwohl er dies und ihre Absicht, bei erster guter Gelegenheit das Kind der Mutter zuzuführen, nicht kannte, so hielt er doch an der Vorsicht fest, sie und Konstanze nicht ohne seine Begleitung aus dem Turme zu lassen. Wenn er allein hinausging, so schloß er stets die Brückenpforte, und vertraute den Schlüssel nur dann, wenn er eine längere Abwesenheit vorhatte, einem erprobten Diener. In den ersten Monaten verließ er den Turm gar nicht, weil ihn die Untreue Baptistes mißtrauisch gemacht hatte gegen jedermann. Erst als Baptiste zurückgekehrt war — denn er hatte sich in Foix dem königlichen Zuge und seiner Herrin wieder angeschlossen und hatte

es von Fontainebleau aus auf Gefahr seines Lebens, seiner Herrin zu Liebe und zur Vereinigung mit Louison gewagt, sich auf Chateaubriant einzustellen — erst als dieser verwegene Schritt Baptistes ihn über Dienertreue wieder in etwas beruhigt hatte, vertraute er einem alten Diener, dessen Vorfahren den Chateaubriants gedient, soweit man sich der Chateaubriants erinnerte, den Schlüssel zur Brückenpforte für den Fall, daß er über Nacht ausbleiben könnte. Unglücklicher Graf! Eine einfache, beschränkte Dame hätte ihm all das Glück eines Ehelebens bieten können, dessen er bedürftig war. Die Vorzüge Françoisens, vollkommen überflüssig für ihn, stürzten ihn nicht nur in eheliches Unglück, sondern verwirrten ihm auch alle übrigen Grundbedingungen eines gesicherten Lebens. Er hielt es nicht für möglich, daß dieser Baptiste durch die Heimkehr sein Leben einsetzen könne für etwas anderes als für die das Gewissen bestimmende Dienerpflicht, er glaubte den Versicherungen des alten Lebensgenossen, daß er es für Schuldigkeit eines Chateaubriantschen Dieners gehalten, die Gräfin Chateaubriant nicht mutterseelenallein in der Fremde zu lassen, und daß er bei ihr geblieben sei, weil sie gesagt, der Herr habe es befohlen. Erst in Fontainebleau sei er unsicher geworden, denn dort habe er zum ersten Male gehört, die Frau Gräfin wolle gar nicht mehr Gräfin Chateaubriant heißen, und da habe er sich ein Herz gefaßt, heimzureiten und bei seinem Herrn anzufragen, wie er sich zu verhalten habe. Graf Chateaubriant glaubte diesen Versicherungen auch darum, weil er Baptiste immer brav und besonders immer einfach, keiner besonderen Klugheit fähig gesehen hatte, er glaubte ihm und ließ ihm nur die ordinäre Peitschenstrafe, die Strafe für eine alltägige Ungeschicklichkeit zukommen, — aber er war in seiner Herrensicherheit doch erschüttert durch das Betragen dieses Dieners. Kurz, der arme Graf fühlte sich überall in Rand und Band des Lebens gelockert, und er muß deshalb nachsichtiger beurteilt werden,

wenn er im Verlauf der Dinge immer grimmiger und übergreifender sich gebärdet.

Er saß während des grollenden Wetters im Mittelsaale des Turmes und spielte mit den Locken seiner Tochter, die sich ihm auf den Knien schaukelte und sich immer enger an ihn schmiegte, in je tieferes Dunkel der weite, öde Raum gehüllt wurde, von dessen dicken Wänden lebensgroße, äußerst gröblich gemalte Bildnisse der verstorbenen Grafen Chateaubriant gespenstisch herabstarrten. Der Stammvater des Hauses besonders, welcher dem Stuhle des Grafen gegenüberhing und wahrscheinlich nur nach der Phantasie der genealogischen Vollständigkeit zu Liebe gemalt war, hatte bei der dunklen, gewitterhaften Beleuchtung ein entsetzliches Ansehen durch ein paar Augen, welche wie Räder rund aus der Höhe herabstarrten.

Dieser Mann, welcher sich an seinem Kinde letzen wollte, aber offenbar zerstreut und mit seinen Gedanken anderswo beschäftigt war, mochte sehr unglücklich sein. Wer mag entscheiden, was am schmerzhaftesten in ihm fraß! Ob der eigentümliche Grad von Neigung, welchen er doch für seine schöne Frau gehegt und welcher sich verworfen sah; ob der beleidigte Mannesstolz, der sich bei öffentlicher Weibesuntreue riesengroß und schmerzhaft in dem Manne zu erheben pflegt; ob der Stolz des Edelmannes, der seine Hausehre preisgegeben sah? Wenn alles das zusammen ihn peinigte, jetzt war eine sehnsüchtige Wehmut vorherrschend: sein trauriges Auge drückte den Wunsch aus, der Gattin vergeben, sie wieder aufnehmen, ihr ein Los bereiten zu können, welches sanfter und lieblicher wäre, als sie es vor der Entfernung vom Schlosse Chateaubriant erfahren hatte.

Da öffnete Gillover, der eisgraue Diener des Hauses, welchem der Graf die besondere Wacht des Turmes übertragen hatte, die Brückenpforte und ließ einen Fremden eintreten, der höflich grüßend auf den Grafen zuschritt. Dieser

erkannte in dem bestaubten, übrigens fein gekleideten Manne, schmalen, gesunden Angesichtes erst am Tone der Stimme seinen Freund Brezé, den Seneschall der Normandie. „Wißt Ihr, was in der Welt vorgeht?“ fragte dieser nach den ersten Begrüßungen.

„Nichts weiß ich seit fast einem halben Jahre,“ erwiderte der Graf. „Seit drei Monaten peinigt mich eine Melancholie, die Gott weiß woher kommt, und die mich daheim gehalten hat in diesem Zimmer, fern von jedem Edelmanne, den ich hätte fragen können nach der Welt. Und was vorher geschehen war, hatte seinen Weg noch nicht gefunden in die stille Bretagne. Erzählt mir, wenn's was Tröstliches ist, und verschweigt mir das Schlimme, ich bin jetzt kläglich wie ein Weib für alle schreckhaften Eindrücke.“

„Tröstlich ist's freilich nicht, Leidensgenosse.“ „Leidensgenosse? Ist Diana von Brezé —“ „Wir sprechen später von den Weibern!“ „Ist Euer Schwiegervater frei oder tot?“

„Weder frei noch tot. Davon später! Glück hat's nirgends gegeben, auch für Frankreich nicht. Vielleicht erfreut's Euch aber doch, daß unser aller Freund Bonnivet die Schuld trägt am neuen Landesunglücke, und Lautrecs Scharte ausgewetzt hat durch größere Scharte. Der König, den Gott erleuchten möge über seine Lieblinge alltäglicher Herkunft, hatte ihn dieses Frühjahr an die Spitze der neu errichteten Armee von Italien gestellt, und Bonnivet hat diese neue Armee wie ein Schüler verloren. Nicht etwa in einer tapferen Schlacht, nein, auf Rückzügen und Rückzügen, und an der Sesia hat er die Blume unserer Ritterschaft dem Verderben ausgesetzt. —“

„Bayart?“

„Bayart selbst, der Ritter ohne Furcht und Tadel, lebt nicht mehr. Nachdem er wie ein Löwe den über den Fluß nachdringenden Feind eine Zeitlang aufgehalten, hat ihm die Steinkugel einer Büchse das Rückgrat zerschmettert. ‚Jesus,

mein Gott, ich bin tot!' hat er gerufen, hat den Kreuz seines Degens geküßt und sich unter einen Baum setzen lassen, das Antlitz gegen den Feind zugekehrt, denn auch im Tode sollte der Feind seinen Rücken nicht sehen. Und Bourbon ist der erste gewesen, der in der Begierde Bonnivet zu fahen, bis an den Baum gekommen ist. ‚Ach Herr von Bayart,' hat er ausgerufen, ‚wie jammert's mich, Euch so zu sehen, Ihr, der Ihr ein so musterhafter Ritter wart!' — ‚Mein Herr,' hat Bayart erwidert, ‚über mich ist nicht zu jammern, denn ich sterbe in Ehren, aber mich jammert Eurer, den ich fechten sehe gegen seinen Fürsten, gegen sein Vaterland und gegen seinen Schwur!' — So ist er gestorben unter dem Wehklagen der Feinde Frankreichs, die ihn liebten wie wir ob seiner Tugenden."

„Es sterben alle Tugenden in diesem Lande, Brezé!"

„O es ist eine grenzenlose Klage über das ganze Land ausgebrochen, als man Herrn Bayarts Leiche über die Alpen gebracht hat in seine Heimat, das Dauphiné. Einen Monat lang ist jegliches Spiel und jeder heitere Zeitvertreib von selbst unterblieben, und alle Welt sagt, es bedeute dieser Tod dem Lande schweres Unheil."

„Er bedeutet, was schon ist: die Rittertugend geht zu Grabe, des Königs Laune erhebt sich über Brauch und Gesetz, und die Emporkömmlinge, die Menschen der Gunst, strecken ihre schmutzigen Hände aus über die Seigneurs des Landes. Und Ihr spracht mir noch in Blois von einem großen Frankreich, das sich bilden werde! Ein Frankreich der Avanturiers, ein Schattenspiel weniger Jahre!"

„Leider scheint Ihr recht zu behalten; Bourbon ist mit den Spaniern und Italienern durch die Corniche herab über den Var gegangen, in die Provence eingedrungen und geht geraden Weges auf Lyon. Dort, fürchtet man, werden alle Seigneurs aus Bourbonnais, Auvergne, Forez, selbst Languedoc ihm zufallen, und die Mehrzahl des Adels aus den übrigen

Provinzen wird ihm förderlich sein zum Sturze des Königs, dem Bounivet das letzte und einzige Heer verloren. So soll der Plan, um deswillen Bourbon flüchtig geworden, mit reißender Schnelligkeit sich verwirklichen und Frankreich geteilt werden unter England, Spanien und Bourbon. Wir im Norden kämen an England. —"

„Und diese Nachrichten nennt Ihr nicht tröstlich, de Brezé?" rief Chateaubriant und sprang vom Sessel auf.

„Nein, Chateaubriant."

„Willkommen sei mir der Tag der Rache gegen diesen frechen Valois!"

„Vielleicht bedarf ich in kurzem der Rache ebenso gegen ihn, und dennoch —"

„Was ist mit Diana von Brezé?"

„Sie ist, wie Françoise von Chateaubriant gegen meinen Willen nach Fontainebleau gereist."

„Auch vernarrt in den Mann mit der großen Nase? Sie wird mir zu meiner Frau verhelfen, und eine Dritte wird dann die Eure wieder nach der Normandie bringen, denn der Sultan von Frankreich liebt zum Troste für die Seigneurs den Wechsel!"

„Ich hoffe, Ihr übertreibt. Diana will ihren Vater befreien, der noch immer unter dem aufgehobenen Schwerte im Louvre-Turme schmachtet. Das Fürwort der Gräfin Chateaubriant hat ihm die Strafe aufgeschoben, aber nicht aufgehoben."

„Kluger Valois, der gewußt hat, mit der Gnade einträglichen Handel zu treiben; so hat er doch für die schöne Diana auch noch einen Preis!"

„Um dies zu verhindern will ich selbst an den Hof, und da dort die Umstände so peinlich geworden sind, hab' ich Euch vorschlagen wollen, mich zu begleiten."

„Ich, nach Fontainebleau —?"

„Hört mich zu Ende. Die Not dort ist nicht allein um

des vordringenden Bourbon halber groß, es drängen noch andere Ereignisse; die Königin Claude liegt in den letzten Zügen."

„Tot?!"

„So gut wie tot. Den Phantasien des Königs ist nichts mehr im Wege, und da ein Kampf auf Leben und Tod bevorsteht, in welchem der König selbst das Schwert ziehen muß, so könnt Ihr ermessen, wie die üblen Ratgeber der Gräfin, die Budé und Florentin und Konsorten, den König mit Zumutungen bestürmen. Er soll sie, da eine Scheidung jetzt schwer zu erlangen ist, solange der Papst mit dem Spanier verbündet bleibt, zur Regentin des Reiches ernennen während seiner Abwesenheit, solcherweise voraus verkündigend, was sich ereignen werde nach Erlangung des Scheidekonsenses und nach Verlauf des Trauerjahres. Ihr seht, nach dem Tode der Königin steht alles auf dem Spiele, und jetzt oder nie muß gehandelt werden, wenn Ihr Euer Weib nicht für immer aufgeben wollt. Und mich dünkt, Eurem Charakter nach müsse es Euch widerwärtiger sein, sie als Königin von Frankreich denn als reuige Gräfin Chateaubriant zu sehen."

„So ist's. O, Brezé, ich schäme mich meiner Schwäche, ich liebe mein Weib noch, auch da sie sich und mich entehrt hat, und mein Herz ist so schwach, daß es noch immer auf ein dürftiges, wenn auch ein ganz dürftiges Familienglück hoffen will; — es ist schmachvoll!"

„Wir brauchen unsere Weiber fürs Haus und für die Ehre, wir können nicht gegen das Schicksal."

„Nein, Brezé, ich werde meiner Herr werden, ich habe mir eine Grenze gesteckt, ich habe mir geschworen, und ich wiederhole diesen Schwur bei Gottes Blitzen, die meine Ahnenbilder beleuchten: wenn mein Weib noch einmal die Hand zurückweist, die ich ihr noch einmal biete, dann laß ich Gericht halten über sie, wie die Bretonen getan in grauer Vorzeit

gegen die Ehebrecherinnen und lasse sie töten von der Hand meiner Knechte, so mir Gott helfe!"

Es war unterdes immer finsterer geworden, und bei den letzten Worten Chateaubriants krachte Donner und Blitz zusammen über dem Schlosse, daß alles Bewegliche erbebte und die kleine Konstanze schreiend sich an den Vater klammerte, der selbst totenbleich geworden war. Denn vor seinen Augen hatte sich im grellen Lichte des Blitzes das Bild des ältesten Ahnherrn an der Wand bewegt, und es stürzte jetzt prasselnd vor ihm auf den Boden. In demselben Augenblicke öffnete Gillover die Brückenpforte und führte im Scheine einer Kienfackel Baptiste ins Gemach. Baptiste trug einen Brief in der Hand und überreichte ihn den Grafen mit den Worten: „Gnädigster Herr Graf, es ist nicht meine Schuld, daß die Frau Gräfin heimlicherweise diesen Brief an mich sendet, hier ist er."

Der Graf riß ihn auf, ohne auf das Siegel zu achten. Er enthielt die Nachricht, daß die alte Gräfin Foix gestorben sei, und Baptiste um jeden Preis die kleine Konstanze nach Schloß Foix bringen und Margot übergeben möge, die dessen gewärtig sei.

Das ungestörte Glück hat keine Geschichte. Was wäre zu sagen über die ersten Monate, welche Franz und Françoise im Schatten von Fontainebleau nebeneinander verlebten! König Franz besaß die überaus beglückende Fähigkeit in hohem Grade, die Fähigkeit ganz und gar und lediglich einem einzigen Interesse zu leben und zu dienen, und die ganze übrige Welt darüber hintanzusetzen. Er dachte nicht daran, daß es ein Ende nehmen würde, obwohl er schon so oft erfahren, daß seine stärksten Neigungen ein Ende genommen hatten; er dachte nicht daran, weil sein Naturell sich der Energie bewußt war, auch am Ende eines Interesses neue Lebensreize zu schaffen. Und Françoise dachte noch weniger daran; sie

war eben das poetische Weib, welches keine halben Verhältnisse eingehen kann, und welches, einmal entschlossen und hingebend, rückhaltslos sich hingibt, keine andere Grenze vor Augen sehend als den Tod. Je lebhafter sie gekämpft für Pflicht und Sitte, desto völliger hatte sich die Leidenschaft ihrer bemächtigt, da der Gedankenkampf für Pflicht und Sitte ihr verwirrt worden und Pflicht und Sitte unterlegen war, da ferner ihr Körper durch die Nervenkrankheit eine Wendung erlebt hatte, welcher Florentins Umarmung unvertilgbar eingeprägt blieb. Denn auch die Sinne haben ihr hartnäckig Gedächtnis.

So ward sie in Fontainebleau, wohin der König sie von der Genovevenabtei führte, die freie, rückhaltlose Gefährtin des Königs, und ihr Betragen gegen alle Umgebung und die ganze übrige Welt erlitt demgemäß eine völlige Umwandlung. Sie war nicht mehr schüchtern und bescheiden, denn ihrem Sinne nach stahl sie keineswegs die hohe und mächtige Stellung, nein, diese Stellung und Macht kam ihr zu durch das höchste Recht der Erde, durch die Liebe.

Luise von Angoulême, des Königs Mutter, empfand dies natürlich zuerst und empfand es mit dem größten Widerwillen, und ward zuerst die Feindin Françoisens, dieser hochmütigen Kreatur, wie Luise sie nannte, dieser verstellungskundigen Schlange, welche mit Sanftheit und Unschuld kokettiert habe und sich jetzt gebärde wie eine geborene Königin. War doch sogar Duprat in den ersten Monaten schwankhaft gewesen, ob er nicht besser täte, sich dieser aufgehenden Sonne anzuschließen, statt ihr, wie Luise von Angoulême stürmisch verlangte, Schatten werfend entgegenzutreten. Françoise nämlich, welcher auch die Verwandten Semblançays bittweise genaht waren, wie politisches Unglück an jede neue Macht sich klammert, Françoise hatte diesen wie der Diana von Brezé ihre Hilfe versprochen und war dadurch sogleich auf den Boden Duprats geraten. Duprat, die kühne Logik der

Liebe nicht begreifend, suchte hinter dem königlich sicheren Auftreten der Gräfin irgend ein anderes geheimnisvolles Verhältnis der Sicherheit, und zögerte deshalb mit dem Widerstande. So geschah es, daß er dem Könige nicht nachdrücklich abriet von irgend einer Milde für St. Vallier und Semblançay, sondern daß er, um der Gräfin gefällig zu sein, Aufschub des Gerichtes und Erleichterung der Haft zulässig fand. Dadurch ward aber auch die Feindschaft der Angoulême gegen Françoise zur unerbittlichen Schlacht gesteigert, denn ihr Duprat abwenden, hieß, ihr die Hauptstütze entziehen, und Semblançay retten, hieß, ihren frechen Betrug ans Tageslicht fördern.

Nach dieser Seite also ward die Gräfin sogleich vom Äußersten bedroht, denn es konnte der Herzogin von Angoulême nicht schwer werden, Duprat zu erweisen, daß die Zuversichtlichkeit der Gräfin nichts weiter sei als Mangel an Erfahrung und die Unverschämtheit einer Günstlingsnatur. Die politischen Verhältnisse kamen diesem Erweise zu Hilfe. Duprat mußte einsehen, daß der König, ringsum von Spanien, Deutschland und England bedroht, unmöglich so unpolitisch sein könne, im Falle einer Wiederverheiratung allem politischen Vorteile zu entsagen und eine unmächtige Gräfin des eigenen Landes zu ehelichen, die er bereits ohne eheliche Verpflichtung bei sich habe. „Ist denn mein Sohn", setzte sie hinzu, „von bürgerlicher Art, daß er des Reiches und des anmutigen Wechsels vergessen könne? Ist denn etwa bisher die bürgerliche Treue sein Fehler gewesen? Wählt rasch, Duprat, oder ich überhebe Euch der Wahl, indem ich Euch vernichte. Ich kann einen Teil meiner bedenklichen Handlungen meinem Sohne eingestehen, er ist mein Sohn und vergibt mir, aber was dabei auf Eure Rechnung zum Vorschein kommt, das vergibt er nimmermehr einem Manne, dem er ohnedies nicht zugetan ist."

Diese Logik war entscheidend für Duprat, und die Gräfin

war demnach noch nicht zwei Monate in Fontainebleau, als dieses gefährliche Paar bereits mit aller Kraft an ihrem Sturze arbeitete. Florio, der noch am Degenstiche Chateaubriants siechte und deshalb seinen Herrn nicht zum Feldzuge nach Italien begleitet hatte, ward unverzüglich nach Mailand gesendet. Auf Bonnivet konnte sich die Herzogin verlassen; im Herzen leer und gleichgültig wie der Stutzer aller Zeiten hatte er für keine Regung Gedächtnis. Ob ihm die schöne Gräfin Chateaubriant jemals gefallen oder nicht gefallen, ob sie ihn erhört oder nicht erhört, das kam nicht in Betracht. Oder doch! Ein ganz kleiner Stachel zur Feindschaft war dem eitlen Manne doch im Sinne hängen geblieben, daß diese Dame, welche er entdeckt und um welche er sich bemüht hatte, stets gleichgültig, ja hochfahrend gegen ihn verharrt war. Dies machte ihn doppelt geschickt zu der Aufgabe, die übrigens ganz in seine Günstlingsrolle paßte. Wäre der König beständig und treu gewesen, so hätte der Günstling am meisten darunter gelitten. Er lebte vom Launenwechsel des Herrn; je mehr er Bedürfnisse im Könige erwecken konnte, desto mehr Gelegenheit fand er, sich tätig und notwendig für deren Befriedigung zu erweisen, und je tätiger und notwendiger er sich erwies, desto reichlicher belohnte ihn der König. Bonnivet, dem der eifersüchtige Adel die Fähigkeit absprach, eine Armee zu führen, war ganz gewiß der Mann, eine dem Geschmacke des Königs gefährliche Schönheit in Italien zu entdecken. Und dies verlangte die Herzogin von ihm. Ganz anders verfuhr sie in betreff Brions, dessen Neigung zur Gräfin ihr wohlbekannt war. Die alltägliche Intrige würde getrachtet haben, diese Neigung zu nähren und zu irgend einem Ausbruche zu treiben, welcher die Gräfin in Verlegenheit bringen und den König eifersüchtig machen könne. Die Herzogin Luise verstand die Intrige besser: sie wußte sehr wohl, daß Eifersucht die Pein ist, welche das Leben der Neigung am sichersten fristet. Ihr Plan war auf

eine ganz entgegengesetzte Anschauung gebaut: Brion wurde zum Heere nach Italien gesendet. So verlor die Gräfin nicht nur einen Freund und Beschützer, sondern, was der Herzogin von viel größerer Wichtigkeit war, einen Bewunderer. Sie kannte ihren Sohn auf und nieder; nicht dadurch, daß man ihm eine Sache streitig machte, verleidete man sie ihm, sondern dadurch, daß man die Sache wertlos und wohlfeil darstellte. Das durfte nicht unmittelbar geschehen, aber sie konnte dafür sorgen, daß ihr Sohn überall, wo von den Vorzügen der Gräfin die Rede war, nur jenes gefällige Zustimmen sah, welches dem Gebieter gar bald verrät, man lobe nur mit, weil er selber lobe. Rasche, künstlerische Menschen sind aber auf den Beifall der Umgebung gestellt, dieser Beifall ist ihnen die zum Leben, das heißt zum Genusse nötige Atmosphäre, und solche Menschen werden stets eine Neigung in sich erblassen sehen, welche niemand beneidet, ja die Neigung wird ihnen mehr und mehr entschwinden, je deutlicher sie erkennen, daß niemand ihren Geschmack teilt.

Die Herzogin sorgte dafür, daß ihr Sohn dies an sich erfahre, und stimmte alle Hofleute auf Töne, die in diesen Akkord ausgingen, wie man eine Laute stimmt. Es sollte keineswegs ein Ton wie der andere klingen. Die schwierigste Aufgabe hatte sie bei ihrer Tochter, welche weder hier noch sonstwo lebhafte Partei nahm, welche aber der Gräfin herzlich zugetan blieb; denn sie verstand das Herz und den Wert Françoisens. Nach einigen Versuchen kam auch die Herzogin Luise zu der Überzeugung, sie bringe hier nicht geradeaus zum Ziele, und es müsse ein Umweg versucht werden, um das Urteil Margaretens, das weniger bestechlich war als irgendeines, und das den größten Wert für den König hatte, verdächtig zu machen. Sie sprach also ihrem Sohne von dem übeln Einflusse, welchen die ketzerischen Grundsätze auf Margarete gewännen; es brächten sie diese Grundsätze mehr und mehr um den großen Blick, welcher fürstlichen Personen

zieme, ja sie wäre bereits so in kleinbürgerlicher Moralität befangen, daß sie bloß deshalb noch immer an der so zu ihrem Nachteil veränderten Chateaubriant hielte, weil sie dieselbe ihm zugeführt. Sie sei schuld, pflege sie zu sagen, daß diese Frau ihr häusliches Glück geopfert habe, und müsse nun zeitlebens für sie sorgen.

Diese Wendung war doppelt gefährlich. Franz war von Natur undankbar für veraltete Dienste, und hier wurde er an Dankbarkeit für Liebe erinnert! Daß Françoise rettungslos unglücklich sein würde, wenn sie seine Neigung verlöre, daß sie also ganz und gar und nur auf seine Neigung angewiesen sei, das war ihm eine unangenehme Gedankenfolge. Sie müßte dich also schon um ihrer selbst willen lieben! war seine nächste Idee; pfui doch, so umarmt man das Wasser mit aller Kraft, um sich oben zu erhalten und nicht zu ertrinken!

Herzogin Luise blieb bei diesen Vorbereitungen nicht stehen, sie wußte, daß sie noch zwei Hauptstützen der Gräfin zu erschüttern hatte: Budé und Florentin, den schönen Priester, welchem bald nach Françoisens Abreise von Foix die erwartete Beförderung nicht entgangen und der als reich dotierter Prälat nach Paris gekommen war. Mit irgend einer Verdächtigung der Gräfin bei Budé durchzudringen, das erwartete sie nicht, denn sie empfand sehr wohl, daß dieser einfache und unbefleckte Charakter außerhalb solcher Kreise lag. Aber eben die Gewissenhaftigkeit, welche ihn für solche Zwecke unnahbar machte, konnte benutzt werden gegen ihn und gegen die Gräfin; denn was könnte nicht durch geschickte Zutat und Wendung zu Gift gemacht werden in dieser Welt! Wenn Budé veranlaßt wurde, immer und immer wieder den König an seine Eheverheißung zu mahnen, so machte er sicher recht bald sich, die Verheißung und die Gräfin, welcher die Verheißung gewidmet worden, dem Könige lästig. Ferner mußte Budé tugendhafterweise vor dem Beichtvater Françoi-

sens, vor diesem klugen Florentin, gewarnt werden, damit er seinerseits seinen Schützling, die Gräfin, warne vor diesem bedenklichen Menschen. Jedenfalls wurde dadurch wenigstens Mißtrauen gesät, und die Gräfin mußte von ihren untereinander entzweiten Freunden widerstreitende Ratschläge und irgendwelches Unheil ernten. Florentin, Anhänger der bestehenden Kirche, war bereits ein natürlicher Gegner des ketzerisch geneigten Budé; in dieser Richtung mußte die Gegnerschaft geschürt, und damit sie nachdrücklicher würde, Florentin, der Zugänglichere, zu höherer Stellung befördert werden. Wenn Florentin wußte, woher ihm die Beförderung käme und ferner kommen könne, so durfte sich die Herzogin von diesem Lebepriester dauernder Dienste versehen. Weil er klug war, sollte er jetzt von der Gegnerin befördert werden, und eben weil er klug sei, meinte die Herzogin, würde er wohl bald zu wählen wissen zwischen der Freundschaft mit einer Heldin vorübergehender Königsliebschaft und der Freundschaft mit der dauernd mächtigen Mutter des Königs. Daß er nebenher ein schöner Mann sei, übersah die Herzogin Luise auch nicht.

Soviel Fäden nach allen Richtungen wurden gelegt und geknüpft, um nach einiger Zeit die harmlos in Liebe dahinlebende Françoise festzufangen in lauter Situationen und Verhältnissen, die ihr des Königs Gunst entziehen mußten. Da aber dies alles Zeit brauchte und die Herzogin von den Ärzten die bestimmte Versicherung erhielt, das lange Siechtum der Königin Claude im Hotel des Tournelles zu Paris nahe schleunigem Ende, nach dem Hintritte der Königin aber von der jetzt so leidenschaftlichen Neigung des Königs ein voreiliger für die Zukunft verpflichtender Schritt zum Vorteile der Gräfin zu befürchten stand, so mußten außer diesen sicheren, aber langsamen Mitteln sogleich einige rasche Streiche versucht werden. Der erste fiel mit dem Auftrage Bonnivets zusammen und war auf des Königs Reizbarkeit in betreff eines schönen Weibes berechnet, der zweite betraf die Sicher-

heit der Herzogin selbst in betreff des Semblançayschen Prozesses. Wurde dieser bis über den Tod der Königin hinaus verzögert, so konnte die schon so deutlich an den Tag gelegte für Semblançay günstige Einmischung der Gräfin verderblich werden in einem Augenblicke, wo der König des einzigen äußerlichen Hindernisses einer förmlichen Erhebung der Gräfin ledig wurde. Die Herzogin schickte also auf der Stelle Duprat, den sie nach Fontainebleau berufen hatte, um ihn zur entschiedenen Parteinehmung zu bestimmen, nach Paris zurück, indem sie als tatsächliche Probe seiner dauernden Anhänglichkeit von ihm verlangte: binnen drei Tagen müsse Semblançays Verurteilung in ihren Händen sein, um durch sie und durch sie allein dem Könige zur Bestätigung vorgelegt zu werden.

Ferner schickte sie einen Boten nach der Normandie. Er trug einen Brief an Diana von Brezé, die sie vorigen Sommer in Blois, da ihr Sohn nichts sah als die widerstrebende Françoise, gesehen und sehr schön gefunden hatte. Dieser Brief versicherte Diana des lebhaftesten Mitgefühls seitens der Herzogin für das bedrohte Schicksal des gefangenen Grafen St. Vallier, und beklagte es, daß Diana ihr Gnadengesuch für den Vater durch die Gräfin Chateaubriant an den König gebracht habe. Diese sei von Glück und Zerstreuung berauscht und habe der Angelegenheit schwerlich die nötige Teilnahme gewidmet. Diana möge unverzüglich nach Fontainebleau kommen, am besten ohne Vorwissen ihres Gemahls, und bei ihr, der Herzogin, abtreten. Die Herzogin werde dann zu günstiger Stunde, und nachdem der König passend vorbereitet sei, ihr Audienz, und wenn nicht alles trüge, die Begnadigung des Vaters verschaffen.

Jean von Poitiers Graf von St. Vallier hatte kein besonderes Interesse für die Herzogin; es war ihr also einerlei, ob er am Leben bliebe, wenn mit dieser Bitte um sein Leben ihr sonstwie gedient werden konnte.

Alledem hatte Françoise nichts entgegenzustellen als ihre Liebenswürdigkeit und ihre Liebe! Freilich die zwei mächtigsten Waffen, aber doch nur mächtig regelmäßigen Naturen gegenüber. König Franz war auch in der Liebe eine völlig unregelmäßige Natur; geliebt zu werden schmeichelte ihm allerdings, wie jeder menschlichen Natur, aber er war ein verwöhnter König und hatte sein Naturell zu sehr an Undankbarkeit gewöhnt, als daß Françoise aus Liebe zu ihm auf irgend eine ihm ungewöhnliche Milde hätte rechnen dürfen. Was aber die Macht ihrer Liebenswürdigkeit betraf, so hing diese ganz davon ab, daß Françoise all jener feindseligen Absichten gegen ihr Liebesverhältnis nicht gewahr wurde, daß sie überhaupt in allem, was von äußeren Interessen den König mit berühren konnte, völlig unbefangen blieb. War dies nicht der Fall, zeigte sie sich gestört oder nur betroffen, so gewann sie nicht nur nicht — wie dies zwischen gleichmäßig Liebenden eintritt — für ihren Geliebten an erhöhter Lebensteilnahme, weil ihr eigen Lebensglück bedroht erschien, sondern sie verlor für Franz den höchsten Reiz, den Reiz der Uneigennützigkeit, oder, wenn man es so ausdrücken darf, der Unpersönlichkeit. Es störte seine Illusion, es war diesem bis in die unsichtbaren Fasern ausgebildeten Egoismus lästig, wenn die Geliebte auch außer ihm noch Sorgen haben könne, obenein Sorgen, welche bei Gelegenheit seine eigene Aufmerksamkeit und Hilfe in Anspruch nehmen möchten.

Dies darf nicht dahin mißverstanden werden, als ob er nicht bereit gewesen wäre, der Dame seines Herzens zarte und beglückende Aufmerksamkeit zu widmen; im Gegenteile zeigte sich sein königlich-ritterliches Wesen verschwenderisch darin, und er schenkte wie ein Gott. Aber er mußte es schenken können, es mußte ihm nicht der leiseste Anspruch von der anderen Seite sichtbar werden; er schenkte mit Freuden eine Krone, aber es verstimmte ihn, die Sorge auch

nur für einer Stecknadel Wert unter der Form moralischer Verpflichtung auf sich zu nehmen.

Françoise war im geraden Gegensatze hierzu Hingebung und Aufopferung selbst in allen Gedanken der Liebe; es war ihr Seele der Liebe, in allem, aber in allem, auch in Sorge und Leid, ja ganz besonders in Sorge und Leid dem Geliebten einverleibt und — wenn dies Wort gestattet würde — eingeseelt zu sein. Es war vorauszusehen, daß ihre poetische Unbefangenheit auch im Geliebten solche Stimmung voraussetzen würde, und daß just diese liebenswürdige Voraussetzung über kurz oder lang dem Könige einen unangenehmen Eindruck herbeiführen möchte.

So lag also auch in ihrer Liebe und Liebenswürdigkeit, welche allein sie schützen sollten, neue Gefahr für sie, und diese Gefahr trat zuerst ins Werk. Der König hatte ihr an einem der letzten Juniabende angekündigt, er werde am nächsten Morgen nach Paris reisen, und es wäre ihm angenehm, wenn sie ihn begleitete. Der drückend warmen Jahreszeit wegen sollte die Reise auf der Seine gemacht werden. „Du sollst mich erheitern, Françoise," setzte er hinzu, „es dringen von allen Seiten ungünstige Nachrichten auf mich ein, und der Gang nach Paris ist mir ohnedies ein schwerer. Die Auflösung Claudes ist nahe bevorstehend, und ich habe die peinliche Aufgabe, ein Wesen, das ich hochschätze, noch einmal zu sehen. Es wird mir gar zu übel ausgelegt, wenn ich mich dieser Form entziehe, und man hat recht, auf Erfüllung einer solchen Lebensform zu bestehen. Aber peinlich ist sie mir im höchsten Grade, denn die von der Krankheit zerstörte Frau ist kaum noch ein Schatten von dem, was ich an ihr geehrt habe, und wir wollen uns auch das Gebot der Form sogleich zu einem anregenden Lebensakte ausbilden, wir wollen, nachdem ich den kurzen Besuch erledigt, nach St. Denis hinüberreiten zu Jean Juste, der noch am Grabe Ludwigs beschäftigt ist. Ich will den Eindruck des Sterbebettes zu

Vorstellungen über ein Grabmal Claudes benutzen, damit wir den Plan dafür sogleich mit Jean Juste feststellen können. Du magst bei Vincennes ans Land steigen, damit du dort die Kleider wechseln und dich zu Pferde setzen kannst. Reitest du dann langsam durch die Stadt, so hole ich dich bald hinter Paris wieder ein."

Françoise hatte von dieser Mitteilung lauter üble Eindrücke. Sie hatte bisher immer, soweit es anging, eben der Königin Claude wegen Paris vermieden, sie fand es unschicklich für ihre Stellung, gerade jetzt am bevorstehenden Todesaugenblicke mit dem Könige hinzugehen, und den König gewissermaßen nur auf eine Viertelstunde zu beurlauben für eine so heilige Pflicht! Noch mehr: des Königs also an den Tag gelegte Gesinnung für eine Gattin, welche ihm so lange treu und ergeben und auch wert gewesen war, diese erschrecklich gleichgültige, ja liebloſe Gesinnung fiel ihr wie ein beängstigender Nebel auf das Herz. Nicht daß sie dabei sogleich an ihre eigene Zukunft, welche sich hierin spiegeln könne, gedacht hätte; ach nein, sie war noch zu hingebend in Liebe, um ihres eigenen Vorteils oder Nachteils eingedenk zu sein. Aber die Liebe hat einen weiten Horizont um sich, und dieser Horizont ist rein und schön, und jede Wolke, welche aufsteigt, sei es auch noch so weit ab, ist ihr augenblicklich sichtbar und bedrohlich, auch wenn diese Wolke niemals mit Regen und Sturm heraufsteigen könnte. Daß Franz so denken und empfinden, oder vielmehr so gedankenlos und unempfindlich sein könne, war für Françoise die Wolke, und sie erlaubte sich zum ersten Male mit sanften Worten anderer Meinung zu sein als er, und abzuraten von seinen Anordnungen. König Franz war nicht eben eigensinnig; er ließ sich leicht bestimmen, wenn er selbst noch keine ausgebildete Absicht hatte; hatte er aber eine solche, so war sie ihm fest und wert, wie eine Skizze dem Maler, wie das Modell dem Bildner, und der Vorschlag zur Änderung, der nicht von seinem Stand-

punkte ausging, war ihm verdrießlich. Er wurde bei solcher Gelegenheit ganz König und Herr, und mit einer kurzen, schneidenden Handbewegung wurde jeder abweichende Vorschlag zerschnitten. Françoise bestand länger, als der guten Laune des Königs vorteilhaft war, auf der Idee, ihm das Unpassende einleuchtend zu machen und ihn dadurch von den Planen abzuwenden. So sah sie zum ersten Male, wie sich die hohe Stirn des Königs über der schmalen, vorspringenden Nase in eine Falte zusammenzog, welche dem Ausdrucke des Gesichtes eine bedrohliche Schärfe verlieh. „O pfui doch, François!“ rief sie, und der weibliche Genius, welcher sich mit dem glücklichsten Talente an äußerliche Erscheinungen heftet, half ihr über die entstehende erste Entzweiung hinweg, „pfui doch, François! Das entstellt ja dein schönes Antlitz wie ein Säbelhieb. Ei ei! ich sehe, du kannst gar keinen Widerspruch ertragen, auch nicht den der Liebe.“

„Gute Françoise, das Leben ist viel breiter und geschäftiger, als die Liebe glaubt; in allen Winkeln harren die Ansprüche! Wenn ich auf Viertelstunden beschränkt bin für ernste Pflicht, so sieht die Liebe nur auf die kurze Spanne Zeit, welche ich zu vergeben habe; wodurch aber die Spanne Zeit bedingt ist, das sieht sie nicht. Ich fürchte, es wird schlimmer kommen! Was jetzt dem Tode gegenüber geschieht, das kann gar bald auch dem Leben gegenüber eintreten; wenn die Nachrichten vom Heere in Italien so fortfahren, wie sie heut begonnen haben, so wird der trübe Morgen unerwartet da sein, an welchem mir kaum eine Viertelstunde übrig sein wird zum Abschiede für dich.“

„O nein, Franz, du wirst nicht von mir Abschied nehmen, wenn du in den Krieg ziehst; du weißt, ich dauere zwei, drei, ja wohl auch mehr Tage hintereinander zu Pferde aus; du nimmst mich mit nach Italien, du zeigst mir Mailand und Bologna, vielleicht gar Rom, wo Raffael noch vor kurzem gemalt hat.“

„Nein, liebe Françoise, das geht nicht.“

„Oh!“

„Es geht nicht, solange der Krieg dauert. Was man tut, tue man ganz. Schwert und Kuß hintereinander, nicht nebeneinander, und wenn der Kuß sich hinzudrängt, so sei er ein gedankenloser und flüchtiger, wie er dem Weibe erprobter Neigung nicht gebührt. Laß dir von Budé erzählen, wie der tapfere Antonius, seine Kleopatra mit in die Seeschlacht führend, daran zugrunde ging. Nein, in Fontainebleau sollst du mich erwarten, wenn mich die Drommete ruft, und über die Alpen sollst du erst reiten, wenn ich gesiegt habe und gen Rom ziehe, Raffaels Wandgemälde zu betrachten.“

„Das wird eine traurige Zeit sein, wenn du nicht da bist! Ach deine Mutter, die ich gern lieben möchte, sieht mich mit unfreundlichem Auge an!“

„Halte dich an meine Schwester, die ist dir hold! Klage nicht, Françoise, Weinerlichkeit verdirbt dem Weibe die Schönheit, dem Manne den Mut!“

„Nein, ich will nicht klagen, Franz, mit dir habe ich auch immer Mut, aus deinen Augen leuchtet er mir, aus deinen Gebärden fliegt er mir entgegen. Aber was bin ich ohne dich? Hilf mir darum zu einem Troste! Ich habe gestern erfahren, daß meine Mutter endlich ganz dem Schlage in der Genovevenabtei erlegen, daß sie gestorben ist, ohne mich gesegnet zu haben. Sie hat mich mißhandelt, aber sie tat es wohl aus Liebe; sie war meine Mutter, und ihr Dasein war doch immer für mich ein Trost, wenn auch ein schauerlicher. Ich wußte doch, daß jemand in der Welt sei, dem ich zur Strafe angehörte, wenn ich dich überlebte.“

„Ich sterbe früher denn du, Françoise, und langes Leben ist auch ein Unglück, wenn man nicht einen zähen Leib hat wie die Eiche des Waldes. Den habe ich nicht, leider nicht! Es lauert ein feines Gift in irgend einem verborgenen Winkel meines Blutes und mahnt mich zuweilen in stillen Nächten

mit den Schauern der Ohnmacht. Dies treibt mich dann zu einer Hast und Ungeduld, welche ich selbst verwünsche, die ich aber nicht überwinden kann. Vergib mir, wenn du — und du wirst es zumeist, denn dich allein liebe ich und verletze ich deshalb am tiefsten — wenn du oft jählings betroffen wirst von dieser Hast meines Wesens. Es ist diese Hast der krampfhafte Versuch meines von Hause aus so gesunden Naturells, den fremden Krankheitsstoff auszuscheiden und zu zerstören. Ach, der Versuch gelingt nicht! Es kauert sich der feindliche Dämon zu unsichtbarer und ungreifbarer Kleinheit zusammen, solange ich tobe, und wenn mein Toben erschöpft ist, da erhebt er sich wieder langsam, aber mit entsetzlicher Sicherheit. — Du erschrickst davor, gute Françoise, du wirst blaß! Beruhige dich! Ich übertreibe, weil ich nicht den kleinsten Krankheitsstoff vertragen kann, weil ich eine kindische Furcht habe vor dauernden Schmerzen, vor siechender Unmacht. Ich weiß es, daß ich übertreibe, fasse Mut, Françoise, es wird vorübergehen, und große Erschütterungen, die mir wahrscheinlich nahe sind, wie ein Kampf um Krone und Leben, werden mich über diese Bagatellen hinausbringen. Was bist du schön, Françoise! Deine Schultern und Arme sind voll geworden, seit du in Fontainebleau, dein Haar strahlt täglich größeren Glanz, deine Lippen schwellen täglich schöner, und dein großes Auge, immer noch unschuldig, zeigt doch in seinem aufsteigenden Feuer, daß es immer kundiger geworden sei der süßen Liebe!"

„Es freut sich, daß du mich schön findest! O Gott, welch ein Glück ist Schönheit! Man wohnt in einem goldenen, überall harmonischen Palaste, und jede Bewegung unseres Leibes wird uns selbst ein Reiz!"

An einem mondhellen Abende ward dies gesprochen. Franz und Françoise kamen lustwandelnd aus dem Waldgarten über jene Terrasse herauf, wo im Vorfrühlinge der König die Kuckucksrufe gezählt hatte. Fünf Marmorstufen

von der Terrasse aufwärts begann, sieben Bogenfenster breit, die erste und schönste Galerie, welche der König in Fontainebleau angelegt und nach seinem Namen benannt hatte. Diese Galerien, lange, mit allem Aufwande jeglicher Bildnerei geschmückte Säle, waren der verschwenderischste Ausdruck eines wiedergeborenen Kunstsinnes. Alle wiedererweckte Beziehung auf das klassische Altertum wurde darin in Gemälden, Statuen und Verzierungen angebracht; von jedem Sims herab, aus jedem Knauf oder Schnörkel des Holzschneiders entwickelte sich ein Gedanke an antike Vorstellungen, ja die zweite große Galerie, welche der König außer dieser Franz-Galerie anlegen ließ, versinnlichte nur das Leben und die Abenteuer des Homerischen Helden Odysseus, war eine Verbildlichung der Odyssee und hieß auch die Galerie des Ulysses.

Eine so überreich aufquellende neue Kunstzeit, welche sich, wie die Renaissance tat, einen vergangenen Geschmacke anschloß und welche so massenhaft alle einzelnen Teile hervorbrachte und anbrachte, Türen und Tore, Treppen und Balkone, Gesimse und Bogen, Karyatiden und Schnörkel, Chiffern und Wappen, Kreise und Flächen, Bilder und Statuen, Farben und Metalle, eine solche Kunstzeit, sollte man glauben, hätte leicht zur Überladung verleitet sein können, da es ihr doch offenbar an einem ausgebildeten geistigen Prinzipe gebrach. Aber das spezifisch ausgebildete Geschmackstalent spottet hier wie anderswo unserer theoretischen Voraussetzungen. Ihr werdet immer wieder, flüstert es uns spöttisch zu, einen neuen Kreis der Notwendigkeit ausfinden, in welchen sich alle menschliche Hervorbringung fügen, von welchem sie ausgehen müsse, und das instinktmäßig bildende Talent wird doch immer wieder, unbekümmert um euren Notwendigkeitskreis, seine Formen erfinden, und diese Formen werden länger dauern in ihrer Vollkommenheit, als eure weiseste Theorie dauert. Gott offenbart sich eben mannigfaltiger, als der nur mit dem Talente des Denkens begabte und vom Talente des Bildens

verlaſſene Theoretiker glauben oder doch ſagen mag. Und daß die Talente aufeinander neidiſch ſein können, eine Unwürdigkeit, welcher ſie nie und nirgends entgangen ſind, dies iſt ein traurig Zeugnis, wir ſeien in der Menſchengeſchichte noch niemals auf jener Höhe der Anſchauung geweſen, auf welcher alle Arten göttlicher Offenbarung im Menſchen gleich hoch gewürdigt werden.

Oder war es in jener Renaiſſancezeit nicht bloß die Kraft der Talente, war es die Jugend und der jugendliche Enthuſiasmus derſelben, welche die übervolle Hervorbringung vor Schwulſt bewahrte? Ach, es iſt ſo leicht, irgend eine neue Erklärung hinzuwerfen! Und daneben bleibt das Wunder ſtehen, unberührt, unerklärt in ſeiner Seele, das Wunder der Raffaelſchen Zeit. Mitten aus einer bis zum Tode überreifen, durch bloßes Raffinement überreifen Welt, welche allen Glauben erſchöpft hat und nur mit einem Aberglauben tändelt, deſſen ſie ſich bewußt iſt, mitten in einer im höchſten Prinzip bereits aufgelöſten und durch die aufſtehende Reformation am Leben bedrohten Welt erwachen die Künſte in höchſter, noch niemals wieder erreichter Vollendung, mitten in jener prinzipiellen Nichtigkeit malt Raffael mit einer bezaubernden Reinheit des Geſchmackes, mit einem himmliſchen Zauber der Schönheit! Und zwar einer Schönheit, die, züchtig und ſinnlich zugleich, den Mönch und den Lebemann gleichmäßig entzücken kann, als ob Gott ſelbſt ſeine Menſchen gemalt hätte mit dem Reize der Keuſchheit und Sinnlichkeit, welche er beide in ſie gelegt. Woher ward dieſem ſanft leichtſinnigen Künſtler, der lächelnd und genießend unter luſtigen Prälaten Roms lebte, woher ward ihm die Offenbarung?

Ebenſo tadellos in Geſchmack war des Königs Galerie, obwohl ſie den weiten Raum bis an die Decke angefüllt hatte mit Schmuck und Zierde aller Art, mit Wappen und Trophäen, mit Säulenverſchlingung und buntem Getäfel. Der Geſchmack, den alle Bildung ſteigert und vervollkommnet, iſt

ein so ursprünglich Talent, wie das Talent des Denkers und des Zeichners, und König Franz, dem es in hohem Grade eigen war, hätte ohne seine Primatice und Le Roux, und wie sie weiter hießen, Paläste entworfen und Galerien geschmückt ebenso schön, als er es mit ihnen tat. Er war darin so fein organisiert, daß er, mit Françoise in die Galerie eintretend und mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, dennoch bemerkte, daß die aus Nußbaumholz geschnitzte, mit Mosaiken versehene Felderdecke Vergoldungen brauchte, um in Harmonie zu sein mit den bunt gefüllten Wänden. Das Mondlicht glitt wie ein Traum auf dem spiegelglatten Estrich des unabsehbaren Raumes dahin und beleuchtete hier einen der brennenden Salamander, des Königs überall angebrachtes Sinnbild, dort einen glänzend aufgeschirrten Elefanten, welcher den Triumph von Marignano ausdrücken sollte Und. unhörbar glitt das schöne Menschenpaar, Franz und Françoise, auf dem glatten Estrich dahin Arm in Arm bis zu einem schmalen Wandfelde, welches mit dem Basrelief eines schlafenden Nymphs angefüllt war, und vor welchem der König stehen blieb. Ein Druck auf die Wand, und das Wandfeld öffnete sich als Tür, und man sah in ein erleuchtetes Kabinett, auf dessen Fläche Semele gemalt war, Semele im Feuer Jupiters vergehend. Da hinein trat das Paar, das Wandfeld schloß sich hinter ihnen, und, aus dem Kabinett einige Stufen niedersteigend, kamen sie in die ebenfalls erleuchtete Zimmerreihe, welche Françoise bewohnte.

Es harmonierte mit ihrem Sinne und mit dem Geschmacke des Königs, daß sie, öffentlich überall als Herrin behandelt, geheimnisvoll und entfernt vom Könige wohnte. Denn des Königs Zimmer lagen auf der anderen Seite der Galerie, und noch geschieden von dieser durch Vorzimmer, Treppen und Gänge, und die Türe, welche der schlafende Nymph deckte, war unbekannt.

Das obige Gespräch verlor sich beim Eintritt in Lieb-

kosungen, und erst als der König Abschied nahm, gedachte Françoise wieder der Sorgen, welche die mögliche Abreise des Königs erregt hatte. Nur eine kurze Zeit war der Liebesrausch imstande gewesen, die Sehnsucht nach ihrer Tochter in den Hintergrund zu drängen; jetzt erhob sich diese Sehnsucht in voller Kraft. Ach nicht zu ihrem Heile! Hätte sie gewußt, daß ein neuer Wendepunkt ihres Lebens nahe bevorstünde, und daß es für diesen von größter Wichtigkeit sei, alles zu vermeiden, was dem Könige in bezug zu ihr einen verstimmenden Eindruck geben könne, sie hätte geschwiegen mit der Bitte um Entführung ihres Kindes von Chateaubriant.

„Ach das Kind!“ erwiderte er, den Kinder als unfertige, immerdar fordernde Wesen gar nicht interessierten, und dem das Geschöpf aus früherer Umarmung seiner Geliebten fast widerwärtig war, „laß es doch aufwachsen wie es mag! Es wird sich jetzt von dir entwöhnt haben, und die Entführung desselben von Chateaubriant, ohnedies mit großen Schwierigkeiten verbunden, würde einen Lärm verursachen, der mir im jetzigen Augenblicke sehr nachteilig wäre. Jetzt eben brauche ich die gute Stimmung der Seigneurs. Kinder sind überall im Wege! Erst beeinträchtigen sie Eure Schönheit, dann Eure Teilnahme, und am Ende erinnern sie uns gröblich, daß wir alt werden und Platz machen möchten. Wo wolltest du denn hin mit dem Geschöpfe, wenn es dem brutalen Grafen glücklich entrissen wäre?“

„Wohin —?“

„Doch nicht hierher nach Fontainebleau? Nicht doch! Solcher familienmäßige Anhang erinnert unangenehm an die Schattenseite der Liebe, an Sorge und Zukunft — das folgenlose Geheimnis ist auf der Stelle zerstört! Wo das Kind gesehen wird, gibt's ein Verwundern, ein Fragen und Flüstern und Erzählen! Denke nur an meine Mutter.“

„So will ich's nach Foix bringen, damit ich's zuweilen besuchen kann.“

„Besuchen! Die Lebenspläne kreuzen lassen für ein so kleines, noch unbedeutendes Wesen, — schlag dir's aus dem Sinne, Françoise, und schlafe wohl!"

Zum ersten Male hatte sie mit Tränen des Leides dem Könige gute Nacht gesagt; sie dachte nicht über den Charakterzug nach, welcher sich darin ausdrückte, sie folgerte nicht, sie empfand nicht einmal in voller Stärke die also enthüllte Liebloſigkeit, aber sie empfand Trauer. Sie liebte mit unbedingter Neigung, welche die Eigenschaften des Geliebten wie das Schicksal selbst hinnimmt; es lag ihr der Gedanke unendlich fern, daß es von den Eigenschaften des Geliebten abhängen könne, ob die Neigung Dauer und Berechtigung habe. Ebenso felsenfest war aber auch ihr mütterliches Gefühl, und ehe sie am anderen Morgen nach der Seine hinabritt, wo das Fahrzeug sie erwartete, schrieb sie an Baptiste jenen Brief, welchen dieser dem Grafen von Chateaubriant mitteilte.

Leider wurde sie während der Wasserfahrt ihrer traurigen Stimmung nicht so weit Herr, um sie dem Könige zu verbergen. Er war ohnedies nicht guter Laune; der Gang zum Sterbelager, die bedrohte Politik, die Einwendungen, welche ihm Françoise gemacht, und die ihm um so unbequemer waren, je mehr er einen Teil ihrer Richtigkeit anerkennen mußte, die lästige Mutterſorge endlich seiner Geliebten, die ihr nicht kommen sollte an seiner Seite, alles das belegte seinen Sinn. Niemals noch hätte Françoise, um ihm zu gefallen, ihres Anteils an heiterem Naturell so sehr bedurft, als auf diesem mit bunten Teppichen und Flaggen ausgeschmückten Schifflein, welches zwanzig Ruderer pfeilschnell den Strom hinabtrieben, und welches außen so lustig, innen so traurig erschien. Unter einem Baldachin saß der König, abgesondert vom Gefolge, seiner Herzdame gegenüber und blickte mit halb geschlossenen Augen prüfend auf sie. Wer

ihn kannte, mochte ihm anſehen, daß der Groll, jener alltägliche, das Behagen zerſtörende Umgangsgroll, immer höher und breiter in ihm aufſtieg und bei erſter Gelegenheit ſchneidend hervorzubrechen drohte. Ein fröhlich Lächeln auf dem Geſichte Françoiſens, eine lebensfriſche Bemerkung von ihren Lippen wäre hinreichend geweſen, dieſen Groll auf der Stelle zu zerſtreuen; denn ſo ſehr ihn zuſammengekauerte Traurigkeit an Leuten, die ihm lieb waren, quälte und verſtimmte, ſo ſehr war er der geringſten heiteren Wendung zugänglich. Ja, ſein Weſen, der Heiterkeit wie der Lebensluft bedürfend, griff oft um jeden Preis nach ſolcher Wendung, weil es ſich gar zu ſehr gedrückt fühlte von trüber Luft des Umganges.

Françoiſe wußte das nicht, und ſie fühlte ſich ihm zu eng verbunden, und war zu natürlich, als daß ſie an eine Koketterie gedacht hätte. So kamen ſie ſchweigſam nach Mélun, an deſſen Häuſern die Seine hinſtrömt. Ärgerlich ſah der König, daß Boten und Seigneurs ſeiner harrten, und daß deshalb einen Augenblick angehalten werden müſſe. Während er die überreichten Depeſchen aufriß, traten Budé und Florentin an Bord, eines Blickes vom Könige harrend, damit ſie ihm vortragen könnten, was ſie von Paris auf den Weg nach Fontainebleau getrieben und in Mélun angehalten hatte bei der Kunde, König Franz komme den Waſſerweg herab.

Unglücklicherweiſe benutzte Budé die Pauſe, um der Gräfin zuzuflüſtern, Semblançays Schickſal ſei auf dem Punkte der Entſcheidung, und zwar einer für den alten ehrlichen Diener lebensgefährlichen Entſcheidung. Budé ſetzte mit leiſem Vorwurfe hinzu, ob ſie denn des unglücklichen Mannes beim Könige vergeſſen habe. Sie hatte das nicht, aber es gab keinen übler gewählten Augenblick, den König in dieſer Angelegenheit anzutreten, als den jetzigen, keinen übleren für die Bitte und für den Bittenden.

Das gute Herz Françoiſens ließ ſie aber keine Rückſicht

darauf nehmen, und als Budé und Florentin durch eine Handbewegung des Königs eingeladen waren, in das wieder in Bewegung gesetzte Fahrzeug einzusteigen, erinnerte sie mit sanfter Stimme den König daran, daß er ihr gnädige Rücksicht auf Semblançays Schicksal versprochen habe, sie aber eben von Budé erfahre, er sei mehr als je in Gefahr.

„Madame," unterbrach sie der König, „Ihr habt zu allen Dingen größeres Talent als zur Politik; denn Politik heißt: das Nötige zu richtiger Zeit tun. Lustig sein, wenn andere lustig sind, wird nicht zum Verdienst angerechnet, verstimmt sein, wenn andere verstimmt sind, und Segel wie Steuer gehen lassen, wie es dem Winde gefällt, das ist jedermann erreichbar; in solchem Zustande aber von dem gelangweilten Nachbar noch eine Rücksicht in Anspruch nehmen, welche leicht unabsehbare Mißlichkeiten in sich schließen kann, dies, Madame, ist so über die gebräuchliche Politik hinaus, daß Ihr selbst unmöglich auf ein Gelingen rechnen könnt."

„Ich verstehe Euch nicht mein König."

„Das wird mir einleuchtend!"

„Eure Rede ist dergestalt eingehüllt in Gewänder von Voraussetzungen und Nebenblicken, daß mir mein schweres Verständnis sehr natürlich scheint."

Auf diesem Wege konnte König Franz zum Äußersten getrieben werden. Denn er wollte es sich schon als etwas Besonderes angerechnet sehen, daß er seinen Unmut nur in einer verdeckten Rede ausgesprochen; diese Rede nun auch noch richtigerweise unklar nennen zu hören, das brachte ihm zum Zittern vor Unleidlichkeit. Wie wir denn immer da am ungezogensten werden, wo es zur Hälfte unsere eigene Schuld ist, daß eine ursprünglich gute Lage sich in Pein verkehrt hat; aus tiefem Hintergrunde hören wir schon die Vorwürfe unseres Gewissens, und, um sie zu betäuben, entrüsten wir uns ungebührlich. Fehler, die uns ganz fremd sind, lassen uns immer kalt. König Franz suchte zitternd nach einem all

seinen Ärger sattsam und giftig ausdrückenden Worte für Françoise; denn er gehörte zu den jähen Naturen, welche im Zorne nicht nur keinen Unterschied machen, gegen wen sich der Zorn ausschütte, sondern welche im Gegenteile just die sonst geliebten Personen am empfindlichsten treffen wollen. Ehe er indes dies Wort finden konnte, sprach Florentin, welcher das Gefährliche der Situation vollständig übersah, dazwischen und leitete den Ärger des Königs auf sich, oder vielmehr — denn er war von raffinierter Klugheit — auf Budé. Er schilderte nämlich mit salbungsvoll geistlichen Worten Semblançays Lage, eine Lage unschuldig wie die des Kindes im Mutterleibe, und schilderte den bevorstehenden Justizmord, und alles dies, wie er weislich hinzusetzte, auf Budés Bericht. Natürlich fuhren die Wetter des Königs auf diesen in Fragen und Vorwürfen, die hintereinander herstürzten wie Donner und Blitz. Budé aber, oft zu sanft und unentschlossen, hielt immer Stand, wo offenbarem Unrecht gegenüberzutreten war, und diese gemessene und wohlbegründete Opposition brachte den König in die allerübelste Stellung. Nachzugeben war ihm nicht mehr möglich, denn er war in all seinen Behauptungen allzu maßlos gesteigert worden, und es mischte sich in die Rechtfertigung Semblançays allzuviel Sünde seiner Mutter und Sünde seines eigenen, gar oft leichtsinnigen Regimentes. Diese Sünden aufzuhäkeln wie ein verworrenes Gewebe, das war am wenigsten in solcher Stimmung des Königs Absicht, wohl aber ward es von Minute zu Minute seiner Stimmung angemessener, mit einem einzigen blutigen Streiche all diesen lästigen Kram zu erledigen, und mit einem schneidenden Worte der Ungnade und Verbannung die lästigen Umgebungen abzuschütteln. Wer die unbeschränkte Gewalt hat, ist gar leicht in der Versuchung, alle lästige Logik mit einer tyrannischen Gebärde zu ersticken.

„Genug!“ rief denn endlich auch König Franz, und es lag in diesem Worte und in dem Gestus, der sie begleitete, und

der von den Augenbrauen herabzuckte über Schulter und Arm bis in die starr ausspreizenden Finger, — es lag darin eine Wut, und es ging davon ein Schrecken aus, daß Françoise ein schmerzliches „Ach!“ ausstieß, und daß Budé wie Florentin entsetzt einen Schritt zurücktraten. Keiner wagte es mehr, die eintretende Totenstille zu unterbrechen. Sie sahen schüchtern — denn die Gewaltsamkeit des Königs wirkte gebieterisch durch dessen vornehme und mächtige Persönlichkeit — und schlimmer Dinge gewärtig auf den Herrn, welcher niemand anblickte, sondern starren Auges hinabsah auf die Wasserfläche, als ob er den Wald von Vincennes heranziehen wolle, um sogleich dieser unangenehmen Fahrt und Gesellschaft ledig zu werden.

So stieg er auch ohne ein Wort zu sprechen ans Ufer und zu Pferde, und ritt ohne ein Wort zu sprechen von dannen, nur begleitet von den Leuten des unmittelbaren Dienstes.

Françoise sah ihm lange Zeit nach, und erst als Florentin fragte, ob es verabredet gewesen sei, daß sie nicht mit dem Könige nach Paris reite, deutete sie mit der Hand auf das Schloß von Vincennes, welches fernher aus dem Eichen- und Buchenwalde schimmerte, und schritt langsam, gesenkten Hauptes voraus in den Waldesschatten, denn die Sonne brannte blendend auf dem Ufer.

Während die Freunde Françoisens diese um Aufklärung über das Betragen des Königs und mit Ratschlägen für die nächste Zukunft bestürmten, ritt König Franz in grimmigster Stimmung nach Paris hinein. Die Depeschen, welche er in Melun erhalten, berichteten nichts Geringeres, als daß Bonnivet, wie früher Lautrec, allein auf dem Wege sei, ihm den Verlust des Heeres anzuzeigen, und daß die Feinde, von Bourbon und dem Marquis de Pescaire geführt, geraden Weges auf die Provence marschierten. Es mußte von seiner

Seite Entscheidendes geschehen; aus den Trümmern des zerstreuten Heeres und mit energischen Maßregeln mußte ein neues Heer errichtet, er selbst mußte an der Spitze desselben gesehen werden, um die Macht der französischen Waffen wiederherzustellen. Solche Verhältnisse, die raschesten Entschlüsse heischend, waren nicht geeignet, dem ergrimmten Manne viel zarte Rücksicht irgend einer Art zu gestatten, nicht gegen sterbende, nicht gegen lebende Weiber. Die Königin Claude fand er auch in einem Zustande, daß weder Hilfe noch Unterredung angebracht sein konnte; er entfernte sich also auch schnell wieder von einem Anblicke menschlicher Kläglichkeit, der ihm unter allen Umständen zuwider war, und ließ Duprat rufen. Bevor dieser erschien, fertigte er Befehle aus nach allen Seiten des Reiches, und ordnete leider in dieser üblen Stimmung gegen Françoise und deren Freunde bereits alles Wesentliche, was die Regierung des Landes während seiner nun sicher bevorstehenden Abwesenheit anging.

„Wer genießt das meiste Ansehen im Lande," rief er Duprat entgegen, „um die Regentschaft kräftig zu führen, wenn ich plötzlich stürbe oder außer Landes müßte?"

„Das Parlament, Sire."

„Ach was! Und wer regiert das Parlament am leichtesten?"

„Die Königin Mutter, die Frau Herzogin von Angoulême."

„Deren rechte Hand du bist, gelte es Recht oder Unrecht; — das Pergament in deiner Hand ist gewiß nichts Geringeres als Semblançays Todesurteil, dessen meine Mutter so bedürftig ist?"

„Der Parlamentshof fragt nicht nach Bedürftigkeit, sondern nach Recht."

„Bist du" — und bei diesen Worten nahm der König das Pergament und hielt, es mit seinen Augen überfliegend,

in seiner Rede inne — „bist du von der Schuld Semblançays überzeugt?"

„Sire —"

„Warte mit deiner Antwort, bis ich vollständig gefragt. Ich werde diesen Prozeß, der meine Mutter so nahe betrifft, untersuchen lassen von drei unparteiischen und gewissenhaften Leuten, die ihr alle nicht kennen sollt, dies sage ich dir voraus, nun gehe mit deinem Gewissen und deiner Zukunft zu Rate, denn sie stehen beide auf dem Spiele bei deiner Antwort; du hast Zeit, bis ich das Urteil sorgfältig gelesen, dann erst erwarte ich deine Antwort!"

Der König las, der bleiche Duprat verriet durch keine Miene, was in ihm vorging. Als der König nach sorgfältiger Durchlesung den Blick wieder auf ihn richtete, fand er dasselbe starre Antlitz des Parlamentspräsidenten.

„Jetzt sprich!"

„Das Urteil ist zu Recht!"

„Was Recht! Das Recht macht ihr, je nachdem die Tatsachen zugerichtet sind — hast du hier ehrlich zugerichtet?"

„Sire —!"

„Ist der alte Semblançay der peinlichen Frage unterworfen gewesen?"

„Nicht mehr als der Rechtsgang gestattet."

„Und der gestattet so viel als nötig ist zu einem Geständnisse, das man braucht!"

„Unsere Mittel, die Wahrheit zu erforschen, sind allerdings beschränkt. —"

„Beschränkt! Sie sind so unbeschränkt, daß Ihr die Angeklagten auch zum Geständnisse der Unwahrheit bringen könnt! Beschränkt! Grausam sind sie — aber darum handelt sich's nicht in diesem Augenblicke, sondern um deinen Schwur bei Leib und Leben" — und unter diesen Worten stand der König auf und trat dicht vor Duprat, ihm in die grauen Augen blickend, als wollte er ihm bis ins Innerste

blicken — „um deinen Schwur, ob du Semblançay für schuldig hältst!“

„Ich halte ihn für schuldig.“

„Und zwar des Verbrechens, dessen er angeklagt ist? Antworte ohne Winkelzug!“

Es war auf solche Frage allerdings kein Winkelzug, wie ihn das jesuitische Gewissen Duprats bisher gesucht und gefunden, mehr übrig, das Verbrechen mußte ganz und blank begangen sein und ohne verdächtiges Säumen. Duprat, nie auf halbem Wege stehen bleibend, war der Mann dazu, und nach einem kaum bemerkbaren Zucken des Halses, als ob eine Voreiligkeit hinabgeschluckt werde, wiederholte er des Königs Worte: „Schuldig des Verbrechens, dessen er angeklagt ist.“

Es entstand eine lange Pause. Dann sprach der König wie für sich: „Armer Semblançay! Mut ist die größte Tugend und beherrscht die Welt!“ — Dann setzte er für Duprat hinzu: „Ich gratuliere meiner Mutter zu deiner Freundschaft.“

„Ich bin erst Richter, ehe ich Freund sein darf.“

„Laß das! Wir kennen uns. Bewahre ihr so nachdrückliche Freundschaft, auch wenn ich fern bin. Entschlossenheit gibt ein starkes Regiment, und ein starkes Regiment ist, wenn auch nicht das beste, doch das sicherste. Wirst du meiner Schwester ebenso zugetan sein, wenn sie Regentin wird?“

„Sire, die Frau Herzogin von Alençon ist Gemahlin eines Vasallen, und forderte als solche und als mißtrauisch angesehene Katholikin zum Widerspruche heraus.“

„Seitens deiner?“

„Seitens der Vasallen des Reiches; ich selbst widerspreche keiner Wahl meines Herrn.“

„Auch der Françoisens von Foix nicht?“

„Wenn es nur eine Françoise von Foix gäbe! Noch aber gibt's nur eine Françoise von Chateaubriant und Eure

Majestät werden nicht einen bretonischen Boudeur zum Titularregenten machen wollen."

„Possen! Die Foix sind ein energisch Geschlecht!"

„Man rühmt die Liebenswürdigkeit der Gräfin, ich kenne weder ihre Energie, noch ihre politischen Fähigkeiten. —"

„Das weiß Gott, ich kenne sie auch nicht."

„Und Sie ermessen, Sire, welch eine Erfahrung, welch eine Sicherheit nötig sein werden, ein Reich zu verwalten, welches seit beinahe zehn Jahren alle Fäden in die starke Hand eines einzigen Mannes gegeben hat."

„Du meinst, meine Mutter kenne allein den Zusammenhang der Fäden?"

„Unerläßlich wäre es jedenfalls, Sire, daß die Semblançaysche Angelegenheit erledigt würde, bevor die hohe bei diesem Prozeß beteiligte Person an die Spitze des Regiments träte."

„Und ihren Gegner selbst hinrichten ließe?"

„Sie könnte ihn ja auch begnadigen."

„Eins wäre so unschicklich wie das andere. Und wenn ich ihn begnadigte?"

„Dann setztet Ihr Eure Mutter mit einem garstigen Flecken des Mißtrauens auf den höchsten Platz in Frankreich!"

„Bist du so gewiß, daß ich sie dahin setze?"

„Ich bin Eurer Weisheit gewiß."

Halb zerstreut, denn er betrachtete bald Duprat, bald die Bilder im hohen Zimmer des Hotels des Tournelles, wo diese Szene sich begab, ergriff der König die Feder und zeichnete stehend, langsamen Zuges seinen Namen unter das Todesurteil. Dann ging er rasch aus dem Gemache, ohne Duprat oder das Papier weiter anzublicken.

Während sich dies begab, waren Françoise und ihre Freunde in einem mit Hirschgeweihen ausgeschmückten Parterresaale in sorgenvoller Betrachtung über das Benehmen des Königs und über die Zukunft der Gräfin. Florentin

war am tiefsten niedergeschlagen und wiederholte, so wie es egoistische Freunde zu tun pflegen, seine stehende Klage, daß Françoise im Kapitelsaale der Genovevenabtei den Kontrakt zerrissen habe. „Großmut der Jugend“, setzte er predigend und ärgerlich hinzu, „bezahlt die Schulden der Welt und darbt dafür im Alter! Wer sich Wallungen hingibt, ist des Bettelstabes gewiß! Nichts bindet und dauert als gerichtlich niedergeschriebenes Wort.“

Françoise sah ihn gleichgültig an, während Tränen über ihre Wangen liefen.

„Nach dieser Probe übler Laune und Gleichgültigkeit,“ fuhr Florentin fort, „sind wir kaum noch eines lockenden Erfolges gewiß, wenn ich dich mitnehme zu unseren Nonnen in Paris und dem Könige vorenthalte, bis er den zerrissenen Kontrakt erneuert. Wer weiß, ob er nachfragt!“

„Jedenfalls, gnädige Frau,“ sprach Budé, der im Saale auf und nieder gegangen war und jetzt vor ihr stehen blieb, „jedenfalls müßt Ihr ihm ein Zeichen Eures Unwillens geben und nun Eurer ersten ganz richtigen Regung folgen, Paris in diesem Augenblicke zu vermeiden. Dies Schloß ist ein würdiger Aufenthalt; verweilet hier; ich werde alle unsere Freunde unterrichten, und von morgen an sollen die Duchatel, Marot, Primatice, Juste und Lascaris einen Hof um Euch bilden mit mir und Cousin, der drüben in der Minimenkirche malt, daß der König mit Scham erkennen soll, wie wir ihm zum Trotz Anmut, Schönheit und Verdienst zu würdigen wissen, und wie wir in Euch so gut wie in ihm den Mittelpunkt unseres geistigen Lebens verehren. Herzogin Margarete, die ich sogleich unterrichten werde, zögert gewiß nicht einen Augenblick, neben Euch an die Spitze des Vincenner Hofes zu treten, und nur was langweilig und absichtsvoll ist, soll in Fontainebleau bleiben. Unser sanguinischer Herr bereut jetzt schon, was er getan, und einsehend, wo sein besseres Leben weile, wird er büßend zum Hofe von Vin-

cennes kommen wie ein Troubadour, der gegen die Devise seiner Dame gefehlt. Dies ist dann der Augenblick, Semblançays Begnadigung als Sühne zu heischen und eine würdige Stellung Euch auszubedingen neben der übelwollenden Frau von Angoulême für den Fall, daß der König selbst in den Krieg zöge. Nicht wahr, Ihr billigt meine Ansicht und folgt meinem Rate, gnädige Frau?"

„Ich danke Euch," erwiderte diese, indem sie Budé die Hand reichte, „lieber Budé, aber ich finde weder in meinem Herzen, noch in meiner Stellung ein Recht zu solcher Opposition gegen den König. Was Florentin sagt, begreife ich kaum, und was ich davon begreife, das ist mir zuwider. Ich liebe den König und bin von ihm geliebt. Er ist übler Laune gewesen und hat mich des Ansehens nicht gewürdigt, als er schied. Die Männer sind doch wohl alle mitunter rauh; mein Gott, wieviel schlimmer war ohne Veranlassung oft Chateaubriant und hatte doch nicht die tausend Regierungssorgen, und meinte doch auch, mich zu lieben! Ihm fügte ich mich, und sollte Franz die Übereinkunft brechen um einer herben Stimmung, um einer Grille willen? Nicht doch! Wie möchte ich ihm wehe tun, der zu einer sterbenden Gattin ging und bestürmt ist von allerlei schwerer Sorge und Pflicht! Wie nähme ich mich aus neben einer Gattin, die ihm so viel wird verziehen haben, auch um meine Schuld wird verziehen haben?! Zu seinem Troste bin ich da, in solchem Augenblicke mehr als je; und auch wenn er mich so unwillig empfängt wie er mich verlassen, es ist ihm doch eine kleine Genugtuung, daß ich ihm folge und angehöre auch bei trüber Zeit."

Dabei winkte sie nach den Pferden, und Budé küßte ihr gerührt die Hand und führte sie hinaus, Florentins mißbilligende Äußerungen und Gegenvorstellungen aber blieben teils unbeachtet, teils erfolglos. Als sie mit ihrem Dienergefolge die Allee nach Paris hinabritt und er und Budé ihre

Maultiere bestiegen hatten, um ihr zu folgen bis ans Tor von St. Denis, da sagte jener mehr erbittert als verdrießlich zu diesem: „Sie wirft sich ihm dergestalt an den Hals, daß es mich nicht im geringsten verwundern soll, wenn er sie eines Tages wegwirft wie etwas, das er am Wege gefunden!“

„O nein, hochwürdiger Herr, ein gutes Weib übertrifft ebenso weit einen guten Mann an Höhe des Sinnes, als ein schlechtes Weib den schlechten Mann in niedriger Gesinnung überbietet. Und unser König versteht sich auf hohen Sinn. Was ist's im schlimmsten Falle? Ein Weib wie unsere Freundin kann unglücklich, aber niemals elend werden.“

Florentin sah den Sprecher halb verächtlich über die Schulter an und erwiderte nichts. Erst nach einer Weile, als Budé sein Tier antrieb, um die Gräfin einzuholen, sprach er ärgerlich: „Nehmt doch den Zügel an, ich kann nicht füglich in diesem Augenblicke, da die Königin im Verscheiden liegt, mit der Geliebten des Königs durch die Straßen meiner Gemeinden reiten!“

„Tröstet Euch! Am Tore von Bercy nimmt die Gräfin ihre Maske vor!“

„Als ob man nicht die halbköniglichen Farben ihrer Leute erkennte!“

„Ihr schämt Euch, dessen sich der König nicht schämt?“

„Der König ist ein weltlicher Herr!“

Die Pariser, damals wie jetzt politisch aufmerksam bis in die Geheimnisse der Schlafzimmer und dem Familienanstande strenger zugetan als jetzt, empfanden es allerdings unwillig, daß im Augenblicke des Verscheidens ihrer Königin die Gräfin Chateaubriant mit königlichem Gefolge durch die Hauptstadt reite. Und sie waren im voraus unterrichtet davon: die Herzogin von Angoulême, welcher eine Beleidigung der Gräfin auf offener Straße höchst erwünscht gewesen wäre, hatte am Morgen einen Eilboten mit dieser Nachricht an ihre

Freunde gesendet. Zahlreiche Menschenmassen waren von der Bastille an nach der damals erst im Entstehen begriffenen Place royale vom Mittage an versammelt und gerüstet gewesen, ihr Beleidigungen zuzurufen. Zum Erstaunen der Masse war dagegen der König allein erschienen, und die Masse, halb geschmeichelt von einer Änderung, welche sie ihren Maßnahmen zuschreiben mochte, halb geärgert durch solche Entziehung des anzugreifenden Gegenstandes, um deswillen sie stundenlang gewartet, entschädigte sich durch ein Vive le roi, welches zur Hälfte gutmütig war, zur Hälfte nur gerufen wurde, damit man doch, einmal zum Schreien versammelt, etwas rufen könne.

König Franz, ein König der Seigneurs, liebte den Zuruf der Masse nicht, auch wenn er ein beifälliger war. Er hatte die seinem Charakter gemäße Empfindung, daß man auch zum Zeichen des Mißfallens berechtige, wenn man das Zeichen des Beifalls erkenntlich hinnehme. Er war also ganz wie immer vornehm und ohne das geringste Wohlgefallen darüber auszudrücken durch die Menge hindurch geritten. Nur darin, daß er obenhin und leicht, kaum merkbar einige Male mit Augenlidern und Kopfe gegrüßt hatte, war er von seiner gewöhnlichen Weise abgewichen. Denn gewöhnlich grüßte und dankte er einer Volksmenge oder einzelnen Mannans, wie man jahrhundertelang die Nichtedelleute nannte, gar nicht. Es war dies nicht Hochmut, es war jene egoistische Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht eine charakteristische Beziehung zu ihm hatte. Und was nicht Seigneur war oder sonstwie bevorzugtes Geschöpf, das hatte keine Bedeutung für ihn. Dennoch war ihm der Zuruf des Volkes an jenem Tage von einiger Bedeutung gewesen; er hatte ihn daran erinnert, daß Françoise mit ihrer Bedenklichkeit recht gehabt, denn er empfand jetzt selbst, daß ein so aufmerksam beachteter Einzug mit ihr an solchem Tage etwas Unpassendes gewesen wäre.

Was Françoise dadurch für die Zukunft vielleicht gewann im Sinne des Königs, das verlor sie tatsächlich durch die Überreste der Volkshaufen, welche sich noch in den Straßen herumtrieben und welche sie sogleich erkannten. Zweideutige und mitunter auch gröbliche Zurufe empfingen sie an der Rue royale, und verletzten nicht nur ihr Schamgefühl, sondern auch ihren Stolz bitterlich. Das Volk haßt mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit überall die Finanzbeamten, als ob diese allein die Veranlassung seien, daß es Steuern bezahlen müsse. In Frankreich besonders ist es seit vielen Jahrhunderten dem Volke immer eine Genugtuung gewesen, wenn ein hoher Finanzbeamter gestürzt wurde. Semblançays, eines würdigen, rechtlichen Mannes peinlicher Prozeß war den Parisern also auch ein sehr willkommenes Ereignis gewesen, und die Chateaubriant hatte sich ihnen unmittelbar dadurch verhaßt gemacht, daß sie dem alten Manne beim Könige das Wort geredet habe. Sie wollten ihn hängen sehen den alten Fuchs, an den sie schon so viele Taillen bezahlt, ja der ihren Vätern schon Geld abgenommen!

Darauf bezügliche Verhöhnungen mußte denn Françoise in reichlichem Maße anhören. Entsetzt von dieser Lage blickte sie hinter sich, um Budés und Florentins, welche sie nahe bei sich glaubte, Schutz in Anspruch zu nehmen. Sie waren nicht da; wohl aber schloß sich die vom Geschrei anwachsende Volksmenge hinter ihr zusammen und trennte sie immer weiter von Budé, der gleich darauf um die Bastillenmauer bog, und sich der nicht ausweichenden Menge halber nicht mit ihr vereinigen konnte. Sie litt unerhörte Pein, besonders da sich in der enger werdenden Gasse rohe Männer bereits an ihr Pferd drängten und der Augenblick persönlicher Mißhandlung nahe zu sein schien.

Wie in Traumbildern, die vom Winde gepeitscht gleich Wolkenschatten einander jagen, so flog ihr Leben der letzten Zeit an ihren fast geschlossenen Augen vorüber. Alles

Entsetzen ihrer Stellung schaute ihr so erschrecklich daraus und aus diesem öffentlichen Skandale, dem Höhepunkte ihres Schicksals, wie sie meinte, entgegen, daß sie einen Augenblick allen Willen und alle Tatkraft verlor und unmerklich selbst ihr Pferd anhielt, als ob es ihre Bestimmung sei, sich zur Sühne den Mißhandlungen des Volkshaufens preiszugeben. Zwei der verwegensten Männer des Haufens benutzten diesen Moment, und der eine vertrat dem langsam schreitenden Pferde den Weg, der andere streckte die Hand nach ihr selbst aus. „In die Seine! In die Seine mit ihr! Damit die gute Königin Claude eine Kammerfrau finde unterwegs!“ schrie der Haufe mit wildem Gebrüll, als er sah, daß sich der Gegenstand der Entrüstung so gutwillig ergab. „Ein gutes Pferd ist Goldes wert, wenn man's zu führen weiß!“ sang in dem Augenblicke, da die schwere Hand des Handwerkers sie berührte, eine schallende Stimme neben ihr, und Françoise fuhr aufgeweckt wie eine Nachtwandlerin, sei es von der sie entsetzenden Berührung, sei es von dem Gesange, mit Kopf und Hand in die Höhe. Das Blut der Foix war in ihr erregt, und der Entschluß schoß auf in ihrer Seele wie ein glühender Wetterschein, der Entschluß, den Kampf anzunehmen auf Leben und Tod mit dem Schicksale. Mit aller Gewalt schlug sie ihre Reitgerte raschen Streiches einmal dem Bürger, der nach ihr griff, ins Angesicht, das andere Mal auf den Kopf ihres Pferdes. Der Mann, in die Augen getroffen, taumelte zurück, während das Pferd in heftigem Satze den anderen umwarf und vollen Laufes auf der schlecht gepflasterten Straße dahinflog, daß die Funken sprühten und die Menschen auseinander stoben. Die Diener, längst mit Ungeduld dieses Tempos harrend, stürmten ihr nach, und bei der plötzlich eingetretenen Ruhe in der Rue royale hörte man das Stampfen der galoppierenden Rosse bald ferner und ferner.

„Marots Chanson hat sie gerettet!“ rief lachend der

Bürger, welcher umgeworfen worden war und sich unbeschädigt aufrichtete. „Wo ist er?“ setzte er hinzu, „der Schelm war doch eben neben uns!“

„Aber schön ist sie und reiten kann sie wie die Königin Isabeau!“ rief die Stimme des Sängers aus einem Haufen.

„Das ist wahr!“ schrien andere, und ein allgemeines Gelächter folgte. Es war schwer zu sagen, ob man den Bürger auslachte, der sich die gepeitschten Augen in ungeschickter Stellung rieb, oder ob es dem Attentate aus dem Stegreife galt, welches durch die Entschlossenheit einer schönen Frau so plötzlich geendigt war.

Françoise aber jagte unaufhaltsam durch Paris, bis sie dergestalt verirrt war, daß sie halten und einen Diener um Rat fragen mußte. Es war später Nachmittag, als sie außerhalb der Stadt den Turm von St. Denis vor sich sah.

Einer jener heißen Sonnentage war es, an welchen die Luft des Tages verdickt und dunstig, gegen Sonnenuntergang aber in rotgelbem Scheine wunderbar durchsichtig erscheint. Es wandelt dann alles unter dem Himmel in dieser Beleuchtung einher, wie man es auf alten Heiligenbildern zu sehen gewohnt ist: scharf abgeschnitten von der Luft und wie angehaucht von einer gewissen steifen Feierlichkeit. In dieser wunderbaren Beleuchtung sah sie weithin über die Ebene von St. Denis den König reiten, der bereits auf dem Rückwege begriffen und nur von wenig Kavalieren begleitet war. Sein Anblick hatte bei dem grellen Himmelslichte etwas Gespenstisches; auf ungewöhnlich hohem schwarzen Pferde erschien er, ein sehr hochgewachsener Mann und den Begleitern weit voraus, wie ein unterirdisch Wesen, das im Brande der Sonne aus den Erdklüften an die Oberfläche heraufgestiegen sei, um in unheilvoller Absicht einen Teil der Welt zu besehen.

Er ritt auch wirklich ohne Weg und Steg querfeldein weil es seinem Naturell zuwider war, denselben Weg zweimal

hintereinander zu machen, und Françoise hatte Mühe, über Gräben und allerlei Hindernisse zu ihm zu kommen. Trotz ihrer Vorliebe für ihn empfand auch sie jenen gespenstischen Eindruck, welchen so oft ein unerwartetes Zusammentreffen innerer und äußerer Umstände hervorbringt. Aber dieser gespenstische Eindruck übte keine Macht aus auf ihre jetzt eben hoch gesteigerte Stimmung; einen Augenblick zerschmettert von dem Attentate in Paris, hatte sich der ihr angeborene Mut ein für allemal zu der Einsicht und dem Entschlusse erhoben: sie wandle am Abgrunde und sie müsse sich wehren auf Tod und Leben gegen jegliches Hindernis, das ihr bedrohlich in den Weg trete. Schwärmerisch und wie alle Schwärmerei uneigennützig liebend, hatte sie bis diesen Tag ihre Stellung neben dem Könige niemals vom politischen Standpunkte betrachtet; was kümmerte sie äußeres Ansehen und äußere Macht! Jetzt hatte sie plötzlich dicht nacheinander ihre Liebeswelt bedroht gesehen von innen her durch den launischen König, der offenbar durch politische Verwickelung zu liebloser Laune getrieben war, und von außen her durch Zudringlichkeit der Volksmassen. Hier wie dort war es also, wie sie glaubte, Mangel an politischer Macht, der sie bedrohte, und so bildete sich in ihr mit einem Male der auffallende Wechsel, daß sie für ihre Liebe und trotz ihrer Liebe von Stunde an eine mächtige politische Stellung erzwingen wollte.

Dadurch war ihr Wesen außerordentlich verändert, und der König zeigte sich bald davon betroffen. Als er ihrer auf dem Felde ansichtig geworden, hatte er nicht eben mit wohlwollendem Auge auf sie geblickt; daß sie nach den Szenen am Vormittage dennoch seinem Vorschlage von gestern gefolgt sei und sich nach so herber Behandlung dennoch streng gehorsam zeige, das machte ihm, dem eigensinnigen Manne, keinen günstigen Eindruck. Was sich so widerstandslos behandeln läßt, das reizt denjenigen Mann nicht, welcher keiner

sich selbst verläugnenden Liebe fähig ist. Er empfing die Gräfin also hochmütig und lieblos, und machte ihr Vorwürfe, daß sie so spät eintreffe. Wie war er verwundert, als sie erwiderte:

„Das ist Eure Schuld, König Franz, der Ihr Euer Volk in Paris so schlecht im Zügel habt, daß es selbst Eurer nächsten Freundin mit Brutalität den Weg vertreten und sie mit Hohn und Spott, ja selbst mit Mißhandlung bedrohen kann."

„Die Pariser?!"

„Die Pariser, die Eurem Regimente so wenig Ehre machen. Doch davon handelt sich's nicht eben, denn man kann schwach regieren und doch ein starker Freund sein. Aber daß ein als ritterlich gepriesener König die Dame seines Herzens gedankenlos einem offenbar vorbereiteten Attentate des Pöbels aussetzt, das Sire, ist erstaunlich!"

„Françoise?!"

„Gräfin von Foix ist mein Name, König von Frankreich, seit ich dem Namen meines Gemahls entsagt, und seit ich eingesehen habe, daß die vertrauliche Benennung, welche ich Euch gestattet, nicht nur keine Liebe, nein, nicht einmal alltägliche, jeder Dame gebührende Achtungsbezeugung mit sich bringt."

Man sollte glauben, die Gräfin habe sich nur mit großer Mühe eine Zeitlang in diesem Tone erhalten können, da er ihrem Wesen fremd, und da er ihr, dem Könige gegenüber, den sie liebte wie nur jemals vorher, äußerst schwer gewesen sei. Aber dem war nicht so. Ihre Liebe blieb ungestört davon; die Liebe hätte ihr mitten in diesem Gespräche, welches sich durch des Königs beschwichtigende Gegenrede immer mehr belebte, — die Liebe hätte ihr in dieser halb zornigen Aufregung jedes Opfer möglich gemacht, wenn ein solches im Augenblicke notwendig geworden wäre, denn die Liebe zum Könige war ebenso frisch und stark in ihr wie je vorher. Die Weltdame nur, die Frau der Gesellschaft war

zum ersten Male, war endlich in ihr zum Bewußtsein gekommen. Daß sie sich der rohen Gemeinheit ausgesetzt gesehen, dies hatte endlich all das in ihr wachgerufen, was von seiten ihrer Freunde immer und immer neben ihr gesprochen worden und was immer ohne Widerhall in ihren Sinn gefallen war. Jedes dieser Worte wachte wie von langem Schlummer in ihr auf; was Budé, was Brion, was Florentin von Stellung und Schutz jemals gesagt, die ihr der König schuldig sei, das alles erhob sich jetzt gesammelt und geschlossen in ihr. Es war leblos geblieben, solange die Liebe ohne Arg vertraut hatte auf den liebenden König; es wurde lebendig, da sich von allen Seiten die Überzeugung aufdrängte, dies Vertrauen könne getäuscht und in diese Täuschung des Vertrauens könne wohl auch die Liebe selbst mit hineingerissen werden.

Vielleicht auch war sie durch Florentin und durch das Hofleben so weit verdorben worden, daß der Ehrgeiz in ihr Macht gewann neben der Liebe, daß der Eigennutz eine Stelle fand in diesem sonst so uneigennützigen Herzen. Oder sind nicht all diese Ausdrücke zu hart? Tat es denn ihrem Herzen und ihrer Liebe irgend einen Eintrag, daß sie sich eines Stolzes bewußt wurde, welcher ihr zukam durch Geburt und Erziehung, und welchen sie hegen durfte nach so viel rücksichtsloser Hingebung, als sie dem Könige bewiesen? Königliche Herrin zu sein war ja den Ansprüchen eines Herzens nicht fremd, welches Liebe zum und Liebe vom Könige klar und fest in sich trug, und welches Leib und Leben für diese königliche Liebe ohne weiteres hingegeben hätte! Im Grunde konnte nur der oberflächliche Zuschauer von dieser endlich eintretenden Wendung im Wesen eines Weibes überrascht sein, eines Weibes, welches überall, sowohl in Gehorsam als in Kraft zur Selbstopferung, als in endlicher voller und offener Hingebung an ihre Liebeswelt stark ausgeprägte Züge offenbart hatte.

Der König freilich war ein so oberflächlicher Zuschauer gewesen; denn seine Eitelkeit, durch Mannesschöne und hohe Stellung begünstigt, hatte ihn über die geheimen Widerstandskräfte des Weibes völlig sorglos und gedankenlos gelassen. Völlig unerwartet traten sie ihm jetzt entgegen und bestürzten ihn, soweit sie ihm gegründete Vorwürfe unritterlichen Betragens vors Angesicht hielten. Denn ein ritterlicher König, ein ritterlicher Herr in aller Ausdehnung des Wortes zu sein, dies war der Grundton seines Stolzes. Deshalb war er anfangs zum Äußersten bestürzt, und verwirrte sich in der Scham vor seinen eigenen kleinlauten Erwiderungen, eine Scham, die ihm neu und empfindlich peinigend war. Er achtete nicht auf Weg und Richtung und ritt planlos neben der Gräfin dahin, welche überaus prächtig aussah in dieser stolzen Wallung auf schaum- und schweißbedecktem Zelter. Von Aufregung und Tageshitze glühte ihr Angesicht, der runde Federhut mit breiter Krempe war aus dem Gesichte nach hinten zurückgewichen, das schöne schwarze Haar drängte sich hervor, die Wangen glühten, und die Spange des grüngoldenen Reitgewandes, welche es über der Brust zusammenhielt, war ausgesprungen, so daß die Oberbrust, von rastlos strömender Rede und Erhitzung gehoben, dem Blicke entgegentrat.

Solche Schönheit verdrängte ihm in etwas die Pein der Erniedrigung, und sobald diese Pein ein wenig zurücktrat, gewann auch das Interesse die Oberhand, das Interesse, eine so überraschende Wendung in dem Charakter seiner Herzdame zu erleben. „Warum hast du nicht einige Stunden früher so gesprochen!“ rief er unwillkürlich und ohne weitere Erklärung aus.

„Erst seit einigen Stunden“, erwiderte Françoise rasch, „hast du solche Worte nötig gemacht!“

Lediglich mit sich beschäftigt, waren sie solcherweise absichtslos auf eine Anhöhe vor Paris gekommen, die man

sonst nicht gern betrat, und die der König an jenem Tage um jeden Preis vermieden hätte, wäre er frei und der Umsicht fähig gewesen. Jetzt war es zu spät, dem Anblicke zu entgehen, der sich entgegendrängte. Dichte Volksmassen wälzten sich von Paris den Berg herauf, und in ihrer Mitte zeigte sich, umgeben von berittenen Trabanten, ein bärtiger Mensch mit blutrotem Mantel und auf schwarzem Karren ein alter, totenbleich aussehender Mann.

Der König fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um sich zu besinnen, wo er sei und was dies zu bedeuten habe. Unterdes war die Menge, die ihn gesehen und erkannt, hastig näher gerückt mit wildem, die Luft erschütterndem Geschrei. Franz hatte sich mit Entsetzen überzeugt, er sei auf Montfaucon, der Hochgerichtshöhe bei Paris, und der bleiche arme Sünder mit schneeweißem Barte, der ihm die magern Hände entgegenstreckte, sei niemand anders als Semblançay, den Duprat schleunigst zum Galgen befördern lasse.

„Was ist das?“ rief Françoise. „Schon wieder diese brutalen Töne, diese erschrecklichen Massen! —“

„Hinweg! hinweg!“ rief der König und griff nach dem Zügel ihres Pferdes.

„Horch! einen Augenblick noch!“ sagte hastig Françoise und beugte sich nach dem Halse des Tieres, als ob sie deutlich hören wolle, was die Leute schrien, „um Gottes willen! Franz, hörst du? Sie schreien dir Vivat für — für — das Todesurteil, — dieser Greis, wer ist's?“

„Hinweg! hinweg!“ und mit diesen Worten spornte er sein Pferd bis aufs Blut, und riß Françoisens Zelter am Zügel mit hinab, seitwärts biegend von der Volksmasse und über Stock und Stein dahinjagend nach der Stadt, über welcher eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten.

Aber auch hier fand er keine Ruhe; in den dunkelnden

Der König freilich war ein so oberflächlicher Zuschauer gewesen; denn seine Eitelkeit, durch Mannesschöne und hohe Stellung begünstigt, hatte ihn über die geheimen Widerstandskräfte des Weibes völlig sorglos und gedankenlos gelassen. Völlig unerwartet traten sie ihm jetzt entgegen und bestürzten ihn, soweit sie ihm gegründete Vorwürfe unritterlichen Betragens vors Angesicht hielten. Denn ein ritterlicher König, ein ritterlicher Herr in aller Ausdehnung des Wortes zu sein, dies war der Grundton seines Stolzes. Deshalb war er anfangs zum Äußersten bestürzt, und verwirrte sich in der Scham vor seinen eigenen kleinlauten Erwiderungen, eine Scham, die ihm neu und empfindlich peinigend war. Er achtete nicht auf Weg und Richtung und ritt planlos neben der Gräfin dahin, welche überaus prächtig aussah in dieser stolzen Wallung auf schaum- und schweißbedecktem Zelter. Von Aufregung und Tageshitze glühte ihr Angesicht, der runde Federhut mit breiter Krempe war aus dem Gesichte nach hinten zurückgewichen, das schöne schwarze Haar drängte sich hervor, die Wangen glühten, und die Spange des grüngoldenen Reitgewandes, welche es über der Brust zusammenhielt, war ausgesprungen, so daß die Oberbrust, von rastlos strömender Rede und Erhitzung gehoben, dem Blicke entgegentrat.

Solche Schönheit verdrängte ihm in etwas die Pein der Erniedrigung, und sobald diese Pein ein wenig zurücktrat, gewann auch das Interesse die Oberhand, das Interesse, eine so überraschende Wendung in dem Charakter seiner Herzdame zu erleben. „Warum hast du nicht einige Stunden früher so gesprochen!“ rief er unwillkürlich und ohne weitere Erklärung aus.

„Erst seit einigen Stunden“, erwiderte Françoise rasch, „hast du solche Worte nötig gemacht!“

Lediglich mit sich beschäftigt, waren sie solcherweise absichtslos auf eine Anhöhe vor Paris gekommen, die man

sonst nicht gern betrat, und die der König an jenem Tage um jeden Preis vermieden hätte, wäre er frei und der Umsicht fähig gewesen. Jetzt war es zu spät, dem Anblicke zu entgehen, der sich entgegendrängte. Dichte Volksmassen wälzten sich von Paris den Berg herauf, und in ihrer Mitte zeigte sich, umgeben von berittenen Trabanten, ein bärtiger Mensch mit blutrotem Mantel und auf schwarzem Karren ein alter, totenbleich aussehender Mann.

Der König fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um sich zu besinnen, wo er sei und was dies zu bedeuten habe. Unterdes war die Menge, die ihn gesehen und erkannt, hastig näher gerückt mit wildem, die Luft erschütterndem Geschrei. Franz hatte sich mit Entsetzen überzeugt, er sei auf Montfaucon, der Hochgerichtshöhe bei Paris, und der bleiche arme Sünder mit schneeweißem Barte, der ihm die magern Hände entgegenstreckte, sei niemand anders als Semblançay, den Duprat schleunigst zum Galgen befördern lasse.

„Was ist das?“ rief Françoise. „Schon wieder diese brutalen Töne, diese erschrecklichen Massen! —“

„Hinweg! hinweg!“ rief der König und griff nach dem Zügel ihres Pferdes.

„Horch! einen Augenblick noch!“ sagte hastig Françoise und beugte sich nach dem Halse des Tieres, als ob sie deutlich hören wolle, was die Leute schrien, „um Gottes willen! Franz, hörst du? Sie schreien dir Vivat für — für — das Todesurteil, — dieser Greis, wer ist's?“

„Hinweg! hinweg!“ und mit diesen Worten spornte er sein Pferd bis aufs Blut, und riß Françoisens Zelter am Zügel mit hinab, seitwärts biegend von der Volksmasse und über Stock und Stein dahinjagend nach der Stadt, über welcher eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten.

Aber auch hier fand er keine Ruhe; in den dunkelnden

Straßen war alles in Bewegung, und sämtliche Glocken läuteten, daß man in der Nähe der Kirchen wie betäubt war. Françoise, öfter in Gefahr, vom Pferde zu fallen, und fieberisch aufgeregt durch alle Vorgänge des Tages, rief ihm umsonst zu wiederholten Malen zu, was vorgehe? und wer der Unglückliche gewesen sei? was die Aufregung und das Glockengeläute bedeute? Er antwortete nicht, und im Lärm der galoppierenden Pferdetritte und der überall tönenden Glocken ging es fort und fort durch die immer finsterer werdende, brausende Stadt.

Am jenseitigen Tore aber, welches nach Corbeil hinausführte, war der König genötigt, einen Augenblick zu halten, weil das Tor schon geschlossen war. Während die Diener vorritten und schrien: „Öffnet das Tor für den König!“ fand sie Zeit, einen Trabanten zu fragen.

„Semblançay wird gehenkt, und die Königin Claude ist gestorben,“ antwortete eintönig der Trabant.

10.

Die Dinge waren ihrer Entscheidung nahegerückt; Bourbon belagerte Marseille, Bonnivet selbst war angekommen in Fontainebleau, des Königs Abreise zum Heere stand vor der Tür, und vor dieser Abreise mußte das Wichtigste entschieden werden. Die Regentschaftsfrage und die Stellung der Chateaubriant erschien aber allen Leuten am Hofe als das Wichtigste, und niemand wußte darüber etwas vorauszusagen, selbst die Herzogin von Angoulême nicht, obwohl sie, vom Hotel des Tournelles aus am Sterbetage der Königin Claude datiert, eine ziemlich positive Zuschrift ihres Sohnes in Händen hatte, daß sie in seiner Abwesenheit die Zügel der Regierung führen solle. Sie kannte ihren Sohn zu gut, als daß sie sich mit dieser Zuschrift des Ausgangs

ſicher geglaubt hätte. „Er bindet ſich nicht, ſelbſt nicht durch ſeine eigenen Ausſprüche und Beſchlüſſe, er geſtattet jedem Tage ein neues Recht, und die letzte Stunde vor ſeiner Abreiſe wird erſt entſcheiden, wer die Herrſchaft an ſeiner Statt erhalten wird.“ So ſprach ſie zu Duprat, der ihr über Semblançays Ende berichtet hatte, und trug ihm auf, den feinen Prälaten Florentin ihr unverzüglich nach Fontainebleau zu ſchicken. Sie wußte, daß er in Vincennes mit der Gräfin geweſen, und ſie war der Meinung, von ſeinen Ratſchlägen rühre es her, daß ſich von jenem Tage an eine ſo auffallende, der Gräfin günſtige Änderung zeige im Verhältniſſe des Königs zu ſeiner Herzdame, eine Änderung, von welcher die Herzogin in der entſcheidenden Stunde das Schlimmſte befürchtete. Dieſer Florentin alſo müſſe um jeden Preis gewonnen werden, damit er eiligſt wieder vernichte, was er geſchaffen.

Ach! und das war ſo leicht! Er hatte in Vincennes nicht geraten, er war ſeiner Milchſchweſter bereits ſo gut wie abtrünnig, weil er die Unmacht derſelben zu erkennen glaubte, er hatte von da an den höflichen Verſicherungen der Herzogin bereits ein gefälliges Ohr geliehen, er harrte nur ihrer poſitiven Aufträge.

Den vollen Grund zu ſagen: Florentin ward durch den Aberglauben, welcher damals mehr als je unter dem höheren Klerus ſyſtematiſch herrſchte, von ſeiner Milchſchweſter abgedrängt. Alle geheimnisvollen Zeichen waren gegen ſie; je tiefer er eingeweiht wurde durch die Kundigſten ſeines Standes in Paris, je feſter und ſicherer er ein Horoſkop ſtellen lernte, deſto hoffnungsloſer wurde er für Françoiſe, und infolgedeſſen auch deſto kälter; denn er verband ſich nur mit dem, was Erfolg verhieß in der Welt.

Als er nun auf Duprats Mitteilung ſogleich hinübereilte nach Fontainebleau, und, zuerſt in Françoiſens Zimmer eintretend, den Raben Jacques wieder bei ihr fand, den er

seit dem Aufenthalte in der Heimat nicht wieder gesehen, da gab der Anblick dieses Vogels den letzten Ausschlag, wenn es noch eines solchen Ausschlages bedurfte.

Jacques, welcher damals die Gräfin und den König nur eine Strecke Weges begleitet hatte, war jetzt mit Chimene nach Fontainebleau gekommen, als dieses verlassene Mädchen nach dem Tode der alten Gräfin Foix eine Zuflucht bei Françoise gesucht hatte. Bemerkte sie's nicht, oder wollte sie es nicht bemerken, daß Françoise ihr abgeneigt, wenigstens mißtrauisch gegen sie gesinnt sei? Sie sah und hörte nicht darauf, sie liebte Françoise, wie ein junges Mädchen imstande ist, ein älteres mit Schwärmerei zu lieben. Und wenn sie ihr den Raben mitbrächte, der ihr von Jugend auf angehört hatte, so glaubte sie ihr eine besondere Freude zu machen.

Florentin, der zuerst bei der Gräfin eingetreten war, um sich erst an der aufrichtigen Quelle über den jetzigen Stand der Verhältnisse zu unterrichten, fand weder Françoise noch Chimene, aber er fand den Raben. Er kannte die verborgene Tür in der Galerie, und war durch das Semele-Kabinett eingetreten; denn wir dürfen nicht vergessen, daß er Françoisens Beichtiger war. Als er in den leeren Zimmern zu seinem Schrecke nur von Jacques begrüßt wurde, dessen Ankunft ihm unbekannt geblieben, da fühlte er sich auf einmal zweifellos bestimmt, und ging von da stehenden Fußes zur Herzogin.

Ist es so gar wunderlich, daß ein mit großen Verstandeskräften ausgerüsteter Mensch dergestalt gemeinem Aberglauben unterworfen war? Der herrschende Ton unter den damaligen Priestern erklärt es hinreichend. Außer denen, die immer bestehen und alle Revolutionen überdauern, das heißt außer den gedankenlosen, welche der hergebrachten Formel blindlings folgen, zerfielen sie in zwei Teile: ein Teil neigte zur Reform, und der andere Teil entschädigte das geheimnisvolle Bedürfnis, welches den Menschen inne-

wohnt und welches die Bürgschaft unserer höheren Bedeutung und ewigen Bestimmung ist, durch Hingabe an die Glaubenskünste aller Zeiten. Solche Glaubenskünste werden Magie und Zauberei genannt, sobald sie nicht zu einer geläuterten, das heißt auf einfache Sätze zurückgeführten und allgemein angenommenen Religionsform gediehen sind, oder sobald sie sich in verwegener Spekulation von der allgemein angenommenen Religionsform trennen. Solche Parteiung ist bei allen Völkern, denen eine ausgebildete Geisteswelt erreichbar gewesen, und ist zu allen Zeiten eingetreten. Prometheus und Sisyphus hat man mit Recht die Fauste der alten Welt genannt, und Hekate wurde mit ihrem Hofstaate von Hunden, Schlangen und Scheusalen eine vom Dogma abliegende Königin der Unterwelt für die Griechen, eine Zaubermutter, deren Reich Horaz in dem bekannten Verse meint: Wenn ich die Überirdischen nicht rühren kann, so werd' ich die Unterwelt bewegen! Die Unterwelt wurde überall das weite, unfaßbare Reich der Zaubergewalten. Wie tief hatte Moses diese Gefahr für den beweglichen Menschensinn erkannt, und wie streng hatte er die Teilung der Gottheit, in welcher Teilung er all diese Gefahr erblickte, in seiner Lehre verdammt. Aber auch sein Volk entging diesem Dualismus nicht, welcher im ganzen Oriente herrschte, und aus der babylonischen Gefangenschaft brachten die Juden das Heer der Dämonen mit, denen Satan gebietet. Durch allerlei Hintertüren stahlen sich diese unmosaischen bösen Geister in die jüdische Religion, und sie finden sich als anerkannte Gewalten vor, als das Christentum auftritt, welches die Dämonen austreiben, der alten Schlange, dem Satan, den Kopf zertreten will, und sie also unmittelbar anerkennt. Mehr und mehr traten diese feindlichen Gewalten unmittelbar hervor in den sich ausbildenden Glaubensbekenntnissen des Christentums, und der Satan heißt bald überall der Fürst der Welt. Mit diesem Gedankengange erbten sich hundert Traditionen

in der Prieſterſchaft fort, wie dieſe böſen Mächte zu beherrſchen ſeien. Was wir beherrſchen, das iſt uns dienſtbar, was uns dienſtbar iſt, das wollen wir ausbeuten, — alſo iſt die Folge im Menſchengeiſte. Die Magie alſo, die Kenntnis geheimnisvoller Gewalten, ward wieder errichtet unter dem erlaubten Titel der Teufelsbeherrſchung und Teufelsaustreibung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war bereits eine ganz ausgebildete Theorie des Zauberweſens vorhanden, deſſen Adepten beſonders aufgeklärte Prieſter waren. Der ſogenannte „Hexenhammer“, ein Kriminalkodex, nach welchem man Hexen richtete, und aus welchem man ſich zu ſeinem Privatzwecke unterrichtete, iſt ein Zeugnis, wie ausgebildet und bis ins einzelne ausgebildet dieſe Theorie damaliger Zeit war. Und es war dies Zauberweſen damals eines von jenen öffentlichen Geheimniſſen, deſſen Benutzung nur unter gewiſſen beſchwerenden Umſtänden beſtraft wurde. Der aufgeklärte italieniſche Klerus, welcher den Ton angab für Europa, machte aus ſeinen derartigen Neigungen gar kein Hehl, und Pomponazzi lehrte in Padua und Bologna öffentlich Magie, das heißt: die Wiſſenſchaft, das verſiegelte ſymboliſch magiſche Hieroglyphen- und Wunderbuch Natur zu entſiegeln. Die bibliſchen Wunder zum Beiſpiel ſchrieb er der natürlichen Magie zu, und die bizarrſten Vorſtellungen, wie man ſich in ein Tier verwandeln oder ſeinen Geiſt einem Tiere einhauchen könne, waren gang und gäbe. Daß ſich Adam und Eva an der Schlange verſehen und dadurch den jetzigen Menſchenleib erhalten hätten, das war keinem Adepten zweifelhaft. Der Menſch ſei viel ſchöner geweſen und die Schlange wohl auch. Wenigſtens habe ſie auch Hände und Füße gehabt, die ihr nun in die Haut eingewickelt ſeien wie einem Wickelkinde. Zur Zeit der Wiederherſtellung aller Dinge, und wenn wir erſt den vollſtändigen Höllenzwang gefunden, dann würde alles wieder in ſeine ſchönſte Geſtalt zurückkehren. Tiefſinnige Gedanken alter und moderner Philo-

sophen waren in Beispielen geläufig, wie die Vorstellung vom Basilisk zeigt, der durch seinen bloßen Blick tötet. Er töte nämlich bloß durch die Begierde zu töten, welche er in seinen Blick zusammendränge, wie denn der philosophische Gedanke, daß Gedachtes dadurch, daß es gedacht worden, auch zur wirklichen Existenz gekommen sei, schon von Plotin herab der magischen Wissenschaft eigen war.

Wie mußte dies alles einen von sonstigem Glauben entblößten, aber an Phantasie und Verstand reichen Mann wie Florentin locken, da er es halb verschleiert und von den stattlichsten Prälaten hochgeachtet in Paris vorfand! Mit solch einem Glauben fand man ein Bedürfnis des Glaubens ab, dessen man sich doch dem stets gefürchteten Schicksale gegenüber nie ganz entschlagen kann, und tauschte doch nur einen Glauben ein, den man seinem Bedürfnisse anmaß, den man erweiterte oder verengte, je nach Belieben! Florentin wurde ein eifrigster Adept, um so eifriger, je neuer ihm dies Gebiet noch war, je tiefer er es verwachsen glaubte mit der Hierarchie. Und in diesem ersten Stadium seines Glaubens fand er jetzt den Raben bei Françoise, denselben Raben, der ihr in der Abtei, das wußte er, so verhängnisvoll gewesen war. Der Rabe war von erschrecklicher Wichtigkeit in aller magischen Kunst! „Dr. Johann Faustens Mirakul-, Kunst- und Wunderbuch, oder der schwarze Rabe, auch der dreifache Höllenzwang genannt, womit ich die Geister gezwungen, daß sie mir haben bringen müssen, was ich begehret habe, es sei Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Springwurzel, und was sonst mehr dergleichen auf Erden" — dieses wichtige Buch war in Frankreich und auch ihm bereits nicht bloß dem Titel nach bekannt, und mit Schauer floh er vor dem ihn erkennenden und verfolgenden Jacques durch die Tapetentüre in die Franz-Galerie hinaus.

Die Herzogin Luise von Angoulême bewohnte die abgelegenste Seite des damaligen Schlosses; Florentin hatte

über einen Hofplan zu schreiten, welcher nach der jetzigen Stadtseite zu die Wohnung des Königs begrenzte, und mußte dann durch einen kurzen, aber düsteren Bogengang hindurch, um in das von der Herzogin eingenommene Seitengebäude zu kommen. Sie wohnte gern abgesondert, denn sie hatte immer besondere Dinge vor, welche die neugierigen Hofleute nicht sehen sollten. Sonst hätte man nicht gewußt, warum sie diesen ältesten und engsten Teil des Jagdhauses von Fontainebleau mit schmalen Fenstern und schmalen Gemächern sich auserwählt, der vielleicht schon von Ludwig dem Heiligen zur Herberge benutzt worden war, und der später in dem fünffach eingeschachtelten Gehäuse von Schlössern Fontainebleaus verschwunden ist.

Als Florentin eintrat, verabschiedete sie eben Bonnivet, welcher eine junge schöne Dame an der Hand führte. Bonnivet war es durchaus nicht anzusehen, daß er eben aus einem höchst unglücklichen Feldzuge, dessen übler Ausgang besonders ihm zugeschrieben wurde, heimgekehrt war; der heitere Leichtsinn war ihm eigen wie sonst, er küßte der Herzogin bedeutungsvoll die Hand wie ehedem, und fragte mit einem unnachahmlichen Seitenblick auf die junge Dame nach den Befehlen der ihm stets gnädigen Luise.

„Keinen Leichtsinn!“ flüsterte diese rasch, als ob sie unmittelbar auf jenen Seitenblick antwortete, „der Augenblicke sind wenig und der günstige will ergriffen sein. Mein Sohn badet im roten Pavillon, und er ist am günstigsten gestimmt für das Gesuch dieser Dame, wenn er im Begriff ist, den Pavillon zu verlassen. Seid mutig, Madame, und sprecht mit voller Hingebung. Adieu! Ihr möcht mir Bericht erstatten, Bonnivet, ich gehe nicht aus vor Tafelzeit.“

Als Bonnivet mit seiner Dame das Zimmer verlassen hatte, wendete sich die Herzogin mit einem lange forschenden Blicke zu unserem jungen Priester. Sie sprach nicht, als ob sie gefürchtet hätte, durch Sprechen die Prüfung zu stören.

Und der verschmitzte Florentin hatte nicht so viel dreiste Haltung des Auges, wie sie Kraft der Herausforderung besaß; er schlug es nieder und begann das Gespräch gegen seine Absicht. Denn von zwei Unterhändlern ist derjenige im Nachteile, welcher die Rede anfängt, auch wo es sich nur um Abschluß längst besprochener Dinge handelt.

„Die Frau Herzogin haben befohlen —" sagte denn Florentin, um ihr wenigstens solcherweise die ersten Schritte zuzuschieben.

„Nicht daß ich wüßte!" entgegnete sie lächelnd.

„Dann bitte ich um Verzeihung, denn es ist dann ein Mißverständnis von seiten des Herrn Kanzlers, auf dessen Einladung ich heute nach Fontainebleau und hierher gekommen bin!"

„Habt Ihr Euer Beichtkind schon gesprochen? Ihr werdet sie sehr befriedigt gefunden haben von der neuen Koketterie, die sie angewendet hat gegen meinen Sohn, und deren Erfindung ich Euch zuschreibe, um weswillen Ihr mich erstaunt seht über Euren Besuch."

Florentin fühlte nach diesen Worten keinen Boden unter sich. Françoise war also in voller Macht, und er selbst, im Begriff sie zu verraten, war im Begriff eine Torheit zu begehen. — Er stotterte ungeschickt einige ablehnende Worte.

Die Herzogin hütete sich wohl, ihn zu unterbrechen, und als er seine unvollständige Phrase beendigt hatte, fühlte er wiederum den zudringlich prüfenden Blick auf sich ruhen, und die Pause dehnte sich wieder.

„Ihr seid nicht unterrichtet, Herr Prälat," sagte sie darauf langsam, „und kommt, mir Euren Rat anzubieten! Ihr seid nicht entschieden, welche Partei Ihr ergreifen sollt, und kommt, Euch als mein Parteinehmer die Belohnung auszubedingen! — Laßt es gut sein mit halben Worten, Ihr braucht noch Übung, um damit zu täuschen, Ihr braucht noch Übung, nicht getäuscht zu werden. Wenn die Gräfin wieder

[illegible] wäre, würde ich Euch, den Schwankenden, mit [illegible] entfangen?"

„Ich schwanke nicht mehr —" entgegnete Florentin, der sich dahin gefaßt hatte, rein mit der Sprache herauszugehen. — „Seit ich am Todestage der Königin die politische Unfähigkeit meines Beichtkindes gesehen, und seit ich in der Zukunft gelesen, daß sie ungeschützt vom Könige zugrunde gehen werde!"

„Ei, sind Eure Bücher der Zukunft in so deutlicher Sprache geschrieben?"

„Ich schwanke nicht mehr, erlaubt, daß ich endige, ob ich sie verlassen müsse, denn ich diene nur dem, was Macht und Erfolg hat, und nicht dem Vergeblichen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich die dauernde Macht an diesem Hofe suchen soll."

„So? Euren Mangel an Klugheit bedeckt Ihr mit Unhöflichkeit. Vielleicht war diese Dame, welche eben mit Bonnivet hinwegging, vielleicht war sie die Mächtige der Zukunft?"

„Der Zukunft? Das ist wohl möglich, aber einer Zukunft, die noch zwanzig Jahre Zeit hat, und das ist Zukunft für den Schwärmer, nicht für uns."

„Was? Zwanzig Jahre! Das ist wenigstens originell, wenn es sich bloß um Waffen der Jugend und Schönheit handelt! Ihr hab' heute keinen guten Tag, Herr Florentin."

„Die[illegible]ährige Dame hat große Anlagen, aber sie wer[illegible]eifen, und jetzt hat sie nichts als den [illegible] der sechzehn Jahre."

[illegible]e denn?"

[illegible] Brezé war bei mir, ehe sie nach Fontaine[illegible] war schon vor acht Tagen, ehe ich das [illegible]ines Beichtkindes aufgegeben hatte. Ich [illegible] ungefährlich, daß ich ihr selbst dringend [illegible]gehen, und daß ich sie mit guten Rat-

schlägen ausgerüstet habe, an den König zu kommen, dem Könige zu gefallen, den König zu bewegen."

Hiermit war die Reihe der Überlegenheit an Florentin gekommen, er hatte das Geheimnis und die Maßregeln der Herzogin überholt. Ihr Stillschweigen war also jetzt von anderer Art, und als sie es enden wollte, winkte sie Florentin, einen Sessel einzunehmen, und setzte sich selbst, indem sie sprach: „Es ist schade, daß eine sichere Übereinkunft mit Euch so schwer, fast unmöglich ist!"

„Sicher ist nur der Tod, und ich bin sicherer als die Mehrzahl der Menschen, weil ich mich keinen Leidenschaften hingebe, und die einzige Neigung, welcher ich nachhänge, von meiner Herrin befriedigt werden kann."

„Welche Neigung ist's?"

„Eine hohe Stelle im geistlichen Regimente, zunächst eine bischöfliche."

„Und wer sie Euch verspricht, dem dient Ihr treu, bis Ihr sie habt?"

„Wer sie mir verschafft, dem diene ich treu, solange er mir mit Wahrscheinlichkeit eine höhere verschaffen kann."

„Und glaubt Ihr nicht, daß dies die Regentin von Frankreich könne?"

„Gewiß glaub' ich's."

„Und zweifelt Ihr, daß ich in wenig Tagen Regentin sein werde?"

„Nein."

„Ihr habt also die Schimäre, daß Eure Gräfin so rasch und hoch erhoben werden könne, aufgegeben?"

„Ich will sorgen helfen, daß diese Hoffnung eine Schimäre gewesen!"

„Ist da noch Sorge nötig? Ich begreife mich selbst nicht, daß ich so überspannte Furcht einen Augenblick habe berücksichtigen können. Mein Sohn selbst hat mich positiv darüber beruhigt."

in voller Macht wäre, würde ich Euch, den Schwankenden, mit solcher Nachricht empfangen?"

„Ich schwanke nicht mehr —" entgegnete Florentin, der sich dahin gefaßt hatte, rein mit der Sprache herauszugehen — „seit ich am Todestage der Königin die politische Unfähigkeit meines Beichtkindes gesehen, und seit ich in der Zukunft gelesen, daß sie ungeschützt vom Könige zugrunde gehen werde!"

„Ei, sind Eure Bücher der Zukunft in so deutlicher Sprache geschrieben?"

„Ich schwanke nicht mehr, erlaubt, daß ich endige, ob ich sie verlassen müsse, denn ich diene nur dem, was Macht und Erfolg hat, und nicht dem Vergeblichen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich die dauernde Macht an diesem Hofe suchen soll."

„So? Euren Mangel an Klugheit bedeckt Ihr mit Unhöflichkeit. Vielleicht war diese Dame, welche eben mit Bonnivet hinwegging, vielleicht war sie die Mächtige der Zukunft?"

„Der Zukunft? Das ist wohl möglich, aber einer Zukunft, die noch zwanzig Jahre Zeit hat, und das ist Zukunft für den Schwärmer, nicht für uns."

„Was? Zwanzig Jahre! Das ist wenigstens originell, wenn es sich bloß um Waffen der Jugend und Schönheit handelt! Ihr habt heute keinen guten Tag, Herr Florentin."

„Diese sechzehnjährige Dame hat große Anlagen, aber sie werden langsam reifen, und jetzt hat sie nichts als den augenblicklichen Reiz der sechzehn Jahre."

„Kennt Ihr sie denn?"

„Diana von Brezé war bei mir, ehe sie nach Fontainebleau kam, und zwar schon vor acht Tagen, ehe ich das weltliche Schicksal meines Beichtkindes aufgegeben hatte. Ich hielt sie aber für so ungefährlich, daß ich ihr selbst dringend geraten, hierher zu gehen, und daß ich sie mit guten Rat-

schlägen ausgerüstet habe, an den König zu kommen, dem Könige zu gefallen, den König zu bewegen."

Hiermit war die Reihe der Überlegenheit an Florentin gekommen, er hatte das Geheimnis und die Maßregeln der Herzogin überholt. Ihr Stillschweigen war also jetzt von anderer Art, und als sie es enden wollte, winkte sie Florentin, einen Sessel einzunehmen, und setzte sich selbst, indem sie sprach: „Es ist schade, daß eine sichere Übereinkunft mit Euch so schwer, fast unmöglich ist!"

„Sicher ist nur der Tod, und ich bin sicherer als die Mehrzahl der Menschen, weil ich mich keinen Leidenschaften hingebe, und die einzige Neigung, welcher ich nachhänge, von meiner Herrin befriedigt werden kann."

„Welche Neigung ist's?"

„Eine hohe Stelle im geistlichen Regimente, zunächst eine bischöfliche."

„Und wer sie Euch verspricht, dem dient Ihr treu, bis Ihr sie habt?"

„Wer sie mir verschafft, dem diene ich treu, solange er mir mit Wahrscheinlichkeit eine höhere verschaffen kann."

„Und glaubt Ihr nicht, daß dies die Regentin von Frankreich könne?"

„Gewiß glaub' ich's."

„Und zweifelt Ihr, daß ich in wenig Tagen Regentin sein werde?"

„Nein."

„Ihr habt also die Schimäre, daß Eure Gräfin so rasch und hoch erhoben werden könne, aufgegeben?"

„Ich will sorgen helfen, daß diese Hoffnung eine Schimäre gewesen!"

„Ist da noch Sorge nötig? Ich begreife mich selbst nicht, daß ich so überspannte Furcht einen Augenblick habe berücksichtigen können. Mein Sohn selbst hat mich positiv darüber beruhigt."

„Der König selbst weiß noch nicht, wie der entscheidende Moment auf ihn wirken wird, und was er Euch versprochen, ist um so unsicherer, wenn Eure vorige Bemerkung aufrichtig gemeint ist und die Liebesgewalt der Gräfin neue Gewalt errungen hat. Das kann nur dadurch geschehen sein, daß sich die Tochter der Foix energisch erhoben, daß sie die Hinopferung Semblançays als ein unwürdig Betragen gegen sie, die stets beschwichtigte Bittstellerin, geltend gemacht, daß sie Ersatz oder Trennung geheischt hat. In alledem ist der König des Irrtums und der Schwäche überwiesen; er sieht sie kräftiger als er geglaubt, und sieht sich in beschämendem Fehl gegen sie in betreff Semblançays. Er hat also gut zu machen, und ein Liebhaber, der gut zu machen hat, übertreibt immer, keine Entschädigung ist ihm groß genug, und hier liegt die größte Entschädigung zur Hand, die Verleihung der Regentschaft. Was der Nüchterne Schimäre nennt, das ist dem in Leidenschaft Befangenen das Willkommenste, eben weil es über das Maß des Herkommens hinausragt. Rechnet dazu den Tod der Königin, der von unermeßlicher Wichtigkeit ist für den Charakter und also für den Anspruch der Gräfin. Dieser Tod hat wahrscheinlich zuwege gebracht, daß sie, die bis daher schüchterne Geliebte, das Haupt erhoben hat, und daß sie es erst nach diesem Todesfalle getan, muß dem Könige die vorhergehende schüchterne Hingebung doppelt im Preise steigern! Nein, Frau Herzogin, die Schimäre kann Euch bei dem poetischen Sinne des Königs gefährlich werden, sobald noch irgend eine überspannende Gelegenheit hinzutritt, oder sobald wir nicht eine herabstimmende Gelegenheit herbeiführen."

„Ihr müßt Euren Übertritt wertvoll machen, Prälat."

„Das ist er auch, selbst wenn ich Euch nur abraten wollte von dem Experimente mit der sechzehnjährigen Diana, welches Admiral Bonnivet ohne Zweifel vortrefflich leiten wird."

„Und warum abraten?“

„Diese noch bedeutungslose Diana, welche sich ohne Widerstand hingibt, wird im Könige keine andere Neigung erwecken, als wie er die flüchtig begangene Untreue der wahrhaft Geliebten beschönigen und vergelten könne durch blendende Zeichen der Ergebenheit.“

Bei diesen Worten trat Bonnivet allein ins Zimmer, und sein faunenhaftes Lächeln verkündigte, daß alles wohlgelungen sei.

„Erzählt!“ rief die aufstehende Herzogin, „dieser Priester ist mit uns!“

„Das Glück war äußerst günstig,“ sprach Bonnivet mit Selbstgefälligkeit. „Florio hatte das Bad des Königs und den Spaziergang der Chateaubriant so passend einzurichten gewußt, daß der König eben aus dem Pavillon trat, als die Chateaubriant hinten aus dem Walde trat. Sie hat es also aus der Ferne gesehen, wie ich die schöne Brezé dem Könige zuführte, wie sie ihm zu Füßen fiel und wie er sie aufhob und in den Pavillon geleitete. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, ihr den Zusammenhang zu erklären, die Schönheit der liebenden Tochter Valliers, die gnädige Stimmung des Königs zu schildern, und ihr auf eine, ich schmeichle mir, interessante Weise auseinanderzusetzen, warum die junge Dame denn doch ganz richtig am Ende vorgezogen habe, ihr Heil selbst zu versuchen für die Begnadigung ihres Vaters, statt sich länger auf eine unwirksame Fürsprecherin zu verlassen. Solch eine Herzdame ist aber einzig! Sie bittet für Semblançay, und er wird gehenkt, sie bittet für Vallier, und wir müssen dessen schöne Tochter zur Unterstützung der Bitte herbeiholen.“

„Ich fürchte,“ unterbrach hier die Herzogin mit erhobener Stimme den etwas geckenhaft sich gebärdenden Admiral, „ich fürchte, Florentin, Ihr habt recht, und wir haben einen törichten Streich gemacht!“

„Den gefährlichsten von der Welt," sprach dieser mit Nachdruck, „da er in so frivoler Weise die Tochter Valliers gröblich bloßgestellt und die Gräfin auf die gerechteste Weise entrüstet hat. Das war eine passende Veranstaltung, wenn es dem Könige darum zu tun war, eine lästige Geliebte zu verabschieden. Da aber seine Liebe für sie in vollster Kraft steht, so führt diese Szene unfehlbar zu nichts anderem, als daß es ihn den leidenschaftlichsten Szenen mit Françoise aussetzt, Szenen, die mit überschwenglichen Liebesopfern seitens des Königs, Hand und Krone einbegriffen, endigen können."

„Mein Gott, Bonnivet, Ihr habt seit einiger Zeit kein Glück! Eilt, und bestimmt den König zu eiliger Abreise, damit er ohne Versöhnung mit der Chateaubriant und ohne den Einfluß dieser Versöhnung scheide und die letzten entscheidenden Anordnungen treffe."

„Aber ich verstehe nicht —"

„Eilt, erfindet Nachrichten, laßt Marseille gefallen, Bourbon vor Avignon angekommen sein, macht, daß mein Sohn heute abend reist!"

„Hab ich nicht recht?" fragte die Herzogin besorgten Ausdruckes Florentin, als Bonnivet das Gemach verlassen; denn die Klugheit des Priesters hatte ihr bereits durch diese Proben richtigster Bemerkung eine Achtung eingeflößt, welcher sie bereitwillig ihre eigene Fähigkeit unterordnete. Sie wich dem Manne, der klug und schön zugleich war, und Florentin war scharfsinnig und verwegen genug, vorherzusehen, daß er auf diesem Wege selbst Regent von Frankreich werden könne.

Er küßte also feurig die dargebotene Hand und öffnete all seine Kenntnisse und Ratschläge für glückliche Erledigung der bevorstehenden Katastrophe. Und seine Kenntnisse, täglich genährt durch die Mönchspost aus allen Teilen des Reiches, waren unschätzbar in diesem Augenblicke; denn er wußte, daß

binnen vierundzwanzig Stunden wichtige und ganz unerwartete Bundesgenossen gegen die Gräfin in Fontainebleau eintreffen würden, Brezé und Chateaubriant. Deshalb billigte er den Plan, des Königs Abreise möglichst zu beschleunigen. Wenn die entrüsteten Seigneurs nur einige Stunden freien Zutritt im Schlosse hätten, meinte er, so gebe dies einen für den König so widerwärtigen und namentlich die Gräfin so bloßstellenden Lärm, daß ihm der Gedanke einer Regentschaft Françoisens völlig verleidet und er nur danach trachten würde, aus diesem Chaos hinwegzukommen.

Und das Glück des Aberglaubens, das Glück der Verwegenheit war auch an diesem Tage in bester Laune! Während er noch sprach, meldete man der Herzogin, welche bereits die nächsten Sorgen der Schloßwacht und Schloßherrschaft versah, daß die beiden Seigneurs in Fontainebleau eingetroffen seien, und daß der Hauptmann der Trabanten um Verhaltungsmaßregeln bitte über Zutritt oder Nichtzutritt dieser Herren.

„Man hindere sie in nichts, und den Seneschall Herrn von Brezé führe man zu mir," entgegnete sie und verabschiedete den Diener. — „Noch eins!" setzte sie hinzu, „Florio, Bonnivets Diener, soll zu mir kommen."

„Entwickelt mir", sprach sie hierauf zu Florentin, „Eure Vorstellungen, wie der Hergang im einzelnen am besten zu veranlassen sei. Ich erkenne den Vorteil nicht, welchen Chateaubriants Anwesenheit bringen kann — Brezé ist ein Hofmann und hat weder als Widerstand noch als Förderung viel zu bedeuten — aber es ist mit Chateaubriants Anwesenheit auch unmittelbare Lebensgefahr verbunden!"

„Glaubt Ihr, daß die tote Françoise gefährlich sei?"

„Ach!"

„Da sie nicht siegen konnte neben dem Könige, so erwartet sie jedenfalls früh oder spät Jammer und Elend; ein rasches gewaltsames Ende ist ihr eine Wohltat."

in der Priesterschaft fort, wie diese bösen Mächte zu beherrschen seien. Was wir beherrschen, das ist uns dienstbar, was uns dienstbar ist, das wollen wir ausbeuten, — also ist die Folge im Menschengeiste. Die Magie also, die Kenntnis geheimnisvoller Gewalten, ward wieder errichtet unter dem erlaubten Titel der Teufelsbeherrschung und Teufelsaustreibung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war bereits eine ganz ausgebildete Theorie des Zauberwesens vorhanden, dessen Adepten besonders aufgeklärte Priester waren. Der sogenannte „Hexenhammer", ein Kriminalkodex, nach welchem man Hexen richtete, und aus welchem man sich zu seinem Privatzwecke unterrichtete, ist ein Zeugnis, wie ausgebildet und bis ins einzelne ausgebildet diese Theorie damaliger Zeit war. Und es war dies Zauberwesen damals eines von jenen öffentlichen Geheimnissen, dessen Benutzung nur unter gewissen beschwerenden Umständen bestraft wurde. Der aufgeklärte italienische Klerus, welcher den Ton angab für Europa, machte aus seinen derartigen Neigungen gar kein Hehl, und Pomponazzi lehrte in Padua und Bologna öffentlich Magie, das heißt: die Wissenschaft, das versiegelte symbolisch magische Hieroglyphen- und Wunderbuch Natur zu entsiegeln. Die biblischen Wunder zum Beispiel schrieb er der natürlichen Magie zu, und die bizarrsten Vorstellungen, wie man sich in ein Tier verwandeln oder seinen Geist einem Tiere einhauchen könne, waren gang und gäbe. Daß sich Adam und Eva an der Schlange versehen und dadurch den jetzigen Menschenleib erhalten hätten, das war keinem Adepten zweifelhaft. Der Mensch sei viel schöner gewesen und die Schlange wohl auch. Wenigstens habe sie auch Hände und Füße gehabt, die ihr nun in die Haut eingewickelt seien wie einem Wickelkinde. Zur Zeit der Wiederherstellung aller Dinge, und wenn wir erst den vollständigen Höllenzwang gefunden, dann würde alles wieder in seine schönste Gestalt zurückkehren. Tiefsinnige Gedanken alter und moderner Philo-

sophen waren in Beispielen geläufig, wie die Vorstellung vom Basilisk zeigt, der durch seinen bloßen Blick tötet. Er töte nämlich bloß durch die Begierde zu töten, welche er in seinen Blick zusammendränge, wie denn der philosophische Gedanke, daß Gedachtes dadurch, daß es gedacht worden, auch zur wirklichen Existenz gekommen sei, schon von Plotin herab der magischen Wissenschaft eigen war.

Wie mußte dies alles einen von sonstigem Glauben entblößten, aber an Phantasie und Verstand reichen Mann wie Florentin locken, da er es halb verschleiert und von den stattlichsten Prälaten hochgeachtet in Paris vorfand! Mit solch einem Glauben fand man ein Bedürfnis des Glaubens ab, dessen man sich doch dem stets gefürchteten Schicksale gegenüber nie ganz entschlagen kann, und tauschte doch nur einen Glauben ein, den man seinem Bedürfnisse anmaß, den man erweiterte oder verengte, je nach Belieben! Florentin wurde ein eifrigster Adept, um so eifriger, je neuer ihm dies Gebiet noch war, je tiefer er es verwachsen glaubte mit der Hierarchie. Und in diesem ersten Stadium seines Glaubens fand er jetzt den Raben bei Françoise, denselben Raben, der ihr in der Abtei, das wußte er, so verhängnisvoll gewesen war. Der Rabe war von erschrecklicher Wichtigkeit in aller magischen Kunst! „Dr. Johann Faustens Mirakul-, Kunst- und Wunderbuch, oder der schwarze Rabe, auch der dreifache Höllenzwang genannt, womit ich die Geister gezwungen, daß sie mir haben bringen müssen, was ich begehret habe, es sei Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Springwurzel, und was sonst mehr dergleichen auf Erden" — dieses wichtige Buch war in Frankreich und auch ihm bereits nicht bloß dem Titel nach bekannt, und mit Schauer floh er vor dem ihn erkennenden und verfolgenden Jacques durch die Tapetentüre in die Franz-Galerie hinaus.

Die Herzogin Luise von Angoulême bewohnte die abgelegenste Seite des damaligen Schlosses; Florentin hatte

über einen Hofplan zu schreiten, welcher nach der jetzigen Stadtseite zu die Wohnung des Königs begrenzte, und mußte dann durch einen kurzen, aber düsteren Bogengang hindurch, um in das von der Herzogin eingenommene Seitengebäude zu kommen. Sie wohnte gern abgesondert, denn sie hatte immer besondere Dinge vor, welche die neugierigen Hofleute nicht sehen sollten. Sonst hätte man nicht gewußt, warum sie diesen ältesten und engsten Teil des Jagdhauses von Fontainebleau mit schmalen Fenstern und schmalen Gemächern sich auserwählt, der vielleicht schon von Ludwig dem Heiligen zur Herberge benutzt worden war, und der später in dem fünffach eingeschachtelten Gehäuse von Schlössern Fontainebleaus verschwunden ist.

Als Florentin eintrat, verabschiedete sie eben Bonnivet, welcher eine junge schöne Dame an der Hand führte. Bonnivet war es durchaus nicht anzusehen, daß er eben aus einem höchst unglücklichen Feldzuge, dessen übler Ausgang besonders ihm zugeschrieben wurde, heimgekehrt war; der heitere Leichtsinn war ihm eigen wie sonst, er küßte der Herzogin bedeutungsvoll die Hand wie ehedem, und fragte mit einem unnachahmlichen Seitenblick auf die junge Dame nach den Befehlen der ihm stets gnädigen Luise.

„Keinen Leichtsinn!“ flüsterte diese rasch, als ob sie unmittelbar auf jenen Seitenblick antwortete, „der Augenblicke sind wenig und der günstige will ergriffen sein. Mein Sohn badet im roten Pavillon, und er ist am günstigsten gestimmt für das Gesuch dieser Dame, wenn er im Begriff ist, den Pavillon zu verlassen. Seid mutig, Madame, und sprecht mit voller Hingebung. Adieu! Ihr möcht mir Bericht erstatten, Bonnivet, ich gehe nicht aus vor Tafelzeit.“

Als Bonnivet mit seiner Dame das Zimmer verlassen hatte, wendete sich die Herzogin mit einem lange forschenden Blicke zu unserem jungen Priester. Sie sprach nicht, als ob sie gefürchtet hätte, durch Sprechen die Prüfung zu stören.

Und der verschmitzte Florentin hatte nicht so viel dreiste Haltung des Auges, wie sie Kraft der Herausforderung besaß; er schlug es nieder und begann das Gespräch gegen seine Absicht. Denn von zwei Unterhändlern ist derjenige im Nachteile, welcher die Rede anfängt, auch wo es sich nur um Abschluß längst besprochener Dinge handelt.

„Die Frau Herzogin haben befohlen —" sagte denn Florentin, um ihr wenigstens solcherweise die ersten Schritte zuzuschieben.

„Nicht daß ich wüßte!" entgegnete sie lächelnd.

„Dann bitte ich um Verzeihung, denn es ist dann ein Mißverständnis von seiten des Herrn Kanzlers, auf dessen Einladung ich heute nach Fontainebleau und hierher gekommen bin!"

„Habt Ihr Euer Beichtkind schon gesprochen? Ihr werdet sie sehr befriedigt gefunden haben von der neuen Koketterie, die sie angewendet hat gegen meinen Sohn, und deren Erfindung ich Euch zuschreibe, um weswillen Ihr mich erstaunt seht über Euren Besuch."

Florentin fühlte nach diesen Worten keinen Boden unter sich. Françoise war also in voller Macht, und er selbst, im Begriff sie zu verraten, war im Begriff eine Torheit zu begehen. — Er stotterte ungeschickt einige ablehnende Worte.

Die Herzogin hütete sich wohl, ihn zu unterbrechen, und als er seine unvollständige Phrase beendigt hatte, fühlte er wiederum den zudringlich prüfenden Blick auf sich ruhen, und die Pause dehnte sich wieder.

„Ihr seid nicht unterrichtet, Herr Prälat," sagte sie darauf langsam, „und kommt, mir Euren Rat anzubieten! Ihr seid nicht entschieden, welche Partei Ihr ergreifen sollt, und kommt, Euch als mein Parteinehmer die Belohnung auszubedingen! — Laßt es gut sein mit halben Worten, Ihr braucht noch Übung, um damit zu täuschen, Ihr braucht noch Übung, nicht getäuscht zu werden. Wenn die Gräfin wieder

in voller Macht wäre, würde ich Euch, den Schwankenden, mit solcher Nachricht empfangen?"

„Ich schwanke nicht mehr —" entgegnete Florentin, der sich dahin gefaßt hatte, rein mit der Sprache herauszugehen — „seit ich am Todestage der Königin die politische Unfähigkeit meines Beichtkindes gesehen, und seit ich in der Zukunft gelesen, daß sie ungeschützt vom Könige zugrunde gehen werde!"

„Ei, sind Eure Bücher der Zukunft in so deutlicher Sprache geschrieben?"

„Ich schwanke nicht mehr, erlaubt, daß ich endige, ob ich sie verlassen müsse, denn ich diene nur dem, was Macht und Erfolg hat, und nicht dem Vergeblichen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich die dauernde Macht an diesem Hofe suchen soll."

„So? Euren Mangel an Klugheit bedeckt Ihr mit Unhöflichkeit. Vielleicht war diese Dame, welche eben mit Bonnivet hinwegging, vielleicht war sie die Mächtige der Zukunft?"

„Der Zukunft? Das ist wohl möglich, aber einer Zukunft, die noch zwanzig Jahre Zeit hat, und das ist Zukunft für den Schwärmer, nicht für uns."

„Was? Zwanzig Jahre! Das ist wenigstens originell, wenn es sich bloß um Waffen der Jugend und Schönheit handelt! Ihr habt heute keinen guten Tag, Herr Florentin."

„Diese sechzehnjährige Dame hat große Anlagen, aber sie werden langsam reifen, und jetzt hat sie nichts als den augenblicklichen Reiz der sechzehn Jahre."

„Kennt Ihr sie denn?"

„Diana von Brezé war bei mir, ehe sie nach Fontainebleau kam, und zwar schon vor acht Tagen, ehe ich das weltliche Schicksal meines Beichtkindes aufgegeben hatte. Ich hielt sie aber für so ungefährlich, daß ich ihr selbst dringend geraten, hierher zu gehen, und daß ich sie mit guten Rat-

schlägen ausgerüstet habe, an den König zu kommen, dem Könige zu gefallen, den König zu bewegen."

Hiermit war die Reihe der Überlegenheit an Florentin gekommen, er hatte das Geheimnis und die Maßregeln der Herzogin überholt. Ihr Stillschweigen war also jetzt von anderer Art, und als sie es enden wollte, winkte sie Florentin, einen Sessel einzunehmen, und setzte sich selbst, indem sie sprach: „Es ist schade, daß eine sichere Übereinkunft mit Euch so schwer, fast unmöglich ist!"

„Sicher ist nur der Tod, und ich bin sicherer als die Mehrzahl der Menschen, weil ich mich keinen Leidenschaften hingebe, und die einzige Neigung, welcher ich nachhänge, von meiner Herrin befriedigt werden kann."

„Welche Neigung ist's?"

„Eine hohe Stelle im geistlichen Regimente, zunächst eine bischöfliche."

„Und wer sie Euch verspricht, dem dient Ihr treu, bis Ihr sie habt?"

„Wer sie mir verschafft, dem diene ich treu, solange er mir mit Wahrscheinlichkeit eine höhere verschaffen kann."

„Und glaubt Ihr nicht, daß dies die Regentin von Frankreich könne?"

„Gewiß glaub' ich's."

„Und zweifelt Ihr, daß ich in wenig Tagen Regentin sein werde?"

„Nein."

„Ihr habt also die Schimäre, daß Eure Gräfin so rasch und hoch erhoben werden könne, aufgegeben?"

„Ich will sorgen helfen, daß diese Hoffnung eine Schimäre gewesen!"

„Ist da noch Sorge nötig? Ich begreife mich selbst nicht, daß ich so überspannte Furcht einen Augenblick habe berücksichtigen können. Mein Sohn selbst hat mich positiv darüber beruhigt."

„Der König selbst weiß noch nicht, wie der entscheidende Moment auf ihn wirken wird, und was er Euch versprochen, ist um so unsicherer, wenn Eure vorige Bemerkung aufrichtig gemeint ist und die Liebesgewalt der Gräfin neue Gewalt errungen hat. Das kann nur dadurch geschehen sein, daß sich die Tochter der Foix energisch erhoben, daß sie die Hinopferung Semblançays als ein unwürdig Betragen gegen sie, die stets beschwichtigte Bittstellerin, geltend gemacht, daß sie Ersatz oder Trennung geheischt hat. In alledem ist der König des Irrtums und der Schwäche überwiesen; er sieht sie kräftiger als er geglaubt, und sieht sich in beschämendem Fehl gegen sie in betreff Semblançays. Er hat also gut zu machen, und ein Liebhaber, der gut zu machen hat, übertreibt immer, keine Entschädigung ist ihm groß genug, und hier liegt die größte Entschädigung zur Hand, die Verleihung der Regentschaft. Was der Nüchterne Schimäre nennt, das ist dem in Leidenschaft Befangenen das Willkommenste, eben weil es über das Maß des Herkommens hinausragt. Rechnet dazu den Tod der Königin, der von unermeßlicher Wichtigkeit ist für den Charakter und also für den Anspruch der Gräfin. Dieser Tod hat wahrscheinlich zuwege gebracht, daß sie, die bis daher schüchterne Geliebte, das Haupt erhoben hat, und daß sie es erst nach diesem Todesfalle getan, muß dem Könige die vorhergehende schüchterne Hingebung doppelt im Preise steigern! Nein, Frau Herzogin, die Schimäre kann Euch bei dem poetischen Sinne des Königs gefährlich werden, sobald noch irgend eine überspannende Gelegenheit hinzutritt, oder sobald wir nicht eine herabstimmende Gelegenheit herbeiführen."

„Ihr müßt Euren Übertritt wertvoll machen, Prälat."

„Das ist er auch, selbst wenn ich Euch nur abraten wollte von dem Experimente mit der sechzehnjährigen Diana, welches Admiral Bonnivet ohne Zweifel vortrefflich leiten wird."

„Und warum abraten?"

„Diese noch bedeutungslose Diana, welche sich ohne Widerstand hingibt, wird im Könige keine andere Neigung erwecken, als wie er die flüchtig begangene Untreue der wahrhaft Geliebten beschönigen und vergelten könne durch blendende Zeichen der Ergebenheit."

Bei diesen Worten trat Bonnivet allein ins Zimmer, und sein launenhaftes Lächeln verkündigte, daß alles wohlgelungen sei.

„Erzählt!" rief die aufstehende Herzogin, „dieser Priester ist mit uns!"

„Das Glück war äußerst günstig," sprach Bonnivet mit Selbstgefälligkeit. „Florio hatte das Bad des Königs und den Spaziergang der Chateaubriant so passend einzurichten gewußt, daß der König eben aus dem Pavillon trat, als die Chateaubriant hinten aus dem Walde trat. Sie hat es also aus der Ferne gesehen, wie ich die schöne Brezé dem Könige zuführte, wie sie ihm zu Füßen fiel und wie er sie aufhob und in den Pavillon geleitete. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, ihr den Zusammenhang zu erklären, die Schönheit der liebenden Tochter Valliers, die gnädige Stimmung des Königs zu schildern, und ihr auf eine, ich schmeichle mir, interessante Weise auseinanderzusetzen, warum die junge Dame denn doch ganz richtig am Ende vorgezogen habe, ihr Heil selbst zu versuchen für die Begnadigung ihres Vaters, statt sich länger auf eine unwirksame Fürsprecherin zu verlassen. Solch eine Herzdame ist aber einzig! Sie bittet für Semblançay, und er wird gehenkt, sie bittet für Vallier, und wir müssen dessen schöne Tochter zur Unterstützung der Bitte herbeiholen."

„Ich fürchte," unterbrach hier die Herzogin mit erhobener Stimme den etwas geckenhaft sich gebärdenden Admiral, „ich fürchte, Florentin, Ihr habt recht, und wir haben einen törichten Streich gemacht!"

„Den gefährlichsten von der Welt," sprach dieser mit Nachdruck, „da er in so frivoler Weise die Tochter Valliers gröblich bloßgestellt und die Gräfin auf die gerechteste Weise entrüstet hat. Das war eine passende Veranstaltung, wenn es dem Könige darum zu tun war, eine lästige Geliebte zu verabschieden. Da aber seine Liebe für sie in vollster Kraft steht, so führt diese Szene unfehlbar zu nichts anderem, als daß es ihn den leidenschaftlichsten Szenen mit Françoise aussetzt, Szenen, die mit überschwenglichen Liebesopfern seitens des Königs, Hand und Krone einbegriffen, endigen können."

„Mein Gott, Bonnivet, Ihr habt seit einiger Zeit kein Glück! Eilt, und bestimmt den König zu eiliger Abreise, damit er ohne Versöhnung mit der Chateaubriant und ohne den Einfluß dieser Versöhnung scheide und die letzten entscheidenden Anordnungen treffe."

„Aber ich verstehe nicht —"

„Eilt, erfindet Nachrichten, laßt Marseille gefallen, Bourbon vor Avignon angekommen sein, macht, daß mein Sohn heute abend reist!"

„Hab ich nicht recht?" fragte die Herzogin besorgten Ausdruckes Florentin, als Bonnivet das Gemach verlassen; denn die Klugheit des Priesters hatte ihr bereits durch diese Proben richtigster Bemerkung eine Achtung eingeflößt, welcher sie bereitwillig ihre eigene Fähigkeit unterordnete. Sie wich dem Manne, der klug und schön zugleich war, und Florentin war scharfsinnig und verwegen genug, vorherzusehen, daß er auf diesem Wege selbst Regent von Frankreich werden könne.

Er küßte also feurig die dargebotene Hand und öffnete all seine Kenntnisse und Ratschläge für glückliche Erledigung der bevorstehenden Katastrophe. Und seine Kenntnisse, täglich genährt durch die Mönchspost aus allen Teilen des Reiches, waren unschätzbar in diesem Augenblicke; denn er wußte, daß

binnen vierundzwanzig Stunden wichtige und ganz unerwartete Bundesgenossen gegen die Gräfin in Fontainebleau eintreffen würden, Brezé und Chateaubriant. Deshalb billigte er den Plan, des Königs Abreise möglichst zu beschleunigen. Wenn die entrüsteten Seigneurs nur einige Stunden freien Zutritt im Schlosse hätten, meinte er, so gebe dies einen für den König so widerwärtigen und namentlich die Gräfin so bloßstellenden Lärm, daß ihm der Gedanke einer Regentschaft Françoisens völlig verleidet und er nur danach trachten würde, aus diesem Chaos hinwegzukommen.

Und das Glück des Aberglaubens, das Glück der Verwegenheit war auch an diesem Tage in bester Laune! Während er noch sprach, meldete man der Herzogin, welche bereits die nächsten Sorgen der Schloßwacht und Schloßherrschaft versah, daß die beiden Seigneurs in Fontainebleau eingetroffen seien, und daß der Hauptmann der Trabanten um Verhaltungsmaßregeln bitte über Zutritt oder Nichtzutritt dieser Herren.

„Man hindere sie in nichts, und den Seneschall Herrn von Brezé führe man zu mir," entgegnete sie und verabschiedete den Diener. — „Noch eins!" setzte sie hinzu, „Florio, Bonnivets Diener, soll zu mir kommen."

„Entwickelt mir", sprach sie hierauf zu Florentin, „Eure Vorstellungen, wie der Hergang im einzelnen am besten zu veranlassen sei. Ich erkenne den Vorteil nicht, welchen Chateaubriants Anwesenheit bringen kann — Brezé ist ein Hofmann und hat weder als Widerstand noch als Förderung viel zu bedeuten — aber es ist mit Chateaubriants Anwesenheit auch unmittelbare Lebensgefahr verbunden!"

„Glaubt Ihr, daß die tote Françoise gefährlich sei?"

„Ach!"

„Da sie nicht siegen konnte neben dem Könige, so erwartet sie jedenfalls früh oder spät Jammer und Elend; ein rasches gewaltsames Ende ist ihr eine Wohltat."

„[illegible], was [illegible] [illegible]. Mein Sohn kann [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] Grafen."

„[illegible] [illegible], was [illegible] [illegible], ist dieser Seigneur [illegible] [illegible] und [illegible] des nachdrücklichen [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], das ist alles. Und [illegible] [illegible], daß er dem [illegible] nicht zu nahe [illegible]."

„[illegible] der [illegible]?"

„[illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible], entrüstet [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu sich und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] lassen [illegible] [illegible] zu [illegible], und [illegible], was sich [illegible] [illegible] [illegible]."

Die [illegible], [illegible] und [illegible] durch die Verhandlung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ihr in [illegible] [illegible] zu [illegible], und [illegible] [illegible] voraus, [illegible] und [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. In[illegible] der [illegible] der [illegible] und [illegible] war [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zum Könige [illegible]. Dem [illegible] [illegible] [illegible] gemäß, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], war [illegible], obwohl [illegible] [illegible] durch die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] der Klage [illegible] den [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], seines Un[illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] durch die [illegible] Haltung [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] seines ritterlichen [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] dem Tadel gegen sich selbst [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], hatte mit [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], was [illegible] [illegible] [illegible], was [illegible] [illegible] gegen sie be[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gewesen. „Du [illegible] [illegible] [illegible]," [illegible] [illegible] [illegible], als sie

seinen Selbstanklagen Einhalt tun wollte, „du sollst mir wenigstens nicht sogleich vergeben! Buße sollst du mir auferlegen, strenge und schwere, und erst wenn ich sie würdig ertragen, magst du meine Bitte anhören nnd entscheiden, ob ich wieder zu Gnaden aufgenommen werden könne an der Pforte des Semelezimmers!“

Françoise war selig gewesen. Ihr Ideal zeigte sich gerechtfertigt, für Vergangenheit und Zukunft glaubte sie nun zu wissen, alle Störungen ihrer Liebe seien nur äußerliche! Und der Aufschwung ihres weiblichen Stolzes war ihr nun auch gerechtfertigt. Sie hatte wohl mitunter gezweifelt, ob er aus ihrem reinen Herzen, oder ob er nicht vielmehr aus eigennützigem, ihrer Liebe unwürdigem Triebe entsprungen sei! Aber sie sah nun eine so schöne Wirkung desselben, sie hörte vom Könige selbst, daß dieser Aufschwung ihm ein prächtiges Glück sei, das ihn vor Selbstvergessenheit jetzt und in Zukunft bewahren solle. Wie liebte sie sich deshalb, daß auch in schlimmer Lage und bei gewaltsamem Anstoße, den sie sich selbst gebe, nur Würdiges von ihr ausgehe! Und was ist es ein Glück, sich selbst lieben, seinem Naturell, des Adels sicher, vertrauen zu können!

Hätte nicht der König, dem alles eine künstlerische Rundung erhalten mußte, mit Entschiedenheit darauf gedrungen, von ihrer Huld mindestens eine Woche lang ausgeschlossen sein zu müssen, o, sie hätte ihn ja feuriger als je in die Arme geschlossen bei jener nächtlichen Rückkehr nach Fontainebleau!

So war das Verhältnis gewesen bis zu jenem entscheidenden Tage. Franz hatte bis zu diesem Tage streng Wort gehalten mit anspruchloser Beflissenheit, und noch am Morgen dieses Tages hatte er ihr ein zärtlich Billett geschrieben in naiven Versen Marotscher Gattung, welche die Bitte schüchtern genug ausdrückten, ob er heute abend nach der Tafel die Pforte des schlafenden Nymph befreit vom

„Nicht doch, was kümmert sie mich! Mein Sohn kann aber gefährdet sein von der Brutalität des bretonischen Grafen!“

„O nein! Nach alledem, was ich höre, ist dieser Seigneur zur Hälfte Polterer und ermangelt des nachdrücklichen Kerns. Er rächt sich an seinem Weibe, das ist alles. Und wir können zutun, daß er dem Könige nicht zu nahe komme.“

„Und der Hergang?“

„Ich denke mir ihn sehr einfach. Die Gräfin, entrüstet über den König, läßt diesen um keinen Preis zu sich und erfährt nichts von der bevorstehenden Abreise, wir aber lassen den Grafen Chateaubriant zu ihr, und erwarten, was sich zwischen ihnen begibt.“

Die Herzogin, belebt und gerötet durch die Verhandlung einer für sie so wichtigen Intrige, bat Florentin, ihr in ein kühleres Gemach zu folgen, und schritt ihm voraus, lächelnd und heiter.

Françoise war um dieselbe Zeit in Verzweiflung. Infolge der Todestage der Königin und Semblançays war unerwartet ein neues Leben in ihr Verhältnis zum Könige gekommen. Dem Aufschwunge ihres Charakters gemäß, welchen sie an jenem Tage gewonnen hatte, war sie, obwohl tief verletzt durch die Nichtbeachtung ihrer Semblançayschen Fürbitte, zu stolz gewesen, auch nur ein Wort der Klage gegen den König auszusprechen. Er dagegen, seines Unrechts sich bewußt, und erniedrigt durch die stolze Haltung Françoisens, hatte all die schönen Anlagen seines ritterlichen Herzens erregt gefühlt, hatte sich dem Tadel gegen sich selbst mit der liebenswürdigsten Aufopferung hingegeben, hatte mit Übertreibung und poetischer Erfindung ihr aufgezählt, was er alles gegen sie unterlassen, was er alles gegen sie begangen habe, war mit einem Worte hinreißend gewesen. „Du sollst mir nicht vergeben,“ hatte er sie unterbrochen, als sie

seinen Selbstanklagen Einhalt tun wollte, „du sollst mir wenigstens nicht sogleich vergeben! Buße sollst du mir auferlegen, strenge und schwere, und erst wenn ich sie würdig ertragen, magst du meine Bitte anhören nnd entscheiden, ob ich wieder zu Gnaden aufgenommen werden könne an der Pforte des Semelezimmers!“

Françoise war selig gewesen. Ihr Ideal zeigte sich gerechtfertigt, für Vergangenheit und Zukunft glaubte sie nun zu wissen, alle Störungen ihrer Liebe seien nur äußerliche! Und der Aufschwung ihres weiblichen Stolzes war ihr nun auch gerechtfertigt. Sie hatte wohl mitunter gezweifelt, ob er aus ihrem reinen Herzen, oder ob er nicht vielmehr aus eigennützigem, ihrer Liebe unwürdigem Triebe entsprungen sei! Aber sie sah nun eine so schöne Wirkung desselben, sie hörte vom Könige selbst, daß dieser Aufschwung ihm ein prächtiges Glück sei, das ihn vor Selbstvergessenheit jetzt und in Zukunft bewahren solle. Wie liebte sie sich deshalb, daß auch in schlimmer Lage und bei gewaltsamem Anstoße, den sie sich selbst gebe, nur Würdiges von ihr ausgehe! Und was ist es ein Glück, sich selbst lieben, seinem Naturell, des Adels sicher, vertrauen zu können!

Hätte nicht der König, dem alles eine künstlerische Rundung erhalten mußte, mit Entschiedenheit darauf gedrungen, von ihrer Huld mindestens eine Woche lang ausgeschlossen sein zu müssen, o, sie hätte ihn ja feuriger als je in die Arme geschlossen bei jener nächtlichen Rückkehr nach Fontainebleau!

So war das Verhältnis gewesen bis zu jenem entscheidenden Tage. Franz hatte bis zu diesem Tage streng Wort gehalten mit anspruchloser Beflissenheit, und noch am Morgen dieses Tages hatte er ihr ein zärtlich Billett geschrieben in naiven Versen Marotscher Gattung, welche die Bitte schüchtern genug ausdrückten, ob er heute abend nach der Tafel die Pforte des schlafenden Nymph befreit vom

inneren Riegel finden, und ihr sein reuiges Herz zu Füßen legen dürfe.

Die Ankunft Chimenens, welche Guernard vom Schlosse Foix bis Fontainebleau begleitet hatte, war der Gräfin in solcher Stimmung ganz willkommen gewesen. Es drängte sie, jemand wohlzutun. Sie vergaß ihr Mißtrauen gegen das in der Tat unschuldige Mädchen, welches mit schwärmerischer Neigung an ihr hing, und lieber zu ihr, die sie immer zurückgedrängt, als heim nach Spanien gewollt hatte, da ihr Aufenthalt im Schlosse Foix seit dem Tode der alten Gräfin unpassend geworden war.

Chimene, ein sonst verschlossenes, schweigsames Kind, drückte ihre Hingebung an Françoise so stark und innig aus, und zeigte sich so gereift, daß Françoise eine Vertraute, die sie bis daher nicht gehabt und freilich auch nicht entbehrt hatte, gefunden zu haben glaubte. Dies überschwengliche Glück drängt ja am meisten zur Mitteilung.

Daß König Franz aber am letzten Tage liebeheißer Erwartung, mit der es seinem Herzen innigster Ernst war, daß er an solchem Tage freche Untreue begehen konnte, wer erklärte es nicht aus der körperlichen Leichtfertigkeit sinnlicher Männer, die am schwächsten sind, je länger sie des Kusses ihrer Geliebten entbehrt haben, und je näher sie die heiß ersehnten Küsse der Geliebten vor sich sehen! Übrigens muß zu des Königs Entschuldigung bemerkt werden — wenn sein, solcher Untreue ganz angemessenes Naturell der Entschuldigung bedarf — daß niemand mit Gewißheit hat behaupten können, König Franz habe Diana von Brezé in jenem Pavillon aufgenommen, wie Bonnivet es darstellte. Man weiß nur, daß er ihr die Begnadigung ihres Vaters Jean von Poitiers, Grafen von St. Vallier, an jenem Tage bewilligte, und man weiß nur, daß sie sich später der Umarmung eines Königs nicht abgeneigt zeigte. Den Namen ihres Gemahls aufgebend, ist sie als Diana von Poitiers unwandelbare Lebens-

gefährtin Heinrichs II., Königs von Frankreich geworden, welcher ein Sohn war Königs Franz. Ob sie um deswillen eine Umarmung dieses letzteren stets in Abrede gestellt hat, da eine solche jeglichem moralischen Gefühle peinlich und dem Könige Heinrich doppelt peinlich sein mußte, das ist nicht zu entscheiden. Françoise von Chateaubriant aber, welcher die Begnadigung Jean von Poitiers bisher versagt worden, und welche unter solchen Umständen erfuhr, sie sei der Diana von Brezé bewilligt, Françoise, selbst in leidenschaftlicher Liebe, konnte nicht zweifeln an schreiender Untreue und verbrachte die andere Hälfte jenes Tages in fast besinnungsloser Verzweiflung.

Als der Tag sich neigte und es dunkel wurde, lag sie auf einem Ruhesitze in jenem Zimmer, welches an das Semelekabinett grenzte. Ihre Tränen waren versiegt, aufgelöst hing ihr schwarzes Haar über das verweinte und von Schmerz entstellte Gesicht, über die stürmisch arbeitende Brust herab. Chimene, welche Bonnivets giftigen Bericht unten im Garten mit angehört hatte, war zu ihr getreten, und hatte um irgend etwas Tröstliches zu sagen, ihre Hand ergriffen. Aber jetzt war ihr, der Unglücklichen, wiederum gegenwärtig, was ihr in den Tagen des Glücks keiner Beachtung wert geschienen hatte: daß ihr nämlich diese Chimene überall Unglück gebracht habe, überall! Entsetzt stieß sie die Hand des armen und ihr so wohlwollenden Mädchens von sich! Ach, und wir sind alle so, und die tiefsinnigen Grübler weisen uns nach, daß wir ein Recht zu dem Glauben an glückliche und unglückliche Hände neben uns haben. Denn der Rapport zwischen den Menschen wirke ringsum in der Welt wie auf elektro-magnetischer Kette, und die zusammenpassenden Geschöpfe förderten, die unpassenden verdürben einander das Schicksal.

Währenddessen klopfte es an der Tür, welche das Zimmer mit den andern Gemächern der Gräfin verband.

Traurig ging Chimene hin, um nachzusehen; Françoise aber sprang auf, eilte in das Semelekabinett hinein und drückte den Riegel an der Tapetentür, der übrigens vorgeschoben war, womöglich noch fester in seine hemmende Lage. Nicht um die Welt mochte sie den Mann, welcher ihr Herz und seine eigene Liebe so arg verraten, jemals wieder durch diese ihr bis dahin so reizende Tür eintreten sehen.

In der Tat war es eine Nachricht vom Könige, welche Chimene im vorderen Zimmer gefunden hatte, die Einladung zu einem nächtlichen Gastmahle, und die Kunde, von diesem Gastmahle hinweg mitten in der Nacht gehe der König zum Heere.

„Sage dem Diener, ich sei krank — nein, nicht krank! Ich will nicht krank sein, ich will ihm wenigstens nicht selber sagen lassen, daß ich krank sei um seinetwillen. Sage einfach, ich könne nicht! Sage, was du magst, es ist nichts mehr zu verderben, das Leben ist aus!"

Als Chimene die Tür öffnete, um hinauszugehen, stand Budé, der unterdessen angekommen, auf der Schwelle, und Françoise, die seiner ansichtig geworden, stürzte ihm entgegen, fiel an seine Brust und weinte bitterlich.

Budé suchte sie zu beruhigen, aber er steigerte dadurch nur ihren Schmerz.

„Ihr fragt nicht," schrie sie auf, „Ihr fragt nicht, warum ich weine? Ihr wißt es also, es ist also öffentlich! Jedermann weiß es! O Barmherzigkeit!"

„Nein, liebe Gräfin, nein, es ist nicht öffentlich! Bonnivet, dem es ein Vergnügen ist, mich zu kränken, und der Euch abgeneigt ist, weil Ihr Euch niemals ihm geneigt bewiesen habt, Bonnivet hat es mir mit seiner gemeinen Schadenfreude zugeflüstert. Françoise, höret den König! Es ist wahrscheinlich nicht wahr, es ist wahrscheinlich nur eine Kriegslist Eurer Gegner, um Euch wenige Stunden vor der Abreise des Königs mit diesem zu entzweien, damit er

keinerlei Anordnungen für Euch treffe, während seiner Abwesenheit."

„O guter Budé, so ist es nicht. Mit meinen eigenen Augen hab' ich sie zu seinen Füßen gesehen unten vor dem Pavillon! Er erfuhr ihre Bitte, er sah ihr Flehen, er kennt die Angelegenheit Jean von Poitiers bis auf die geringste Nebensache — was braucht er sie in den Pavillon zu führen, wenn nicht — geht, geht, laßt mich allein! Es tötet mich, davon zu reden!"

„Ich gehe zu ihm und bringe auf Wahrheit!"

Damit entfernte sich Budé nach der Seite, von welcher er gekommen war, und Françoise lag wieder regungslos und vor sich hinstarrend auf dem Ruhesitze. Es war allmählich ganz dunkel geworden, Chimene, nicht sowohl verletzt als traurig, kam nicht wieder zu ihr, die Gräfin blieb eine lange Zeit allein im finstern Gemache, dessen hohe Fenster erst oben am Gesims leise gefärbt wurden vom aufgehenden Monde. Der Mond kam immer später in die Gemächer von Fontainebleau, weil er erst den hohen Wald zu übersteigen hatte. Ach, diese beneidete Gräfin, welcher die politischen Zuschauer nach Claudes Hintritte die Krone Frankreichs zuteilten, sie war die unglücklichste Kreatur im königlichen Lustschlosse Fontainebleau. Sie dachte nichts, die Gedanken fuhren kreuzweis wie Schwerter in ihrem Sinne umher und vernichteten einander, sie empfand nur, und sie empfand nur Schmerz. Da — was begegnet ihr? — da weicht mit einem Male das Zittern aus ihren Gliedern, sie spannen sich, und der ganze Körper springt auf, gespannt horchend.

Der Tritt des Königs ist es, der eiligst über die Franzgalerie schreitet, und den sie erkennt, ach, so genau erkennt. Jetzt ist er am schlafenden Nymph, er drückt an der Feder, umsonst! — er rüttelt, umsonst! — Da ruft er, und durch die Spalte kommt ihr deutlich die Stimme zu, der Name, den er ruft, ihr Name, Françoise!

Wunderbar war sie anzuschauen bei dem schwachen Monddämmer, der sich allmählich im Zimmer verbreitete: vorgebogenen Leibes, den nur ein leichtes weißes Gewand dürftig verhüllte, vorgesenkten Armes, der eine schöne Linie bildete von der länglichen, glänzenden Schulter herab, die kleine Hand zur Faust geballt, das Auge blitzend, man weiß nicht, ob von Zorn allein, der Körper leise, kaum merklich bebend! Wer aber das Antlitz deuten konnte, auf welches mehr und mehr ein blasser Rückschein des Mondschimmers fiel, dem wurde es offenbar: diese schmerzlichen Linien um den Mund, sie verraten mitten durch allen Zorn hindurch die unzerstörbare Liebe, und wenn der König noch mehrmals ruft, so siegt die Liebe, und Françoise öffnet; — der König wiederholt seinen Ruf, und pocht dabei an die Tür! Dies Pochen verletzt sie, ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen, das Beben der Glieder erstarrt zur Unbeweglichkeit.

Da öffnet sich die Türe zu den inneren Gemächern, und Guernard leuchtet mit Kerzen Florentin voraus, der ungemeldet hinter ihm eintritt. Die Gräfin schreit auf und bedeckt sich das Gesicht mit den Händen: „Hinweg mit den Kerzen! Sie zerstören mir das Augenlicht!“

Florentin hatte nichts dagegen, im Mondesdämmer mit der Gräfin allein zu sein, obwohl ihn nichts weniger als Liebesgedanken daherführten. Einmal zur Parteinahme gegen sie getrieben, hatte er nur rasche, entscheidende Mittel vor Augen, und er hatte viel erfahren und viel vorbereitet in der letzten Viertelstunde: zuerst die Nachricht, es seien nicht bloß Bonnivets erkünstelte Besorgnisse vorhanden, um den König noch in dieser Nacht zum Heere zu rufen, sondern Brion sei eingetroffen von Lyon mit der beunruhigenden Kunde über die Fortschritte der Feinde, über die unerläßliche Notwendigkeit, daß der König selbst in Lyon, dem Sammelpunkte eines neuen Heeres, erscheine, wenn dieses Heer überhaupt zusammenkomme, und wenn der Adel in Beaujolais,

Bourbon und der Auvergne nicht offen auftreten solle für den heranrückenden Connetable.

Daß der König also scheide, war nicht mehr zweifelhaft; daß er vor seiner Abreise ferner durch einen nun öffentlich ausgedrückten Machtspruch die Regentschaft bestimmen werde, war ebenfalls gewiß: die Feierlichkeit und das Bankett waren bereits angesagt. Daß man in betreff der Gräfin des Ausgangs nicht sicher sei, sobald noch eine Viertelstunde übrig bleibe zur Versöhnung zwischen zwei Liebenden wie Franz und Françoise, das war dem Priester nur allzu deutlich, seit er im Vorübergehen wenige Worte einer Szene zwischen dem Könige und Bonnivet angehört hatte. Es waren noch nicht fünf Minuten verflossen, seit er durch die offenstehende Tür jene Worte gehört, und des Königs furchtbare Stimmung daraus erkannt hatte, furchtbar gegen Bonnivet, furchtbar für alle die, welche mit all ihrem Heil an die Regentschaft der Herzogin gefesselt waren. Der König nämlich zeigte sich unterrichtet von der Mitteilung und Deutung, welche Bonnivet der Gräfin über das Rendezvous mit Diana gemacht, wahrscheinlich war er im Augenblicke vorher durch den von der Gräfin kommenden und noch neben ihm stehenden Budé unterrichtet worden, er war purpurrot vor Zorn gewesen und hatte die Hand an den Degen gelegt, als wolle er Bonnivet über den Haufen stoßen.

Er wird nun zu ihr dringen, hatte Florentin weitereilend gedacht, er wird sie, versöhnt oder nicht versöhnt, auf den Thron setzen, um ihr einen außerordentlichen Beweis seiner Neigung zu geben, und wenn dies nicht verhindert oder in gefährliches Zusammentreffen anderer Art verwandelt werden kann, so ist die Schlacht für uns verloren!

Also denkend war er durch die Vorzimmer geeilt, um über Hof und Garten — denn es gab außer durch die Franzgalerie keine andere unmittelbare Verbindung mit den Gemächern, die Françoise bewohnte — in die Wohnung

der Gräfin zu bringen und diese zu stimmen und dergestalt unnahbar zu machen, wie es ihm passend erscheinen würde. In den Vorzimmern hatte er Florio angetroffen, mit welchem er schon bei der Herzogin den Hauptschlag der Intrige eingeleitet, und hatte ihn beauftragt, nach Verlauf einer Viertelstunde ans Werk zu gehen, denn nach Verlauf einer Viertelstunde werde die Tapetentür am Semelekabinett geöffnet, das heißt zum Öffnen aufgeriegelt sein.

Florio nämlich, dessen Verschmitztheit in wenig Worten ein hinreichender Überblick im Zimmer der Herzogin gegeben worden, hatte es übernommen, den Grafen Chateaubriant durch die Franzgalerie an die Tapetentür, durch die Tapetentür in die Gemächer der Gräfin einzuführen, wenn ihm von Herrn von Brezés eigener Hand ein Zettel ausgestellt würde, des Inhaltes: „Vertraue diesem Manne, er ist auf unserer Seite."

Diesen Zettel hatte der Seneschall auf die Versicherung der Herzogin, er solle nur dafür dienen, den Grafen in die Gemächer seiner Frau zu bringen, ausgestellt, besonders da man hinzusetzen konnte, das Verhältnis zwischen dem Könige und der Gräfin sei in diesem Augenblicke dermaßen zerstört, daß die persönliche Erscheinung des Grafen Chateaubriant bei seiner Frau wahrscheinlich hinreichend sein werde, diese zur augenblicklichen Rückkehr mit ihm nach der Bretagne zu veranlassen.

Mit diesem Zettel und einer Maske vor dem Gesichte, welche bei so gefährlichem Dienste nicht auffallen konnte, und welche wegen des früheren Zusammentreffens zwischen ihm und Chateaubriant dem Italiener nötig schien, hatte dieser Florio es übernommen, den bretonischen Seigneur anzutreten, sobald ihm Florentin den Zeitpunkt bezeichnen würde, und ihn an Ort und Stelle zu führen. Der Tod der Königin, die bevorstehende Abreise des Königs und die damit verbundene Regentschaftsernennung hatte eine große Menge

Seigneurs nach Fontainebleau geführt, und Graf Chateaubriant konnte sich wohl von irgendeinem derselben eines solchen Freundschaftsdienstes versehen, und es auch begreiflich finden, daß ein Edelmann die Hand böte zur Schlichtung eines den Haus- und Landesfrieden störenden Verhältnisses, ohne doch dafür seine persönliche Mitwirkung offenen Gesichtes eingestehen zu wollen. Es bedurfte also nicht einer übergroßen Courage Florios zur Übernahme dieses Auftrags, und seigneurmäßig aber unscheinbar gekleidet, machte er sich also flugs nach Florentins letzter Order auf, den Grafen Chateaubriant aus einem der Sommerhäuser, welche seit einigen Jahren für Unterkunft fremder Herren nahe am Schlosse entstanden waren, rufen zu lassen, um ihm mit halber Stimme, gestützt auf den Empfehlungszettel, seinen Dienst anzutragen.

Er war vorsichtig genug, seinen Herrn, den der König eben verlassen hatte, von dem zu unterrichten, was vorgehen solle, und dieser, obwohl voller Wut über den schmählich ausgedrückten Zorn des Königs, war doch Günstling genug, diese Gelegenheit für einen dem Könige wahrscheinlich notwendigen Dienst zu ergreifen. Denn er hatte gesehen, daß der König von ihm hinweg seinen Weg gegen die Franzgalerie hin genommen, und setzte voraus, da er soeben von Florio die Existenz der Tapetentür erfuhr, der König sei zur Chateaubriant geeilt, und es könne sich ein gefährliches und ihm, dem Bonnivet, doch willkommenes Zusammentreffen zwischen dem Könige und dem Grafen Chateaubriant ereignen. Willkommen, denn es setzte den König in einige Gefahr und in sichere Verlegenheit, strafe ihn also auf der Stelle für seine Schmähung gegen Bonnivet, und es gebe ferner Gelegenheit für Bonnivet, sich unerwartet und höchst erwünscht für den König dienstbar und hilfreich zu erweisen.

Dies alles bereitete sich vor, als Florentin bei der Gräfin eintrat.

der Gräfin zu bringen und diese zu stimmen und dergestalt unnahbar zu machen, wie es ihm passend erscheinen würde. In den Vorzimmern hatte er Florio angetroffen, mit welchem er schon bei der Herzogin den Hauptschlag der Intrige eingeleitet, und hatte ihn beauftragt, nach Verlauf einer Viertelstunde ans Werk zu gehen, denn nach Verlauf einer Viertelstunde werde die Tapetentür am Semelekabinett geöffnet, das heißt zum Öffnen aufgeriegelt sein.

Florio nämlich, dessen Verschmitztheit in wenig Worten ein hinreichender Überblick im Zimmer der Herzogin gegeben worden, hatte es übernommen, den Grafen Chateaubriant durch die Franzgalerie an die Tapetentür, durch die Tapetentür in die Gemächer der Gräfin einzuführen, wenn ihm von Herrn von Brezés eigener Hand ein Zettel ausgestellt würde, des Inhaltes: „Vertraue diesem Manne, er ist auf unserer Seite."

Diesen Zettel hatte der Seneschall auf die Versicherung der Herzogin, er solle nur dafür dienen, den Grafen in die Gemächer seiner Frau zu bringen, ausgestellt, besonders da man hinzusetzen konnte, das Verhältnis zwischen dem Könige und der Gräfin sei in diesem Augenblicke dermaßen zerstört, daß die persönliche Erscheinung des Grafen Chateaubriant bei seiner Frau wahrscheinlich hinreichend sein werde, diese zur augenblicklichen Rückkehr mit ihm nach der Bretagne zu veranlassen.

Mit diesem Zettel und einer Maske vor dem Gesichte, welche bei so gefährlichem Dienste nicht auffallen konnte, und welche wegen des früheren Zusammentreffens zwischen ihm und Chateaubriant dem Italiener nötig schien, hatte dieser Florio es übernommen, den bretonischen Seigneur anzutreten, sobald ihm Florentin den Zeitpunkt bezeichnen würde, und ihn an Ort und Stelle zu führen. Der Tod der Königin, die bevorstehende Abreise des Königs und die damit verbundene Regentschaftsernennung hatte eine große Menge

Seigneurs nach Fontainebleau geführt, und Graf Chateaubriant konnte sich wohl von irgendeinem derselben eines solchen Freundschaftsdienstes versehen, und es auch begreiflich finden, daß ein Edelmann die Hand böte zur Schlichtung eines den Haus- und Landesfrieden störenden Verhältnisses, ohne doch dafür seine persönliche Mitwirkung offenen Gesichtes eingestehen zu wollen. Es bedurfte also nicht einer übergroßen Courage Florios zur Übernahme dieses Auftrags, und seigneurmäßig aber unscheinbar gekleidet, machte er sich also flugs nach Florentins letzter Order auf, den Grafen Chateaubriant aus einem der Sommerhäuser, welche seit einigen Jahren für Unterkunft fremder Herren nahe am Schlosse entstanden waren, rufen zu lassen, um ihm mit halber Stimme, gestützt auf den Empfehlungszettel, seinen Dienst anzutragen.

Er war vorsichtig genug, seinen Herrn, den der König eben verlassen hatte, von dem zu unterrichten, was vorgehen solle, und dieser, obwohl voller Wut über den schmählich ausgedrückten Zorn des Königs, war doch Günstling genug, diese Gelegenheit für einen dem Könige wahrscheinlich notwendigen Dienst zu ergreifen. Denn er hatte gesehen, daß der König von ihm hinweg seinen Weg gegen die Franzgalerie hin genommen, und setzte voraus, da er soeben von Florio die Existenz der Tapetentür erfuhr, der König sei zur Chateaubriant geeilt, und es könne sich ein gefährliches und ihm, dem Bonnivet, doch willkommenes Zusammentreffen zwischen dem Könige und dem Grafen Chateaubriant ereignen. Willkommen, denn es setzte den König in einige Gefahr und in sichere Verlegenheit, strafe ihn also auf der Stelle für seine Schmähung gegen Bonnivet, und es gebe ferner Gelegenheit für Bonnivet, sich unerwartet und höchst erwünscht für den König dienstbar und hilfreich zu erweisen.

Dies alles bereitete sich vor, als Florentin bei der Gräfin eintrat.

Da mit dem Verschwinden Guernards, der die Lichter wieder mit sich nahm, eine Pause eintrat, so hörte er das wiederholte Rütteln an der Tapetentür. Vermutend, dies sei der König und eines Vorwandes bedürftig, hinaus an den Riegel zu kommen und diesen für die spätere Ankunft des Grafen Chateaubriant zurückzuschieben, ergriff er diese Veranlassung und trat in das Kabinett, indem er leise zu Françoise sprach:

„Du wirst ihn doch nicht sehen wollen, nachdem er sich so unwürdig betragen?!"

„Um Gottes willen nicht! Um Gottes willen laß den Riegel unberührt!"

„Sei ohne Sorge, ich will die Tür unterstützen, daß sie nicht einer Gewaltsamkeit weiche."

Und so trat er hinauf dicht an die Tür, sein Ohr daran lehnend und horchend, ob der König sich entferne, während Françoise, über des Priesters Absicht beruhigt, in das größere Zimmer zurückgegangen war. — Er hörte den sich entfernenden und schallenden Schritt des Königs, welcher nach der gegenüberliegenden Flügeltür der Galerie sich verlor, und als Florentin vernahm, daß diese Flügeltür ins Schloß geworfen wurde, da zog er leise den Riegel auf und ging zurück ins Zimmer der Gräfin. Eine nochmalige Rückkehr des Königs war ihm unwahrscheinlich, und das Ziel der Überredung, welche er vorhatte, glaubte er nun dahin stecken zu müssen, daß es unverträglich mit der Würde Françoisens sei, in der nächsten Zeit öffentlich zu erscheinen. Daß damit nur der heutige Abend und die einbrechende Nacht gemeint sei, brauchte nicht erwähnt zu werden. Für den Fall, daß Françoise die so nahe bevorstehende Abreise des Königs schon erfahren hatte oder noch erfuhr, durfte seines Erachtens nur das unverzeihliche Betragen des Königs in grelles Licht gestellt werden. Er setzte also in seiner Anrede die Untreue des Königs und die skandalöse Öffentlichkeit derselben am heutigen

Tage wie eine unzweifelhafte Sache voraus, und fügte die Frage hinzu, was die Gräfin in solcher zum Äußersten gesteigerten Lage zu tun gedenke?

Françoise schwieg. Sie lag mit dem Haupte auf der Lehne des Ruhesitzes, und der sinnliche Priester sah mit Neid und Lüsternheit auf den stolzen Nacken, der von dem unterdrückten Schluchzen der armen Frau zu zucken schien. Mit Neid, weil er diese junge, kräftige Schönheit mit der welkenden Luisens von Angoulême verglich. Die Hoffnung tauchte ihm wieder auf, welche er in der Genovevenabtei so rasch hatte aufgeben müssen, und er fing an zu bedauern, daß er dem rohen Grafen die Bahn geebnet — vielleicht könnte er die zerschmetterte Frau, wenn sie heute noch einige Stunden vom Könige getrennt gehalten wurde, dahin bewegen, hinter Klostermauern von neuem eine Zuflucht zu suchen, und vielleicht gelänge es ihm mit der Zeit —

Aber er unterbrach seinen eigenen Gedankengang; denn die Zeit der Einwirkung war ihm karg zugemessen.

„Françoise," hob er feierlich an, „was beschließest du für deine Zukunft?"

Françoise schwieg.

„Ich habe das Unglück gehabt," fuhr er fort, „bei dem Eintritte in deinen jetzigen Lebenskreis wirksam gewesen zu sein; ich werde zeitlebens daran büßen. Aber ich tat's, weil ich einen großen Wirkungskreis dir geöffnet glaubte, und weil man ein Unrecht gegen einzelne wohl begehen darf, um große Zwecke zu fördern. Es ist anders geworden: du hast deinen Gatten gefährlich verletzt, hast alle häuslichen Pflichten hinter dich geworfen, hast das Ärgernis der Gesellschaft aufgeweckt, hast durch übles Beispiel unberechenbar geschadet, und — hast für all das keinerlei Ersatz geboten. Du hast deine Aufgabe nur als eine Aufgabe deiner persönlichen Neigung, deines persönlichen Vorteils angesehen und hast nicht der Kirche, nicht dem Staate, nicht einmal unglücklichen

Bittstellern, irgend einen Vorteil, irgend eine Hilfe zu verschaffen gewußt; ja, in dieser beschränkten, in dieser eigennützigen Auffassung deiner Lage hast du sogar die Sicherheit und Dauer deines persönlichen Verhältnisses ganz und gar nicht zu schützen verstanden. Françoise, du bist deiner Aufgabe nicht gewachsen! Wo man keine Tugend sucht, da erwartet man wenigstens Klugheit, wo man weder Tugend noch Klugheit findet, da erwartet man wenigstens Glück, das beschwichtigende Glück der Welt! Nichts von alledem ist hier vorhanden; — was ist nun allein noch übrig, um vor dem gemeinen Lose der Gedankenlosigkeit zu bewahren? Der Stolz, Françoise, der Stolz allein! Habe ihn! Wisse zu endigen! Nie sehe dieser König dein Antlitz wieder, und kein gleichgültiger Zuschauer sei imstande, dir sein lächelndes Bedauern auszudrücken. Hier ist meine Hand, um diesem Stolze, welcher dir not tut, behilflich zu sein! Ich führe dich von hinnen in eine stille Verborgenheit, wohinein kein Ton dringen soll, kein Hauch dieser für dich vergifteten Welt! Ergreife meine Hand! Je früher du fliehst, desto edler, desto leichter ist deine Flucht!"

Françoise hatte sich erhoben, und sie schien bereit, sich mit ihm nach der Tür zu wenden, welche durch ihre Gemächer hinausführte ins Freie; aber wer möchte entscheiden, welche Regung in ihr die vorherrschende gewesen sei bei jener Wendung nach der Tür! Ihr Stolz war allerdings aufgeregt, aufgeregt ohne Florentins Rede; der trotzige Gedanke, sich rasch und für immer dem unwürdigen Geliebten zu entziehen, dieser Trotz war ihr willkommen; — aber auch der andere Pol magnetischer Kraft zog sie nach jener Tür! Sie hörte Tritte, Geräusch, unverständliche Rede, sie schrie auf — denn der König trat aus jener Tür in ihr Zimmer. Von der Tapetentür abgewiesen, war er über den Hof geeilt, um durch den äußeren, öffentlichen Eingang zu ihr zu dringen, und an Guernard wie an Chimene hastig vorübereilend, war

er unaufhaltsam bis in das letzte, ihm wohlbekannte Gemach geschritten.

Als Françoise aufschrie und zurücktrat, wollte er sie ergreifen; aber Florentin, der alle bisherigen Bemühungen aufs Spiel gesetzt sah, stellte sich verwegen zwischen ihn und sie, und sprach: „Sire, diese Dame gehört von heute an der Kirche und will von keinem weltlichen Arme mehr berührt sein!“

„Du bist von Sinnen, Priester! Françoise!“

Françoise schwieg, aber sie erhob abwehrend ihren Arm, und es lag ein Ausdruck in dieser Bewegung, der so Zorn wie Abscheu ausdrücken konnte, ein Ausdruck, welchen der König niemals an ihr erfahren hatte.

Des Königs Verrat an ihrer Liebe und Florentins Rede hatten die gewaltsamsten Entschlüsse in ihr aufgeregt. Bei der ersten Nachricht durch Bonnivet war sie betäubt worden; es hatte ihr solch eine Untreue, solch eine rohe Untreue unmöglich geschienen, und doch hatte sie nach so greller Anzeige keine sichere Kraft zum Zweifel gehabt. Das liebende Herz hatte indessen bald die Oberhand gewonnen und hatte ihr zugeflüstert, eben weil die Untreue so roh wäre, sei sie unmöglich oder sie sei — so sophistisch ist ein der Liebe bedürftiges Herz! — von keiner Bedeutung. Budé hatte diese Beschwichtigung, welche ein furchtsames, unerfahrenes Herz sich zurechtlegen wollte, ganz ihrem Bedürfnisse gemäß in einen leidlichen Zustand eingewiegt, und wenn der König zu ihr gedrungen wäre vor Florentins Ankunft, so hätte er sie wahrscheinlich beruhigen können, ja sie hätte ihm vielleicht sogar verziehen, wenn er ihr eine gedankenlose Untreue der Sinne eingestanden hätte. Jetzt aber war durch Florentins Wendung des Gesichtspunktes alles in ihr verändert, jetzt war aller Gegensatz der Liebe in ihr aufgeregt, der Zorn loderte, der Haß, bis dahin unerhört in ihrer Seele, erhob seine alles übertäubende Stimme, und es war in diesem Augenblicke keine Versöhnung möglich.

Der König vermochte entweder im unsicheren Mondesdämmer nicht, solche Stimmung im Antlitze einer Frau zu erkennen, welche ihn bis dahin stets hingebend geliebt hatte, oder der Gedanke an die Möglichkeit solcher Stimmung lag seinem hochmütigen Sinne überhaupt zu fern, kurz, er versah sich in seiner Geliebten durchaus nicht einer aufs Äußerste getriebenen Gegnerin und veranlaßte durch eine seiner unwiderstehlich befehlenden Handbewegungen, welche die Schulter des Priesters streifte, diesen Priester, seine trennende Stellung zwischen ihm und der Gräfin zu verlassen und sich nach der Tür zurückzuziehen. Eine zweite Handbewegung nötigte ihn, der doch den unmittelbaren Zorn des Königs nicht auf sich ziehen mochte, aus der Tür zu weichen und das Paar allein zu lassen. Komme was mag! dachte der weichende Kleriker, welcher bei einem jähen Tode des Königs eine lange Regentschaft der Herzogin nicht ungern voraussah.

Sobald er hinaus war, eilte der König auf Françoise zu, und war des Glaubens, als diese ihm ebenso hastigen Schrittes entgegenkam, die Szene der Aussöhnung beginne mit jener leidenschaftlichen Umarmung, welche dergleichen Szenen zu schließen pflegt. Wie war er erstaunt, als Françoise ihm den Dolch, welchen er neben dem Schwerte an der Hüfte trug, aus der Scheide riß und einen Schritt zurücktretend ihm die im Mondeslichte blitzende Waffe entgegenhielt mit dem Ausrufe:

„Es ist dein Tod, Verräter, wenn du es wagst, auch nur den Saum meines Gewandes zu berühren!“

„Françoise!“ war das einzige Wort, welches der wirklich erschrockene König hervorbrachte. Er stand wie eingewurzelt, und bedurfte einer minutenlangen Sammlung für eine weitere Frage.

Ehe er diese ausgesprochen, hörte er die Tapetentür des Semelekabinetts öffnen, hörte er den sporenklirrenden Tritt eines Mannes, sah er eine lange dunkle Gestalt hinter

Françoise eintreten. — „Wer ist da?“ schrie er auf und zog sein Schwert.

„Chateaubriant!“ schrie Françoise, welche sich entsetzt von diesen Schritten wie von der Annäherung eines Gespenstes umgewendet hatte nach einer Seite, die ihres Wissens für einen Menschen unzugänglich war. Sie schrie's mit einem gellenden Laute, und der Dolch fiel dabei aus ihrer Hand klirrend auf den Fußboden. Mit emporgehobenen Armen blieb sie wie erstarrt stehen, ihre Augen drängten sich aus den Höhlen, als ob sie mit aller menschlichen Kraft des Sehens unterscheiden wollten, ob es das Gespenst oder der irdische Leib ihres Gemahls sei, ihr Mund war halb geöffnet, keine Miene, keine Fiber zuckte an ihr. — Da sah sie, daß auch er das Schwert zog, da hörte sie die ihr, ach so traurig! wohlbekannte Stimme:

„Chateaubriant, der Euch zu richten kommt, Ehebrecher!“

Und mit einem herzzerschneidenden Wehrufe ließ Françoise ihre Arme und ihr Haupt sinken, ohne einen Schritt zu weichen. „Tötet mich,“ sagte sie nach der Pause einer Sekunde, und sagte es mit schwacher, aber deutlicher Stimme, „tötet mich, Chateaubriant, und Ihr werdet wohltun Euch und mir!“

Als König Franz in diesem Augenblicke das Schwert Chateaubriants sich erheben sah, trat er eiligst vor und stellte sich, das seine ausstreckend, zwischen Françoise und den Grafen, sprach aber kein Wort. Er hatte gleich nach dem Eintritte Chateaubriants die Samtmaske, welche er im Brustkleide getragen hatte, vor das Antlitz gesteckt, teils aus ritterlicher Achtung für die Dame, bei welcher er betroffen wurde, teils aus dem ihm eigentümlichen ritterlichen Übermute, welcher in Sachen der Galanterie niemand hindern wollte, sich an seine Person zu halten. Es konnte Chateaubriant nichts erwünschter sein, als mit dem Schwerte gegen einen Mann

einzudringen, der sich nicht als sein König und Lehensherr ihm gegenüberstellte, sondern als einfacher Edelmann. Dennoch überfiel ihn die eingeborene Scheu des Vasallen vor dem Lehensherren, und als ob er diese beschwichtigen wollte — denn er erkannte die Gestalt des Königs vollkommen — rief er noch, als sich schon ihre Degen kreuzten:

„Françoise von Chateaubriant, ist dies der Verräter?"

Françoise schwieg einen Augenblick und sagte dann mit fester Stimme: „Es ist der Verräter!"

Dies war das Signal zu einem Kampfe, der bei dem unsicheren Mondlichte und in einem mit den hohen Sesseln und langen Tischen damaliger Sitte angefüllten Gemache nicht regelmäßig, aber leicht mörderisch werden konnte, und in welchem gleich nach den ersten Paraden und Wendungen der Graf im Nachteile erschien, weil er mit der Räumlichkeit unbekannt und dem Könige an Geschicklichkeit in der Fechtkunst nicht gewachsen war.

Die Gräfin war anfangs, als gehöre sie nicht zu dieser Welt des blutigen Zwistes, unbeweglich stehen geblieben wie eine bewußtlose Klippe im Meere, um welche herum sich die Wogen brechen. Nach jenem jähen Anlaufe, welchen zum ersten Male Zorn und Haß in ihrem Herzen genommen hatten, war sie aufrechtstehend besinnungslos geworden, oder vielmehr es hatte sich eine Vergessenheit alles Irdischen ihrer bemächtigt, daß sie wie ein gleichgültiger Zuschauer inmitten eines Kampfes bleiben konnte, der sich so dicht um sie her bewegte, daß Arme und Schwerter oft an ihrem Gewande hinstreiften. Sie sah und hörte nicht nach außen, sie hatte ein Gesicht in ihrer inneren Welt, das all ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In der Genovevenabtei sah sie die Gräfin Françoise schlafen im Mondenscheine, und bei ihr stand die alte Gräfin Foix, die strenge, ach die lieblos gescholtene Mutter, und sie sprach langsam der Schläferin ins Ohr: „Du wirst nirgends Ruhe finden, weil du all deine

Pflichten verlassen hast, um deiner Lust nachzugehen; der Mann, dem du dich hingibst, wird dich lachend verraten und wird dein Herz mit dem unsauberen Dampfe des Rachegefühls erfüllen, und du wirst die Menschen zu gegenseitigem Morde treiben, und wirst elend sterben eine von Gott, von der Hoffnung und jedem tröstlichen Gefühle verlassene Kreatur."

Diese Stimme des Inneren wurde aber hier unterbrochen, weil sie übertäubt ward durch den dröhnenden Fall eines der Kämpfer, ein Fall von ausgestoßener Verwünschung begleitet, und durch das aufklirrende Schwert so verstärkt, daß Françoise dadurch in die sie umgebende Welt zurückgebracht wurde, und daß sie, entsetzt über inneren und äußeren Graus, aufschrie und entfloh.

In dem Augenblicke, da dies geschah, trat auch, von der Gräfin indessen unbeachtet, durch das Semelekabinett ein neuer Kämpfer ein mit blankem Schwerte und mit dem Rufe: „Hierher Bretone, hierher mit dem Schwerte der Felonie!"

Dies war Bonnivet, welcher in der Franzgalerie das Klirren der Schwerter gehört und für nötig erachtet hatte, seinem Herrn beizuspringen. Der König aber fand dies Nachschleichen und Beispringen sehr vorwitzig, und sagte dem Günstlinge, der seinen schwarzen Tag zu haben schien, unsaubere Worte. Der König nämlich war aufrecht und Chateaubriant lag am Boden, regungs- und lautlos.

Als König Franz seinen Degen einsteckte und nach der Franzgalerie hinausschritt, ohne sich des Geringsten um den erlegten Gegner zu kümmern, wagte Bonnivet, der im dämmerigen Gemache nirgends, auch nicht am Fußboden den Gegner des Königs entdecken konnte, eine bescheidene Anfrage, ob Chateaubriant entflohen sei —?

„Woher weißt du, daß es Chateaubriant war?"

„Durch Florio, der ihn hergeführt," entgegnete zögernd

Bonnivet, der in der Haft eine Kenntnis verraten hatte, die er in der Besonnenheit nicht gezeigt hätte, der aber, einmal so weit, die Wahrheit für zweckmäßiger hielt als eine schwer zu schürzende Lüge.

„Woher weiß Florio diese Tür? Und wer hat ihn beauftragt, den Grafen hier einzuführen?“

„Soviel ich weiß, Eurer Majestät Mutter.“

„Soviel du weißt? Als ob du nicht wahrscheinlich alles wüßtest, da du selbst hier im Finstern herumgekrochen und mir beigesprungen bist wie einem Pagen, der seinen Degen noch nicht festhalten kann. Segne dein Geschick, daß er geworfen war, ehe du neben mir warst — und laß dich nie wieder in einer Intrige meiner Mutter betreffen, in einer Intrige, welcher ich nicht selbst wildfremd bin. Hierbei bin ich selbst ein genarrter Teil.“

„Mein König! —“

„Laß! foi de gentilhomme, ich sehe nun ein, daß ich in einem Labyrinthe umhertappe, und doch habe ich wahrhaftig keine Zeit, mich zurechtzufinden. — Daß Euch die Pest! So habt Ihr mir doch alles verwirrt mit Françoise!“ — und nachdenkend blieb der König bei diesen Worten inmitten der Galerie stehen, welche ihrer ganzen Länge nach vom Monde beschienen wurde, so daß die glatten Eichenholzvierecke des Bodens und die goldenen Verzierungen der Wände und Deckenflächen zauberisch schimmerten.

„Ich begriff sie nicht, ich verstand sie nicht,“ fuhr er fort, „ihr Benehmen war von einer Heftigkeit, die ich nie an ihr gesehen! Was mag da alles vorgegangen sein?! O Mutter!“

„Sage,“ setzte er nach einer Pause und in anderem Tone hinzu, indem er hinausschritt aus der Galerie, „ist ein Besuch bei der Gräfin? Eine junge Dame mit wunderschönen Augen?“

„Ich glaube, ja.“

„Wer ist's?"

„Eine Infantado."

„Eine spanische Familie?"

„Zu Befehl, Sire."

„Sie wird sehr schön. — Was macht sie hier? Uns behorchen im Dienste des Kaisers?"

„Sie ist mit den Foix verwandt."

„So? Die Gräfin ist mir unerklärlich!"

„Was Schönheit betrifft, so werden Majestät zu Mailand in der Signora Clarissa ein Wunder der Welt sehen."

„Warum bist du denn nicht in Mailand geblieben bei diesem Wunder der Welt!"

„Sire —"

„Laß nachfragen, ob der Erzbischof und die Deputationen von Paris gekommen sind, in der Franzgalerie soll der Abschied gerüstet werden!"

Mit diesen Worten schritt der König in die Zimmer seiner Schwester, zu der er immer flüchtete, wenn sein Herz beunruhigt war. Dies war es aber in hohem Grade über Françoise, deren geheimnisvolle Leidenschaftlichkeit ihn überaus beschäftigte. Herrische Gleichgültigkeit dieses Mannes! Kein Gedanke, kein Auftrag für den niedergestreckten Grafen Chateaubriant kam ihm! Das war für ihn erledigt. Aber innigste Teilnahme für Françoise war in ihm lebendig, denn seine Seele war viel reicher als seine Handlungsweise darzutun schien.

Während der Unterredung des Königs mit seiner Schwester unterrichtete Bonnivet die Herzogin von Angoulême von dem, was vorgefallen, und von der bedenklichen Stimmung des Königs. Diese Dame war damals nur von zwei Gedanken beschäftigt, nämlich von dem, welcher sie seit der Geburt ihres Sohnes beherrschte, von dem Gedanken an sein Glück und Wohlsein, und von dem Gedanken, es könne ihr

die Gräfin Chateaubriant als Regentin des Reiches vorgezogen werden. Sie geriet also bei Bonnivets Mitteilung, nachdem ihre Angst wegen des Zweikampfes beruhigt war, von neuem in quälende Unruhe über ihres Sohnes Absichten mit der Gräfin, und eilte, Bonnivet mit den Vorbereitungen des Abschiedsfestes beauftragend, nach den Gemächern des Königs. Daß der Erzbischof von Paris nach Fontainebleau beschieden sei, schien ihr eine geheimnisvolle und überaus bedenkliche Vorbereitung.

Der König war noch nicht zurückgekehrt in seine Zimmer, und sie wollte deshalb eilig wieder hinweg, um ihn bei Margareta aufzusuchen. Der Kammerdiener versicherte aber, es sei soeben Befehl gekommen, den schönsten Anzug des Königs bereitzuhalten, er werde sogleich erscheinen und die Kleider wechseln. Mit diesen Worten legte der Diener einen dunkelroten mit goldenen Lilien besäten, mit goldenen Fransen umsäumten Samtmantel über die Stuhllehne, stellte die Schuhe zurecht und legte das Barett auf einen Marmortisch. „Eure Hoheit", setzte er hinzu, „können ihn auch leicht auf dem Wege zu der Frau Herzogin verfehlen; Seine Majestät läßt alle Wochen neue Geheimtreppen und Geheimtüren in diesem Schlosse anbringen, und erscheint immer unerwartet bald von dieser, bald von jener Seite."

Während sie noch schwankte, trat Budé ein und Chabot de Brion, lauter Parteinehmer für die Chateaubriant, wie die Herzogin mit immer steigernder Unruhe bemerkte.

„Seid ihr hierher beschieden?" fragte sie hastig.

Die Männer machten eine bejahende Verbeugung. Brion, von der südlichen Frühlingssonne stark gebräunt, hatte ein melancholisches Ansehen. Auch dies steigerte die Besorgnis der Herzogin. „Er liebt sie", sprach sie zu sich, „und weiß vielleicht, daß sie ihm heute noch für immer entrissen wird. Denn wenn der König sie wirklich erhebt, so hat ein junger Liebhaber keine Aussicht auf Verzweiflung seiner Schönen,

und keine Aussicht, im Trösten der Verzweiflung endlich selbst an die Reihe zu kommen."

„Kanzler Budé," fragte sie plötzlich, „ist's von Euch ausgegangen, daß der Erzbischof von Paris für heute nach Fontainebleau beschieden ist?"

„Nicht daß ich wüßte!"

„Was soll er hier?"

„Wohl nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Großwürdenträger des Reiches, welche alle herbeschieden sind, damit ihnen der König die Sorge fürs Land, welches er auf unbestimmte Zeit verläßt, ans Herz lege."

„Budé!" — und dabei winkte sie ihm mit den Augen, nahe an sie heranzutreten, und sprach leise — „sagt mir die Wahrheit, und betrachtet mich nicht im entscheidenden Augenblicke als eine vom Neide ganz verblendete Feindin. Wenn mein Sohn die Françoise dergestalt liebt, so wird sie auch mir lieb werden als Freude meines Sohnes, und wird in mir die treueste Stütze finden. Hat der König mit ihr und dem Erzbischofe etwas vor?"

„Was könnte er?! Sie ist ja noch Gräfin Chateaubriant und gute Katholikin, und zu ihrer Scheidung bedürfte es ja erst eines Dispenses vom heiligen Vater in Rom."

„Stellst du dich schwerfällig? Was in den Formen fehlte, das käme hintennach; es gäbe bloß eine Art spiritueller Verlobung, um der Dame eine offizielle Anwartschaft zu verleihen. — Aber, Budé, es wäre ein Mißgriff, der beiden Teilen Schaden brächte, Françoise und dem Könige; das ganze Land würde aufschreien, denn Claude hat kaum die Augen geschlossen."

„Und doch wäre es ein Unglück, wenn der König gar nichts für die Gräfin täte. In welch einer bedrängten Lage ließe er sie zurück?!"

„Weshalb bedrängt?"

„Sie ist durch ihre offen bewiesene Neigung dem ge-

rechten Vorwurfe aller Welt bloßgegeben, der Hof, den Ihr, königliche Frau, bis daher geleitet, ist ihr nicht günstig gesinnt, denn Ihr seid es nicht, und man ist einer bevorzugten Person nicht leicht aus freiem Antriebe geneigt, hier hat die Gräfin also nach der Abreise des Königs kein Bleiben, wenigstens hat sie kein Heil zu erwarten."

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich ihr nicht abhold sein werde, wenn sie nicht unzeitige Ansprüche erhebt?!"

„Der Graf, ihr Gatte, ist bekannt als harter, schonungsloser Mann."

„Ach was! das ist vorbei!"

„Wie? — Tut der König nichts für sie, bevor er, vielleicht auf Jahre, scheidet, so hat sie keine Stätte in Frankreich."

„Übertreibung; das hinge alles von ihr allein ab. Und wäre ihr Bescheidenheit unerreichbar, so gäbe es ja Klöster genug für anständiges Zuwarten, und Schloß Foix steht ihr ja jetzt ebenfalls offen."

„Königliche Frau! Euer Sohn der König verlangt überall für die Krone eine Macht und Bedeutung, wie sie bisher in Frankreich unbekannt waren."

„Darin helf' ihm Gott weiter!"

„Ich wünsche es auch; — soll dies aber gelingen, so muß alles, was mit dem Könige zusammenhängt, großmütig und großartig erscheinen. Das Weib, welches der König liebt, muß schon durch diese Liebe den Widerwärtigkeiten der Gesellschaft enthoben sein, und wer da vollends rät, solch ein Weib rücksichtslos in diese Widerwärtigkeiten hinauszustoßen, der ist kein Freund des neuen Königtums."

„Schulweisheit! Ihr könnt doch Euer Lebtag nicht verleugnen, daß Ihr ein bürgerlicher Gelehrter seid!"

„Das will ich auch nicht."

„Nun, es sei daran etwas Wahres! Will ich denn Widerwärtigkeiten für sie? Ich will ihr im Gegenteil ein

Aufsehen verhüten, das ihr Widerwärtigkeiten bringen müßte, ich will sie schützen, ich! Ihr tätet viel klüger, diesen meinen guten Willen, der aus Liebe für meinen Sohn erwächst, in Anspruch und dankbar hinzunehmen. Denn aller politische Gesichtspunkt spricht gegen Euch; ein Vernichtungsstreich gegen die Chateaubriant träfe ja auch den übermütigen Adel, welcher auf gleicher Höhe mit dem Könige zu stehen meint, und für jede seiner Damen die Krone passend findet!"

„Solcher Streich träfe aber den Adel an einer Stelle, an welcher er tüchtig und ehrenhaft, er träfe die Hausehre. Die beneidet der Bürger dem Adel nicht, denn auch der Bürger will sie und hat sie. Wen verwundete also der Streich? Den, von dem er ausginge. Und wer wäre das?"

„Der König!" rief es aus den Vorzimmern, und man sah ihn raschen Schrittes durch die Gemächer daherkommen.

„Mein Sohn! mein Sohn!" rief die Herzogin, und eilte ihm entgegen und umarmte ihn, wie eine Braut einen Bräutigam, dessen Ankunft verzögert worden ist, umarmt. — „Mein Sohn, was hast du vor?" setzte sie hinzu, nachdem er ihre Zärtlichkeit erwidert.

„Was ich vorhabe? — Woher diese Aufregung, Mutter? Was ist geschehen?"

„Tu' nichts, Franz, was deine Mutter kränken müßte!"

„Wie sollte ich! Aber was ist vorgefallen?"

„Nichts, François. Ich bin nur in Sorge, ich sehe in allen Vorbereitungen zu deinem Abschiede üble Anzeichen für mich — was soll der Erzbischof?"

„Er soll mich verheiraten! — Du wirst blaß? Vergib meine gute Laune, wenn sie dich erschreckt, und verliere deine Zeit nicht, dein Anzug verlangt sie heute gebieterisch, denn du mußt heute in voller Pracht erscheinen, und spätestens in einer halben Stunde. Wer von den Damen zu spät kommt, wird's bereuen! Adieu, Mama, ich küsse deine Hände, adieu! Du wirst mit mir zufrieden sein. Schweizer Boten haben

zwei Prachtgewänder aus Genua mitgebracht, eins ist schon verschenkt — bist du neidisch? — das andere erwartet dich auf deinem Zimmer. Du weißt, wie gern ich dich in italienischem, in königlichem Glanze sehe, du hast so königlichen Wuchs, adieu! — Martin, meine Kleider!"

Bei diesen Worten führte er die Herzogin hinaus aus seinem Zimmer und kehrte sogleich zurück, angesichts der Männer seine Oberkleider zu wechseln. Brion, an den er einige Fragen und Befehle über militärische und Reiseangelegenheiten richtete, ward bald entlassen. — „Noch eins!" rief er ihm nach, „du hast die günstigsten Augen für die Gräfin Chateaubriant!"

„Sire! —"

„Wie liebenswürdig, er wird rot darüber, Budé. Sieh diese beneidenswerte Jugend! Und du hast die Dame seit deiner Rückkehr noch nicht gesehen?"

„Nein, Sire!"

„Ah, ich muß dich belohnen für deine Kriegesmühen! Eile zu ihr, es wird ihr einen guten Eindruck machen, dich zu sehen, denn sie ist dir sehr gewogen, sage ihr, und sage es ihr herzlich, daß ich sie inständig bitten ließe zur Abschiedsaudienz und zum Bankett in die Franzgalerie zu kommen. Sie wäre im Unrecht gegen mich, und ich wollte ihr ausdrücken, wie sehr ich ihr verziehe. Käme sie nicht, so müßte ich glauben, ihr Unrecht wäre nicht aus einem Drange ihres Herzens entstanden, sondern aus unlauterer Quelle entsprungen, und sie sollte mich nicht mit so traurigen Gedanken von ihr scheiden lassen, der Himmel weiß auf wie lange, denn wir hätten einen Krieg vor uns auf Tod und Leben, und nur Aussicht auf Sieg, wenn wir alles einsetzten und alles Tag für Tag! Gutes Glück für deine Botschaft, Brion!"

„Nun, Kanzellar," wendete er sich, als Brion also verabschiedet war, zu Budé, „was bringst du? Du willst

Anweisungen für deine Schulen und Anstalten während meiner Abwesenheit, du willst Geld, nicht wahr? — Ja, lieber Freund, es ist böse Zeit, Künste und Wissenschaften sind für den Augenblick abgesetzt, denn es handelt sich ums Bestehen des Reiches. Ein Mann mit dem Schwert ist auf ein Vierteljahr mehr wert als mein Primatize und dein Kollegium. Die Landsknechte wollen Sold, und selbst wenn ich uns gerettet habe, so muß ich mir Truppen halten, um von den hochmütigen Vasallen unabhängig zu werden, 's ist wenig Aussicht für unsere Pläne, Budé, das weiß Gott, aber wir wollen hoffen, das kostet nichts und tröstet doch! Runzle nicht die Stirn, ich kann's im Augenblicke nicht ändern. Deine Seele weiß, wie ich unserm Plane anhänge, einen dritten Stand heraufzubilden als Widerhalt gegen die großen Seigneurs, laß mir nur Ruhe, bis ich den Kaiser besiegt und Italien in Händen habe, friste dein Kollegium, so gut es gehen will! Ich kann doch nicht meine Künstler verabschieden, die alle in voller Arbeit sind."

„Sieh mal genau zu, Martin, ob Flecken am Wamse sind und ob ich's wechseln muß! — Nein? — Das wundert mich! — Übrigens, Budé, freu' ich mich doch sehr, Italien wiederzusehen, und ich denke, wiederum reichlich Künstler und Kunstschätze mitzubringen."

„Ich bewundere Euren guten Mut, Sire, da jetzt noch Frankreich selbst in Gefahr und der Weg nach Italien von einem siegreichen Feindesheere verlegt ist."

„Foi de gentilhomme, die Welt sagt immer, ich sei zu zuversichtlich, und du tust desgleichen. Ihr mögt recht haben, aber Zuversicht ist mein stärkstes Schwert, ich kann's nicht missen. Du sollst dich wundern, wie dieser Bourbon, den Gott strafe, und Pescaire aus Frankreich eilen werden ohne einen Schwertstreich von meiner Seite, ja, ohne daß sie mich und Frankreichs Heer gesehen haben. Nicht doch, man soll die Zukunft nicht berufen und seine Erwartungen

nicht aussprechen, die Zukunft sieht's nicht gern, erraten zu sein, und ändert dann ihr Antlitz über Nacht. Martin, schlage drei Kreuze vor meinen Mund, damit das leichtsinnige Wort gebannt sei, und sieh nicht ungläubig drein, Budé, du stehst ohnehin im Verdachte der Ketzerei."

„Möge das Glück Euch so stattlich krönen, wie Ihr's zu nützen wißt, mein König, der Ihr ein König des Glückes seid. Aber Ihr werdet doch einige Vorsorge gegen mögliches Unglück treffen?"

„Warum nicht gar! — Den linken Schuh zieh' schärfer an, Martin! — Wer das Unglück bedenkt, der beleidigt das Glück!"

„Auch für die Oberverwaltung des Reiches trefft Ihr keine besondere Anordnung?"

„Du erwartest eine solche? — Ich weiß, wo du hinaus willst, Budé, und tadle es nicht. Du hältst unter allen Tugenden die Ehrlichkeit am höchsten, darum bist du der Kanzler meiner Volkserziehuug. Glaubst du, daß du ein besonderer Herrscher wärest mit der Ehrlichkeit um jeden Preis? Ich fürchte, mir ist die Liebe so gefährlich an der Spitze des Regiments, wie es dir die Ehrlichkeit wäre. Wer kennt die Weiber! Wer mag etwas über sie voraussagen! Weiber und Wetter, wer ist ihrer Herr?!"

„Es gibt doch stetige, Sire."

„So? Ich glaube, in diesem Punkte ist meine Wissenschaft reicher und wichtiger als die deine. Nun, Gott mag Frankreich regieren, wenn der König außer Landes, Frankreich wird's brauchen. Auf Wiedersehen, Budé, in der Galerie!"

Unterdes war es in und um Françoise gar wechselvoll hergegangen; der rasche Wechsel ist ja das Los aller unerlaubten Liebesverbindung, ist die Pein und die Lebensquelle derselben! Françoise war aus dem Zimmer des Kampfes durch alle ihre übrigen Gemächer an Chimenen vorübergeeilt, als flüchtete sie vor lebensgefährlicher Ver-

folgung. Chimene folgte ihr hinaus über den Hof, durch den Garten in den Wald hinein; sie drängte sich ihr nicht auf, sie ließ die Gepeinigte, welche endlich unter einer Eiche niedersank, eine Zeitlang ungestört; aber sie wollte ihr für den Fall der Not nahe sein. So stand das mitleidende spanische Mädchen geduldig und furchtlos im schauernden Walde, den die Mondesstrahlen geisterhaft beleuchteten, und blickte auf die unglückliche Freundin, welche regungslos am Eichenstamme lehnte und nur erkennbar war durch ihr weißes Gewand.

Diese Lage hätte wohl stundenlang dauern können, wenn nicht der nach dem Schlosse zu wehende Wind einen Trupp Wildbret ungestört hätte daherkommen lassen bis in die unmittelbare Nähe der beiden Frauen. Das Wild suchte nächtlicher Weile die saftigen Wiesen ums Schloß, und wurde des Windes wegen der Menschennähe erst inne, nachdem es zum Teil schon an Françoisen vorüber war. Nun stürzte es mit heftigem Gepolter erschreckt zurück und schreckte Françoise auf, in deren quälerischen Phantasien die schwarzen, ungestümen Wildgestalten augenblicklich eine fürchterliche Bedeutung fanden. Dies war der Augenblick für Chimene, deren Nähe die überreizte Gräfin zunächst gar nicht befremdete. Erst als sie wieder in der Nähe des Schlosses waren, zeigte sich Françoise gefaßt, übersah den Zusammenhang, dankte ihr mit krampfhaftem Händedrucke, erzählte ihr, was vorgefallen, und bat sie, mit Guernard nachzusehen, was der Kampf für einen Ausgang gehabt habe, und ob vielleicht ein Verwundeter oder gar Getöteter im Zimmer geblieben sei. „Ich selbst habe nicht den Mut dafür," setzte sie fieberhaft zusammenschauernd hinzu, als sie wieder in den vorderen Gemächern angekommen waren.

Chimene war von Natur herzhaft und erbot sich, allein nachzusehen, damit auch Guernard, obwohl ein erprobter Foixscher Diener, nicht ohne Not in ein solches Geheimnis

gezogen würde. Die Wohnung war nämlich so beschaffen, das bis jetzt die Dienerschaft der Gräfin unbeteiligt von den Vorfällen geblieben sein konnte. Sie bildete einen abgesonderten Flügel, der seitwärts der Franzgalerie von einem Hauptgebäude des Schlosses abstand, und erst später in stumpfwinkliger Verlängerung einen inneren Hof bilden half. Jetzt war er ein verlorenes Ende des Schlosses, welches nur nach der südlichen Seite durch ein im Bogen sich hinziehendes Gitter mit dem Gartenzugange oder Gartenhofe des Hauptgebäudes in Verbindung stand. Die Treppe zur Eintrittstüre teilte diesen Flügel in zwei ungleiche Teile, den rechten Teil bewohnte Chimene und die Dienerschaft der Gräfin, den linken nach dem Semelekabinett hin die Gräfin allein. Das Eintrittszimmer an der Treppe bildete das Vorzimmer für beide Teile, und dort hielt sich an jenem Abende nur Guernard auf. An ihm vorüber war Florentin eingetreten, und er hatte durch Chimenens Fürsorge den bald darauf ankommenden König nicht gesehen. Chimene nämlich, in einem der vorderen Zimmer Françoisens am Fenster stehend, hatte den König, dessen Gestalt sie aus Tausenden heraus erkannt hätte, eiligen Schrittes über den mondhellen Gartenhof kommen sehen. Dieser Weg führte nirgends anders hin als zur Gräfin, sie wollte aber nicht, daß Guernard, der ernsthafte, mit den Verhältnissen des Hofes noch unbekannte Diener, den König, der ohne Begleitung war, zu solcher Stunde in der Gräfin Zimmer erblickte; sie lief also hastig ins Vorzimmer, schickte Guernard unter einem rasch erdachten Vorwande in ihr eigenes Zimmer, und war solchergestalt allein beim Eintritte des Königs zugegen. So hatte Guernard, der den Priester wieder hinweggehen gesehen — denn Florentin hatte keinen Beruf gefühlt, einem wahrscheinlich blutigen Ausgange dieser Dinge nahe zu bleiben — keine Ahnung, daß noch sonst jemand in den Zimmern sein könne, und deshalb wollte ihn Chimene erst im Falle der Not in Anspruch

nehmen. Sie nahm also einen Armleuchter und ging mutigen Schrittes bis an die letzte Tür vor dem Kampfgemache. Die Tür war durch Françoise ins Schloß geworfen — Chimene horchte; sie hörte nichts. Sie faßte sich ein Herz, die Tür zu öffnen, gewärtig, daß der Anblick eines Verwundeten oder gar der eines Toten ihr entgegenstarren werde. Nichts ist schauerlicher, als nachts mit Licht in ein finsteres Gemach treten, und einen blutigen Gegenstand erwarten zu müssen. Es überrieselte sie auch kalt, als die Tür in Schloß und Angeln knarrte; aber sie trat ein mit vorgehaltenem Lichte: es war totenstill, kein Seufzer, kein Röcheln war zu hören, kein Mensch war zu sehen! Ein Tisch, ein Stuhl waren umgestürzt, die Vorhangtür zum Semelekabinett war geöffnet — sie wagte sich leisen Schrittes auch dahin, auch hier war es leer! Hätte sie gewußt, daß sie nur sorgfältiger zu suchen brauchte, um eine erschreckende Entdeckung zu machen: der Mut wäre ihr wohl gesunken und sie hätte Gueruard zu Hilfe gerufen. Aber wann wir zu finden fürchten, dann suchen wir auch oberflächlich.

Rasch eilte sie zurück und teilte fliegenden Wortes der Gräfin mit, daß es glücklich abgelaufen zu sein scheine; dann ging sie zu Guernard, zweideutig fragend, ob etwas vorgefallen? Denn sie wollte wissen, ob einer der Kämpfer während ihrer Abwesenheit im Walde den Ausgang durch die Zimmer gesucht habe. Guernard verneinte ohne Arg. Sie mußten also beide nach der Galerie hinaus sein.

Während sie noch neben Guernard im Eintrittszimmer stand, leuchtete Fackellicht über den Gartenhof daher, zwei Pagen schritten vor einer Dame die Treppe herauf, die Dame war Margarete, Herzogin von Alençon.

Es wäre die würdige Aufgabe eines ganzen Buches, alle die Übergänge im Herzen Françoisens zu beschreiben, welche im Zeitraume einer halben Stunde vor sich gingen, und welche nötig waren, ihr bestürmtes Wesen wiederum

ruhig, vertrauensvoll und harmonisch zu stimmen. Gelang dies, so war es eine natürliche und leicht zu bewerkstelligende Folge, daß sie einwilligte, bei der großen Abschiedszeremonie zu erscheinen. Und Margareta war die geeignete Dame, solche Übergänge zu leiten, die Umstände waren verwickelt und unklar genug, die in der Tiefe mächtig herrschende Neigung Françoisens, welche stets zur Versöhnung mit dem Könige und zum Könige trieb, mächtig zu unterstützen. Die größere Beweglichkeit des weiblichen Charakters macht ihn ja ebenso reizend, so schwach und so unerschöpflich zugleich. Was war denn auch — flüsterte die Neigung in Françoise — für sicherer Grund zum Zorn gegen den König vorhanden? Die Szene mit Diana von Brezé war offenbar durch Bonnivet, der gegen die Stellung der Chateaubriant arbeitete, verleumderisch übertrieben worden, um Franz und Françoise im entscheidenden Augenblicke zu entzweien. Würde die in solchem Punkte gegen ihren Bruder strenge Margareta davon sprechen wie von einer Nichtigkeit?! Und war nicht vorauszusetzen, daß sie genau unterrichtet sei, sie, welche inmitten aller Parteiungen des Hofes stand, und das Vertrauen aller besaß, sie, welche der König selbst ausgerüstet hatte mit seinen Entschuldigungen und Wünschen?! Würde er den Hauptgrund der Entzweiung unbeachtet gelassen haben? Gewiß nicht! Und doch sprach Margareta nur in gleichgültigem Tone und beiläufig von Diana, und alle Entschuldigung des Königs war dahin gerichtet, daß er sein Versprechen gebrochen und vor Ablauf der acht Tage ohne Erlaubnis zu ihr gedrungen sei. „Mein Gott," sprach Françoise zu sich, „danach wäre ja ich mit meiner Härte, mit meinem Widerspruche in schreiendem Unrechte! Die Liebe nur hat ihn zu mir getrieben, ist das ein Grund des Zornes für mich? Ja, nachdem ich ihn dem racheluſtigen Chateaubriant in meiner Verblendung wie einen Verräter bezeichnet, tritt er vor mich und schützt mich gegen das

ausgestreckte Schwert des blind eindringenden Grafen, und nachdem ein so gefährlicher Kampf beendigt ist, hat er keine andere Sorge, als mich, die ungerecht Zürnende, zu versöhnen! Er sendet die Schwester, er sendet Brion, der mir so zugetan, der mir so wert, und den wiederzusehen nach langer Trennung mir eine Freude ist!"

Noch mehr: ein genuesisches Kleid ward gebracht, welches der König gesendet für die Gräfin, ein prachtvolles Gewand von braunrotem Samte!

Hätte Françoise nüchtern hinzugedacht, daß im Betragen des Königs alles von übertriebener Buße sei für ein so kleines formelles Vergehen, welches die Liebe stets entschuldigt, sie wäre wahrscheinlich der Wahrheit näher gekommen. Aber sie war nicht in der Lage, nüchtern zu prüfen! Der Augenblick drängte: wenn der Mond unterging, dann war der König fort, vielleicht auf Jahre, und sie hatte ihn aus Eigensinn nicht mehr gesehen, hatte sich in Lieblosigkeit von dem Manne getrennt, der ihre einzige Liebe und Hoffnung auf Erden war, hatte verscherzt, daß er ihr eine Stellung anwies während seiner Abwesenheit, eine würdige Stellung unter neidischen Widersachern! War es nicht natürlich, daß sie aufsprang, Margareten umarmte, und mit Chimene hinwegeilte, um sich zu schmücken für die Audienz, zu schmücken mit allem Glanze, wie er paßte für solche Feierlichkeit und für ein so prachtvolles genuesisches Gewand! Schöne Françoise, freue dich des schimmernden Augenblicks, du hast der Freuden so wenige im Leben!

Chabot de Brion war glücklich, die Königin seines Herzens zum Feste zu führen: er hätte gern ein gutes Zeichen für die Zukunft darin gesehen, wenn er nicht eine zu wahrhafte Liebe für Françoise gehegt hätte. Ach, er wußte nur zu gut, daß ihr Glück gescheitert sein mußte, wenn das seinige sich erhöbe.

In den Gartenhof herab schimmerte die Franzgalerie

wie von tausend Kerzen erleuchtet: die Fenstertüren und Fenster nach dieser Seite standen offen, und als sie die Marmortreppe vom Gartenparterre hinaufgestiegen waren, dehnte sich der prachtvolle Raum vor ihnen aus in unabsehbarer Länge wie ein Feengedanke. Darin erhebt sich jene Renaissanceepoche besonders in Bauwerken, daß sie danach trachtete, Ungedachtes, bloß Geahntes durch Gruppierung von Massen anzudeuten und das lockende Geheimnis, diese Seele der Romantik, in der Fülle und unerhörten Wendung klassischer Formen, lebendig und wirksam zu erhalten.

Diese Galerien der Renaissance waren nicht nur die Säulengänge der Alten, sie boten in ihrer lang aufsteigenden, dem Auge entweichenden Flucht, in ihrem kühnen Stile der Verzierung und in ihrer überladenen, aber durch Vollendung jedes einzelnen Teils gebieterischen Fülle des Schmucks, sie boten in alledem einen Zauber der Phantastik, welcher die verwegensten Gedanken und Pläne im sinnigen Beschauer weckt.

Die Menge der Hofleute und Würdenträger des Reiches, welche zum Feste beschieden waren, wandelte in unregelmäßigen Gruppen auf und nieder, denn der König war noch nicht eingetreten, und der schimmernde Thron, den eine kolossale Lilienkrone überragte, stand noch leer. Fünfzig Pagen umgaben ihn mit Kerzen, denn Menschen waren damals noch wohlfeiler als Geräte, und der ungeheure Raum nahm außer andern fünfzig Kerzenpagen auch noch hundert Kandelaber in Anspruch.

Die Gruppen ordneten sich und begrüßten achtungsvoll die Schwester und die Geliebte des Königs. Einer flüsterte dem andern zu, in der nächsten Stunde werde sich verwirklichen, was bisher als schüchternes Gerücht umhergewandelt sei, die Gräfin werde zur Herzogin von Romorantin erhoben und zur Regentin des Reiches eingesetzt werden, der Erzbischof von Paris werde ihr die Herzogskrone und außerdem

einen Marmorblock segnen, den Grundstein eines neuen Wunderschlosses, welches ihr der König in der Sologne bauen wolle.

Alle Künstler, welche sie früher in Blois gesehen, drängten sich zu ihr, um ihr zu huldigen: sie waren alle voller Freude, daß eine der Kunst so günstige, des Geschmacks so kundige, daß eine so wunderschöne Dame ihre gebietende Herrin werden solle — da rauschte schmetternde Musik aus dem inneren Hofe herauf, die Flügeltüren öffneten sich, und der König erschien, seine Mutter an der Hand führend, der Erzbischof in vollem Ornate, umgeben von farbigen Priestern und Chorknaben, folgte ihm auf dem Fuße.

Der König führte seine Mutter bis an die Stufen des Thrones, dann machte er ihr eine Verbeugung und ging auf seine Schwester zu, welche mit Françoise inmitten der Künstler stand, dankte ihr, daß sie ihn mit seiner Freundin versöhnt und diese hergeführt habe, und richtete dann an Françoise selbst die liebevollsten Worte. Die Macht solcher Worte war immer außerordentlich, denn es lag ein seltener Zauber in seiner Freundlichkeit und eine unwiderstehliche Kraft männlicher Zuversicht in all seinem Benehmen und all seiner Gebärde. Denn mochte er auch der Tat nach oft leichtfertig werden, er hatte nie den Anschein der Leichtfertigkeit, und er hatte, um noch mehr zu sagen, auch nicht die Absicht der Leichtfertigkeit. Jeder Wunsch, der ihm aufstieg, war ihm wichtig, und deshalb betrieb er eigentlich auch die leichteste Galanterie, sobald sie ihm eben von einem ernstlichen Wunsche geboten war, mit Gewissenhaftigkeit. Das heißt allerdings nur: mit Gewissenhaftigkeit für den Zweck seines Wunsches. Und darin lag seine Macht. Es kam aber bei solcher Eigenschaft nur darauf an, ihm mit geistiger Überlegenheit den Wunsch niemals ganz zu erfüllen und immer durch neue Wendung zu beleben. Mit solcher geistigen Gewalt war er dauernd zu fesseln, wie in seiner späteren Zeit die Made-

moiselle de Heilly bewiesen hat. Bloße Liebe freilich, echte, weil hingebende Liebe, Liebe wie sie Françoise für ihn hegte, war mit diesem Manne in größter Gefahr des Unglücks. Sie mußte ihm zum Beispiele an jenem Abende widersprechen, da er sie bat, ihm zu seiner Mutter zu folgen, sie dieser Mutter für die Dauer seiner Abwesenheit empfehlen zu dürfen wie seine Braut — denn in diesem Schritte lag dasjenige, was man stets mit ihm vermeiden mußte: das Abtun einer Angelegenheit, einer Verpflichtung. Mit diesem Abtun befreite er sich, und es war von da an ein neues Glück, eine neue Eroberung nötig, um seines Anteils sicher zu werden.

Die Herzogin von Angoulême, welche eben gegen Florentin, der im Geleite des Erzbischofs gekommen war, in hastigen Worten ihre tödliche Besorgnis ausdrückte vor dem, was bevorstehen könne, wurde bleich wie der Tod, als sie den König, die Gräfin an der Hand führend, gerade auf den Thron zuschreiten sah, an dessen Stufen sie stand. Und ihre Besorgnis war ganz gerecht, sie war gerecht, auch wenn sie wußte, daß ihr Sohn für den Augenblick nicht mit der Absicht, die Geliebte hinaufzuführen, auf den Thron zuschritt. Eine plötzliche Wallung war hinreichend, daß der König tat, was er selbst nicht beabsichtigt hatte, was sich aber als Gelegenheit seinem romantischen Sinne so verführerisch darbot.

Geübt in kühner Fassung, fand sie, als das Paar noch etwa fünf Schritte vom Throne entfernt war, als die Versammlung, totenstill werdend, den König selbst aufmerksam zu machen schien, sie erwarte etwas Außerordentliches, als dem Könige wirklich die Hand unter dem Drucke der geliebten Hand zuckte und die Wallung zum Herzen stieg, für seine Françoise die allgemeine Erwartung nicht zu täuschen — die Herzogin von Angoulême fand in dieser bedrohten Lage augenblicks den Mut, dem Paare entgegenzugehen und solcherweise den Weg nach dem Throne zu vertreten. Wäre dies herb

oder irgendwie proteſtierend geſchehen, es hätte die Wallung des Königs zugunſten Françoiſens beflügelt. Aber die Mutter kannte ihren Sohn: ſie tat ſich die äußerſte Gewalt an, und trat mit Honig auf den Lippen zu der verhaßten Gräfin, mit kluger Berechnung deren beide Hände ergreifend und ſie dadurch vom Könige trennend. Als der König die Liebesverſicherungen der Mutter für die Geliebte, die eifrigſten Verſicherungen derſelben in betreff der bevorſtehenden Zukunft hörte, entſchwand ihm die Wallung, denn der Drang des verborgenen Antriebs und Widerſtandes hörte auf, es war erreicht, was er im voraus beabſichtigt hatte: die beiden Frauen, die er vereinigt wiſſen wollte, ſah er Hand in Hand, und allein, in ritterlich königlicher Majeſtät ſchritt er auf den Thron hinauf und winkte mit der Hand dem Erzbiſchofe, welcher mit ſeinem Gefolge auf einer dafür errichteten, mit Purpur bedeckten Eſtrade Platz genommen hatte. Der Erzbiſchof, ein ehrwürdiger Greis, trat einen Schritt vor und erhob beide Arme, ein Zeichen, daß er ſprechen wolle.

Es trat eine lautloſe Stille ein, und der Erzbiſchof ſprach in kurzen würdigen Worten aus, daß es Befehl des Königs und eine Aufgabe ſeines heiligen Amtes ſei, in ſo verhängnisvollem Augenblicke, da der König das bedrohte Reich verlaſſe und in mörderiſchen Kampf ziehe, jedermann zu ermahnen, im Namen Gottes zu ermahnen zur leutſeligſten Eintracht. „Aller Neid,“ fuhr er fort, „aller Zwiſt möge abgetan und unter die Füße geworfen ſein auf dieſer Stelle, und Gott möge unſer Gelübde, welches wir hiermit feierlich ablegen, gnädig aufnehmen, das Gelübde, all unſere perſönlichen Abſichten und Wünſche abtun zu wollen zum Beſten des Reichs, ſolange der geſalbte Herrſcher desſelben fern von uns weilet.“

Bei Ausſprechung des Gelübdes hatte ſich der Erzbiſchof auf die Knie niedergelaſſen, und die ganze Verſamm-

lung in der Galerie war diesem Beispiele gefolgt, es herrschte eine feierliche Pause.

Die überraschendste Erscheinung unterbrach dieselbe: aus der Tapetentür des Semelekabinetts, welche mehr nach der Gartenseite der Galerie und frei von der im oberen Teile der Galerie versammelten und jetzt knienden Gesellschaft war, trat mit Geräusch ein verstört aussehender Mann. Seine Kleidung war in Unordnung und bestäubt, sein Antlitz bleich und mit Blut befleckt, er hatte keine Kopfbedeckung und hielt ein blankes Schwert in der Hand — es war der Graf Chateaubriant.

Über einen Stuhl rücklings fallend während des Kampfes mit dem Könige hatte sich sein Kopf gegen die Stufe des Himmelbettes geschlagen, welches in einer mit seidenem Vorhange versehenen Nische stand. Der Schlag hatte ihm die Besinnung geraubt, der wieder zufallende Vorhang hatte den größten Teil seines Körpers verdeckt, und der umgestürzte Sessel hatte den Augen der oberflächlich suchenden Chimene die unter dem Vorhange hervorragenden Füße entzogen. So hatte er unentdeckt und ohne Hilfe stundenlang besinnungslos gelegen, bis die Erschütterung der von Chimenen im Hinweggehen zugeworfenen Tür die Lebensgeister wieder in ihm erweckt hatte. Allmählich, aber sehr langsam, waren sie wiedergekehrt, und jetzt erst war er zu der Fassung gekommen, daß er wieder gehen und die Tür, durch welche er eingetreten, beim Mondeslichte wieder aufsuchen konnte.

Die blendend erleuchtete Galerie fiel ihm wie Blitzesfeuer auf die geschwächten Augen, und er stand eine lange Zeit, ohne zu wissen, was um ihn her sich begäbe.

Der Versammlung aber erschien er als ein drohend Herausfordernder; die Wirkung der frommen Worte des Erzbischofs war augenblicks vernichtet, jedermann erhob sich und sah bald auf den Grafen, bald auf den König, welcher letztere eine Stufe herunterschritt vom Throne, starr hinblickend auf

die für ihn dreifach überraschende Erscheinung. Er hatte den Grafen erstochen geglaubt, und als er vorhin mit Françoise Hand in Hand ging, hatte er sich vorgesetzt, Bonnivet vor der Abreise noch zu befehlen, daß der Leichnam in dieser Nacht ohne Wissen der Gräfin durch Florios Fürsorge beseitigt werde. Jetzt aber sah er diesen Mann in vollem Kerzenscheine aufrecht stehend vor sich — ist er ein Gespenst? Ist er lebendig? Uneingedenk dessen, daß alle Blicke auf ihn gerichtet seien, zog der König seinen Degen, um nachzusehen, ob denn kein Blut an der Klinge hafte, die seines Erachtens den Grafen durchbohrt. Sämtliche Seigneurs aber, diesen Grund nicht erratend, zogen ebenfalls ihre Degen, und es gewährte einen prachtvollen Anblick, all die gespannten, glänzend geschmückten Menschen mit blanken Schwertern zu sehen, denen unbeweglich ein einziger totenbleicher Mann gegenüberstand. Da schmetterten die Kriegsfanfaren des kriegerischen Reisegefolges, welchem der König die Stunde bestimmt und als Sammelpunkt den Gartenplatz vor der Galerie angewiesen hatte, durch die offenen Türen und Fenster herein und brachten Bewegung in die gespannte Szene: man sah Fackellicht den Platz vor der Galerie erfüllen, hörte das Wiehern der Pferde, das Klirren der Waffen, und bemerkte, daß der König den Degen wieder einsteckte und sich wegwandte, zum Zeichen, daß er die Erscheinung des Grafen nicht weiter beachten und die Erledigung des Abschiedsaktes nicht weiter verzögert sehen wollte. Alles kam in Bewegung, vermischte sich und drängte sich nach dem Throne, und kaum gewahrten es einzelne, daß auf einen Wink der Herzogin von Angoulême der Prälat Florentin die Hand der bestürzten Gräfin Chateaubriant ergriff und die Willenlose dem jetzt gefaßten und ihr entgegentretenden Grafen Chateaubriant zuführte.

Françoise sah und hörte nichts, bis ihr Gemahl sie anrief: „Gräfin Chateaubriant!“

„So nennt man mich," sprach sie, nachdem sie tief Atem geholt, kaum hörbar.

„So wird man Euch nennen bis zu Eurem Tode — hört, was ich Euch zu sagen habe, und blickt mich an dabei, wenn Ihr es könnt!"

„Ich kann es nicht —"

„Gott ist gerecht!"

„Ich kann's!" rief sie plötzlich und richtete sich auf.

„Wehe dir! Ich erwarte dich auf Schloß Chateaubriant, damit du deine Tochter segnest und dein Gericht erleidest."

Bei diesen Worten trat Chabot de Brion, wahrscheinlich ohne Auftrag, aber getrieben vom Drange, der Gräfin beizustehen, hinzu und sprach:

„Der König fragt, was Euch hierher geführt. —"

„Sagt dem Könige: ein bretonischer Edelmann brauche keine besondere Veranlassung, um vor den Thron zu treten, denn er sei Pair des Reiches. Ich aber suchte nicht den König von Frankreich, sondern Franz von Valois, der mir Rede zu stehen habe."

Währenddessen war der wichtigste Akt am Throne vor sich gegangen, die Herzogin von Angoulême war zur Regentin des Reiches ernannt, der Herzog von Vendôme zum Generalleutnant von Ille de France, der Herzog von Guise zum Statthalter der Champagne und Burgunds, der Großseneschall de Brezé zum Statthalter der Normandie, der Graf de Laval zum Statthalter de Bretagne und der Marschall Lautrec zum Statthalter von Guyenne und Languedoc. Diese letzte Ernennung allein schien einige Rücksicht auf Françoise zu verraten. Alles drängte sich nach dem Ausgange, von welchem her aufs neue Kriegsfanfaren schmetterten, und welchem auch der König sich zuwendete. Der Graf Chateaubriant wurde durch die herzudrängende Menge getrennt von seiner Gemahlin, und diese ward an Brions Arme hinaus auf die

Treppe geführt. Der König, an der Hand seiner Mutter nach dem Ausgange schreitend, schien sie überall unruhig mit den Augen zu suchen, und als er ihrer endlich beim heraufdringenden Fackelscheine ansichtig wurde, eilte er auf sie zu, ergriff sie, die auf den Füßen Schwankende, bei der Hand und legte sie an die Brust der lächelnden Mutter, mit Blick und Handbewegung eindringlicher, als Worte es vermocht hätten, die verlassene Frau der mit dem Reiche belehnten anempfehlend.

Dann wendete er sich rasch, warf allen mit der Hand einen Kuß des Abschiedes zu, umarmte die herbeieilende Margareta flüchtig, aber herzlich, und stieg die Treppe hinab nach dem harrenden Rosse, unter unaufhörlichem Rufe der Versammlung „Es lebe der König! Es lebe der König!“ sich aufschwingend und hineinsprengend in den schwarzen Wald, den viele hundert Fackeln nur um so schwärzer erscheinen ließen.

IV.

11.

Der Marschall Lautrec an Françoise Gräfin von Chateaubriant.

„Du fragst mich zum ersten Male um Rat, Françoise, und fragst mich um Nachrichten über den König. Die eine wie die andere Frage ist erstaunlich. Neben der Regentin des Reiches lebend bist Du ohne zuverlässige Nachricht vom Schicksale des Königs und Heeres, und nachdem Du mit größter Verwegenheit aus dem wohlanständigen Kreise Deines Lebens herausgetreten bist, nachdem Du das Äußerste getan, frägst Du mich um Rat! Ich würde meinen Augen nicht

trauen, sähe ich nicht aus einzelnen Äußerungen Deines Briefes, daß Du über Deine Lage und über die Lage der Dinge unklar und in Täuschung befangen bist. Vom Könige hast Du Vorstellungen und Erwartungen, als ob er ein Jüngling von siebzehn Jahren und in den Wallungen seiner ersten Liebe begriffen sei. Armes Geschöpf! König Franz ist der grausamste Liebhaber, weil er der leichtsinnigste ist! An das Abenteuer mit Diana von Brezé hast Du nicht glauben mögen, und bist der Meinung gewesen, es sei der König treuen Herzens zu Dir von Fontainebleau gegangen, und eben dieses treuen Herzens halber dürftest Du ihm nicht zürnen darüber, daß er Dir keine andere als eine vertrauliche Stellung neben seiner Mutter hinterlassen. Das Herz könne doch nicht mehr tun, als die Geliebte ans Herz der Mutter legen, und wenn die Mutter dies Vertrauen zu Deinem Schaden mißbrauche, so sei dies doch nicht die Schuld des Königs. Armes Geschöpf! Wußte denn etwa der König nicht, daß seine Mutter Dir immer abhold war bis zum Vergiften, daß diese Mutter nichts liebt als sich und ihn, daß sie ihm wohl eine anspruchslose Maitresse, nicht aber eine anspruchsvolle Geliebte wie Dich für ersprießlich hält?! Was tat er also, als er Dich seiner Mutter empfahl? Er überantwortete Dich Deinem Schicksale. Willst Du zur Bestätigung meiner Ansicht hören, wie er sich einige Tage nach seinem Abschiede von Dir benommen hat, der Mann, welchem Du so zarte Empfindung zuschreibst? Als er durch Manosque ritt, sah er eine junge Dame von großer Schönheit, ein Fräulein von Voland, und hielt auf der Stelle an und bewarb sich auf die zudringlichste Weise um die Gunst derselben, und überließ das Heer in der schwierigsten Lage von der Welt gedankenlos seinem Schicksale, denn er, Dein treuer Liebhaber, hatte alle Gedanken auf Eroberung eines schwachen Mädchens gestellt. Dieses Fräulein von Voland war keusch, und besaß selbst einen heroischen Sinn der Keuschheit; dadurch

ist ein Abenteurer, dessen Gleichen König Franz dutzendweise sucht, landkundig geworden. Sie hat nämlich nichts Geringeres vorgenommen, als ihr schönes Gesicht stechendem Schwefeldampfe auszusetzen, damit es entstellt werde, und dem Manne, welchem jedes Lärvchen gefährlich, nicht mehr begehrenswert erscheine! Dieser Skandal hat alle Welt entrüstet, aber Deinen Liebhaber nicht gebessert und dessen Kuppler Bonnivet nicht entmutigt.

Aber man spricht, es sei unmöglich, verliebten Leuten die Wahrheit zu sagen über den Gegenstand ihrer Neigung; wenn diese Wahrheit ihnen nicht wohlgefällig sei, so glaubten sie nicht daran, möge sie von der heiligen Jungfrau Maria selber kommen. Das muß wohl so sein, denn es wird Dir doch wahrhaftig nicht an Gelegenheit gefehlt haben — basta! ich verstehe mich nicht auf dergleichen Dinge; glaube Du Gutes oder Übles von Deinem Götzen, aber höre nun auch den Rat eines in der Welt erfahrenen Bruders zu Ende, da Du ihn doch einmal begehrt hast. Du hättest ihn nur früher begehren sollen! Übrigens habe ich gar nichts dawider, daß Du Dich an mich gewendet hast und daß Du Dich wieder an mich wendest, wenn es Dir ein Bedürfnis ist. Helfen freilich werd ich Dir nicht können, wie Du im Verlaufe dieses Schreibens aus meinem Temperament in betreff Deiner Lage erkennen wirst.

Deine Lage hängt genau zusammen mit der des Reiches und des Königs, denn Du hast Dich dem Könige und Reiche preisgegeben — um also über Deine Lage etwas Gründliches zu bestimmen, muß ich Dir zeigen, was meinen Erfahrungen nach aus König und Reich werden wird.

Der König ist von gar viel schön geputzten Herren umgeben bei diesem Feldzuge; es sind darunter sehr würdige Führer, wie der Graf von Saint-Pol, der Herr von la Trémoille und die Marschälle la Palisse, unser Bruder Lescun und Montmorenci, welche letztere nur noch etwas jung und

vielleicht nicht hinreichend umsichtig sein mögen. Aber wie sie auch seien, sie haben in den Anordnungen nichts zu bedeuten neben dem schwatzhaften und vorlauten Bonnivet, welchem leider der König mit einer unbegreiflichen Verblendung zugetan ist — ach, was sag' ich ‚zugetan', das täte ja nichts! aber der König folgt ihm, und dies wird zum größten Unglück führen; denn dieser Bonnivet, welcher übrigens nicht ohne vielfache Geschicklichkeit ist, hat keine gründlichen Kenntnisse des Krieges und hat keinen gründlichen Charakter. Deswegen faselt er und verfährt bald nach diesem, bald nach jenem Systeme und hat nirgends Nachdruck. Der König neben ihm wird zwar manches ergänzen an diesen mangelhaften Eigenschaften, denn im Kriege ist Franz durchaus nicht flatterhaft, sondern eigensinnig und halsstarrig tapfer. Aber er ist, was ihm kein Mensch wird sagen mögen, weil er besonders stolz darauf ist, er ist des großen Krieges nicht mächtig, weil er dessen nicht kundig ist. Es mag schwer sein, dies einleuchtend auseinanderzusetzen. Er hat nämlich oft, und besonders aus der Ferne einen großen Blick für die Kriegspläne, weil er ein sehr lebhafter und geschickter Geist ist. So hat mich der Beginn des jetzigen Feldzuges, der mich nach den ersten Nachrichten bestürzte, doch bald überrascht durch das kühne Manöver, den Feind in der Provence als Nebensache zu behandeln und links über die Alpen nach der Lombardei hinabzusteigen, als führte dort eine Landstraße und als wäre der Feind in der Lombardei. Dies ging offenbar vom Könige aus und gelang vortrefflich; Pescaire und Bourbon mußten, um nicht von Italien abgeschnitten und in den Rücken genommen zu werden, eiligst über die ligurischen Alpen zurück, und der König war bereits in Verceil, als sie ins Monferrat hinabkamen. Gutes Glück lohnte den gescheiten Plan; das gefährliche Mailand war durch eine mörderische Epidemie erschöpft und konnte sich nicht verteidigen, Pescaire und Bourbon konnten nur eiligst

schwache Besatzungen ins Schloß von Mailand, nach Alessandria und nach Pavia werfen und mußten bis an den Oglio zurück. Nun kommt's, was ich vorhin sagte: mitten im Kriegsgetümmel verläßt der große Überblick den König; da fehlt's an Ruhe; da fehlt's an Erfahrung und an Einsicht in den neuen Krieg. Denn der Krieg ist seit Karl VIII. in immerwährender Umwandlung begriffen, und es ist ein Unglück, daß der König gerade unsern Gaston und den braven Bayart zu seinen Vorbildern erwählt hat, denn die Vorzüge dieser ausgezeichneten Männer gehören eben zu einer Kriegsmethode, welche alle Tage unwirksamer wird. Der König inmitten der Manöver fühlt, daß er der Übung ermangele, und wirft sich, um doch etwas Tüchtiges zu tun, auf den Stil des Rittertums. Die geputzten Herren neben ihm — Gott gebe, daß es nicht verderblich wird, dem unfähigen Herzog von Alençon ein Kommando anvertraut zu haben, und unser Vetter von Navarra braucht auch Gottes Hilfe! — diese Krieger von Gnaden des Fechtmeisters haben ihn nun unseligerweise darin bestärkt, und da hat es denn links und rechts geheißen: Nein, wir dürfen das Mailänder Schloß und Pavia nicht ungenommen hinter uns lassen, und das hat in seinen Ritterkram gepaßt, und nun verliert er Zeit und Mühe und setzt Himmel und Erde in Bewegung, Pavia zu nehmen, und läßt den Feinden alle ersinnliche Muße, daß sie sich wieder sammeln und erholen. Ich zittere, ich zittere, wenn ich daran denke, wie Pescaire und Bourbon mit aufgelösten Truppen ängstlich dem Augenblicke entgegengesehen haben, an welchem der König kommen, sie angreifen und tief ins Venezianische hinaufwerfen würde! Oh!

Das ist nun nicht geschehen, der günstige Augenblick ist verloren, der famose spanische Kapitän Antonio de Leyva vom Schlage der Cortez und Pizarro verteidigt Pavia mit grausamer Zähigkeit, eine Woche nach der andern vergeht, Pescaire faßt sich in Lodi, Bourbon wirbt frische Landsknechte

in Deutschland und der Franche-Comté, trennt Savoyen von der Allianz mit uns, und mit Entsetzen sehe ich den Tag kommen, da unsere Armee eine Schlacht annimmt zwischen Pavia, dem Tessino und dem anrückenden Pescaire und Bourbon. Denn die Karussellkrieger werden dem Könige den Kopf anfüllen mit den altmodischen Phrasen: man dürfe sich nach solchen Anstrengungen nicht zurückziehen! Gott bewahre uns vor einer Katastrophe! Und sie ist nur gar zu wahrscheinlich, da der König obenein lauter ausgreifende abenteuerliche Expeditionen angeordnet hat, als handelte es sich darum, durch haltlose Eroberungen die Welt und sich selbst über das Mißliche seiner Lage zu täuschen; so hat er den Marquis von Saluces gegen Genua und den Herzog von Albanie gar gegen Neapel gesendet und sich geschwächt, daß meine Eingeweide sich vor Angst zusammenziehen, wenn ich denke, daß er in dieser Lage zu einer Schlacht getrieben werde.

Also: wenn es gut geht, so ist nichts gewonnen, denn alles bis jetzt Errungene ist hohl und an Frieden und Sieg und Aussichten für Dich ist auch im günstigen Falle nicht zu denken. Geht es aber schlecht, und dies ist leider wahrscheinlich, so muß der König an eine politische Heirat denken, und ich, Dein leiblicher Bruder, würde ihm dazu raten, wäre Deine Anwartschaft auf die eheliche Verbindung mit dem Könige auch noch so sicher, denn Frankreich ist gänzlich erschöpft und kann kein neues Heer aufbringen. Was steht Dir also jeden Falles bevor?

So liegen die Dinge von außen, armes Geschöpf! Wie sehen sie innerlich aus? Deine Hoffnung ist auf Wind gebaut, Deine Ehre ist beschädigt, Deine Pflichten sind aufs gröblichste verletzt, dergestalt, daß der Fehl nicht wegzuwischen wäre, auch wenn morgenden Tages der Heilige Vater Deine Ehe mit Chateaubriant löste und Dich einsegnete zur Königin von Frankreich. Eine Foix wird um nichts erhoben dadurch,

daß sie Königin von Frankreich wird. Ich mag rechts, ich mag links hin sehen, ich sehe Dich verloren, arme Françoise! Ich sehe für Dich nur die traurige Wahl zwischen zwei Abgründen, denn ich bin gewohnt, die Dinge bei ihren nackten Namen zu nennen: entweder Du mußt nach Chateaubriant zurück und über Dich ergehen lassen, was Dein Gemahl über Dich verhängt, oder Du mußt Dich ins Kloster zurückziehen und für immer aus der Welt verschwinden. Dies ist Deine Lage, wähle!

Und da ich raten soll, so rate ich das letztere; denn es ist würdiger, Du führest mit Entschlossenheit zu Ende, was Du mit verwegenem Leichtsinn begonnen, als daß Du kläglich auf halbem Wege umkehrest und Dich und unsern Namen der Rache eines gekränkten Bretonen aussetzest. Das mütterliche Stöhnen um Dein Kind muß dann freilich aufgegeben werden; ich begreife es auch nicht. Hast Du es für Dein Glück aufgeben können, so magst Du es auch im Unglücke missen! Und es ist ein Mädchen; schlag Dir's aus dem Sinn. Es zu rauben ist unehrenhaft gegen einen Gemahl, dessen Ehre Du preisgegeben.

Hast Du den Mut, meinen Rat anzunehmen, so will ich in der Genovevenabtei Deine anständige Aufnahme vorbereiten und Dir Gefolge senden, welches Dich von Fontainebleau sicher nach der Heimat bringt."

Dieser Brief war für die Gräfin ein neuer Schmerz; nicht bloß weil er neue Anklagen des Königs enthielt, sondern weil er leidenschaftslos ein herbes Urteil über den König fällte, eine ruhmlose Zukunft für ihn voraussagte, und weil er ihre Liebe zu ihm wie ein entschiedenes Unglück behandelte, für welches ohne Umschweife Abhilfe gesucht werden müsse. Wie entschlösse sich ein liebendes Herz, das heißt mit andern Worten ein auf Glück hoffendes Herz, seine Welt plötzlich und mit einem Male zu vernichten! Dazu bedarf's

eines langen Kampfes, denn die Hoffnung ist des Menschen gewaltigste Lebenskraft, man lebt nur vermöge derselben, und die Krisen der Verzweiflung bewegen sich immer darum, daß man in der Unfähigkeit, sich ein neues Ziel der Hoffnung zu errichten, dem Selbstmorde verfällt, oder daß man eben das Ziel der Hoffnung wechselt. Niemand will das letztere glauben, weil es herkömmlich ist, im Beharren auf einer Hoffnung die Einheit und Stärke des Charakters zu finden, aber es ist dies im menschlichen Herzen die stets belebte Szene der Täuschungen. Der stärkste, aber des Lebens bedürftige Charakter ist so reich und erfinderisch darin! Kein Wunder, daß man so zuversichtlich immer von Dämonen und kleinen Teufeln in uns gesprochen hat; diese Akte der Täuschung, welche das Leben verlängern und wohl auch beleben, solange es sich nicht um einen Wechsel zwischen grellen Gegensätzen handelt, diese Akte der Täuschung werden oft in uns bewerkstelligt unter immerwährendem Protestieren von seiten unsers alten Menschen und dessen absterbender Hoffnungswelt, ja unser Geist und Charakter, kurz alles, was unsere höhere Seele ausmacht, scheint sich ununterbrochen und doch erfolglos jenem Wechsel der Hoffnung zu widersetzen, und doch bewerkstelligt sich dieser Wechsel wie ein Lebensakt gleich dem Schlafe, welcher unsern moralischen Widerstand unmerklich, aber völlig entwaffnet.

Ein solcher Wechsel entwickelte sich seit längerer Zeit in Françoise, und was ihm hinderlich entgegentrat, das konnte sie wohl schmerzlich betrüben, aber es konnte den Gang des Wechsels nicht hemmen. Er hatte begonnen mit der ersten Entdeckung, daß der geliebte Franz in dieser und jener Einzelnheit anders sei als das Ideal, welches sie von ihm im Herzen getragen. Der erste gewaltige Ruck war eingetreten am Todestage der Königin Claude; wie jeder tapfere und tüchtige Charakter tut, so hatte Françoise damals versucht, durch Gegenhandeln das sie bestimmende Gestirn anders

zu stellen. Die Täuschung wurde ihr auch gefällig erleichtert: Franz, das mächtigere und im Verhältnisse zu ihr durchweg bestimmende Wesen, hatte ihren Widerstand dadurch gebilligt, daß er ihn liebenswürdig fand und sich ihm scheinbar nachgiebig erwies. In der Tat aber war es nur ein Übergang für sie geworden, geringere oder doch andere Ansprüche an den König zu machen. Sie hatte nur ihre eigene Person geltend gemacht, aber die feinere Forderung, die Forderung, Franz solle zartere Rücksicht für sie im Herzen tragen, die hatte sie schon aufgegeben, als sie ihm Vorwürfe machte wegen ihrer Preisgebung in den Straßen von Paris, als sie ihm unter schmerzlichem Weh den Tod Semblançays verzieh. Und welche Riesenschritte im Wechsel mußte sie von da an machen! Dürfen wir denn glauben, daß sie ganz und gar an die Nichtigkeit des Abenteuers mit Diana von Brezé geglaubt habe? O nein. Aber die Liebe war stärker als der Zorn. Die Liebe war nur einer Versicherung des Königs bedürftig: das Abenteuer sei eine Verleumdung. Mit dieser Versicherung — also gebot die Liebe in ihr — muß alles beendigt und vergessen sein! Nach diesem großen Schritte ward es dem reißend fortschreitenden Wechsel schon leichter, nach der Abreise des Königs zu sagen: Mögen die Menschen es deuten wie sie wollen, er hat mir doch den schönsten Beweis seiner Neigung gegeben, daß er mich an das Herz der mir abgeneigten Mutter gelegt hat! Ist dies nicht viel mehr als ein Diadem?! Die Wesen, welche ihm die teuersten sind auf Erden, will er liebevoll einig untereinander sehen; kann er dafür, daß ich die Neigung seiner Mutter nicht gewinnen kann? Der Erfolg richtet doch nicht über die Absichten. Und das Märchen von Manosque und dem Fräulein von Boland, welches Lautrec erzählt, wie unverkennbar ist dies von Mund zu Mund übertrieben und dem Könige zur Last ausgelegt worden! Was hat er denn getan? Er hat sie schön und begehrenswert gefunden!

Mein Gott, soll er über der Liebe zu mir den Sinn für Schönheit verlieren, welcher ihn von jeher so wunderbar befähigt hat für Schöpfungen des Geschmacks? Geschähe dies, so wäre es ja meine Pflicht, die Überspanntheit des Fräulein von Voland nachzuahmen und mich ihm widerwärtig zu machen, damit er seinem königlichen Berufe wiedergegeben würde. Was weiß denn auch der Kriegsmann Lautrec von der Liebe? Behandelt er sie nicht wie eine Frage des Standrechts, wenn ein Landsknecht angeklagt ist?! Nein! Ich habe mich auch nur an ihn gewendet, um über den Krieg genaue Auskunft zu erhalten, da Franz nicht Zeit hat, mir Briefe zu schreiben, ich habe mich an Lautrec gewendet, um einmal zu versuchen, ob mir der Bruder in irgend etwas behilflich sein könne. Ich habe mich geirrt, und ich weiß nun genau, daß niemand außerhalb des Liebespaares eine richtige Einsicht in das Liebesverhältnis hat und einen richtigen Rat geben kann. Florentin hat mich stets übel beraten, und Margareta wie Budé und Marot übertreiben, wenn sie fortwährend versichern, ich dürfte nicht, was auch des Königs Mutter tue, aus dem königlichen Schlosse weichen. Ich gäbe die Stellung auf, welche mir der König selbst angewiesen, sobald ich wegginge! Als ob es sich zwischen mir und Franz um solch eine Äußerlichkeit handelte! Und Lautrec würde bald einsehen, daß ich auf dem Schlosse von Foix ebensogut aufgehoben sei als in der Genovevenabtei.

In diesem Gange bewerkstelligte sich der Wechsel in Françoise. Er verstellte zunächst alles um sie her, damit für jeden Preis der Glaube an die Liebe des Königs gerettet werde. Von diesem Glauben allein lebte ihre Seele. Nicht bloß aus dem Grunde, welchen sie jetzt nannte, hatte sie an Lautrec geschrieben, nein, ein Rest ihrer alten Sinneswelt, des Foixschen Stolzes, hatte sie dazu getrieben, sie verleugnete ihn aber nun gegen sich selbst, da sie ihren Liebeshalt durch Lautrecs Auffassung bedroht sah, sie behandelte nun die

peinigende Handlungsweise der Herzogin von Angoulême, welche sie zum Schreiben an Lautrec gedrängt, wie eine äußerliche Nebensache, sie wollte ihr nun aus dem Wege gehen, als ob Lautrec nur geantwortet hätte: Geh' in unsere Heimat! All das andere, was er gesagt, war gegen das Herz ihrer jetzt einzigen Lebenshoffnung gerichtet, sie konnte nichts davon annehmen, wenn sie nicht verzweifeln wollte.

Es war wieder spät im Jahre, und ein kalter Wind trieb die trockenen Baumblätter über den Gartenhof vor ihrem Fenster in Fontainebleau. Sie saß an diesem Fenster und sah in die schwarzgrauen Wolken, welche hastig über den Wald hinwegzogen. Ihr Geist lebte in fernen Hoffnungen, und der Brief Lautrecs, welcher neben ihr lag, konnte ihr keine weitere Aufmerksamkeit abgewinnen. Auch das Urteil über den Krieg, welches darin enthalten war, bekümmerte sie nicht sehr; so wie er den König übrigens einseitig beurteilt — dachte sie — so wird es auch in der Kriegsangelegenheit geschehen, denn Lautrec ist ein wenig rechthaberisch und pedantisch.

Im Schlosse zu Fontainebleau war es totenstill; der Hof war längst nach Paris, und nur Françoise war allein zurückgeblieben, um der Herzogin von Angoulême und deren böswilliger Behandlungsweise nicht länger ausgesetzt zu sein. Ihre Freunde waren damit einverstanden, blieb sie doch nach ihrer Meinung solchergestalt in des Königs Hause. Zu diesen Freunden gehörte jetzt mehr als je der wunderliche Marot, der ihr bei dem Attentate in Paris so erfolgreich durch einen gesungenen Vers zu Hilfe gekommen war. Sie wußte nicht, daß er damals der Sänger gewesen, aber sie sah ihn ohnedies gern, weil er ein aufgeweckter, äußerst mannigfaltiger Kopf war, der in leichten, oft frivolen Formen ein selbständiges Gedankenleben fetzenweise um sich warf. Seine Lebensstellung, obwohl vom Könige begünstigt, blieb doch eine mißliche; der König nämlich hatte wohl den freien Sinn, das

Talent Marots unbekümmert um die niedrige Geburt des scherzhaften Dichters auszuzeichnen, aber er war doch seiner Zeit nicht so weit voraus, daß er Marot gegenüber jemals dessen niedrige Geburt ganz aus den Augen gelassen hätte. Marot blieb ihm des Kammerdieners Sohn, den seine Gunst allein erhoben hätte und hielte. Die französische Dichtkunst hatte damaliger Zeit noch keinen Stil, sie hatte ihn weder im bürgerlichen Leben noch in ihrer literarischen Form, und Marot, so ungünstig zum Leben gestellt, war nicht geeignet, einen solchen zu schaffen. Der Geistliche Rabelais, welcher sich einige Jahre später zu regen begann, konnte dies in seiner unabhängigen klerikalischen Stellung viel eher, und er tat es in einer satyrischen Opposition, welche Marot Kopf und Kragen gekostet hätte. Und doch war sich dieser eines überlegenen selbständigen Berufes bewußt, und der an den Hofnarren erinnernde Ton, welcher ihm gar oft begegnete, hätte ihn boshaft machen können, wäre er nicht mit einem äußerst gutmütigen und heiteren Naturell begabt gewesen. Françoise aber und deren Stellung mußte ihn vorzugsweise vielfach interessieren, da es sich bei dieser Stellung ebenfalls um ein ungewöhnliches Emporkommen durch persönliche Vorzüge handelte, und da Françoisens Wesen dem Talent gegenüber völlig frei war von Vorurteilen des Standes. Vielleicht seiner verborgen liegenden Opposition halber gegen das Herkommen hatte Marot der immer weiter um sich greifenden Reform eine lebhafte Teilnahme zugewendet, und er fühlte sich auch von dieser Seite zu Françoise hingezogen, weil er mit ihr frei über dies Thema sprechen konnte. Ja er hatte einmal die Äußerung hinzuwerfen gewagt, daß sie vermittelst der Reform eine hochwichtige Rolle für Frankreich spielen könne: machte sie den König der Reform geneigt, so wäre nicht nur ihre Scheidung vom Grafen ohne die von vielen günstigen Umständen abhängige Dispensation durch den Papst überflüssig, sondern sie würde auch, wie einst König

Chlodwigs Gemahlin, von unabsehbarem Einflusse auf Bildung und Seelenheil der Franzosen.

Mochte dies auch lächelnd von ihr zurückgewiesen werden, einem Wesen wie dem ihrigen, welches bereits in allem nur noch auf die leidenschaftliche Neigung gestellt war, blieb diese Beziehung dennoch haften, und die Reform, obwohl niemals ausgesprochen zur gemeinschaftlichen Fahne erhoben, war vielleicht ihr und Margareta und Budé und Marot das gemeinschaftliche Band der Vereinigung.

Diese drei Personen waren denn auch in diesem einen Rate für sie einig: sie dürfe der Regentin zum Trotz das Haus des Königs durchaus nicht mehr verlassen. Sobald sie dies täte, würde die Regentin alle Minen des Widerstandes und der Verleumdung in Wirksamkeit setzen, und in diesem Falle mit gutem Erfolge. Die Gräfin gelte nämlich überall nach der letzten Szene in der Franzgalerie für gewissermaßen verlobt mit dem Könige und der Mutter des Königs zur Obhut übergeben. Daß sie in dem einsamen Fontainebleau bliebe, verziehe man, entferne sie sich aber von da anderswohin als ins Hotel des Tournelles zu Paris, wo die Regentin Hof hielt, so wäre dies für die Regentin eine erwünschte Gelegenheit, die ihr übertragene Beschützungsrolle unter großem Lärmen aufzugeben, und zwar unter einem Lärmen, welcher Françoise die Rückkehr an den Hof, sobald der König heimkomme, zum äußersten erschwere.

Und doch war Françoise geneigt, fast genötigt, Fontainebleau zu verlassen. Beim Abgange des Hofes nach Paris hatte die Regentin nichts zum Unterhalte der Gräfin angeordnet, sondern alles, was darauf Bezug und dafür Dienst hatte, mit nach Paris genommen. Wer heißt sie in Fontainebleau bleiben! Wenn es ihr neben des Königs Mutter nicht gefällt, weil diese ihr nicht immer gefällig ist, so mag sie zusehen, wie sie bestehe!

Die arme Françoise konnte aber wirklich nicht neben

der Regentin bestehen; denn diese war nicht nur unfreundlich, sondern ohne Unterlaß beleidigend, um Françoise den Aufenthalt neben ihr unerträglich zu machen, und Françoise konnte und wollte doch neben dieser feindlich gesinnten Frau den angemessenen Stolz nicht verleugnen. — In dieser Lage, am Gewöhnlichsten Mangel leidend und durch rauhes Wetter schon seit Wochen ohne Nachricht von ihren Freunden in Paris, hatte sie an Lautrec geschrieben und jetzt eben die obige Antwort erhalten. Noch im Nachsinnen darüber ward sie durch Marots Ankunft erfreut, welchen Guernard, der einzig übrig gebliebene Diener vom früheren Königstrosse zu Fontainebleau, bei ihr einführte.

Dergleichen Besuche waren nicht ohne Gefahr für den Dichter, welcher nur von der Gunst des Königs und in Abwesenheit dessen von der Gunst der Regentin lebte. Budé schon forderte ungern das Mißwollen derselben heraus durch offene Parteinahme für die Gräfin, denn der Stand der Dinge hatte sich durch die dauernde Abwesenheit des Königs sehr verändert, und war durch den sich in die Länge ziehenden Krieg immer mißlicher geworden für diejenigen, deren Gewissen nicht ganz rein war in der Gesinnung für Luise von Angoulême. Eine dauernde Oberherrschaft ist ja wie dauernder Sonnenschein oder dauernder Regen: sie entdecken jede Ritze, dringen in den verborgensten Ort, werden zudringlich, werden unerbittlich. Es war tapfer genug, daß Budé und Marot so lange an der verfemten Gräfin hielten in einer Zeit, da jeder Tag ein neues, bedrohliches Gerücht verbreitete. Bald sollte der König eine große Schlacht verloren haben, bald an der Epidemie, welche in Mailand herrschte, tödlich erkrankt, bald schon gestorben sein. Niemand traute den Nachrichten, welche von der Regentin ausgingen, und doch hatte nicht leicht jemand außer ihr unmittelbar Nachricht vom Kriegsschauplatze. Es war also Marot nicht zu verargen, daß er sich immer sehr vorsichtig nach Fontainebleau begab, und um

keinen Preis von irgend jemand, der mit dem Hofe zusammenhing, gesehen sein wollte, und es war also wohl verzeihlich, daß er diesmal sehr bestürzt vor ihr erschien, denn bei jäher Wendung des Weges um die letzte Waldecke dicht vor dem Schlosse war er unvermutet in die Nähe einiger auf Maultieren reitenden Kleriker geraten, und glaubte unter ihnen Florentin erkannt zu haben, dem er trotz Françoisens Gegenversicherungen durchaus nicht traute. Er hatte seinen Klepper sogleich in einen Fußweg abgelenkt, hatte ihn bei einem Köhler eingestellt und kam nun erst gegen Abend zaghaft zum Vorschein, bei Guernard genau sich erkundigend, ob der Prälat angekommen sei. Guernard hatte verneint und ihm zugesagt, daß der gaskonische Landsmann, falls er käme, nicht eingeführt werden solle, ohne daß Herr Marot benachrichtigt und außer den Gesichtskreis desselben gebracht worden sei.

Françoise war der Meinung, Marot habe sich geirrt, da Florentin seit der Abreise des Hofes nicht mehr nach Fontainebleau gekommen sei, und sich einige Male brieflich bei ihr mit Mangel an Zeit entschuldigt habe, sie stets zur Übersiedelung nach Paris auffordernd.

„An Zeit mag es ihm wohl auch fehlen," entgegnete Marot, der sich am Kaminfeuer zurecht gesetzt hatte, „denn man wird nicht durch Müßiggang in so jungen Jahren sicherer Kandidat des zunächst ledigen Bischoffitzes, und unsere Frau Herzoginregentin verlangt Arbeit für Gunst. —"

„Und was sollte ihn jetzt plötzlich bei so rauhem Herbstwetter hierher sprengen zu mir?"

„Ich habe hinten am Stalle einen Reiter gesehen, dessen Leibbinde die Foixschen Farben zeigte. —"

„Und Ihr wißt, daß ich nicht den Luxus eines Reiters erschwingen kann, und verwundert Euch — es ist Lautrecs Kurier, welcher mir eben den Brief, von dem ich Euch gesprochen, überbracht hat. —"

„Und welcher die Ankunft des Prälaten ganz wohl verursacht haben kann. Ich habe nämlich diese Foixsche Leibbinde gestern abend im Hotel des Tournelles irgendwo — ich weiß nicht mehr, wo? denn es fällt mir erst jetzt ein, weil sie mir jetzt erst eine Bedeutung gewinnt — schimmern sehen, und ich bin jetzt überzeugt, daß Lautrec in seinen Depeschen an die Regentin auch Eurer erwähnt hat und daß darauf irgend etwas erfolgt. Jetzt haltet nur um Gottes willen fest, und laßt Euch nicht bereden, Fontainebleau zu verlassen, da Euch kein Freund raten kann, dies Fegefeuer dahier mit der Hölle selbst im Hotel des Tournelles zu vertauschen."

„Dies Festhalten, lieber Marot, wird immer unwahrscheinlicher, da ich selbst zu denen übergetreten bin, welche meine Abreise von hier für nötig erachten."

Sie beschwichtigte seinen hierauf erfolgenden Ausruf des Erschreckens und fuhr fort: „Erstens halte ich diese Besorgnis, mein Ruf und meine Zukunft hingen ab von meinem Ausharren hier oder im Schlosse zu Paris, für ungegründet. Ich glaube vielmehr, daß diese Ansicht geflissentlich von der Regentin aufgebracht und verbreitet worden ist, um mich zu quälen, mich ungeduldig zu machen und in der Ungeduld zu irgend einer für sie beleidigenden Szene zu treiben, infolgederen sie mich unter einem Scheine des Rechts aus dem Hause des Königs entfernen könne. Mein Verhältnis zum Könige ist ja so tief innerlich begründet, daß es nicht von solchen Äußerlichkeiten abhängt, ob ich während seiner Abwesenheit hier oder da wohne. Ferner ist es meiner Stellung am Ende doch unwürdiger als sonst etwas, daß ich mich länger dem gemeinen Mangel der alltäglichen Lebensbedürfnisse ausgesetzt sein lasse — ich bin kaum imstande," setzte sie halb lächelnd hinzu, „guter Marot, Euch ein genügendes Abendessen auftragen zu lassen, der Ihr vom weiten Ritt ein Verlangen nach Speise mitbringen müßt, wie es uns dahier

in unſerer ausgehungerten Feſtung faſt gefährlich werden kann. —"

„Aber, gnädigſte Frau," entgegnete Marot halb lachend halb entrüſtet, „warum erlaubt Ihr mir nicht, daß ich der Herzogin von Alençon nur einen Wink gebe in dieſem Betracht. —"

„Nein, Marot, man muß eine Tochter nicht in die Lage ſetzen, daß ſie über ihre Mutter erröten, oder daß ſie in Widerſtreit mit ihr geraten müſſe. Und außerdem, lieber Marot, iſt noch ein Grund vorhanden — aber was war das? War das nicht ein Geräuſch von der Galerie her? Und doch wohnt kein Menſch auf jener Seite!"

Sie befanden ſich nämlich in demſelben Zimmer, welches den Zweikampf zwiſchen dem Könige und dem Grafen geſehen hatte, und welches an das jetzt ebenfalls halb offen ſtehende Semelekabinett ſtieß. Die Gräfin liebte es vorzugsweiſe, weil ſie immer hier den König geſehen hatte. Die verborgene Tür nach der Galerie war feſt verriegelt; dennoch hatte Françoiſe ganz recht gehört, es war jemand an dieſe Tür gekommen und hatte an der Feder gedrückt. Und Marot hatte bei ſeiner Ankunft auch recht geſehen, es war dieſer Ankömmling vor der verborgenen Tür niemand anders als Florentin, der auf der andern Seite des Schloſſes bei den Geiſtlichen der Kapelle abgeſtiegen war, um bei dieſen erſt Erkundigungen über die Lebensweiſe der Gräfin einzuziehen, und der jetzt, um eines Regenſchauers halber den freien Hof zu meiden, von dieſer Seite den Zugang geſucht hatte. Der ihm eingeborene und ausgebildete Zug, auf unerwarteten Wegen zu nahen, um zu überraſchen oder zu horchen, hatte auch vielleicht nur den Regen zum Vorwande genommen, um ſich ſelbſt zu genügen. Dieſer Drang, Verborgenes zu ſammeln und dabei oder damit wunderbar zu überraſchen, dieſer Drang nach wunderbarem Anſcheine iſt ja ebenſoſehr hoch poetiſchen wie tief intrigierenden Menſchen eigen, und

Florentin, welcher durch seine Neigung zum Aberglauben jenen nahe zu kommen trachtete, hatte zu diesen die beste Anlage. Über die finstere Galerie mit einer erborgten Laterne nach dem Bilde des Nymphen schreitend, wollte er diesem Naturell gemäß keineswegs so ohne weiteres zur Gräfin eintreten, sondern er wollte spähen, ob das Getäfel der Geheimtüre nicht eine Spalte zum Durchblicken, oder ob das Semelekabinett nicht eine Zeitlang Raum zum Horchen darböte. Keins von beiden war der Fall, die Spalte fehlte und ins Semelekabinett konnte er nicht gelangen. Da erst versuchte er's, durch heftigen Druck die vielleicht nur im Getäfel verquollene Tür zu öffnen und verschaffte sich durch das hierdurch erregte Geräusch, was in diesem Falle dem leisen Schleichen nicht erreichbar gewesen war. Françoise nämlich, über das Geräusch erschreckend, war an die seidene Faltentür, welche zwischen ihrem Zimmer und dem Kabinett war, geeilt, und hatte die obigen Worte gesprochen, indem sie die Schnur dieses Vorhanges zog und die Verbindung zwischen dem Zimmer und Kabinett ganz öffnete. Dadurch ward ein schnurrendes Geräusch hervorgebracht, welches bis zu Florentin drang, und zwar deutlicher als die ängstlich gesprochene Frage Françoisens. Er vermutete nun, sie sei nahe bei ihm, und hörte denn nun auch, da sie bald darauf noch etwas sprach, sie sei nicht allein. Sogleich schloß er die Laterne — denn seine Kenntnis dieser Tür sollte nicht unnötig verraten werden — und horchte mit verhaltenem Atem. Er hörte die Stimme eines Mannes; Marot war ebenfalls auf das Kabinett zugegangen, um die erschrockene Françoise nicht ohne Schutz zu lassen und hatte nach dem Kabinett hineinsprechend sie zu beruhigen gesucht. Florentin kannte diese Stimme, aber sie war doch durch die Tapetentür so gedämpft, daß er sie nicht erkennen konnte. Françoise und Marot zogen sich auch, nachdem sie ihrerseits gleichfalls eine Weile gehorcht und nichts weiter vernommen hatten, vom Kabinett ins Zimmer zurück,

aber auch diese bis jetzt so unscheinbare Entdeckung schien für Florentin von Wert zu sein. Er stellte seine Laterne, nachdem er sie verlöscht, an den Boden, und zwar gerade so, daß sie umgestoßen werden mußte, wenn jemand aus der Tapetentür trete. Dies sollte ihm ein Zeichen sein, ob jemand von dieser Seite sich entfernt habe, während er durch den regelmäßigen Eingang zur Gräfin eingetreten sei. Nach diesem hin richtete er nun im Dunkeln seine Schritte, indem er mit dem Hauptschlüssel, welchen er nach Auftrag der Regentin besaß, die unmittelbar auf den Gartenhof führende Flügeltür der Galerie öffnete. Hurtig schlüpften ihm während dieses Ganges allerlei Pläne durch den Kopf, die bald davon ausgingen, Françoise könne einen Liebhaber außer dem Könige haben, oder es könne ihr auf einleuchtende Weise einer angedichtet werden. Es handelte sich im Hintergrunde dieser Pläne nicht darum, Eifersucht beim Könige zu erregen, sondern darum, den guten Ruf der Gräfin so zu beflecken, daß ihre Aufführung dem Könige einen Grund zum Bruche bieten könne. Marots war er da, wo dieser ihn gesehen, nicht ansichtig geworden, Budé wußte er in Paris — wer konnte es sein? Mit solchen Gedanken trat er vor Guernard ins Vorzimmer und redete diesen sogleich mit der verfänglichen Frage an: „Ich störe die Gräfin?“

Der alte geübte Diener, Marots Bitte eingedenk, erwiderte mit Geschicklichkeit, er wolle nachsehen und seine Hochwürden möchten einen Augenblick verziehen.

Seine Hochwürden waren aber nicht dieser Meinung, sondern erwiderten: „Ich kann selbst nachsehen, der Diener Gottes hat zu seinem Beichtkinde immer Zutritt, wenn dies Beichtkind nicht — es ist ja doch niemand Fremder bei der Frau Gräfin?“

„Nicht daß ich wüßte,“ entgegnete Guernard, welchem die Würde und landsmannschaftliche Bekanntschaft des Prälaten im Bestehen auf strenger Form hinderlich waren.

„Und das müßtest du doch wissen, es steht also nichts im Wege," sagte Florentin und schritt auf die Tür zu.

„Ich bitte um Vergebung," sprach Guernard, der doch um keinen Preis sein Amt und das seinem Amte angemessene Versprechen gegen Marot vernachlässigen wollte, „es steht mir nicht zu, ohne ausdrücklichen Befehl meiner Gebieterin jemand zu ihr eintreten zu lassen, und ich muß mich in dem vorliegenden Falle doch lieber ihrem Unwillen aussetzen, daß ich mein Amt Eurer Hochwürden gegenüber zu peinlich beobachtet hätte, als daß ich — gedulden sich Eure Hochwürden nur eine Minute."

Und damit vertrat er ihm den Weg zur Tür, deutete höflich auf einen Sessel und ging hinein, die Tür sorgfältig hinter sich schließend.

Florentin war nun überzeugt, daß ein den Verhältnissen nach unerlaubter oder bedenklicher Besuch bei der Gräfin sei, und mit der ihm eigenen Frechheit folgte er nach kurzem Besinnen dem Diener. Während er durch das erste Zimmer schritt, fiel ihm wohl die Besorgnis auf, seinem dreisten Beginnen könne der Degen eines verwegenen Seigneurs entgegenblitzen, aber, wunderlich genug! eine gehässige Eifersucht trieb ihn ebenso weiter wie die politische Neugier. Er hatte die Schönheit der Gräfin und das Feuer, welches ihm in der Abtei die Umarmung derselben erregt, niemals vergessen, er war der Politik und dem Könige gewichen, daß er aber auch jedem anderen weichen sollte, erweckte in seiner unreinen Seele den ärgerlichsten Neid. Er griff entschlossen an die zweite Tür, bis zu welcher er gekommen war — sie öffnete sich nicht; Guernard, dies Nachdringen des Priesters befürchtend, hatte sie hinter sich verriegelt. Nun war es Florentin unzweifelhaft, daß er ein Liebesrendezvous störe und die Triebe in ihm wurden uneins, denn der politische Trieb wollte sich über eine so folgenreiche Entdeckung freuen, welche der alten Sinnenneigung eine eifersüchtige Pein ver-

ursachte. Darin aber waren Politik und Eifersucht einig, daß diese Entdeckung vollständig ausgebeutet werden solle zum Verderben der Gräfin.

Guernards Anmeldung bestürzte Marot zum äußersten und setzte auch Françoise in Verlegenheit; sie war natürlich entschlossen, den Dichter nicht dem Zorne der Regentin auszusetzen und versah sich überhaupt von dem Besuche Florentins keiner guten Absicht. Das Betragen dieses ihres Milchbruders war denn doch am Ende seit der Abreise des Königs so unzweifelhaft parteinehmend für die Regentin geworden, daß selbst die arglose Françoise ihm nicht mehr vertrauen konnte. Es war indessen nicht ratsam, ihn abzuweisen und durch diese Beleidigung geradezu herauszufordern, Marot selbst riet davon ab, und Guernard bemerkte schüchtern, als eine Pause eintrat: „Der Herr Prälat habe sich sehr argwöhnisch gezeigt, und es wäre wohl gut, wenn er angenommen werden sollte, daß dies so rasch als möglich geschehe."

Die Wohnung hatte außer der verborgenen Tür keinen anderen Ausgang als den, welchen Florentin durch seine Gegenwart sperrte, und das Geheimnis der Tapetentür an irgend jemand zu verraten, schien Françoise unzulässig, Marot mußte also versteckt werden. „Wohlan denn," rief sie, „Meister Clement, setzt Euch hier in das Semelekabinett und verhaltet Euch geduldig und ruhig, ich schließe den Vorhang. Guernard, führe den Herrn Prälaten bis ins anstoßende Zimmer. —"

„Aber, gnädigste Frau Gräfin —"

„Rasch, rasch, Guernard, ich will ebenso rasch mit ihm endigen!"

Guernard ging, Marot ließ sich im dunkeln Kabinett nieder, Françoise, nachdem sie ihm scherzhaft empfohlen, ein Gedicht in dieser Einsamkeit zu machen, und nachdem sie die seidene Faltentür zugezogen hatte, nahm den Leuchter und trat in das anstoßende Zimmer. In demselben Augenblicke ward Florentin durch die gegenüberliegende Tür durch

Guernard eingeführt, und jetzt erst sah Françoise, daß sie eine Vorsicht vergessen und wahrscheinlich Guernards Erinnerung daran überhastig abgewiesen hatte. Der Tisch zum Nachtessen war in diesem Zimmer gedeckt, und es waren drei Kuverts aufgestellt. Guernard glaubte es damit gutmachen zu können, daß er sich sogleich nach dem Anrichtetische wendete und überflüssiges Gerät von da zur Tafel trüge, als hätte er jetzt erst nach Ankunft des Gastes ein drittes Kuvert aufgelegt. Aber er täuschte den Prälaten nicht, und als Guernard das Zimmer verlassen hatte, wies Florentin sogleich mit ausgestreckter Hand auf die Tafel und drückte ironisch sein Bedauern aus, daß er ein Nachtessen störe, welches so einladend vorbereitet sei.

„Du siehst, daß Guernard nicht deiner Meinung ist, er hat ein Kuvert für dich aufgelegt!“ erwiderte die Gräfin ärgerlich, daß sie dadurch genötigt war, unwahr zu sprechen und ihn zu einem Mahle einzuladen, welches der arme Marot hungrig abwarten müsse.

„Guernard scheint für einen Geistlichen anders zu decken als für einen Seigneur,“ sagte er lächelnd.

„Wie denn? Das dritte Kuvert ist für Chimene!“

„Dann werden wir ein viertes brauchen.“

„Hast du jemand mitgebracht?“

„Nein, er ist allein gekommen.“

„Wer ist's?“

„Du fragst für mich! — Aber endigen wir dies Spiel, das ich, wie du siehst, durchschaue. Dein sträflich weltlicher Sinn macht reißende Fortschritte, Françoise, und du scheinst nicht zu ahnen, daß dein Leben, welches jetzt nur am dünnsten Faden einer bereits zweifelhaften Königsgunst hängt, rettungslos hinausgeschleudert wird ins Toben der Elemente, sobald dieser dünne Faden zerreißt.“

„Bist du von Sinnen, Mann, was willst du mit dieser unverständlichen Predigt?“

„Ich will dir sagen, daß du lügst und trügst —"

„Unverschämter Mann, verlasse mich auf der Stelle und lasse dich nie wieder vor meinem Angesicht sehen! Nachdem er mir in der Genovevenabtei unter allen möglichen Lockfarben den dreisten Schritt meines Lebens vorgestellt und mich dazu gedrängt hat, ohne eine Ahnung zu haben von dem Gefühle, welches allein ihn rechtfertigte oder doch entschuldigte, ohne eine Ahnung zu haben von Liebe und Hingebung, nachdem er ferner mich verlassen, ja befeindet hat, als ihm anderswo rascherer Gewinn winkte, kurz, nachdem er alle Winkelzüge eines unlauteren Herzens vor mir entfaltet hat, tritt er frech mit moralischer Anforderung vor mich hin! Hinweg! Du bist ein gemeiner Mensch und im höchsten Grade unwürdig des Kleides, welches du trägst!"

Florentin war einen Augenblick überrascht von diesem Zornesausbruche, der ihm seiner Würde wegen unangenehm sein mußte. Er lächelte nicht mehr, sondern sah finster und grimmig auf die Gräfin und schwieg so lange, bis diese sich zum Gehen wandte — dann sprach er rasch und bannte sie bald durch den Sinn seiner Worte an den Platz, welchen sie verlassen wollte: „Ein böses Gewissen täuscht sich gern über sich selbst, indem es Steine strafender Tugend auf andere schleudert. So steht es mit dir; und ich will dir's nun deutlich sagen, warum? Auf Liebe berufst du dich, sie soll dich entschuldigen, oder gar rechtfertigen! Gute Werke allein entschuldigen, nicht aber ein Gefühl, welches das wohlfeilste auf Erden ist, weil es sich durch die Sinne aufdrängt und berauschendes Vergnügen mit sich führt. Wahrhaftig, 's ist ein erstaunlich Verdienst: zu lieben und der Liebe sich hinzugeben! Jedes leichtsinnige Geschöpf erwirbt sich dies Verdienst. Deine Liebe aber konnte Verdienst werden, wenn du Verstand und Menschenliebe besessen hättest, sie neben dem Throne zu begründen; darum war ich ihr anfangs behilflich. Aber du hast aus deiner Liebe nichts zu machen gewußt als

ein vergängliches Spiel der Sinne, und darum bist du nichtig und strafbar geworden. Wo sind deine guten Werke? Was du beschützen solltest, das hast du ins Verderben gestürzt. Semblançay ist der Raben Futter am Galgen, und Jean von Poitiers Freilassung ist schmählich bezahlt worden mit der Ehre seiner Tochter! Die leichte Lebensweise des Königs, die du beendigen solltest durch die Macht deiner Liebe, ist schlimmer geworden als je, und das Fräulein von Voland hat neben dir eine Märtyrerin ihrer jungfräulichen Ehre werden müssen. Die Einigkeit des Königshauses ist durch dich zerstört, da du dich ungeschickt zwischen Mutter und Sohn gestellt hast; die Einheit des Landes ist durch dich bedroht, da du die Wortführer der Ketzerei begünstigst. Das sind deine Werke! Und womit krönst du das große Gefühl, einen Gemahl verraten, ein Kind verlassen zu haben für eine Neigung, die ihrer Überschwenglichkeit und Macht kein Opfer zu groß erachtet, womit? Mit der leichtsinnigsten Untreue an dieser gewaltigen Neigung, mit einer Untreue, die dich, wie ich dir vorhin sagte, den rohen Elementen zum Raube hinauswirft aus dem Hause des Königs, sobald ich von hier nach Paris zurückkehre und erzähle, daß du zur Nachtzeit einen Mann in deinen Zimmern verbirgst und solchergestalt den sogenannten Brautstand mit dem Könige von Frankreich feierst! Nun wiederhole, daß ich von Sinnen sei, wenn ich dich des Lugs und Trugs zeihe! Öffne doch die Türen vor mir bis zur Galerie hinüber, und ich will dir beweisen, daß du gelogen und betrogen."

Es war in dieser sophistischen Rede so viel niederschlagend Wahres für Françoise, daß sie nichts zu erwidern fand: Entrüstung, daß dieser gewissenlose Mann also sprechen konnte, und Pein, daß der brave Marot preisgegeben werden müsse, um eine allerdings gefährliche Verleumdung abzuwenden, beschäftigten ihren Sinn und versagten ihr die Rede. Und doch sah sie wohl ein, daß ein längeres Schweigen den

Verdacht gegen sie nur rechtfertigte. Was sollte sie tun? Marots Schicksal der racheluſtigen Regentin aussetzen? Nimmermehr; lieber wollte sie selbst leiden. Ja, jegliche Rechtfertigung vor diesem Priester, den sie nun verabscheute, schien ihr unwürdig, schien ihr demütigend zu sein für ihren Stolz! Mag er hingehen und meinen Namen besudeln vor ganz Frankreich! dachte sie, da ihre Entrüstung rascher wuchs als ihre Besorgnis, und mit einer unnachahmlich großartigen Bewegung des Körpers, der vor einer Schlange auszuweichen und das giftige Tier gleichzeitig von sich zu schleudern schien, mehr aus Abscheu denn aus Furcht, wandte sie sich nach der Tür, durch welche Florentin eingetreten war, öffnete sie weit, deutete mit vorgestreckter Hand darauf, und befahl ihm mit blitzenden Augen, dahinaus zu gehen. Es war eine solche Gewalt darin, daß der sonst so freche Priester diesem wortlosen Befehle wich und daß er keine Erwiderung versuchte, als er an der Schwelle die leise gesprochene Worte Françoisens hinter sich hörte: „Gemeine Kreatur!"

Die Gräfin war so außer sich, daß sie Guernard, welcher eben aus dem Vorzimmer ins Gemach trat, durch welches Florentin schritt, mit lauter Stimme zurief: „Dieser Mann wird nie wieder bei mir eingeführt!"

Ach, die Entrüstung ließ sie nicht daran denken, daß dieser Mann wirklich mit Waffen hinwegging, die ihr für alle Zukunft den Eintritt in das Königshaus verwehren konnten! Was war aber das? Florentin blieb im vorderen Gemache horchend stehen wie sie im daranstoßenden Zimmer: zahlreiche Hufschläge, als wie von einer großen Schar Reiter herrührend, drangen vom Gartenhofe herauf! Was konnte sie in diesen so lange verlassenen Ort führen? War es eine Botschaft vom Könige? Kehrte er selbst unerwartet zurück? Selbst Florentin hatte diesen Gedanken, und es entging seinem raschen Verstande nicht, daß dann die Lage leichtlich gefahrvoll für ihn geändert werden könne. Die wahrhafte Ent-

rüstung Françoisens hatte ihn wohl belehrt, daß der Verdacht mit einem Galan kaum richtig sein könne. Vielleicht war der König selbst in den hinteren Zimmern, und sein Gefolge kam jetzt erst! Kurz, er wendete sich zurück und näherte sich mit einigen versöhnlichen Worten der Schwelle des Zimmers, in welchem Françoise ans Fenster geeilt war. Sie wies ihn aber, seiner ansichtig werdend, ebenso beleidigend hinaus, wie sie kurz vorher getan, und er ging nun mit dem Vorsatze, dies reichlich zu vergelten, sei auch der König selbst in Fontainebleau.

Es mag auffallen, daß Françoise mit einem Male und so überaus plötzlich ein Verhältnis brach, dessen mißlichen Grund und Boden sie bis daher nicht einmal gegen ihre warnenden Freunde zugegeben hatte. Aber der Hergang war doch natürlich: edle und liebende Gemüter, welche fern von der mannigfach zusammengesetzten „Welt" genannten Gesellschaft auferwachsen sind, glauben durchaus nicht eher an eine berechnete Bosheit, als bis sie selbst davon zur Verzweiflung getrieben werden. Bis dahin halten sie auch die deutlichsten Proben schlechten Betragens für Ergebnisse halb des Zufalls, halb einer dreisten Laune des Urhebers, der seinem Geiste zur Abwechselung Verwegenes in Bewegung setzt und am Ende selbst nicht mehr imstande ist, das in Bewegung gesetzte Verhältnis zu hemmen. Ein solcher verwegener Spieler war Florentin für Françoise gewesen, und jetzt erst, da sie ihn das für Spiel gehaltene Betragen gar darstellen sah als ein durchdachtes und mit Tugendfedern geschmücktes Werk, da sie mit Schrecken überblickte, wie dies raffinierte Betragen gerade ihr Schicksal von Schritt zu Schritt immer übler verwickelt habe, und wie es eben die unschuldigste Veranlassung begierig ergriff, um eine Schnur zu ihrer völligen Erdrosselung daraus zu drehen, jetzt erst erschien auf einmal wie in grellem Blitzesleuchten die Summe dieses Menschen, das Bild vorbedachter Bosheit vor ihren Augen, und sie hätte jetzt jäh-

lings und gröblichst mit ihm brechen müssen, wenn auch ihr Leben selbst mit diesem Bruche aufs Spiel gesetzt worden wäre. Es war alles empört in ihr, und ihre Empfindungen wurden denn auch mehr und mehr, je länger sie im stürmischen Verkehre der Welt umhergetrieben war, in rasche Äußerung übertragen, in rasche Handlung versetzt. Sie war keineswegs noch die zaghafte bretonische Gräfin, welche auf dem Schlosse Blois erschien und vor jedem bedeutungsvollen Worte erschrak: die Liebe war täglich in ihr gewachsen, und weil diese Liebe nie einen Augenblick ihres Lebens sicher war, so waren auch alle handelnden Kräfte der jungen Frau unmerklich mit der Liebe gewachsen. Denn die Kräfte der Seele entwickeln sich wie die der Natur nur dem Anspruche gemäß, welchen das Bedürfnis macht. Das Wild der Heiden erhält ein längeres und dichteres oder ein schwächeres Winterhaar, je nachdem der Winter strenger oder gelinder hereinbricht.

Die moralische Genugtuung drängt allen äußeren Nachteil, den sie mit sich führen mag, in den Hintergrund, und Françoise fühlte sich leicht und frei, daß sie ein für allemal mit diesem heuchlerischen Menschen gebrochen und sich seiner wenigstens als sogenannten Freundes entledigt hatte. Sie dachte nicht an die Zukunft mit solcher Feindschaft, und wieviel sie notgedrungen erfahren und gelernt hatte vom eigennützigen und unsauberen Treiben der Weltleute. Die süßen Vorspiegelungen der Liebe hatte sie doch noch nicht verloren, in Sachen der Liebe glaubte sie doch noch getrost, wenn sie auch bereits manche Schwäche geschlossenen Auges hinzunehmen gelernt hatte, an Dauer und Reinheit der Empfindung, an uneigennützige und edle Haltung. Wie hätte sie anders gekonnt, da sie selbst mit voller Kraft liebte! Ansichten und Urteile, die unserem Denk- und Empfindungskreise fremd sind, können uns durch gewaltsame Zudringlichkeit aufgenötigt werden, wie die Kreise Florentins ihr gewaltsam aufgenötigt wurden zur Erkenntnis und Verabscheuung; aber übrigens

und wesentlich erwarten wir von der Welt nur dasjenige, was wir selbst zu bieten geneigt sind. So konnte Françoise leicht und getrost einen neuen Feind in den Hof hinabtreten, die von den Rossen steigenden Reiter ansprechen sehen und mit Zuversicht erwarten, was ihr diese befremdlichen Ankömmlinge bringen möchten.

Florentin selbst, von der spanischen Grenze stammend, hatte zu seiner Verwunderung bald erkannt, daß es Spanier seien, welche zur Gräfin Chateaubriant wollten, aber die natürliche Zurückhaltung dieser Nation hatte ihm keine weitere Auskunft gewährt. Der französische Führer, dessen sie sich bedient und den er ausfragte, als sie größtenteils ins Vorzimmer der Gräfin eingetreten waren, wußte nichts zu sagen, als daß sie ihn in Pithiviers geworben, daß sie sehr reich zu sein schienen und zwei große Maultiere mit Damensätteln mit sich führten. — Sollte die Gräfin entführt werden? Das konnte sie für den König nur im Preise steigern. Ließ sie sich entführen, entfloh sie den Händen der Regentin? Und zwar mit Spaniern, den jetzigen Feinden des Reiches? Das war unwahrscheinlich. Jedenfalls war aber Stoff in Fülle geboten, aus all diesen Bestandteilen, welche mit dem überraschten Rendezvous zusammentrafen, einen Roman zu bilden, der ein geheimes Verständnis mit dem Kaiser und sonstige üble Abenteuerlichkeit im Hintergrunde zeigen und die Gräfin verderben könne. Er eilte nach seinem Absteigequartier bei den Geistlichen, um einen Boten nach Paris zu senden, der eine Abteilung bewaffneter Reiter aufs eiligste herbescheiden könne, damit er den Umständen gemäß imstande sei, auch gewaltsam einzuschreiten. Auf dem Wege durch die Galerie, den er einschlug, um nach seiner Laterne zu sehen, fiel es seinem umherspähenden Geiste ein, daß es wohl eine Gesandtschaft des Herzogs von Infantado sein könne, um Chimene aus einem Lande abzuholen, welches in blutigem mit Spanien begriffen sei. Dies war das Wahr-

scheinlichste. Er fand seine Laterne unverrückt und horchte eine Zeitlang an der Tapetentür. Er unterschied in der Tat Françoisens Stimme, er hörte, daß sie den Namen „Chimene", den Namen „Infantado" aussprach, dann war es still, die Behorchten hatten sich vom Kabinett entfernt. — Es ist so, wie ich mir vorgestellt, dachte Florentin, indem er hinwegging, und sie wird mitgehen, wenn passend auf sie eingewirkt wird!

Raschen Schrittes eilte er nach seiner Wohnung, bestellte, daß sich ein berittener Förster aus dem anstoßenden Jagdhause fertig machte zum eiligsten Ritte nach Paris, und schrieb an die Regentin und an Françoise.

Währenddessen hatten sich Françoise, Chimene und Marot zum Nachtessen gesetzt, und es wurde über die Abreise beratschlagt, welche der Herzog von Infantado seiner Tochter vorgeschrieben. Der Kaiser, hieß es in dem Schreiben des Herzogs, habe es ungnädig bemerkt, daß die einzige Tochter eines spanischen Grands im Augenblicke solcher Kriegskrisis am Hofe des feindlichen Königs verweile; er werde sehr dankbar sein, wenn die Frau Gräfin seiner Tochter eine weibliche Begleiterin bis an die Grenze mitgebe.

Chimene war sehr betroffen von diesem Verlangen; sie liebte Françoise innig und fiel ihr weinend um den Hals, weinend über eine Trennung von dieser älteren Freundin, welche seit der Abreise des Königs zutraulicher und liebevoller gegen sie geworden war, als sie je vorher gewesen.

„Gute Chimene," erwiderte küssend die Gräfin, „ich werde dich bis Foix begleiten."

„Um Gottes willen nicht," rief Marot, „das hieße der Regentin den Sieg in die Hände geben!"

„Nicht doch, Marot! Dieser Florentin würde mich von nun an dergestalt peinigen, daß ich in kurzem doch entweiche, und das geschähe dann nur unbequemer und auffallender als jetzt, da ich meiner kleinen Pflegbefohlenen das Geleit bis

an die Grenze ihrer Heimat gebe. Und dann" — hierbei neigte sie sich zu Marot und flüsterte ihm das Folgende wie aus politischem Instinkte leise ins Ohr — „de Brion hat mir etwas mitgeteilt, was mich nach jener Gegend zieht und was die Intrigen der Herzogin mit einem Streiche vernichten würde, weil es mich früher als alle meine Widersacher in die Nähe des Königs brächte. Ich wurde vorhin unterbrochen, als ich dir's sagen wollte: der König hat eine Landung in Catalonien vor, und wenn dies geschieht, so führe ich ihm Lautrec und den Arrierebann des Languedoc und der Guyenne über Figueras zu Hilfe, — wird das nicht schön sein?! Und ist nicht" — setzte sie laut hinzu — „mein väterliches Schloß Foix unter allen Umständen ein passender Aufenthalt für mich?!"

Marot ließ sich indessen nicht irremachen. Er kannte die Lage der Dinge und die Eigenschaften der in Rede kommenden Personen zu gut, als daß er über die große Gefahr eines solchen Schrittes einen Augenblick in Zweifel gewesen wäre. Wie sehr auch Chimene auf ihn schalt, wie geistreich Françoise Gründe entwickelte, er blieb dabei, nachdrücklich abzuraten. Da brachte Guernard Florentins Brief, der ganz darauf berechnet war, die Gräfin in ihrem Vorsatze der Abreise zu bestärken. Er sagte darin, daß sie ihn gar nicht zur Mitteilung des Befehls habe kommen lassen, der ihn von Paris nach Fontainebleau geführt. Die Frau Regentin, unterrichtet von zweideutigen Besuchen, welche sich öfter bei der Frau Gräfin von Chateaubriant einstellten, befehle ihr, unverzüglich, das heißt noch morgenden Tages, nach Paris zu kommen und ihre Wohnung im Hotel des Tournelles zu nehmen.

Françoise, hochrot von Zorn, nachdem sie diesen Brief gelesen, reichte ihn stumm an Marot, erhob sich vom Sessel und gab an Guernard Befehl, auch ihre Abreise zu rüsten. Auch Marot verstummte nach Durchlesung des Briefes, und

so schien denn das ins Werk gesetzt zu sein, was die Gegner der Gräfin als entscheidenden Schritt zu deren Sturze herbeigewünscht hatten.

Marot hatte einen so richtigen Blick, daß ihn keinerlei Überredung über das Gefährliche des Schrittes täuschen konnte; auf das zeitraubende Einpacken weiblicher Habseligkeiten, denen nur Packpferde zu Gebote standen, rechnend, eilte er nach seinem Pferde, um bis zum Morgen Paris erreicht und die Herzogin Margareta um persönliches Einschreiten ersucht zu haben. Wie auf einem Gemälde sah er den Gang vor sich, den das Schicksal Françoisens nehmen würde vom Tage der Flucht aus Fontainebleau: die Regentin wird diese Flucht darstellen unter den abscheulichsten Farben, und die Gräfin vor aller Welt bezeichnen als eine nach Abenteuern und sinnlicher Unterhaltung lüsterne, anständigen Umganges von nun an unwürdige Frau. Er sah den Brief vor sich, den sie ihrem Sohne nach Italien schreiben werde. Mein Sohn, mein Sohn — werde es darin heißen — wie haben wir uns getäuscht in dieser heuchlerischen Chateaubriant! Herrschsüchtig, gefallsüchtig, zügellos im Drange nach Zerstreuung hat sie nach deiner Abreise alle meine Geduld auf die Probe gestellt. Ich war ihr zuwider, weil meine Nähe sie in Schranken einengte, und mit frecher Stirn erklärte sie mir, daß sie mir nicht nach Paris folgen werde. Alle meine Bitten waren umsonst, sie blieb in Fontainebleau, um dort ungestört ihre Stelldichein mit Liebhabern aller Gattung abhalten zu können. Ich schickte, ich schrieb, ich beschwor unaufhörlich, denn die skandalöseste Nachrede erhob sich bereits überall offen um mich her, und alle ehrenwerten Leute beschworen mich, die Hand von ihr abzuziehen, denn Du würdest ja doch in aller Zukunft ein solches Geschöpf keines Blickes mehr würdigen. Auch ich war der Meinung, aber ich wollte doch streng erfüllen, was Du mir aufgetragen. Es war umsonst. Als ich endlich entschieden befahl, sie solle nach

Paris zurückkehren, da krönte sie ihr schamloses Betragen dadurch, daß sie mir sagen ließ: was kümmere sie das Haus Valois! Und bei hellem Tage zog sie mit Gott weiß wieviel Galanen nach Spanien hinüber zu Deinen Feinden. Du wärst nicht mein Sohn, wärst nicht König von Frankreich, wenn Du uns und Deinem königlichen Hause jemals die Schmach antätest, solch ein Geschöpf wieder über unsere Schwelle zu führen!

„So wird diese Flucht vor dem Könige erscheinen," sagte Marot vor sich hin, als er sich im Dunkeln selbst sein Pferd sattelte. „Und der König," sprach er weiter, „ach unser leichtsinniger Herr, der so schnell vergißt, der wird halb lachend, halb ärgerlich sagen:

Souvent femme varie
Fou qui s'y fie!

und einen Tag lang wird er trauern, daß die Rittersitte überall die Welt verlasse und nirgends mehr Treue zu finden sei, den Tag darauf aber, nachdem dies überwunden ist — denn Trauer haftet nicht in ihm — wird er ein verborgenes Behagen empfinden, von einer Verpflichtung erlöst zu sein, denn er ist nicht gewissenlos und empfindet eine solche gegen Françoise, und muß irgendwie davon losgesprochen werden, um die unglückliche Gräfin ihrem Schicksale zu überlassen. Jawohl, Unglückliche, du selbst hilfst ihn lossprechen."

Diese Gedanken ausspinnend hatte Marot die Vorsicht in betreff Florentins außer acht gelassen und war von seiner Köhlerherberge aus dicht auf den Gartenhof des Schlosses, an welchem der nächste Weg vorüberführte, zugeritten. Jetzt sah er sich plötzlich im Lichtscheine der Fenster Françoisens neben einem Manne, der aufmerksam nach jenen Fenstern hinübersah. Als sein Pferd auf das Pflaster des Hofes trat, wendete sich der Mann nach ihm zu, und Marot sah mit Schrecken, daß es Florentin sei.

So war denn zu all dem widerwärtigen Verdachte

Anlaß gegeben worden, ohne daß Marot auch nur den Vorteil davon gehabt hätte, nicht erkannt zu werden! Er versuchte indes auch hier noch das Letzte und warf sein Pferd zurück, um den verbergenden Wald wiederzugewinnen. Aber ach, er hörte hinter sich des Priesters Ruf: „Marot, heda, Marot!“

Herr Marot war kein Held und hatte etwas vom Strauße, der sich gesichert glaubt, wenn er den Feind nicht sehe. Die strafende Regentin vor Augen, welche durch den Priester unterrichtet ihn zur Rede stellen würde, spornte er sein Pferd und ritt trotz aller entgegenschlagenden Äste dergestalt mitten in den Wald hinein, daß er nach einer Viertelstunde vollständig verirrt war, und daß seine beabsichtigte Hilfeleistung für Françoise im entscheidenden Augenblicke ganz verloren ging. Als der unfreundliche Tag graute, fand er erst nach einigen Stunden einen Weg, und nachdem er diesem wieder einige Stunden gefolgt war, kam er todmüde in dem Flecken Malesherbes an, und ward von Bauern belehrt, dieser Ort sei ebensoweit von Paris entfernt als Fontainebleau, nur mit dem Unterschiede, daß von Fontainebleau aus eine Straße nach Paris führe, von Malesherbes aber nicht, daß er also am besten täte, nach Fontainebleau zurückzureiten, wenn er anders den höchst schwierigen Weg dahin durch den Wald wiederfinden könne.

Marot, im höchsten Grade abgespannt, erschrak vor dem Gedanken, wieder nach Fontainebleau zu kommen, und überließ, deutlich ausrechnend, daß nun doch jede Hilfeleistung von seiner Seite zu spät eintreffe, die Gräfin mit einem tiefen Seufzer ihrem Schicksale. Des Poeten sanguinische Natur gab sich dem Drange des Augenblickes hin und entschlief in einer Bauernhütte zu Malesherbes, während die unheilvolle Wendung in Françoisens Leben bei Fontainebleau vor sich ging. Als er erwachte, war der kurze Lauf der Spätherbstsonne schon wieder zu Ende, und die Bauern er-

klärten, es sei bei dem drohenden Regenwetter und dem üblen Weg nach Etampes hinüber ratsamer, er warte noch bis zum nächsten Morgen.

So kam er denn erst nach Paris, als dies schon in allen Winkeln erfüllt war von der Neuigkeit: die Gräfin Chateaubriant sei von einem spanischen Herzoge, den sie schon seit einiger Zeit bei sich in Fontainebleau verborgen habe, von da entführt worden. Eine kleine Schar königlicher Trabanten, von der Frau Regentin abgeschickt, um diesen Skandal zu verhindern, habe sich den Entweichenden auf dem Wege von Fontainebleau nach Pithiviers entgegengestellt, sich aber zurückziehen müssen, da der Herzog ein großes Reitergefolge bei sich gehabt und die Gräfin jede Aufforderung zur Rückkehr schnöde abgewiesen habe. Es seien nun Kuriere an alle Statthalter bis an die spanische Grenze abgesendet, um den Flüchtigen den Weg zu verlegen, da man auch politische Verräterei dahinter vermute, und so nehme denn die Liebschaft des Königs mit dieser ausgelassenen Dame ein Ende mit Schrecken.

12.

Gräfin Françoise an Kanzler Budé.

„Schloß Foix, 15. Februar 1525.

Es wäre alles gut, mein lieber Freund, wenn ich ihm nur jede Woche einmal ins Auge sehen, einmal eine Minute lang am Herzen ruhen könnte. Ach, er ist so weit und so gefährdet, und alles zwischen ihm und mir ist so nebelhaft unsicher! Nicht doch, ich will nicht undankbar sein: die stille Wintereinsamkeit hier im Schlosse meiner Kindheit war mir gar wohltätig, und Lautrec, der zweimal hier gewesen ist, war immer gut, wenn auch herb. Er ist nun einmal in Stahl und Eisen aufgewachsen, und kann's nicht begreifen,

wie man so lieben kann, um alles darüber zu vergessen. Er hat auch ganz recht, daß ich dem Grafen unverzeihliches Weh antue; aber du lieber Gott, ich will es ja auch nicht verziehen haben, ich will ja gern später dafür büßen, und es ist ja doch auch nicht meine Schuld allein. Warum hat Gott dem Könige Franz die großen braunen Augen, den schalkhaften Mund, den stolzen Bart, die hohe Stirn, den mächtigen Wuchs, die königliche Haltung, das sinnige Wort, die unerschöpfliche Regsamkeit gegeben, welche jeden Augenblick anders, jeden Augenblick unerwartet anspricht und fesselt! Er ist eben mein Leben, und ich bin ihm nun einmal begegnet, ist das nicht auch Gottes Sache, und kann ich gegen Gott? Mit meiner Konstanze aber tut mir Lautrec geradezu unrecht, wenn er sagt, ich sei eine gefühllose Mutter. Ach nein, Budé, das bin ich nicht! Was habe ich alles aufgeboten, mein Kind zu haben, aber ach, die zuverlässigsten Menschen haben mich dabei im Stich gelassen, vielleicht gar verraten. Ihr erinnert Euch des breitschulterigen Dieners mit rötlichem Haar, namens Baptiste, solltet Ihr ihn nicht in Blois gesehen haben? Der schien mir treu ergeben und wollte mir meine Konstanze um jeden Preis zuführen, er hat aber nicht Wort gehalten und wie ich höre auf meine Kosten seinen Frieden gemacht mit dem Grafen. Was soll ich tun? Auch hierin muß ich wie in allem auf meinen Franz warten, er wird schon Rat wissen. Ach, Franz! Ich schreibe so hastig hin, lieber Budé, um eine Angst zu verbergen, die mich peinigt, und die ich Euch doch erst am Ende des Briefes sagen will, damit ich Euch, dem ich so unbeschreiblich dankbar bin, doch in einiger Ordnung Nachricht von mir gebe. Nun ja, man hat mir's nicht geschenkt, was alles über meine Flucht aus Fontainebleau ausgesprengt, ja mit abscheulicher Sicherheit behauptet worden ist, um mich bei meinem Könige und vor aller Welt zu verderben. Gott vergebe es ihr, sie hat ihn ja geboren! Und was wäre ich ohne ihn? Ein

und wesentlich erwarten wir von der Welt nur dasjenige, was wir selbst zu bieten geneigt sind. So konnte Françoise leicht und getrost einen neuen Feind in den Hof hinabtreten, die von den Rossen steigenden Reiter ansprechen sehen und mit Zuversicht erwarten, was ihr diese befremdlichen Ankömmlinge bringen möchten.

Florentin selbst, von der spanischen Grenze stammend, hatte zu seiner Verwunderung bald erkannt, daß es Spanier seien, welche zur Gräfin Chateaubriant wollten, aber die natürliche Zurückhaltung dieser Nation hatte ihm keine weitere Auskunft gewährt. Der französische Führer, dessen sie sich bedient und den er ausfragte, als sie größtenteils ins Vorzimmer der Gräfin eingetreten waren, wußte nichts zu sagen, als daß sie ihn in Pithiviers geworben, daß sie sehr reich zu sein schienen und zwei große Maultiere mit Damensätteln mit sich führten. — Sollte die Gräfin entführt werden? Das konnte sie für den König nur im Preise steigern. Ließ sie sich entführen, entfloh sie den Händen der Regentin? Und zwar mit Spaniern, den jetzigen Feinden des Reiches? Das war unwahrscheinlich. Jedenfalls war aber Stoff in Fülle geboten, aus all diesen Bestandteilen, welche mit dem überraschten Rendezvous zusammentrafen, einen Roman zu bilden, der ein geheimes Verständnis mit dem Kaiser und sonstige üble Abenteuerlichkeit im Hintergrunde zeigen und die Gräfin verderben könne. Er eilte nach seinem Absteigequartier bei den Geistlichen, um einen Boten nach Paris zu senden, der eine Abteilung bewaffneter Reiter aufs eiligste herbescheiden könne, damit er den Umständen gemäß imstande sei, auch gewaltsam einzuschreiten. Auf dem Wege durch die Galerie, den er einschlug, um nach seiner Laterne zu sehen, fiel es seinem umherspähenden Geiste ein, daß es wohl eine Gesandtschaft des Herzogs von Infantado sein könne, um Chimene aus einem Lande abzuholen, welches in blutigem Kriege mit Spanien begriffen sei. Dies war das Wahr-

scheinlichste. Er fand seine Laterne unverrückt und horchte eine Zeitlang an der Tapetentür. Er unterschied in der Tat Françoisens Stimme, er hörte, daß sie den Namen „Chimene“, den Namen „Infantado“ aussprach, dann war es still, die Belauschten hatten sich vom Kabinett entfernt. — Es ist so, wie ich mir vorgestellt, dachte Florentin, indem er hinwegging, und sie wird mitgehen, wenn passend auf sie eingewirkt wird!

Raschen Schrittes eilte er nach seiner Wohnung, bestellte, daß sich ein berittener Förster aus dem anstoßenden Jagdhause fertig machte zum eiligsten Ritte nach Paris, und schrieb an die Regentin und an Françoise.

Währenddessen hatten sich Françoise, Chimene und Marot zum Nachtessen gesetzt, und es wurde über die Abreise beratschlagt, welche der Herzog von Infantado seiner Tochter vorgeschrieben. Der Kaiser, hieß es in dem Schreiben des Herzogs, habe es ungnädig bemerkt, daß die einzige Tochter eines spanischen Grands im Augenblicke solcher Kriegskrisis am Hofe des feindlichen Königs verweile; er werde sehr dankbar sein, wenn die Frau Gräfin seiner Tochter eine weibliche Begleiterin bis an die Grenze mitgebe.

Chimene war sehr betroffen von diesem Verlangen; sie liebte Françoise innig und fiel ihr weinend um den Hals, weinend über eine Trennung von dieser älteren Freundin, welche seit der Abreise des Königs zutraulicher und liebevoller gegen sie geworden war, als sie je vorher gewesen.

„Gute Chimene,“ erwiderte küssend die Gräfin, „ich werde dich bis Foix begleiten.“

„Um Gottes willen nicht,“ rief Marot, „das hieße der Regentin den Sieg in die Hände geben!“

„Nicht doch, Marot! Dieser Florentin würde mich von nun an dergestalt peinigen, daß ich in kurzem doch entweiche, und das geschähe dann nur unbequemer und auffallender als jetzt, da ich meiner kleinen Pflegbefohlenen das Geleit bis

an die Grenze ihrer Heimat gebe. Und dann" — hierbei neigte sie sich zu Marot und flüsterte ihm das Folgende wie aus politischem Instinkte leise ins Ohr — „de Brion hat mir etwas mitgeteilt, was mich nach jener Gegend zieht und was die Intrigen der Herzogin mit einem Streiche vernichten würde, weil es mich früher als alle meine Widersacher in die Nähe des Königs brächte. Ich wurde vorhin unterbrochen, als ich dir's sagen wollte: der König hat eine Landung in Catalonien vor, und wenn dies geschieht, so führe ich ihm Lautrec und den Arrierebann des Languedoc und der Guyenne über Figueras zu Hilfe, — wird das nicht schön sein?! Und ist nicht" — setzte sie laut hinzu — „mein väterliches Schloß Foix unter allen Umständen ein passender Aufenthalt für mich?!"

Marot ließ sich indessen nicht irremachen. Er kannte die Lage der Dinge und die Eigenschaften der in Rede kommenden Personen zu gut, als daß er über die große Gefahr eines solchen Schrittes einen Augenblick in Zweifel gewesen wäre. Wie sehr auch Chimene auf ihn schalt, wie geistreich Françoise Gründe entwickelte, er blieb dabei, nachdrücklich abzuraten. Da brachte Guernard Florentins Brief, der ganz darauf berechnet war, die Gräfin in ihrem Vorsatze der Abreise zu bestärken. Er sagte darin, daß sie ihn gar nicht zur Mitteilung des Befehls habe kommen lassen, der ihn von Paris nach Fontainebleau geführt. Die Frau Regentin, unterrichtet von zweideutigen Besuchen, welche sich öfter bei der Frau Gräfin von Chateaubriant einstellten, befehle ihr, unverzüglich, das heißt noch morgenden Tages, nach Paris zu kommen und ihre Wohnung im Hotel des Tournelles zu nehmen.

Françoise, hochrot von Zorn, nachdem sie diesen Brief gelesen, reichte ihn stumm an Marot, erhob sich vom Sessel und gab an Guernard Befehl, auch ihre Abreise zu rüsten. Auch Marot verstummte nach Durchlesung des Briefes, und

so schien denn das ins Werk gesetzt zu sein, was die Gegner der Gräfin als entscheidenden Schritt zu deren Sturze herbeigewünscht hatten.

Marot hatte einen so richtigen Blick, daß ihn keinerlei Überredung über das Gefährliche des Schrittes täuschen konnte; auf das zeitraubende Einpacken weiblicher Habseligkeiten, denen nur Packpferde zu Gebote standen, rechnend, eilte er nach seinem Pferde, um bis zum Morgen Paris erreicht und die Herzogin Margareta um persönliches Einschreiten ersucht zu haben. Wie auf einem Gemälde sah er den Gang vor sich, den das Schicksal Françoisens nehmen würde vom Tage der Flucht aus Fontainebleau: die Regentin wird diese Flucht darstellen unter den abscheulichsten Farben, und die Gräfin vor aller Welt bezeichnen als eine nach Abenteuern und sinnlicher Unterhaltung lüsterne, anständigen Umganges von nun an unwürdige Frau. Er sah den Brief vor sich, den sie ihrem Sohne nach Italien schreiben werde. Mein Sohn, mein Sohn — werde es darin heißen — wie haben wir uns getäuscht in dieser heuchlerischen Chateaubriant! Herrschsüchtig, gefallsüchtig, zügellos im Drange nach Zerstreuung hat sie nach deiner Abreise alle meine Geduld auf die Probe gestellt. Ich war ihr zuwider, weil meine Nähe sie in Schranken einengte, und mit frecher Stirn erklärte sie mir, daß sie mir nicht nach Paris folgen werde. Alle meine Bitten waren umsonst, sie blieb in Fontainebleau, um dort ungestört ihre Stelldichein mit Liebhabern aller Gattung abhalten zu können. Ich schickte, ich schrieb, ich beschwor unaufhörlich, denn die skandalöseste Nachrede erhob sich bereits überall offen um mich her, und alle ehrenwerten Leute beschworen mich, die Hand von ihr abzuziehen, denn Du würdest ja doch in aller Zukunft ein solches Geschöpf keines Blickes mehr würdigen. Auch ich war der Meinung, aber ich wollte doch streng erfüllen, was Du mir aufgetragen. Es war umsonst. Als ich endlich entschieden befahl, sie solle nach

Paris zurückkehren, da krönte sie ihr schamloses Betragen dadurch, daß sie mir sagen ließ: was kümmere sie das Haus Valois! Und bei hellem Tage zog sie mit Gott weiß wieviel Galanen nach Spanien hinüber zu Deinen Feinden. Du wärst nicht mein Sohn, wärst nicht König von Frankreich, wenn Du uns und Deinem königlichen Hause jemals die Schmach antätest, solch ein Geschöpf wieder über unsere Schwelle zu führen!

„So wird diese Flucht vor dem Könige erscheinen," sagte Marot vor sich hin, als er sich im Dunkeln selbst sein Pferd sattelte. „Und der König," sprach er weiter, „ach unser leichtsinniger Herr, der so schnell vergißt, der wird halb lachend, halb ärgerlich sagen:

Souvent femme varie
Fou qui s'y fie!

und einen Tag lang wird er trauern, daß die Rittersitte überall die Welt verlasse und nirgends mehr Treue zu finden sei, den Tag darauf aber, nachdem dies überwunden ist — denn Trauer haftet nicht in ihm — wird er ein verborgenes Behagen empfinden, von einer Verpflichtung erlöst zu sein, denn er ist nicht gewissenlos und empfindet eine solche gegen Françoise, und muß irgendwie davon losgesprochen werden, um die unglückliche Gräfin ihrem Schicksale zu überlassen. Jawohl, Unglückliche, du selbst hilfst ihn lossprechen."

Diese Gedanken ausspinnend hatte Marot die Vorsicht in betreff Florentins außer acht gelassen und war von seiner Köhlerherberge aus dicht auf den Gartenhof des Schlosses, an welchem der nächste Weg vorüberführte, zugeritten. Jetzt sah er sich plötzlich im Lichtscheine der Fenster Françoisens neben einem Manne, der aufmerksam nach jenen Fenstern hinübersah. Als sein Pferd auf das Pflaster des Hofes trat, wendete sich der Mann nach ihm zu, und Marot sah mit Schrecken, daß es Florentin sei.

So war denn zu all dem widerwärtigen Verdachte

Anlaß gegeben worden, ohne daß Marot auch nur den Vorteil davon gehabt hätte, nicht erkannt zu werden! Er versuchte indes auch hier noch das Letzte und warf sein Pferd zurück, um den verbergenden Wald wiederzugewinnen. Aber ach, er hörte hinter sich des Priesters Ruf: „Marot, heda, Marot!“

Herr Marot war kein Held und hatte etwas vom Strauße, der sich gesichert glaubt, wenn er den Feind nicht sehe. Die strafende Regentin vor Augen, welche durch den Priester unterrichtet ihn zur Rede stellen würde, spornte er sein Pferd und ritt trotz aller entgegenschlagenden Äste dergestalt mitten in den Wald hinein, daß er nach einer Viertelstunde vollständig verirrt war, und daß seine beabsichtigte Hilfeleistung für Françoise im entscheidenden Augenblicke ganz verloren ging. Als der unfreundliche Tag graute, fand er erst nach einigen Stunden einen Weg, und nachdem er diesem wieder einige Stunden gefolgt war, kam er todmüde in dem Flecken Malesherbes an, und ward von Bauern belehrt, dieser Ort sei ebensoweit von Paris entfernt als Fontainebleau, nur mit dem Unterschiede, daß von Fontainebleau aus eine Straße nach Paris führe, von Malesherbes aber nicht, daß er also am besten täte, nach Fontainebleau zurückzureiten, wenn er anders den höchst schwierigen Weg dahin durch den Wald wiederfinden könne.

Marot, im höchsten Grade abgespannt, erschrak vor dem Gedanken, wieder nach Fontainebleau zu kommen, und überließ, deutlich ausrechnend, daß nun doch jede Hilfeleistung von seiner Seite zu spät eintreffe, die Gräfin mit einem tiefen Seufzer ihrem Schicksale. Des Poeten sanguinische Natur gab sich dem Drange des Augenblickes hin und entschlief in einer Bauernhütte zu Malesherbes, während die unheilvolle Wendung in Françoisens Leben bei Fontainebleau vor sich ging. Als er erwachte, war der kurze Lauf der Spätherbstsonne schon wieder zu Ende, und die Bauern er-

klärten, es sei bei dem drohenden Regenwetter und dem üblen Weg nach Etampes hinüber ratsamer, er warte noch bis zum nächsten Morgen.

So kam er denn erst nach Paris, als dies schon in allen Winkeln erfüllt war von der Neuigkeit: die Gräfin Chateaubriant sei von einem spanischen Herzoge, den sie schon seit einiger Zeit bei sich in Fontainebleau verborgen habe, von da entführt worden. Eine kleine Schar königlicher Trabanten, von der Frau Regentin abgeschickt, um diesen Skandal zu verhindern, habe sich den Entweichenden auf dem Wege von Fontainebleau nach Pithiviers entgegengestellt, sich aber zurückziehen müssen, da der Herzog ein großes Reitergefolge bei sich gehabt und die Gräfin jede Aufforderung zur Rückkehr schnöde abgewiesen habe. Es seien nun Kuriere an alle Statthalter bis an die spanische Grenze abgesendet, um den Flüchtigen den Weg zu verlegen, da man auch politische Verräterei dahinter vermute, und so nehme denn die Liebschaft des Königs mit dieser ausgelassenen Dame ein Ende mit Schrecken.

12.

Gräfin Françoise an Kanzler Budé.

„Schloß Foix, 15. Februar 1525.

Es wäre alles gut, mein lieber Freund, wenn ich ihm nur jede Woche einmal ins Auge sehen, einmal eine Minute lang am Herzen ruhen könnte. Ach, er ist so weit und so gefährdet, und alles zwischen ihm und mir ist so nebelhaft unsicher! Nicht doch, ich will nicht undankbar sein: die stille Wintereinsamkeit hier im Schlosse meiner Kindheit war mir gar wohltätig, und Lautrec, der zweimal hier gewesen ist, war immer gut, wenn auch herb. Er ist nun einmal in Stahl und Eisen aufgewachsen, und kann's nicht begreifen,

wie man so lieben kann, um alles darüber zu vergessen. Er hat auch ganz recht, daß ich dem Grafen unverzeihliches Weh antue; aber du lieber Gott, ich will es ja auch nicht verziehen haben, ich will ja gern später dafür büßen, und es ist ja doch auch nicht meine Schuld allein. Warum hat Gott dem Könige Franz die großen braunen Augen, den schalkhaften Mund, den stolzen Bart, die hohe Stirn, den mächtigen Wuchs, die königliche Haltung, das sinnige Wort, die unerschöpfliche Regsamkeit gegeben, welche jeden Augenblick anders, jeden Augenblick unerwartet anspricht und fesselt! Er ist eben mein Leben, und ich bin ihm nun einmal begegnet, ist das nicht auch Gottes Sache, und kann ich gegen Gott? Mit meiner Konstanze aber tut mir Lautrec geradezu unrecht, wenn er sagt, ich sei eine gefühllose Mutter. Ach nein, Budé, das bin ich nicht! Was habe ich alles aufgeboten, mein Kind zu haben, aber ach, die zuverlässigsten Menschen haben mich dabei im Stich gelassen, vielleicht gar verraten. Ihr erinnert Euch des breitschulterigen Dieners mit rötlichem Haar, namens Baptiste, solltet Ihr ihn nicht in Blois gesehen haben? Der schien mir treu ergeben und wollte mir meine Konstanze um jeden Preis zuführen, er hat aber nicht Wort gehalten und wie ich höre auf meine Kosten seinen Frieden gemacht mit dem Grafen. Was soll ich tun? Auch hierin muß ich wie in allem auf meinen Franz warten, er wird schon Rat wissen. Ach, Franz! Ich schreibe so hastig hin, lieber Budé, um eine Angst zu verbergen, die mich peinigt, und die ich Euch doch erst am Ende des Briefes sagen will, damit ich Euch, dem ich so unbeschreiblich dankbar bin, doch in einiger Ordnung Nachricht von mir gebe. Nun ja, man hat mir's nicht geschenkt, was alles über meine Flucht aus Fontainebleau ausgesprengt, ja mit abscheulicher Sicherheit behauptet worden ist, um mich bei meinem Könige und vor aller Welt zu verderben. Gott vergebe es ihr, sie hat ihn ja geboren! Und was wäre ich ohne ihn? Ein

klärten, es sei bei dem drohenden Regenwetter und dem üblen Weg nach Etampes hinüber ratsamer, er warte noch bis zum nächsten Morgen.

So kam er denn erst nach Paris, als dies schon in allen Winkeln erfüllt war von der Neuigkeit: die Gräfin Chateaubriant sei von einem spanischen Herzoge, den sie schon seit einiger Zeit bei sich in Fontainebleau verborgen habe, von da entführt worden. Eine kleine Schar königlicher Trabanten, von der Frau Regentin abgeschickt, um diesen Skandal zu verhindern, habe sich den Entweichenden auf dem Wege von Fontainebleau nach Pithiviers entgegengestellt, sich aber zurückziehen müssen, da der Herzog ein großes Reitergefolge bei sich gehabt und die Gräfin jede Aufforderung zur Rückkehr schnöde abgewiesen habe. Es seien nun Kuriere an alle Statthalter bis an die spanische Grenze abgesendet, um den Flüchtigen den Weg zu verlegen, da man auch politische Verräterei dahinter vermute, und so nehme denn die Liebschaft des Königs mit dieser ausgelassenen Dame ein Ende mit Schrecken.

12.

Gräfin Françoise an Kanzler Budé.

„Schloß Foix, 15. Februar 1525.

Es wäre alles gut, mein lieber Freund, wenn ich ihm nur jede Woche einmal ins Auge sehen, einmal eine Minute lang am Herzen ruhen könnte. Ach, er ist so weit und so gefährdet, und alles zwischen ihm und mir ist so nebelhaft unsicher! Nicht doch, ich will nicht undankbar sein: die stille Wintereinsamkeit hier im Schlosse meiner Kindheit war mir gar wohltätig, und Lautrec, der zweimal hier gewesen ist, war immer gut, wenn auch herb. Er ist nun einmal in Stahl und Eisen aufgewachsen, und kann's nicht begreifen,

wie man so lieben kann, um alles darüber zu vergessen. Er hat auch ganz recht, daß ich dem Grafen unverzeihliches Weh antue; aber du lieber Gott, ich will es ja auch nicht verziehen haben, ich will ja gern später dafür büßen, und es ist ja doch auch nicht meine Schuld allein. Warum hat Gott dem Könige Franz die großen braunen Augen, den schalkhaften Mund, den stolzen Bart, die hohe Stirn, den mächtigen Wuchs, die königliche Haltung, das sinnige Wort, die unerschöpfliche Regsamkeit gegeben, welche jeden Augenblick anders, jeden Augenblick unerwartet anspricht und fesselt! Er ist eben mein Leben, und ich bin ihm nun einmal begegnet, ist das nicht auch Gottes Sache, und kann ich gegen Gott? Mit meiner Konstanze aber tut mir Lautrec geradezu unrecht, wenn er sagt, ich sei eine gefühllose Mutter. Ach nein, Budé, das bin ich nicht! Was habe ich alles aufgeboten, mein Kind zu haben, aber ach, die zuverlässigsten Menschen haben mich dabei im Stich gelassen, vielleicht gar verraten. Ihr erinnert Euch des breitschulterigen Dieners mit rötlichem Haar, namens Baptiste, solltet Ihr ihn nicht in Blois gesehen haben? Der schien mir treu ergeben und wollte mir meine Konstanze um jeden Preis zuführen, er hat aber nicht Wort gehalten und wie ich höre auf meine Kosten seinen Frieden gemacht mit dem Grafen. Was soll ich tun? Auch hierin muß ich wie in allem auf meinen Franz warten, er wird schon Rat wissen. Ach, Franz! Ich schreibe so hastig hin, lieber Budé, um eine Angst zu verbergen, die mich peinigt, und die ich Euch doch erst am Ende des Briefes sagen will, damit ich Euch, dem ich so unbeschreiblich dankbar bin, doch in einiger Ordnung Nachricht von mir gebe. Nun ja, man hat mir's nicht geschenkt, was alles über meine Flucht aus Fontainebleau ausgesprengt, ja mit abscheulicher Sicherheit behauptet worden ist, um mich bei meinem Könige und vor aller Welt zu verderben. Gott vergebe es ihr, sie hat ihn ja geboren! Und was wäre ich ohne ihn? Ein

nichtiges Ding, das Gottes Reichtum nimmer erkannt hätte. Denn ob ich ihn auch mit vielen Schmerzen erkenne, ich bin doch unendlich reicher, ja glücklicher in diesen Schmerzen als ich vorher war in der Armut und Dunkelheit des Friedens. Also laß mich schweigen, Budé, von den ersten Monaten dahier, als mir Lautrec und der Abt unten alles das mitteilten, was ein Weib töten mag, wenn sie nicht liebt über alles Weh hinaus. Das Schlimmste waren die Äußerungen des Königs, die man erfahren haben wollte, und die gewiß erlogen waren. Meister Clément, der gute, half mir von dieser Pein. Wieviel gute Menschen gibt es doch! Er entwich gewiß nicht bloß um der Regentin und um seinetwillen aus Paris, der gute Marot hatte gewiß auch meine Not vor Augen, als er, der schüchterne Poet, seinen Weg ins Kriegslager nahm mitten in Gefahren hinein, deren er so ungewohnt. Und siehst Du, Budé, daß ich Franz besser kenne als Ihr alle ihn kennt: lächelnd und gnädig hat er ihn, den die Mutter so angeschwärzt, aufgenommen und angehört, und hat ihm auf die Wangen geklopft und gesagt: „Ja, ja, sie mögen ihr arg mitgespielt haben!“ — Ich werd's dem vortrefflichen Clément nie vergessen, daß er mir damals aus dem Lager vor Pavia gleich geschrieben hat und seit der Zeit regelmäßig schreibt mit den Kurieren, die an Lautrec kommen. Wie könnte ich es von Franz verlangen, der so überhäuft ist mit den wichtigsten Sorgen! So erfahre ich doch immer wörtliche Äußerungen von ihm, mitunter sogar einen Gruß, und erfahre genau, wie er ausschaut und wie ihm zumute ist. Ach ja, nun muß ich es sagen, Budé! Ich habe seit vierzehn Tagen keinen Brief von Marot, und in der hiesigen Gegend und überall, von wo man eine Kunde hört, läuft wie unterirdisches Donnern ein Gerücht umher, dessen Ursprung kein Mensch zu bezeichnen weiß, und das in seiner Unbestimmtheit entsetzlich klingt: es sei mitten in zauberhaften Gärten Italiens bei Sonnenschein und bei Mondenschein eine schreck-

liche Schlacht geschlagen worden zwischen Franzosen und Spaniern, und es seien alle Franzosen getötet worden, so daß ihre Leichen häuserhoch geschichtet lägen, und auf dem höchsten Haufen läge der König selber ausgestreckt, das tote Antlitz und die am Schwert erstarrte Hand gen Himmel gerichtet! — Ein entsetzliches Gespenst, das gewiß unsere Mönche ausgebreitet haben; denn sie sprechen hier schon überall von der sträflichen Nachsicht, die der König gegen die Ketzer hege. Sagt mir doch mit dem rückkehrenden Boten, was für Nachrichten aus Italien gekommen sind: ich verharre in großer Angst die zehn Tage, welche der Reiter braucht.

Wie undankbar bin ich doch! Fast hätte ich Euch zu danken vergessen für die Schriften, welche Ihr mir in meine Einsamkeit gesendet habt, und welche ich mit Hilfe eines sprachkundigen Prälaten der Abtei, eines alten würdigen Herrn, großenteils verstanden zu haben glaube. Freilich sind meine Verstandeskräfte nicht stark genug, um sich mit einiger Zuversicht des Reformplanes bemeistern zu können. Ich muß meine Schwäche so weit eingestehen, daß ich noch gar keinen einigen Plan herausfinden kann; freilich habe ich auch alles durcheinander gelesen, was die Schweizer, was die Wiedertäufer, was die Bauernapostel und was Luther selbst gesagt haben. Der Letztere ergreift es für mich am tiefsten, und wenn er uns den „freien Willen" abspricht und die „guten Werke" nicht für notwendig erklärt, so stimme ich ihm von ganzer Seele bei. Wie bin ich zu meinem Schicksale gekommen? Doch wahrlich nicht aus freiem Willen! Ein Gott hat mich ergriffen, wie Dein Freund Lascaris so schön sagt, ein Gott ist mein Wille. Und nach dem Urteile der Welt habe ich nur üble Werke getan, und fühle mich doch nicht belastet! Aber wie kann Luther gegen Kreuzzüge wider die Ungläubigen sprechen! Es ist ja unser Beruf, das geltend zu machen, was uns teuer ist: dadurch ja allein handelt unsere Seele. Der Reformator ist schüchtern, weil er durch

den Zweifel gegangen ist und den Zweifel nur in der Wallung überwunden hat. Habe ich recht, Budé? Was würde Franz sagen, wenn man den ritterlichen Glaubenskampf verbieten wollte! Ich meine, wer nicht für seinen Glauben kämpfen will, der hat keinen Glauben. Und das ist es wohl eben: die Dinge hängen alle eng, unglaublich eng zusammen, und die Folgerungen bestürzen uns bis ins Herz hinein und erschüttern uns den Glauben, welchen wir uns mühsam auferzogen. Es ist ein furchtbar Werk, das da angefangen worden ist: die Bauernapostel haben mich entsetzt mit ihrem Schrei nach Gütergemeinschaft, Abschaffung aller Rechte und Pflichten! Heilige Jungfrau, ich bin wohl auch schon auf verwegene Ideen gekommen, wenn ich unter dem Volke vollständig begabte und dadurch von der Natur zu allem berechtigte Menschen gesehen habe — Baptiste war beinahe so, Guernard ist es ganz und gar, denn er hat außer der Begabung eine Fassung und Enthaltsamkeit, wie sie wenigen Seigneurs erreichbar ist — aber ich wage mich darin nicht weiter, und die Bauernszenen in Deutschland haben mir allen Mut geraubt. Dem Könige wüßte ich dies auch in keiner Form gefällig darzustellen. Und noch eins: wie kann man die Fürbitte der Heiligen ausstreichen wollen! Darin liegt ja das innerste Geheimnis der Liebe, der wunderbare Zauber, welchen ein Mensch für den andern in Bewegung setzen kann durch bloße Kraft des Herzens. O nein! Ich weiß, daß ich vor Franz von dieser Erde scheiden werde, und ich weiß, daß es mich noch in einer andern Welt beglücken wird, wenn sich seine Gedanken zu mir wenden und Hilfe heischen von mir hierhin oder dahin. Das wird ja eben mein Geist, mein neues Leben sein, daß ich wirke für das, was mir teuer gewesen ist vom Beginn meines Gedächtnisses.

Schilt nicht, Budé! Was wäre die neue Lehre, wenn sie nicht auch vom Gesichtspunkte oder wenn Du willst vom Herzenspunkte des Weibes beleuchtet und gebildet worden

wäre. Und von diesem aus muß ich denn auch billigen, daß mein Prälat der Reform eine zu gröbliche Rückkehr zu den rohen Tendenzen und Traditionen des Alten Testaments schuld gibt. Ich finde in alledem, was er mir da mitteilt von Isaak und Jakob und von der fanatischen Leidenschaftlichkeit der Juden wenig Erbauliches und Evangelisches und glaube ihm gern, daß diese Dinge, zum ersten Male ins Volk gebracht, garstige Leidenschaften aufstacheln helfen. Belehre mich darüber, Budé!

Aber vor allen Dingen sprich mir von ihm, denn er ist meine Welt, und alles andere beschäftigt mich nur in bezug auf ihn. Daß Ihr keine Bilder mehr wollt in den Kirchen, das vergebe ich Euch so wenig, wie er es Euch vergibt. Keine Bilder! Und doch sehen wir alles, das beste nur im Bilde! Was hätten die Glücklichen für ein Glück ohne die Kunst? Platten Vorteil. Und wie ertrügen die Unglücklichen ihr Schicksal ohne sie?!"

Dieser Brief kam viel später, als Françoise gehofft hatte, nach Paris, und an dem verhängnisvollen 24. Februar, an welchem sie bereits eine Antwort erwartete, war er noch nicht in Budés Händen. Das mochte zum Teil an Lautrec liegen, der sich von Toulouse, der Hauptstadt seiner Statthalterei, eben entfernt hatte, als Françoise den Brief dahin sandte, damit er von dort mit den Depeschen nach Paris gesendet werde. Lautrec ritt um jene Zeit öfter als nötig war an den Rhone hinüber, welcher die Grenze seiner Statthalterei bildete, um den Nachrichten aus Italien näher zu sein. Jedermann war darauf gespannt, und wie dies bei großer Spannung zu geschehen pflegt, beängstigt durch böse Ahnungen. Denn jede verschobene Entscheidung erregt krampfhaft die Phantasie. Zum Teil mochte aber auch die späte Ablieferung des Briefes in Paris selbst ihren Grund haben: einem Frauenregimente maß man die gefährliche Einführung bei,

Briefe zu eröffnen und allenfalls zu unterschlagen, deren Inhalt Bedenken erwecken könnte. Die Regentin Luise von Angoulême mochte in dem damals überreizten Zustande des Landes Veranlassung finden zu solchen unlauteren Eingriffen, denn namentlich Paris strotzte von bedrohlicher Stimmung. Man hielt es dort für unzweifelhaft, daß die Regentin üble Nachrichten vom Heere zurückhalte, und besonders einige Priester benutzten den vorhandenen Unruhestoff, um eine schallende Willensäußerung aufzubringen gegen die Ketzerei, welche in Frankreich noch nicht das geringste Hindernis erfahren hatte, welche sogar am Hofe durch die Herzogin Margareta und den Kanzler Budé begünstigt sein sollte, und welche offenbar vom Rheine her mit einem gefährlichen Einbruche der aufrührerischen schwäbischen Bauernmassen drohte.

Kurz, erst am 2. März in der Mittagstunde erhielt Budé jenen Brief und gleichzeitig eine Ladung, sich im Hotel des Tournelles bei der Frau Regentin einzustellen. Er achtete nicht auf den Diener, der sich ohne weiteres zurückzuziehen schien.

Nachdem er den Brief gelesen, weggelegt und sich zum Ausgange angeschickt hatte, sprach er traurig vor sich hin: „Unglückliche Françoise, du hoffst noch, wo keine Hoffnung mehr vorhanden ist! Nach der ersten Jugendliebe brauchen wir immer einen äußeren Anreiz, wenn unsere Neigung mächtig und dauernd sein soll: der Gegenstand unserer Neigung muß dann schwer erreichbar oder höher gestellt sein als wir, oder muß Glanz und Ehre oder Reichtum mit sich bringen. Ohne solchen Anreiz ermattet gar bald unsere Phantasie, denn nur einmal kommt unsere Neigung aus reinem Herzen. Und König Franz! Weiß er dich auch gerechtfertigt vor den Lügen seiner Mutter, was ist ihm das! Entschädigen und belohnen kann er überall, das ist ihm kein Reiz. Erobern will er, Widerstand lockt ihn, die erste Ergebung berauscht

ihn — dein entscheidender Moment, Françoise, ist dahin, ist verloren, selbst wenn er dich schön und liebenswert wiederfände!"

Traurig schritt er über die hölzerne Brücke, welche damals oberhalb des Louvreturmes über die Seine führte — denn das Kollegium, welches er gegründet hatte und bewohnte, lag am linken Ufer und war noch abgesondert von der mehr aufwärts angebauten und bevölkerten Stadt —, traurig bog er in der Gegend der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois nach der St. Honoréstraße in den belebteren Teil von Paris, und sah mit Besorgnis, daß die Bürger in ungewöhnlichen Gruppen versammelt waren, heftig redeten und da, wo sie ihn erkannten, finster auf ihn blickten.

Die Regentin hatte sich lange nicht um ihn gekümmert, er hielt es für ratsam, erst bei der Herzogin Margareta vorzusprechen, um über Stimmung der Mutter und Stand der Dinge nachzufragen, und es konnte ihm nichts erwünschter sein, als daß er im Gardensaale einen Diener Margaretens fand, der bereits seiner harrte. Er ahnte nicht, daß jener Diener der Regentin, Florio, welcher ihm den Brief überbracht, die Zerstreuung des keine Tür schließenden Gelehrten benutzt, sich im Vorzimmer verborgen und den Brief an sich gebracht hatte, ehe Budé noch aus dem Hause war. Er ahnte nicht, daß dieser Mensch eben mit seiner Beute an ihm vorüberschritt nach den Zimmern der Regentin hinüber, als die Herzogin Margareta ihm selbst an ihrer Türschwelle entgegentrat.

„Wir sind in unglaublicher Pein, Budé," sprach sie, „noch immer keine Nachrichten vom Heere, und Paris in kindischer Aufregung, und meine Mutter in bester Laune, dies alles uns entgelten zu lassen."

„Uns!"

„Uns, und zwar unter dem Vorwande, daß wir die Ketzerei begünstigten. Ich habe eben eine schmerzliche Szene

mit ihr gehabt: sie behauptet, das Volk rotte sich zusammen, weil es durch die fürchterlichsten Prophezeiungen in Angst und Schrecken gesetzt sei, diese Prophezeiungen gründeten sich aber darauf, daß vom Throne herab die Ketzerei geduldet werde, und daß dem Throne und Lande deshalb die ärgste Züchtigung bevorstehe. ‚Ihr seid's,' rief meine Mutter, ‚du, Budé, Marot und was sonst zu der heillosen Chateaubriant hält, die ihr diese Gärung durch euer Geschwätz erzeugt habt. Ich weiß es,' setzte sie hinzu, ‚daß Budé mit der Chateaubriant Briefe wechselt im Interesse der sogenannten Kirchenreform, und ich werde ihn samt seiner Gräfin dem Volke zum Sühnopfer hinwerfen —' heiliger Gott, seht nur, welche drohende Menschenmasse aus allen Straßen quillt und sich um das Hotel zusammendrängt! Was ist die Welt kindisch! Du hast doch nichts Schriftliches ausgehen lassen, was Duprat in die Hände geliefert werden könnte? Denn er ist verhaßt wie die Pest und ergriffe begierig die Gelegenheit, sich durch ein Ketzergericht beliebt zu machen. Mein Bruder kann dich jetzt nicht schützen, Gott weiß, ob er nicht selbst des Schutzes bedarf!"

Ehe Budé antworten konnte, erschien ein neuer Diener der Regentin mit der Anfrage, ob Kanzler Budé den Befehl erhalten habe.

„Ich bin zu Befehl!" unterbrach ihn Budé und folgte dem Zurückeilenden.

„Ich folge dir auf dem Fuße, Budé, meine Gegenwart ist dir von Nutzen — apropos! Sie machte sich gestern abend lustig darüber, daß unser deutscher Reformator nichts Eiligeres zu tun habe, als zu heiraten. Offen gestanden, sie hat recht; er hätte die Aufgabe nicht so bürgerlich fassen und einsam ohne trivialen Zusammenhang mit der Alltagswelt bleiben sollen."

Solche Bemerkung konnte wohl der Königsschwester, die sich ungefährdet wußte und einen dreisten Charakter besaß,

in solchem Augenblicke kommen. Budé war schwerlich gestimmt dafür, und eilte nicht ohne Besorgnis in den Saal, welchen ihm der Diener zeigte. Wenn auch nicht für seine Person, für sein Lebensinteresse fürchtete er eine solche Zorneskrisis, wie sie jetzt durch den unglücksschwangern politischen Zustand zu gefährlicher Höhe gesteigert werden konnte.

Das regnerische Wetter, wie es dem nördlichen Frankreich heute noch eigen ist und damals, als noch die Wälder in aller Ausdehnung bestanden, in noch höherem Grade eigen war, hüllte an jenem Tage Paris wie in ein graues Tuch. Als Budé in den steinernen Saal trat, war es so dunkel, obwohl um Mittagszeit, daß er mit seinem etwas kurzsichtigen Blicke zunächst nur die Regentin erkannte, welche mit hastigen Schritten auf den steinernen Fliesen umherschritt. Dies Hotel, welches der König vorzugsweise in Paris bewohnte, da vom Louvre erst der uralte Turm bestand und die Tuilerien, vierzig Jahre später erst erbaut, damals dem Namen und der Tat nach nur Ziegeleien waren, dies Hotel, genannt des Tournelles, von der alten Mode, überall Erkerchen und turmartige Vorsprünge und Türmchen anzubringen, und von dem alten Versammlungsorte der zwölf Parlamentsrichter, der lange Zeit aus einem Turmzimmer dieses Hauses bestand, war dem Könige Franz niemals angenehm. Der alte fränkische Geschmack, welcher winklige Räume, kleine Fenster, schmale Treppen liebte, herrschte darin trotz aller angebrachten Änderungen, und dieser Geschmack bescheidener Lehnsherrschaft war dem modernen Könige zuwider. Er brauchte weite und große Verhältnisse, sein Baugeschmack hing eng zusammen mit seinem souveränen Regierungsgeschmacke, über welchen er sich freilich, Rittertum und neues Königtum kraus durcheinander mischend, nicht so klare Rechenschaft zu geben wußte als über den Stil seiner Bauten.

Hölzernes Getäfel bis an die Hälfte der Wandhöhe lief um die Mauern dieses Saales herum, und war ringsum einige Fuß hoch vom Boden zu Sitzen mit hölzernen Armlehnen aus Eichenholz ausgearbeitet, so daß das Ganze teils an eine Kapelle, teils an uralte Rathaussäle erinnerte. In einem Winkel stand vor diesen Sitzen ein schmaler Tisch, und hinter diesem Tische saßen, auch für einen nicht Kurzsichtigen kaum erkennbar, drei Männer in talarartigen Gewändern. Der eine war Florentin im violetten Prälatentalar, der andere Duprat im roten Richtergewande, der dritte dessen Schreiber, welcher zum Protokoll die Feder gespitzt hielt, im langen Kleide von schwarzer Serge. An der einzigen Eingangstüre standen zwei riesenhohe Trabanten mit Spießen, am mittleren der drei Fenster, welche in den Hof des Hotels führten, lehnte der Leibdiener der Regentin, welcher beauftragt sein mochte, zu berichten, was sich da unten ereigne. Der rieselnde Nebel nämlich, welchen Budé bei seinem Ausgange kaum bemerkt, hatte sich in einen vollständigen französischen Winterregen verwandelt, und hatte die Bürger aus den Straßen hereingetrieben unter die niedrigen Arkaden, welche innerhalb des Hofes um das erste Stockwerk des Hotels umherliefen. Dies heftige Regenwetter und das Hereindrängen der Masse war so plötzlich geschehen, daß man dem Zudrange durch Schluß des Tores nicht hatte vorbeugen können, und diese aufrührerische Masse der Bürgerschaft, deren wirrender Stimmenlärm von Zeit zu Zeit mitten durch das Plätschern des Regens hindurch heraufdrang, schien die Hast der im schwarzen Gewande umherschreitenden Regentin besonders zu steigern. Nach den ersten Fragen und Äußerungen sah die Lage Budés sehr übel aus, und Margaretens Meinung, er könne zum Sühnopfer für das aufrührerische Volk ausersehen sein, schien sich zu bestätigen. Da er Duprat und dessen Schreiber nicht erkannte, und keines förmlichen Verhörs, noch dessen gewärtig war, daß jener Schreiber all seine

Worte zu Papier brächte, so antwortete er anfangs unbefangen und unvorsichtig auf die Fragen der Regentin, welchen Teil er bisher genommen habe an der Reform? Es war überhaupt nicht seine Absicht, allen Anteil daran abzuleugnen, und daß er diese Absicht nicht hatte, war in diesem Augenblick von unmittelbarer Lebensgefahr für ihn. Die Regentin, der Liebe wie des Hasses in ausgedehntem Maße mächtig, haßte ihn, weil er ihre Lebensweise zum öfteren öffentlich getadelt hatte, und weil er unwandelbarer Beschützer der Chateaubriant war. Sie wußte wohl, daß der König außer sich sein würde über den Verlust seines Studienkanzlers, aber sie meinte, in so drohendem politischen Augenblicke die Staatsraison für sich zu haben, und sie war selbst, vielleicht nicht bloß durch die politische Gewitterschwüle, in diesem Augenblicke krankhaft gesteigert. Kurz, sie fragte in ihn hinein, mit dem Vorsatze, ihn zu verderben.

„Du gibst dir also gar nicht die Mühe zu leugnen," erwiderte sie dann auf Budés Zugeständnisse, „daß du tätigen Anteil an der ketzerischen sogenannten Reform nimmst?"

„Wenn Ihr es tätigen Anteil nennt, daß ich meine Kenntnisse gebrauche, um die schwierige Aufgabe lösen zu helfen —"

„Und daß du die ketzerischen Grundsätze mündlich und schriftlich verbreiten hilfst! Das hast du getan! Du hast der Schwester deines Königs die Ohren damit erfüllt, du hast eine Person, welche eine Zeitlang wichtig war in diesem Reiche, ja welcher eine Zeitlang mit der stolzesten Aussicht auf Erhebung geschmeichelt wurde, welche also um ihres Einflusses auf Frankreich willen allen Neuerern eine Hauptperson wurde, du hast die Gräfin Chateaubriant systematisch der katholischen Kirche abtrünnig zu machen gesucht? Kannst du es leugnen?"

„Ich habe das Thema mit ihr besprochen —"

„Du hast sie sogar schriftlich damit bestürmt, nachdem

sie sich bereits der ihr von voreiligen Freunden zugedachten hohen Stellung unwürdig gemacht und in liederlicher Lebensweise aus unserer Nähe entfernt hatte, du hast —"

„Dergleichen hat die Gräfin Chateaubriant, welche eine verehrenswerte Dame ist, nie getan."

„Wir fragen dich nicht um deine befangene Meinung über diese verlorene Frau, wir beschuldigen dich, daß du bestrebt gewesen und bestrebt bist, sie zur Königin des Ketzertums in Frankreich zu machen, und daß du jetzt noch, da das Land in schwerer Besorgnis, diesen verräterischen Verkehr durch aufreizende Briefe mit ihr unterhalten hast, kannst du es leugnen?"

„Dies kann ich leugnen."

„Verräter, heute erst hast du einen Brief von ihr erhalten, der von ausbündigen Prätensionen und von Ketzereien strotzt! Kanzler Duprat, haltet diesen Beweis dem lügnerischen Manne unter die Augen!"

Als Kanzler Duprat vortrat und Budé den entwendeten Brief Françoisens in dessen Händen sah, war er einen Augenblick so bestürzt, daß ihm das Wort versagte und er nicht auseinandersetzen konnte, wie er sein Ableugnen verstanden wissen wollte. Die Regentin deutete dies Schweigen als Eingeständnis, und, da eben vom Hofe herauf Steine in die Fenster des Saales flogen, und der Stimmenlärm zu dröhnendem Tumulte anschwoll, so rief sie mit erhöhter Stimme Florentin zu, er solle ans Fenster treten, und dem Pariser Pack verkündigen, der Vater aller Ketzerei in Frankreich sei soeben entlarvt worden im Kanzler Guillaume Budé, und er solle dem Gerichte und der allgemeinen Sühne noch in dieser Stunde zugeführt werden hinaus nach Montfaucon — noch eins! Seine Helfershelferin sei die Gräfin Chateaubriant, und noch in dieser Stunde sollten bewaffnete Reiter von Paris abgehen, um dieselbe zum Spruche des geistlichen Gerichts, welches von jetzt an in dieser Stadt errichtet werde,

herbeizuholen, die Bürger der St. Honoréstraße dürften sich auf ein interessantes Schauspiel freuen!

Während Florentin nach dem Fenster schritt, befahl sie den Trabanten, Budé zu ergreifen.

Ehe aber der Prälat das Fenster öffnen und die Trabanten Hand anlegen konnten, war die Herzogin Margareta, welche bei den letzten Worten eingetreten war, hastig bis zu Budé vorgeschritten, hatte diesen bei der Hand gefaßt und mit ebenso starker Stimme gerufen: „Haltet ein!"

„Zurück Margareta!" rief die Regentin und streckte die Hand nach ihr aus, als ob sie Budé von ihr trennen wollte; Florentin ferner, dem solche Störung unnütz schien, öffnete ohne auf Margaretas Ruf zu achten das Fenster.

„Ich beschwöre dich im Namen unseres Familienglücks, liebe Mutter," sagte Margareta hastig, aber leise zur Regentin, „regiere deinen Zorn, er ist Franz teuer, und Franz vergibt dir nie, wenn du dem Ungestüme einer bösen Stunde folgst und ihm einen Mann tötest, der ihm Freund und von unschätzbarem Werte, und den er auch um das größte Verbrechen nicht töten ließe — du verlierst deinen Sohn, wenn du jetzt deinem Zorne folgst!"

„Schweig!" entgegnete Luise und blickte nach dem geöffneten Fenster, von welchem sich Florentin soeben eilig zurückzog, weil er mit einem Hagel von kleinen Steinen dergestalt begrüßt worden war, daß er nicht schnell genug hatte beiseit kommen können und das Blut über sein Antlitz herunterschoß. „Canaillen von Manants!" schrie die Regentin auf und wandte sich, eine leidenschaftlich beherzte Frau, selbst nach dem Fenster. Unerwartet wurde sie von einer magern Hand festgehalten. Der ehrwürdige Bischof Pierre Duchatel war eingetreten und hatte sie ergriffen; er genoß damaliger Zeit bei allen Parteien des größten Ansehens, und dies Ansehen war auch für die Regentin von Ehrfurcht gebietender Macht. Seine plötzliche Erscheinung, die sie in

ihrer Zornesbewegung nicht bemerkt hatte, trug dazu bei, daß sie einen Augenblick verstummte, und ihm zum Sprechen Zeit ließ.

„Gnädigste Herrin," sprach er langsam, „Euer Leben darf nicht so gefährlichem Zufalle ausgesetzt werden, es ist zu kostbar, es ist dem Lande doppelt kostbar in diesem Augenblicke, da ganz Frankreich zittert für Euren Sohn, unsern König. Wisset Ihr denn, was für eine Nachricht durch Paris fliegt wie ein geflügelter Bote des Todes? Kein Mensch weiß, wo sie hergekommen sei, und doch lautet sie in Worten Eures Sohnes, die Euch wie mir von erschrecklicher Echtheit erscheinen müssen." —

„Welche Nachricht?"

„Ihr habt keinen Brief vom Könige?"

„Nein."

„Aber Paris hat einen, und er ist kurzen und schrecklichen Inhalts!"

„Welchen Inhalts?"

„‚Alles ist verloren, nur die Ehre nicht,' hat König Franz nach Paris geschrieben."

„Gerechter Gott!"

Von allen Seiten begleitete ein Schreckensschrei diesen Ausruf der Regentin, und eine Pause trat ein.

„Habt Ihr selbst diese Worte gelesen?" fragte endlich zitternd die Regentin.

„Nein, gnädigste Frau," erwiderte Duchatel, „kein Mensch hat sie gelesen, und doch zweifelt kein Mensch an ihrer Richtigkeit, und als ob sie am Firmament geschrieben stünden für jedermann, so hört man von jedermann die entsetzlichen Worte: ‚Tout est perdu fors l'honneur!'"

Es war eine Zeitlang totenstill im Saale; auch im Hofe des Hotels war es unter den Volksmassen plötzlich totenstill geworden, man hörte nur den Regen plätschern, und den reißend schnell herannahenden Hufschlag eines Rosses.

Dieser Hufschlag schien die Pariser Bürger in gespannte, schweigende Aufmerksamkeit versetzt zu haben. Ein über und über mit Kot bespritzter Reiter flog um die Ecke, bog ins Tor des Hotels und stürzte mit dem erschöpften Pferde inmitten des Hofes, dessen große Steine wasserglatt waren, rasselnd zu Boden. Ehe man ihm beispringen konnte, war er schon auf den Füßen und auf dem Wege nach der schmalen Treppe, das arme Tier seinem Schicksale überlassend, und an seiner ledernen Botentasche heftelnd, als müsse sie geöffnet sein, ehe er die Treppe erstiegen. Lautlos aber einmütig drängten sich alle Bürger hinter ihm her die Treppe hinauf — man sah dies alles vom Saale herab kommen, denn auch dort war jedermann ans Fenster geeilt, und weder Regentin noch sonst jemand achtete in diesem Augenblicke auf die nachdringende Masse oder auf sonst etwas: die Botschaft des Kuriers verschlang allen andern Anteil, und auf einen Wink der Regentin, welche übrigens, schrecklicher Nachricht gewärtig, regungslos stehen blieb, wurde der besudelte Reiter sogleich mitten in den Saal gelassen.

Er überreichte der Regentin einen breit gefalteten Brief, und während diese, ihn öffnend, ausrief: „Er lebt, Gott sei Dank! Es ist die Schrift meines Sohnes!“ fragte er, wo er ein zweites, für den Herrn Kanzler Budé bestimmtes Schreiben abgeben könne. Während Budé es in Empfang nahm und die Pariser Bürger in den Saal drangen, hatte die Regentin den Brief geöffnet und wollte ihn eben mit begierigen Augen überlesen, als wiederum die magere Hand Duchatels sie berührte und dieser unter allgemeinem Zurufe das Verlangen aussprach, daß solche für ganz Frankreich gleich wichtige Nachricht laut verlesen werde. Die hierbei zurufenden Volksmassen, denen die ebenfalls patriotisch beteiligten Trabanten den Eingang nicht ernstlich gewehrt hatten, verhielten sich übrigens achtungsvoll und mit abgenommenen

Mützen, als ob sie mit dem Eintritte in den Palast selbst ganz andere Leute geworden seien.

Die Regentin, unter dem Einflusse der Überraschung und der Mutterſorge — und am Ende hätte die Politik nichts dagegen zu sagen gehabt — las das Schreiben des Königs mit lauter aber heftig zitternder Stimme wie folgt:

„Madame! Um Euch in Kenntnis zu setzen, wie ich den Druck meines Mißgeschicks trage, so ist mir von allen Dingen nichts übrig geblieben als die Ehre und das gerettete Leben, und ich habe, damit Euch die Nachrichten über mich doch von einigem Troste seien, gebeten, daß man mich schreiben lasse an Euch. Diese Gnade hat man mir bewilligt, und ich bitte Euch, keinem verzweifelten Schritte Euch hingeben zu wollen und Eurer gewohnten Klugheit eingedenk zu sein; denn ich hoffe, daß mich doch am Ende Gott nicht ganz verlassen wird, und empfehle Euch Eure Enkel, meine Kinder, Euch bittend, dem Träger dieses freies Geleit nach und von Spanien zu geben, wohin er zum Kaiser geht um Nachricht, wie er wolle, daß mit mir verfahren werde.“

Dieser fassungslose Brief furchtbaren Inhaltes fiel wie ein langer, zerschmetternder Donnerschlag auf alle Personen im Saale. Gerade die Fassungslosigkeit der Worte, die man am wenigsten gewohnt war bei Äußerungen des Königs Franz, steigerte den Eindruck des Unglücks bis zum Äußersten. Die Regentin, welche kaum noch imstande gewesen war, die letzten Zeilen auszusprechen, fiel mit schreiendem Schluchzen rücklings über und in die Arme des Mannes, den sie eben vernichten gewollt, Guillaume Budés. Margareta stand lautlos, ihre Glieder flogen zitternd, als ob sie der ärgste Fieberfrost schüttelte und Tränen rollten stromartig über ihre Wangen. Alle übrigen Anwesenden stießen nur vereinzelt erschreckende Seufzer des Wehs aus, und

schwiegen. Auch die Bürger von Paris standen wie festgebannt und schweigend.

Der Bischof Duchatel ermannte sich zuerst und rief ihnen mit gebrochener Stimme zu, indem er den Prälat Florentin durch Hand und Blick aufforderte, bewerkstelligen zu helfen, was er anriete: „Geht in die Kirchen und betet für König und Land, betet inbrünstig wie die Israeliten es taten, als der Assyrier an der Grenze war und ihren König gefangen hatte. Und alle Glocken sollen läuten, und alle Welt soll zu Gott schreien um Hilfe!"

„Mein Sohn, mein Sohn!" schrie mit einem Male in herzzerschneidendem Tone die Regentin, die sich aus halber Ohnmacht emporriß, „mein Sohn gefangen! Barmherziger Himmel schütze ihn! Eilt beten, beten, alle Welt soll beten!"

Und während sich die Bürger, bestürzt von der Nachricht und von dem leidenschaftlichen Schmerzensausdrucke dieser Mutter, die man immer nur als stolze Herrin gesehen hatte, aus dem Saale hinausdrängten, fast eilig hinausdrängten, als wäre es hier, wohin sie noch kurz vorher gewaltsam gestrebt hatten, schauerlicher denn anderswo, sah sich die Regentin starren Auges im Kreise um, und fiel, indem sie die Hand nach Budé ausstreckte, ihrer Tochter Margareta, von neuem laut aufschluchzend, in die Arme.

Diese Bewegung gegen Budé hin war keine unwillkürliche gewesen: sie gehörte zu den Naturen, welche unbekümmert um das, was im Wege stehen könnte, jederzeit da, wo es sich um Wesentliches handelt, dem natürlichen Drange folgen, und für welche es in Augenblicken der Krisis keinerlei Konvenienz, keinerlei Rücksicht gibt. Sie bat Budé nicht um Verzeihung, daß sie ihn kurz vorher mit dem Tode bedroht hatte, nein, sie dachte jetzt, als sie ihm die Hand hinstreckte, mit keiner Silbe an das, was der schrecklichen Nachricht vorausgegangen war, sie wußte nur noch diese Nachricht, und

Budés Anblick erinnerte sie daran, daß er einer der treuesten Freunde ihres Sohnes, und für diesen stets wert und belebend sei. Meinem Sohne muß auf jede mögliche Weise geholfen werden! Das allein war ihr Gedanke, und zu diesem Gedanken gehörten Budé und Margareta.

„Eilt zu ihm!“ rief sie denn auch, als sie vor Schluchzen wieder sprechen konnte, „damit ihm einiger Trost werde, damit er sich nicht der Melancholie hingebe — ach, mein armer Franz! — Nehmt die Chateaubriant mit euch, ihr Anblick wird ihn erfreuen — ich selbst, ich will auf der Stelle an den Kaiser schreiben und ihn beschwören — da steht ja der Unglücksbote noch. —“

„Gnädigste Frau“ — unterbrach sie Budé, der in der Größe seines Herzens ihr ohne weiteres das Attentat auf sein Leben vergeben hatte — „erholt Euch erst, ehe Ihr etwas anordnet.“

„Und er wartet, er schmachtet in Gefangenschaft!“

„Wir können ihm erst nützen, wenn wir genau unterrichtet sind.“

„Da hast du recht, Budé, ganz recht.“

„Und der Kurier hat mir ein Schreiben, der Aufschrift nach von Chabot de Brion, mitgebracht, ordnet nichts an, bis ich nachgesehen habe, ob es uns nähere Aufschlüsse bringt.“

„Öffne, so öffne doch — lies! lies!“

Budé sah bei Eröffnung des Briefes, daß der Eingang sich auf ihn und die Gräfin Françoise persönlich bezog, und wollte dies überschlagen, er winkte also dem Diener der Regentin, einen Sessel für die erschöpfte Herrin herbeizubringen und suchte hastig mit den Augen, wo der Brief die Darstellung der allgemeinen Angelegenheiten aufnähme.

„Lies um Gottes willen!“ rief ungeduldig die Regentin, „all Euer Persönliches ist ja jetzt gleichgültig, es ist ja alles verändert, alles schrecklich neu, lies, lies, wir billigen ja jetzt

alles was Ihr wünscht, wenn mein Sohn dabei gerettet werden kann, lies!"

So las denn Budé, ohne ein Wort zu unterschlagen, folgendes:

„Im Unglücke denkt man seiner Freunde am lebhaftesten, lieber Budé. Ach, nicht damit sie uns helfen sollen, das erneuerte Andenken an sie ist uns schon eine Hilfe. Ich habe seit unserer Abreise von Fontainebleau weder an Euch noch an Françoise geschrieben, weil ich Herr meiner unglücklichen Sehnsucht zu werden hoffte durch hartnäckiges Abweisen derselben von meinem Gedächtnisse. Es gelang mir nicht, und wäre mir auch ohne Marots Ankunft nicht gelungen, der uns die unwürdige Handlungsweise der Herzogin von Angoulême in betreff Françoisens enthüllte. Dadurch wurde die Teilnahme des Königs für eine Liebe, die er nicht zu schätzen weiß, wieder angeschürt, und meine Eifersucht, meine Sehnsucht ward von neuem entflammt. Ich hab' es zuweilen — warum soll ich es Euch nicht gestehen, braver Budé? — ich hab' es zuweilen verwünscht, daß Franz mein König und Lehensherr sei, und daß ich ihm deshalb nicht mit Herz und Schwert einen Schatz streitig machen könne, den er nicht verdient. Wo früge aber die Neigung nach Verdienst, sie ist despotisch, wie es der König von Frankreich sein möchte. Glaubt übrigens den gebräuchlichen Reden nicht, daß ich zu denen gehörte, welche ihn in diesem Bestreben unterstützten, nein, ich bin nur einmal gleichen Schrittes und Weges mit Bonnivet gegangen, und dies eine und letzte Mal freilich habe ich dadurch zum allgemeinen Verderben beigetragen. Wir haben eine Schlacht vor Pavia geliefert, Budé, haben sie total verloren und sind alle gefangen. Die Blüte unseres Adels ist getötet, unser Heer existiert nicht mehr, unser König und was ihm treu, ist in den Händen habsüchtiger und ränkelustiger Feinde —"

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes unterbrach hier den Vorleser.

„Ich schreibe dies, Budé, auf die Gefahr hin, daß man meinen Brief, welchen der Feind absenden muß, öffne. Was ist an meinem Schicksale gelegen! Ich habe nichts zu hoffen auf der Welt. Ihr sollt, soviel an mir liegt, ein getreues Bild unseres Unglücks erhalten, es wird für die Zukunft lehrreich sein, und so habe ich doch vielleicht vor Pavia einigen Nutzen gestiftet.

Wir haben keinen Führer gehabt, der gleichzeitig genial und erfahren gewesen wäre. Daher kam uns die Katastrophe, denn daher kamen uns die Spaltungen und der starre Eigensinn. Der König ist ein genialer Kriegsmann, er ist ungemeiner Pläne und einer raschen ungemeinen Anstrengung fähig, des Mutes gedenke ich nicht erst, denn der ist ihm zweifellos im höchsten Grade eigen. Aber der König hat zuwenig Übung im großen Kriege, der jetzt alljährlich neu ausgebildet wird, seine jüngeren Lieblinge unter den anführenden Seigneurs, Bonnivet, Montmorency, St. Marsault und ich, hatten nicht viel mehr Übung als er, und die geübteren wie la Tremoille, la Palisse, Foix-Lescun, Louis d'Ars, verstanden nicht, in die kühnen Ideen des Königs einzugehen, und so waren wir innerlichst eigentlich immer ohne Zusammenhang. Das brach schrecklich zutage am 24. Februar.

Der Feind rückte schon vor vier Wochen von Lodi herüber gegen uns an, Pescaire, Lannoy und Bourbon führten ihn. All unsere älteren Führer, den alten Marschall Chavannes la Palisse an der Spitze, schrien in den König hinein, er soll sich nicht einsperren lassen zwischen Pavia und das anrückende kaiserliche Heer, er solle die Belagerung Pavias für den Augenblick aufheben, auf Mailand zurückgehen und dort eine feste Stellung einnehmen. Wir jüngeren aber waren der Meinung, es stünde uns schlecht

an, eine so lange betriebene Unternehmung wie diese Belagerung Pavias vor dem heranziehenden Landesverräter Bourbon aufzugeben, Bonnivet besonders sprach voll kriegerischen Übermutes dagegen, und der König hatte sich im voraus verschworen, lieber zu sterben, als die Belagerung von Pavia aufzuheben. So blieben wir denn und verschanzten uns nach Kräften am linken Ufer des Tessino, welcher dem Feinde den Zutritt zu Pavia versperrte. Dorthin lehnte sich unser rechter Flügel; die Front unseres Lagers von der Seite nach Lodi ward durch einen Wallgraben verteidigt, und unser linker Flügel stützte sich auf den Park von Mirabello, der von Mauern eingeschlossen ist. Ach, Budé, dort hab' ich neben dem unseligen Herzog von Alençon gefochten."

„Mein Gott!" rief bei Nennung ihres Gemahls die Herzogin Margareta.

„Diese Villa, dieser Park, dessen Sträucher und Bäume bereits im hiesigen frühen Frühling zu knospen begannen, ist ein zauberischer Aufenthalt. Sie sind lange der Lieblingssitz der Herzöge von Mailand gewesen und hatten früher nur Dichter und Liebende gesehen und gehört. Zum ersten Male sollten sie die donnernden Kanonenschläge und den mannigfachen Todesschrei vernehmen. Ich wohnte mehrere Wochen in der prächtigen Villa unangefochten mit dem Herzoge von Alençon; wir bildeten die Arrièregarde unseres Heeres und waren am wenigsten darauf gefaßt, Mittelpunkt einer entscheidenden Schlacht zu werden. Die weiten Mauern des Parks waren auch ihres großen Umfanges wegen nicht vollständig zu decken, und es hieß allgemein, der Feind leide an großem Geldmangel und halte nur mühselig seine Söldner zusammen. Wie töricht! Diese Spanier haben ja in Amerika unerschöpfliche Quellen, man sagt, es würde das Gold dort gegraben wie bei uns der Eisenstein; kurz, gegen all unser Vermuten hatte der Feind die Absicht, gerade durch

unseren Park sich einen Weg nach Pavia zu bahnen. Und wie der Erfolg gezeigt hat, war die Absicht ganz klug berechnet, denn der König mußte sein verschanztes Lager verlassen, um uns in Mirabello zu unterstützen. In der Nacht zum 24. Februar, als ich mit dem Herzoge am Brettspiele saß, hörten wir eine lebhafte Kanonade vom Lager des Königs her. Wir schickten Reiter aus, um Erkundigung einzuziehen, und freuten uns, daß sich der Feind die Köpfe einrennen wolle an den Pallisaden des alten Galiot de Genouillac, der unsere Verschanzungen geleitet hatte und unsere Batterien befehligte. — Wir Unglücklichen spielten ruhig weiter im Brett, und unsere einfältigen Reiter berichteten auch weiter nichts, als daß sich der Feind gegen den Wallgraben im Schirme der Nacht nutzlos versuche. Währenddessen arbeiteten die Spanier mit allen Kräften an unserer Parkmauer, die Kanonade spielte nur auf, um das Geräusch der Picken und Hacken zu übertäuben, und als der Tag graute, erfuhren wir zu unserem Erstaunen, es sei eine Bresche von dreißig bis vierzig Toisen Breite in der Parkmauer niedergeworfen und die spanische Armee ziehe im Sturmschritt durch den Park nach Pavia hinüber. Ihr könnt denken, wie hastig wir dreinfuhren in die Reihen, welche jenseits unserer äußersten Linken wie ein dunkler Wald vorüberzogen. Das ging auch anfangs vortrefflich, und der Feind schien sich alles so eingerichtet zu haben, um gliederweise niedergemäht zu werden. Wir fielen mit voller Wucht in seine Flanke, und der alte Galiot hatte seine Schlünde vom Lager aus meisterhaft gegen einen breit ausgehauenen Waldflügel gerichtet, welchen die Spanier überschreiten mußten. Diesen Flügel entlang warf er denn alles nieder, was der spanischen Avantgarde, die wir unter den Händen hatten, in Masse nachdrückte. O, wie verheißungsvoll war die herbe Morgenluft und die rot aufsteigende Sonne: man sah nur Köpfe und Arme der Spanier fliegen

in der breiten Waldschneise von Galiots Kugeln, ihre Reihen lösten sich, und sie liefen zersprengt nur noch einer nach dem andern, um das kleine Tal hinter dem Flügel zu gewinnen. Da, ach, daß ich es sagen muß! trat die unheilvolle Wendung ein: ich hatte dem Könige anzeigen lassen, daß ich soeben diesseits des Flügels im Park ein spanisches Bataillon zerrissen und einige Kanonen genommen hätte, und der König sah selbst, daß der Feind nur noch einzeln und flüchtig sich zeigte, er hielt also voreilig den Sieg für gesichert, gab seinem Ungestüme vorzeitig nach und stürzte sich mit der Gendarmerie hervor aus dem Lager zum niederwerfenden Angriff. Bourbon und Pescaire sollen gejubelt haben bei diesem Anblicke, denn der König gab damit nicht nur seine feste Stellung auf, sondern er maskierte auch unser Geschütz dadurch, daß er sich gerade vor ihm herauswarf und es solchergestalt selbst zum Schweigen nötigte. Die Garnison von Pavia benutzte denn auch diesen Augenblick, hervorzubrechen unter Anführung des furchtbaren Antonio de Leyva, der uns so lange getrotzt hatte. Er drängte am Lager vorüber, das nicht mehr Truppen genug hatte, ihn zu hemmen, und schloß sich an den langsam vor uns weichenden spanischen Vortrab, der sich auf die eiligst aufmarschierenden Schlachtreihen Pescaires und Bourbons zurückzog. Nun begann die volle Schlacht: wir hatten einen wesentlichen Vorteil unserer Stellung verloren, aber wir hatten den vollen Mut des Gelingens, und es wäre vielleicht alles gut geworden, wenn jedermann seine Schuldigkeit getan hätte. Leider geschah das nicht, und leider trat der schreiendste Mangel gerade neben mir ein. Ich bildete mit dem Herzoge von Alençon also den linken Flügel nach der Mailänder Straße zu, an uns stieß zu unserer Rechten ein starkes Korps Schweizer, nach diesem kam der König im Mittelpunkte der Schlacht und umgeben von der Blüte des Landes; zwischen ihm und dem rechten Flügel kam eine ver-

wogene Truppe deutscher Landsknechte, gegen 5000 an der Zahl, die letzten Überreste der alten Banden aus Geldern und Westfalen, massive Leiber mit ruhiger, durchgreifender Courage, das Kaiserhaus hassend allerwege und im Reichsbanne vom Kaiser Karl; den rechten Flügel endlich führte la Palisse. So standen wir, ach, in meiner letzten Stunde werde ich's noch sehen, wie die Morgensonne über unsere Schlachtlinie vom alten Palisse herüber, der vorgeritten war, um sich umzuschauen, die Reihen entlang schien bis zu dem gleichgültigen Gemahle Margaretens, der am äußersten Flügel hielt, als denke er bei erster Gelegenheit umzukehren. Zwei Figuren ragten über alle aus der Mitte hervor: die eine war König Franz, auf dessen prachtvollem Helme und Harnische die Morgensonne mit besonderem Wohlgefallen zu ruhen schien, wie fröhlich wehten seine weißen Federn im Morgenwinde zu uns hin, wie schrie sein Hengst, aus Tausenden heraus erkennbar! Die zweite war der dunkle Herzog von Suffolk, der letzte Sproß des königlichen Hauses York in England, den das regierende Haus Tudor geächtet hatte, und der bei uns die deutschen Landsknechte führte, ein finster aussehender langer Herr von erstaunlicher Tapferkeit, dessen Beiname ‚Weiße Rose' in grellem Widerspruche stand mit der ihm eigenen düsteren Erscheinung. Auf ihn und seine Schaar fiel wie ein Hagelwetter der erste Angriff des Feindes: Bourbon warf seine deutschen Landsknechte auf unsere Deutschen und diese Leute würgten einander, als ob Bären aneinander gerieten. Die unsrigen, von den dazu bestimmten Schweizern nicht unterstützt, erlagen dem übermächtigen Andrange, die hohe ‚Weiße Rose' fiel und Bourbon konnte sich siegreich gegen unseren rechten Flügel kehren. Siegreich! Das Schicksal war diesem übeln Bourbon fortdauernd günstig, auch unser rechter Flügel ward geworfen, und der alte Palisse hat es nicht erlebt. Sein Pferd ist tödlich getroffen worden, die Masse ist über ihn hergestürzt,

und ein neapolitanischer Kapitän hat ihm den Degen abgenommen. Ein gemeiner Spanier aber, dem Italiener das gute Glück solch einer Gefangennehmung beneidend, hat seine Büchse angeschlagen und unseren alten Krieger niederträchtigerweise erschossen. Es war ein grauenvoller Tag! Ihr könnt übrigens denken, daß unterdessen der König selbst nicht müßig war, er wie wir waren in volle Arbeit getreten. An der Spitze seiner Gendarmerie riß er die feindlichen Reiterreihen nieder immer eine nach der anderen; einen Marquis von St. Ange, der vom großen Skanderbeg abstammen soll, und vier, fünf andere Führer des Feindes tötete er mit eigener Hand; hier war furia francese, hier war glorreicher Kampf! Hoch König Franz! schrien die Seigneurs in seiner Nähe und mähten und warfen so schön, so gewaltig! Es wäre um die Spanier geschehen gewesen, hätte Pescaire nicht ein Mittel ergriffen, das unritterlich genug war gegen solche Ritter, das aber freilich furchtbaren Erfolg hatte. Er verstreuete, wie man eine Hand umwendet, gegen zweitausend baskische Büchsenschützen unter seine Reiter, eine unerhörte Art, die Reiterschlacht zu vernichten! und ließ nun diese furchtbar gewandten und wie die Füchse geschmeidigen Schützen schießen und laden, laden und schießen auf unsere glänzendsten Rüstungen und Wappenröcke, daß es nur zu bald ein Entsetzen wurde für Frankreich. Die Kerle sollen bis mitten unter uns gewesen sein, um in größter Nähe unsere Seigneurs vom ältesten Kriegsruhme von den Pferden zu schießen, wie man das widerstandslose Wild niederwirft auf der Jagd. Grauenvoll, grauenvoll ging es her, rasch nacheinander sah man von den Pferden verschwinden Louis de la Trémoille, und Ihr wißt, ein Trémoille ist immer ein halbes Heer; Louis d'Ars, Bayarts Lehrer und Freund; San Sévérino, des Königs Großstallmeister; den Bastard von Savoyen; den Marschall Foix-Lescun, Françoisens zweiten Bruder — nun ist nur Lautrec noch übrig von

diesem Kriegsgeschlecht! — ach, und immer neue und neue! Nur die Helmfedern des Königs blieben immer noch hoch, und es gelang ihm noch einmal, mit voller Wucht vorzudringen. Pescaire ward geworfen und verwundet, Lannoy mußte zurück, es hatte einen Augenblick in der Mitte ausgesehen, als sei der Sieg noch möglich, aber ach! wie soll ich's beschreiben?! Ich hatte mich mit meinen Leuten mehr und mehr nach rechts zurückgedrängt, in die keilförmige Öffnung hinein, welche der König in die Feinde bohrte, da werd' ich auf einmal mit Schrecken inne, daß es links neben und hinter mir leer ist, leer! Der Herzog von Alençon hatte bei den Nachrichten: die Landsknechte seien erwürgt, der rechte Flügel geworfen, la Palisse tot, Trémoille, Foix tot, und die Mitte kämpfe nur noch für ihr Leben, er hatte den schwachen Kopf verloren und sich mit der ganzen Gendarmerie des linken Flügels zu schmählicher Flucht verhängten Zügels gewendet und das entsetzliche sauve qui peut —"

„Unterbrecht Euch einen Augenblick," bat hier mit sanften Worten der Bischof Duchatel, — „die Frau Herzogin von Alençon ist besinnungslos!"

„Solch ein Wicht von Gemahl, der den König und Frankreich ins Verderben gestürzt, verdient keine Teilnahme, mein Kind," schrie die Regentin, indem sie ihrer Tochter beistand.

„Nicht aus Teilnahme für ihn, aus Scham, Alençon zu heißen, vergingen mir die Sinne, Mutter."

„Und der König! mein Sohn, mein tapferer Sohn, was wird mit ihm, fahrt fort, Budé, ich ermanne mich an seinem Mute!"

„Und das entsetzliche sauve qui peut" — fuhr Budé im Vorlesen fort — „hatte die Schweizer neben und hinter mir weggerissen, ich sah nichts als Staub und einzelne Flüchtige nach der Straße von Mailand zu, und hiermit waren wir verloren; denn nun fiel die ganze schwere Schlacht auf den König allein und die Seigneurs, die sich um ihn drängten!"

„Mein Sohn, mein Sohn, wie hab' ich statt zu klagen nur Gott zu danken, daß dein Leben erhalten worden ist in solcher grausamen Not!" rief die Regentin.

„Es entstand ein Gemetzel, denn von rechts und links schwenkte der siegreiche Feind auf diesen unseren letzten Kriegshaufen zusammen, es wurde ein Schlachten, mein Herz zittert, wenn ich daran denke, was alles Entsetzliches in einer Viertelstunde um mich her geschah! Ich sah Bonnivet, den Unglücklichen, auf den die Hauptverantwortlichkeit des Tages fiel und der ihn nicht überleben wollte, ich sah ihn barhäuptig, bestäubten, blutigen, starren Antlitzes dem biederen Diesbach, dem Anführer der treulos gewordenen Schweizer zuwinken und zurufen, sah wie sie, beide den Tod suchend, vorgestreckten Hauptes in die Spieße der Bourbonschen Landsknechte hineinrannten, und rücklings überstürzten, sah wie die Schar um den König gespalten wurde, wie der König, voll Blut von oben bis unten, allein focht, wie sein Hengst endlich hoch aufbäumte und mit ihm zusammenstürzte —"

„Jesu Maria!"

„Und ich flog in dem Augenblicke ebenfalls mit meinem getroffenen Rosse zu Boden. Ach, verwundet und matt konnte ich nicht hervor unter der Last des Tieres und mußte wehrlos dreinschauen, wie Bourbon umhersuchte nach Bonnivet, um ihn zu erschlagen, und wie er lästerte, als er das Racheopfer sich entzogen fand. Der Tod beruhigt: ‚Unglücklicher,' hat er ausgerufen, ‚du bist schuld am Unglücke Frankreichs und an dem meinigen!' Als ob Bonnivet ihm geraten hätte, Landesverräter zu werden!

„Als man mich hervorzog war alles vorbei. Der König hatte sich vom stürzenden Pferde zu befreien gewußt und zu Fuß weiter gefochten wie ein Löwe. Umsonst hatten ihm die Soldaten zugerufen, sich zu ergeben; er hätte das Schicksal la Palisses gehabt, wäre nicht Pompérant, der Gefährte Bourbons, dazugekommen und hätte ihn erkannt und an-

gerufen. Er hat ihn gebeten, sich Bourbon anzuvertrauen, König Franz hat zornig erwidert, daß er mit diesem Verräter nichts zu schaffen habe —"

„O, mein Cäsar!"

„Und da ist denn Lannoy, der Vizekönig von Neapel, herbeigerufen worden, und hat kniend das blutige Schwert des Königs in Empfang genommen, das seinige dafür dem Könige bietend.

So verlief, lieber Budé, die unglückliche Schlacht bei Pavia. Die Blüte Frankreichs ist dahin: was nicht tot ist, das ist gefangen, und wir sind unserer soviele hier unter den Feinden — der König von Navarra, Graf St. Pol, Fleuranges, Montmorency, auch der kleine Marot, der dicht neben dem Könige verwundet und gefangen worden ist — und die feindlichen Soldaten selbst sind so berauscht von der Tapferkeit des Königs, daß es uns manchmal vorkommt, als sei das alles ein Traum, und als seien wir noch unter unsern Leuten. Aber ach, die Wunden brennen und erinnern uns an die herbe Wirklichkeit und soeben höre ich, daß der König, damit er dem gefährlichen Enthusiasmus der deutschen Landsknechte, die ihn zum Führer haben wollen, entzogen werde, in eine Feste gebracht werden soll. Ich schließe, um diese Blätter dem Boten mitgeben zu können, welcher ein Schreiben des Königs an die Frau Regentin bringen darf. Der Sieg unserer Feinde ist so groß, daß es ihnen gleichgültig ist, was wir darüber in die Heimat berichten. Tröstet die Gräfin! Das Herz bricht mir, wenn ich an ihren Schmerz denke.

Euer Chabot de Brion."

Es trat eine Pause nach dieser Vorlesung ein: der schreiende Schmerz hatte sich bereits in Ausrufungen Luft gemacht und der traurige Moment war nun gekommen, in welchem jedermann in weher Verzichtleistung all die bevorstehenden traurigen Folgen an seinem Geiste vorüberziehen läßt. Diese Folgen konnten entsetzlich werden, denn die Exi-

stenz Frankreichs stand auf dem Spiele. Kein Heer, kein Führer, kein König war mehr vorhanden, und der Sieger von Pavia, Kaiser Karl V., der von den flandrischen und brabantischen Städten im Norden den Rhein aufwärts bis in die Franche Comté, ja jetzt bis ins Mittelmeer hinein Frankreich umschloß wie eine Schlange, der als König von Spanien über die Pyrenäen ebenso ungehindert eindringen konnte, der im Bündnisse mit England war, und diesem Erbfeinde Frankreichs die Küstenprovinzen von Bayonne bis Dünkirchen überlassen mochte, der mit dem südlichen Hochlande Frankreichs den Sieger Bourbon entschädigen würde, dieser furchtbare Kaiser erschien nach dieser Niederlage der Franzosen wie ein Dämon des Jüngsten Gerichts für alles, was bis daher in Frankreich geherrscht hatte. Ein Wink von ihm schien hinreichend, um dies bereits so stolze Königreich auszustreichen.

Die Regentin, wie lebhafte Mutter sie war, hatte auch die volle politische Einsicht und fand vielleicht deshalb rascher als jeder andere die Kraft zum Handeln. Denn politische Not treibt, während andere Not oft nur lähmen mag. Sie winkte dem Diener, einen kleinen eichenen Tisch aus einem Winkel des Saales in die Mitte herzubringen vor den Lehnsessel, in welchen sie gesunken war, und das Schreibematerial vom Gerichtstische, welcher jetzt seine Bedeutung verloren hatte, herbeizuholen. Ihr Busen flog, ihre Lippen zuckten, aber dennoch schrieb sie mit fester Hand. Budé sah die Überschrift „Mon bon fils“ und glaubte deshalb, und weil die Feder ohne Stockung dahinflog, es schriebe die Regentin an König Franz. Sie schrieb aber an den Kaiser und beschwor diesen, ihren Sohn königlich zu behandeln, und schrieb an den Hafenkapitän von Marseille, Galeeren abzusenden an die italische Küste, und schrieb an den Herzog von Geldern um Landsknechte, und schrieb an Lautrec und an den Herzog von Vendôme: sie zeigte in diesem furchtbaren Augenblicke

die volle Kraft der Regierungsfähigkeit. Sie bedurfte deren aber auch ganz und gar, denn die Proben drängten sich nun einzeln herbei, da die Nachricht vom grenzenlosen Unglück wie ein Sturmwind durch Paris gefahren war. Noch stand oder kauerte vielmehr die Herzogin Margareta an der Eichenbank, welche um den Saal herumlief, in unbeschreiblichem Schmerze, denn sie hatte ihren Gemahl, der jetzt Frankreich und ihren Bruder auf eine so nichtswürdige Weise ins Verderben stürzte, nicht einmal geliebt, sie hatte sich einer Konvenienzheirat mit ihm geopfert und erntete nun so entsetzliche Früchte von dem Opfer. Noch stand Duprat regungslos neben seinem Schreiber: als scharfsinniger Mann übersah er mit innerem Grauen, welch Unheil ihm persönlich aus diesem Unheil des Landes erwachsen könne. Er hatte bis daher alles auf die Gunst des regierenden Königshauses gestellt und dem Könige wie der Regentin zu Gefallen das Parlament tyrannisch genug behandelt. Nur zu gut kannte er die eigentliche Stimmung des Parlaments, und durfte nicht zweifeln, daß diese jetzt drohend hervorbrechen, und seine Stellung, wenn nicht seine Freiheit und sein Leben bedrohen werde. Ebenso harrte Florentin regungslos der Dinge, die da kommen sollten; auch er hatte nur Nachteil zu erwarten, und die Äußerung der Regentin, Françoise dem Könige als Trösterin zu senden, bedrohte ihn unmittelbar. Nur für Budé, welchen des Landes Unglück tiefer betrübte als irgendwen, weil er am Lande selbst, am Könige und an den mit dem Könige beschlossenen und nun ins Unberechenbare hinausgeschobenen Plänen einer gründlichen Bildung des Landes mit ganzer Seele hing, nur für ihn eröffnete sich mit jener Äußerung der Regentin doch eine günstige Aussicht. Françoise wieder zur Macht zu bringen, war ihm nicht nur eine Herzensangelegenheit, sondern auch von verheißungsvoller Bedeutung für all sein Lebensinteresse. Der Sinn für Reform in der Kirche, der Sinn für neue Bildung aller Art kam seines Erachtens mit ihr

zur Herrschaft, und wie ein sanguinischer Gelehrter in seiner theoretischen Vorliebe die nächsten politischen Hindernisse für unbedeutende materielle Hindernisse erachtet, welche dem höheren Geist ohne weiteres weichen müßten, so schlug er es gering an, daß der Fanatismus des herrschenden Glaubens die Landeskalamität ausbeuten könne bis zur Ausrottung aller Spur von Reform, und daß jetzt mehr als je dem Könige eine politische Heirat unabweisliches Bedürfnis, ja vielleicht einziges Rettungsmittel werden könne. Er sah gespannten Blickes auf die hastig und unablässig schreibende Regentin; sobald sie nur das erstemal aufblickte, wollte er ihr vorschlagen, mit der Herzogin Margareta die Gräfin Françoise abzuholen, und mit diesen beiden dem Könige angenehmsten Frauen nach Italien, und soweit es irgend erreichbar, in des Königs unmittelbare Nähe zu eilen.

Aber die Regentin schrieb und schrieb, die quälende Stille im Saale des Hotels des Tournelles ward von keinem andern Geräusche unterbrochen als dem, welches die eilig getriebene Feder und der außen plätschernde Regen verursachten. Der König und Frankreich sollten verloren sein, und doch hatte es hier im Schoße der obersten Landesmacht das Ansehen, als sei überall tiefste Ruhe. Budé, halb mit dem Rücken nach der Eintrittstür gekehrt, bemerkte es erst an der auffallend entstehenden Unruhe des sonst so unveränderlichen Duprat, daß von jener Tür her eine Verwandlung der Szene sich ankündige. Sich umwendend sah er, daß in schwarzer Amtstracht die Räte des Parlaments geräuschlos, geisterhaft einer nach dem andern eintraten und im weiten Halbkreise schweigend sich aufstellten. Die Regentin wurde ihrer nicht gewahr und schrieb und schrieb.

Duprat versuchte es, sich seinen Amtsgenossen zu nähern, aber es gelang ihm nicht. Wollte er die Regentin durch kein Geräusch stören, oder entsetzten ihn die eiskalten Blicke der Parlamentsräte? Diese Leute, welche er bis daher so

leicht geführt und beherrscht hatte in unbefangen tyrannischem Stile, diese Leute schienen ihn gar nicht mehr zu kennen — verändert ein politisches Ereignis die Menschen wie ein Luftwechsel das Wetter? Denn auch Duprat war ganz verändert, und je gescheiter er sonst war, desto wichtiger war diese Veränderung an ihm, desto wichtiger für ihn selbst: es mußte doch plötzlich gewaltig viel Grund der Besorgnis für ihn vorhanden sein. Aus welchen Seelenteilen ist das Gewissen zusammengesetzt? dachte Budé, der ihn betrachtete. Es nehmen doch gewiß alle daran teil, und der Herzlose und Kluge wird verlegen und betreten, ja gerät vom bloßen Gewissen aus in Verzweiflung, wenn ihm sein eigener Verstand die Gelegenheit aufdringlich zeigt, über sich selbst beschämt zu sein. Das Wissen unserer Schwäche bildet das Gewissen.

Endlich sah die Regentin von ihrem Schreiben auf, und erblickte die drohenden schwarzen Gestalten. Es durchzuckte sie wie ein Dolchstich; denn sie wußte wohl, daß hiermit die Auflehnung gegen ihr Regiment begann und daß die Revolution jetzt von allen Seiten über sie hereinbrechen werde. Aber sie besaß ein mächtig Naturell: keine Schwäche zu zeigen war jetzt die Hauptsache, und sie sah auf die düsteren faltenreichen Gesichter der Parlamentsräte mit großen, festen Augen und so lange, daß mancher von ihnen seinen Blick senken mußte. Die Gewohnheit des Herrschens ist zur Hälfte die gerechte Fähigkeit des Herrschens: die Parlamentsräte waren im Rechte, und der fragend strafende Blick der Regentin setzte doch einige in die Verlegenheit des Unrechts. Sie sprach kein Wort zu ihnen, sondern winkte dem Diener. Dieser schien sie zu verstehen und ging hinaus. Unterdes faltete sie die Briefe; als sie damit fertig und der Diener noch nicht zurück war, stand sie auf und schritt auf die Parlamentsräte zu. Der Vizepräsident derselben hielt dies für den erwarteten Augenblick und begann zu reden.

„Geduld," unterbrach sie ihn, „noch ist Wichtigeres zu erledigen, als Euer Beileid anzuhören!"

„Nicht unser Beileid allein auszudrücken sind wir gekommen."

„Es ist Euer Amt, alles in Beschwerden einzuhüllen," unterbrach sie ihn von neuem, „und so werdet Ihr denn auch im Augenblicke großer Landesgefahr die ersten sein, welche mit Klage und Beschwerde Entzweiung erheben werden, statt auf doppelt nötige verstärkte Einigung zu denken. Dies Klappern Eures Handwerks hat Euch bisher immer weiter vom Platze der Herrschaft entfernt und wird Euch, wenn Ihr so fortfahrt, noch weiter davon entfernen."

Bei diesen Worten kam der Diener mit brennenden Wachskerzen zurück, stellte sie auf den Schreibtisch der Regentin und legte Siegelwachs, Seidenfaden und Petschaft daneben. Aber es folgten ihm auf dem Fuße eine Menge halb herrenmäßig halb bürgermäßig gekleideter Männer, die sich hinter den Parlamentsräten aufstellten. Es war dies die Munizipalität von Paris, und auch von dieser mochte die Regentin kein bloßes Beileid erwarten, das Zucken ihres Antlitzes verriet, daß sie der fortgesetzten Vorbereitung solcher Massenangriffe schwerlich länger die Spitze bieten könne und eine neue Wendung des Benehmens suchen müsse. Im Stile ihres stolzen Benehmens wenigstens Zeit für Überlegung zu gewinnen, wendete sie sich zum Diener, der das Siegelwachs schon bereit hielt, und reichte ihm den ersten Brief. Er träufelte das Wachs darauf und überreichte ihn dann wieder der Regentin, welche, nachdem sie das Petschaft darauf gedrückt, nach dem italienischen Boten rief. Dieser Unglücksbote, mit Schweiß und Kot bedeckt, hatte in einem Winkel des Saales geharrt. Als er hervortrat, streckte die Regentin ein offenes Blatt dem Diener hin, mit dem Finger den Ort andeutend, wohin das Wachs zu träufeln sei, und sprach gleichzeitig zu dem Kurier:

„Dein Dienst soll dir königlich belohnt werden. Du hast uns eine Unglücksnachricht gebracht, aber eine Nachricht, daß das Unglück geringer sei, als unsere aufgeschreckte Einbildungskraft sich vorstellte. Hilf nun durch deine Eile, daß dem Könige rasch geholfen werde. Je schneller du diesen Brief nach Madrid beförderst, desto eher ist der König von Frankreich wieder in Paris. Hier — und dabei siegelte sie das offene Blatt — ist dein Geleitsbrief. Gott schütze deine Eil!"

Der steif gewordene Bote polterte hinaus, und die Regentin siegelte schweigend weiter. Dann übergab sie drei Briefe dem Diener, bei jedem langsam die Aufschrift vorlesend: „An den Herzog von Geldern — der Reiter soll fliegen und dem Herzoge mündlich wiederholen, daß er seine Landsknechte geradeaus über Paris führen soll; — An den Herzog von Guise — er soll die Truppen aus der Champagne ebenfalls über Paris führen; — An den Grafen Lautrec von Foix, der die savoyische Grenze zu besetzen hat — für die beiden ersten die besten Pferde aus meinem Stalle!"

Als der Diener hinausging, blieb sie nachdenkend, von den Deputationen abgekehrt, vor dem Tische stehen, einen noch ungesiegelten Brief, wie es schien bloß mechanisch ergreifend. Es fing an, bei dem ununterbrochen strömenden Regen zeitig dunkel zu werden, und die zwei Kerzen auf dem Armleuchter erhellten den düstern Saal nur notdürftig.

Der Vizepräsident unterbrach jetzt zum zweitenmal die Stille, und jetzt hatte die Regentin keine Veranlassung mehr, ihn wiederum zu unterbrechen. Er trug in nachdrücklichen und an Kraft immer wachsenden Worten die Beschwerden des Parlamentes vor, welches seit Jahren vom Könige beeinträchtigt worden sei. Das Parlament habe das Konkordat nicht einregistriert, und doch nehme die Regierung fortwährend Bezug darauf, als wäre es ein unbestrittenes Gesetz. Das Parlament bestehe darauf, daß die frühere Ordnung der kirchlichen Dinge, der alten Pragmatika gemäß, allein gesetzlich sei.

Das Parlament verlange ferner, daß die Stellen im Staatsdienste, vor allem die Richterstellen nicht fürder käuflich sein sollten für Geld; es werde der Richterstand aufs gemeinste dadurch entwürdigt. Das Parlament verlange nachdrücklich, daß die außerordentlichen Kommissionen für immer abgeschafft würden. Sie entzögen den Angeklagten alle Sicherheit freien Richterspruches, sie entwürdigten das Recht zum Liebediener der Gewalt. „So ist Semblançay", setzte der Präsident hinzu, „auf eine unrechtmäßige Weise verurteilt worden, ein Mann, der uns allen für tugendhaft gilt, ist von einer der Parteilichkeit verdächtigen Kommission geradezu gemordet worden, und unser Kanzler, mit Entrüstung müssen wir es sagen, steht all diesen Ungesetzlichkeiten an der Spitze! Er wird von uns allen seiner Stellung für unwürdig erklärt, und wir bestehen darauf, daß er von dieser Stunde an sein Amt niederlege und vor Gericht gestellt werde."

„Der Kanzler Duprat?"

„Duprat! Duprat!" schrien die Räte allesamt. „Er werde gerichtet zur Sühne Semblançays!" riefen die Kühnsten, als der erste Ruf verhallt war. Jedermann vernahm diese Worte, und Duprat zitterte in Todesangst.

„Ist dies alles, was ihr in so günstiger Stunde verlangt?" sprach nach einer Pause die Regentin.

„Die unglückliche Stunde des Landes sei wenigstens eine günstige für das bürgerliche Recht," entgegnete der Präsident, „welches Gefahr läuft, in einem willkürlichen Regimente des Königs unterzugehen. Der Himmel hat den König gestraft, das Schwert, worauf er überall allein sich gestützt, ist zerbrochen, es ist also jetzt der richtige Augenblick für uns, zurückzufordern, was man uns mit Gewalt entrissen hat, unsere Rechte und Freiheiten! Der Himmel hat ein Zeichen gegeben, daß es anders werden muß, wenn Frankreich bestehen soll. Die schreckliche Niederlage bei Pavia ist Strafe des Himmels! Ihr laßt die Ketzerei überall

ungestraft ihr Haupt erheben; worauf sollen wir schwören und schwören lassen, wenn die Regierung uns die Religion anbrechen und verdächtigen läßt? Wir verlangen Gericht gegen die Ketzer!"

„Gericht gegen die Ketzer!" schrien die Räte und die Munizipaldeputation stimmte donnernd ein in diesen Ruf. Die Szene ward tumultuarisch, und die Regentin hatte die Übermacht vornehmer Ruhe hiermit verloren. Alles drängte sich näher an sie heran. Auf Duprat und Budé blickend schien sie zu überlegen, ob es nicht geraten sei, diese beiden Männer zu opfern, um den ausbrechenden Sturm zu beschwichtigen. Budé erkannte mit Schrecken, daß alles wieder zu seinem Nachteil geändert sei und das Entsetzen, welches ihm vorher, da für seine Freundin keinerlei Aussicht vorhanden schien, fremd geblieben war, ergriff ihn jetzt, da er wieder hoffen durfte, sie dem Könige zuzuführen. Er griff wie ein Ertrinkender um sich und faßte die Hand des greisen Duchatel. Dieser alte würdige Mann folgte auch sogleich der Aufforderung, und mühsam den leeren Sessel der Regentin ersteigend, gebot er mit mächtiger Priesterstimme Ruhe.

Er war ein allgemein verehrter Mann: einer nach dem andern schwieg, als man ihn erblickte und hörte, und er gewann Raum, zu sprechen und zum Frieden zu mahnen. Ehe dies indes wirksam geschehen konnte, schrie einer der Munizipalmänner, welcher hinten im Getümmel verblieben war und welcher den zur Ruhe winkenden und sprechenden Bischof noch nicht gesehen und gehört hatte: „Greift zu, ihr Herren! Es kommt eben Botschaft vom Gouverneur, daß er sich zu uns schlägt und uns Waffen ausliefert. Die Valois können Frankreich und Paris nicht mehr schützen, wir müssen es selber tun! Greift den Budé, der unsere Söhne verderben läßt durch kauderwelschen Unterricht und der als Hauptketzer die Not über uns heraufgebracht hat. Er ist zwar mager genug," setzte der dicke Mann, ein

Kupferschmied, der sein Viertel mit Nachdruck zu regieren wußte, mit einem Anfluge guter Laune hinzu, „mager genug, um einen schlechten Braten abzugeben, aber bei schlechter Zeit und zur Fastenzeit schickt sich's nicht anders, greift ihn!"

Die Munizipalherren drängten sich hinzu, diesem Aufrufe zu folgen, die Regentin zog sich so gut es anging aus dem Tumulte zurück, und schien die beiden bedrohten Männer aufzugeben; Florentin, der ihr zur Seite gewesen, hatte sich davongemacht. Da erhob sich Margareta, die bis daher teilnahmslos verblieben war und drängte sich durch die Menge zu Budé und Duchatel und griff, als sie ihre Stimme und ihre Gebärden ungehört und unbeachtet sah, einen der Parlamentsherren nach dem Degen, zog ihn rasch aus der Scheide und schwang ihn verwegen um die Köpfe der nahe zusammengedrängten Aufrührer, so daß diese teils vom Blitzen, teils vor der leicht verwundenden Berührung zurückwichen und ein leerer Raum sowie eine augenblickliche Stille entstand. „Seid ihr Franzosen?!" rief sie heftig, diesen Augenblick der Stille benutzend, „nimmermehr seid ihr das! Ihr zeigt euch roh im Unglücke, roh gegen Frauen, roh gegen Leidende! Kennt ihr mich? Wißt ihr, daß ich des Königs Schwester, daß ich eine Valois bin, daß ich das grenzenlose Elend erlebe, von meinem unwürdigen Gatten zu hören, seine Feigheit sei schuld am Unglücke bei Pavia!"

„Desto schlimmer für uns," schrie der Kupferschmied, „wenn die Prinzen von Geblüt hinter dem Hochmute die Feigheit verbergen." — „Ist's ein Grund, größere Rücksicht zu verlangen, wenn man das Unglück hat, größere Schuld zu haben?" setzte ein Parlamentsrat hinzu, und die Dazwischenkunft der Herzogin schien die Aufregung nur zu steigern. Umsonst rief der Bischof Duchatel mit gewaltiger Stimme über den Lärm hinweg und ermahnte zum Frieden, die Parlamentsräte ergriffen eigenhändig den ihnen verhaßten Duprat, die Munizipalherren ergriffen Budé, und in politischer

Meinung vereinigten sich alle zu der offenbar vorgefaßten Absicht, dem Frauenregimente der Valois ein Ende, und den nach Alençon nächsten Prinzen von Geblüt, den Herzog von Vendôme zum Regenten zu machen. Da, als sie sich bereits mit ihren Gefangenen zum Rückzuge wendeten, änderte sich die Szene: dröhnenden Schrittes marschierten die Trabanten des königlichen Hauses, auf Befehl der Regentin heimlich durch Florentin herbeschieden, in den Saal, durchbrachen mit vorgehaltenen Hellebarden die erschreckt auseinanderfahrenden Aufrührer und teilten das große Gemach, zwei Mann hoch aufgestellt, von der Tür bis an die entgegengesetzte Wand und linkshin wie rechtshin die Spieße streckend, in zwei Teile. Die Regentin, dies voraussehend, hatte sich hinter den Schreibertisch Duprats der Thür gegenüber aufgestellt und erhob nun, da der Schrecken vollständiges Stillschweigen herbeigeführt, ihre Stimme:

„Das Parlament von Paris liefert seinen Vizepräsidenten, der unehrerbietig und aufrührerisch gesprochen, als Geisel aus, damit er im Chatelet den Ausgang der Klage, welche ihr gegen den Kanzler Duprat erhoben, abwarte!

Die Munizipalität von Paris tut desgleichen mit Darennes, dem Kupferschmiedmeister, und darf sich versichert halten, daß sein Kopf fällt, sobald die Munizipalität noch einmal einen nur entfernt dem heutigen ähnelnden aufrührerischen Schritt versucht. Der Herzog von Vendôme wird euch weitere Nachricht von mir geben, wenn ihr vor Ankunft der Geldernschen Landsknechte und Guises Truppen noch eine nähere Auskunft begehrt. Prevost, tut, wie ich befohlen!"

Der Anführer der Trabanten verhaftete, ohne irgend einen Widerstand zu finden, die beiden bezeichneten Männer, und alle übrigen entfernten sich eilig, als auf einen Wink der Regentin der durch die Trabanten besetzte Ausgang frei gegeben wurde.

Noch in derselben Nacht reisten die Regentin, die Herzogin und Budé gegen Lyon: diese, um dem Süden näher alle möglichen Anstalten zur Unterstützung oder Befreiung ihres Sohnes und zur Deckung der Landesgrenzen zu treffen, letztere beide, um mit der Gräfin Françoise, welche durch einen Eilboten nach Avignon beschieden wurde, dem Könige Gesellschaft und Trost in die Gefangenschaft zu bringen. Die Regentin erhob sich in dieser schrecklichen Lage zur Höhe einer umsichtigen, mäßigen und doch energischen Herrscherin und zur Höhe einer Mutter, welche alle Vorurteile zum Opfer brachte, die schmerzhafte Lage ihres Sohnes zu erleichtern. „Es ist gleichgültig," sagte sie zu Budé, „was ich bisher von der Chateaubriant gedacht und wie ich in ihrem Betreff gehandelt habe, sie ist meinem Sohne wert, und fern sei es von mir, sie ihm von nun an, da er des Trostes so bedürftig ist, zu entziehen. Mit dieser Änderung der Lage verschwindet auch mein Groll gegen Euch und Ihr könnt meines Schutzes sicher sein. Ihr seid meinem Sohne ebenfalls wert, Ihr seid welterfahren, seid im Vatikan von Eurer früheren Gesandtschaft her bekannt, seid vertraut mit den hundertfältigen Verhältnissen Italiens, die jetzt bei der ungebührlich aufschießenden, den Italienern unbequemen Übermacht des Kaisers leicht für einen Umschwung zu handhaben sein werden, geht und arbeitet für Befreiung meines Sohnes, für Milderung der Niederlage. Ihr werdet die Italiener bereit finden, sie hassen den Spanier; hütet Euch vor Lannoy, dieser Wallone gehört dem Kaiser, aber schließt Euch an Pescara, er ist zugänglich und begabt und redet Bourbon ins Gewissen. Vor allen Dingen befreit meinen Sohn und ermahnt ihn, sich als Gefangener Italiens, nicht des Kaisers zu zeigen. Sucht eine Küstenstadt für seinen Aufenthaltsort auszuwirken und eilt, eilt!"

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Zwölfter Band.

Gräfin Chateaubriant. III.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

13.

Die Sonne war untergegangen nach einem heißen Herbsttage, eine leichte Abendluft hatte sich erhoben und wehte anmutig durch die hohen Buchsbaumhecken, welche ein uraltes Turmgemäuer umwucherten. Aus diesem Turme, welcher ringsum verschlossen, während der Tageshitze kein Lebenszeichen verraten hatte, stiegen jetzt zwei Diener die steinerne Treppe herab in einen Gartenraum, der durch undurchdringliche Hecken des wilden Feigenbaumes und der Aloe an den Seiten abgeschlossen war von tiefen Abgründen, und der im Hintergrunde begrenzt wurde durch einen uralten spanischen Palast. Hinter diesem Palaste dachte sich die Landzunge ab, und das Terrain verband sich gleichförmiger mit der tiefer liegenden Stadt. Diese Stadt war Madrid, jener Palast ward bewohnt vom Herzoge von Infantado, jener Turm war der Alcazar, eine Feste aus der Maurenzeit, wie sie sich in jeder bedeutenden Stadt des mittlern und südlichen Spanien vorfand.

Hierher hatte der spanische König und römisch-deutsche Kaiser Karl seinen Gefangenen von Pavia bringen lassen, und erst seit er ihn hier hatte, hielt er sich des Gefangenen für versichert. Daß es soweit gekommen war, lag vorzüglich in den so ganz voneinander verschiedenen Charakteren der beiden Herrscher: Karl V., ein nüchterner Politikus verstand es wohl, den poetischen König Franz zu berechnen, dieser aber, königlichen Sinnes phantasierend, königlichen Stil auch im siegreichen Gegner voraussetzend, irrte sich völlig in diesem Kaiser und gab sich ihm dadurch völlig in die Hände.

Dies hatte sich folgendermaßen zugetragen.

Lannoy hatte nach dem Siege von Pavia den König Franz, um ihn dem Enthusiasmus der kaiserlichen Truppen und einem aus solchem Enthusiasmus leicht möglichen Befreiungsversuche zu entrücken, nach der Festung Pizzighetone geführt. Diese liegt an der Adda zwischen Lodi und Cremona. Es kam diesem verschlagenen Wallonen alles darauf an, den gefangenen König den Einflüssen Pescaras und Bourbons zu entziehen, und er hütete ihn deshalb so unscheinbar, aber auch so sorgfältig wie möglich vor aller Berührung mit diesen Heerführern, die sich mit vollem Rechte vorzugsweise den Erfolg von Pavia zuschrieben, und hütete ihn ebenso vor der Verbindung mit den Franzosen, welche sich unter allen Gestalten herzudrängten. An dieser Vorsicht scheiterte auch die Hoffnung der Regentin, ihrem Sohne in der Schwester, der Geliebten und dem Freunde Trost und Rat zu senden. Umsonst blieb Margareta nach reiflicherer Überlegung in Marseille zurück und ließ Françoise und Budé vorausziehen gen Pizzighetone, um auszukundschaften, ob es für die Schwester des Königs ratsam sei, sich unter die Feinde des Reiches zu wagen, und ob ein unmittelbarer Verkehr mit dem Könige von Lannoy zu erlangen sei. Lannoy war zu sehr auf seiner Hut, um dem Könige Ratschläge zukommen zu lassen, und Budé hatte ja wochen- ja mondenlang die Herzogin zu vertrösten. Er selbst und Françoise konnten nicht zu dem Gefangenen durchdringen und erfuhren am 8. Juni zu ihrem großen Schrecken daß der König zur Nachtzeit hinweggebracht worden sei von Pizzighetone.

Es war nämlich Lannoy gelungen, König Franz in dem ritterlich phantastischen Glauben zu bestärken, Kaiser Karl betrachte des Gefangenen Lage vom edelsten Standpunkte, und es gebe für den König nichts Ratsameres, als sich ohne Rückhalt der Großmut des Kaisers anzuvertrauen. Die Art, wie Kaiser Karl die Nachricht von der Schlacht bei Pavia aufgenommen, war allerdings geeignet, auch einen nüchternen

Gefangenen in falsche Hoffnung einzuwiegen. Er hatte nicht gestattet, daß Siegesfeuer angezündet und daß die Glocken geläutet würden. Der Sieg sei so groß, hatte er erklärt, daß Gott allein die Ehre gebühre, und daß er die schönste Veranlassung sei, durch Milde gegen den Feind sich dankbar zu erweisen. „Noch mehr!" setzte Lannoy hinzu, indem er dies dem Könige berichtete. „Der Bischof von Osma hat dem Kaiser geraten, Eure Majestät sobald wie möglich und so billig wie möglich freizugeben; denn — hat er bemerkt — man kann ihn doch nicht in immerwährender Gefangenschaft halten, und wenn man ihm zu harte Bedingungen auferlegt, so wird er sie brechen und den Krieg wieder anfangen mit Aufbietung aller Kräfte Frankreichs, welches trotz des Sieges bei Pavia noch unberührt von uns geblieben ist."

So war's gekommen, daß Franz in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft den hingebendsten Brief an den Kaiser geschrieben hatte. „Ich habe", hieß es darin, „keinen andern Trost in meinem Leide als die Hoffnung auf Eure Güte. Seid Sieger Eures Sieges! — Der Wille eines Fürsten wie Ihr kann nur ein ehrenvoller und großmütiger sein. Und für solche Ehrenhaftigkeit und solches Erbarmen mit mir könnt Ihr aus einem unnützen Gefangenen Euch einen Sklaven für immerdar in mir umtauschen."

Solche Hingebung war dem Charakter des Königs Franz vollkommen angemessen: das etwa Erniedrigende darin war für die Gesinnung, aus welcher es entsprang, keineswegs erniedrigend. Er war durchdrungen von dem ritterlichen Gedanken, der erbetenen Großmut dankbar zu entsprechen, und um so größere Opfer zu bringen, je freier man die Wahl des Opfers ihm selbst überließe. Seine Befangenheit und sein Irrtum über die Zeitverhältnisse bestanden eben darin, daß er eine Zeit der bereits überall nötig gewordenen gewinnlustigen Politik so behandelte, als ob die europäischen Staaten in scharf gezogenen Grenzen und auf unwandel-

baren Grundpfosten vorlägen, und als ob er und der Kaiser, zwei Hauptpersonen im Kampfe für europäisches Gleichgewicht oder Übergewicht eines Staates, zwei Privatpersonen werden könnten um einer ritterlichen Wallung halber, die ihm eigentümlich war. Außerdem fühlte sich sein Naturell durch die Gefangenschaft zu ausschweifenden Schritten gedrängt. Dies Naturell, an freie Bewegung, an große Unternehmung gewöhnt, ward durch die Gefangenschaft bis zur Verzweiflung gepeinigt und ward dadurch zu übertriebenen Entschlüssen für sich und gegen sich gedrängt. Die letztere Richtung machte sich denn auch in ebensolchem Übermaße geltend, als die Antwort des Kaisers eintraf und die bitterste Enttäuschung für ihn brachte. Der Kaiser verlangte nicht weniger als: Burgund und die Picardie für sich, die Provence und das Dauphiné außer den früheren Bourbonschen Ländern für Karl von Bourbon, und die Normandie und die Guyenne und Gascogne für den König von England, so daß also das bereits so stolze Königtum Frankreich auf ein eingeengtes Binnenfürstentum zurückgebracht worden wäre. Franz riß sein Schwert aus der Scheide, schrie dem Gesandten des Kaisers zu: „Sagt Eurem Kaiser, daß ich lieber sterben als darein willigen wolle“ und war im Begriffe, sich zu entleiben. Mit großer Mühe ward er daran verhindert. — Auf die Überspannung nach dieser Seite folgte denn nach einigen Wochen neue Abspannung, und er ließ dem Kaiser antragen, daß er all seine Rechte auf Italien und Flandern aufgeben, daß er Bourbon in alle verlorenen Rechte und Besitztümer einsetzen und ihm seine Schwester Margareta zur Gattin geben wolle — der Herzog von Alençon nämlich war vor Scham und Gram einige Wochen nach der Schlacht von Pavia gestorben — daß er endlich des Kaisers Schwester, die Königinwitwe von Portugal ehelichen und Burgund als die ihr gehörige Mitgift, welche den Kindern aus dieser Ehe verbliebe, anerkennen wolle.

Dies tat er, obwohl er Françoise in seiner Nähe wußte, denn Lannoy hatte ihm dies, um sein Verlangen nach Freiheit zu stacheln, keineswegs verschwiegen, er tat es, denn er lechzte nach Freiheit.

Aber dem Kaiser genügte es bei weitem nicht; nach wochenlangem, ungeduldigem Harren kam wieder ein ablehnender Bescheid, und Lannoy sah nun sein Opfer so weit zermalmt, als er es wünschte, um den ihm zugedachten Hauptschlag mit Erfolg versuchen zu können. Er redete ihm vor, diese Schwierigkeiten entstünden nur durch die einratenden und zwischentragenden Minister und Gesandte, und würden auf der Stelle verschwinden, wenn die beiden Herrscher persönlich miteinander unterhandeln könnten. Dieser Vorschlag war nur zu gut auf den Charakter des Königs Franz berechnet: mit einer mächtigen und ihrer Macht sich bewußten Persönlichkeit begabt, hoffte er, in Spanien selbst, Aug' in Auge mit dem Kaiser leichtlich ans Ziel zu kommen. Er sah schon die großherzigen spanischen Granden um sich, denen die ritterlichen Traditionen noch in Fleisch und Blut lebten, und die ihm sicherlich beistehen würden, es reizte ihn, auf eine so eigentümliche Weise Spanien selbst zu sehen und diesem stolzen Volke einen auch im Unglücke stolzen König zu zeigen; er lechzte überdies nach einer Abwechselung seines unerträglich einförmigen Zustandes in der Feste Pizzighetone. Jeder Gefangene glaubt, etwas anderes werde auch etwas Besseres sein. Hätte Franz nur ein einziges Mal mit Budé sprechen können, der neben Françoise in einem Landhause an der Adda wohnte und harrte, er wäre von seinem unseligen Vorhaben schnell abgewendet worden. Budé hatte sich überall Verbindungen eröffnet, außer Lannoy zeigten sich ihm alle Führer zugänglich, ja es bildete sich bereits unter Pescaras Leitung und unter ganz bestimmter Form ein Abfall Italiens vom Kaiser, kurz, es war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß König Franz über kurz oder lang

in Italien befreit werden könne. Von alledem erfuhr der König nichts, und Lannoy wußte ihm im Gegenteile die romantische Idee einer Reise nach Spanien so wünschenswert darzustellen, daß König Franz ritterlichen Stiles sogar alle wahrscheinlichen Mittel einer Befreiung, die sich ihm auf der Überfahrt bieten konnten, selber unmöglich machte, um nur die Reise möglich zu machen. Der Befehl der Regentin nämlich, mit den Galeeren an der italienischen Küste zu kreuzen, um für eine Befreiung des Königs bereit zu sein, war sorgfältig ins Werk gesetzt worden: Doria, im Dienste Frankreichs, und Lafayette überwachten scharf das Ligurische und das Tyrrhenische Meer; Lannoy hätte die Überfahrt nach Spanien mit dem Könige nicht wagen können, hätte ihm nicht der König selbst einen Befehl an seine Admirale ausgestellt, einen Befehl des Inhalts, daß sie der Überfahrt Lannoys nicht nur durchaus nicht hinderlich sein, sondern sogar sechs französische Galeeren zum sicheren Geleit bis an die spanische Küste mitsenden sollten!

Unter solchen Umständen verließ der Vizekönig von Italien Lannoy mit seinem verblendeten Gefangenen in der Nacht des 7. Juni die Feste Pizzighetone, ging mit ihm nach Genua und schiffte sich dort ein nach der katalonischen Küste.

Es war eine jener zauberischen Nächte Italiens: unter dem beginnenden Mondscheine schwamm ein weißer Duft, welcher die Gegenstände phantastisch einhüllte, und die von der Hitze des Tages befreiten Menschen schwärmten singend umher zwischen Weinbergen und Maisfeldern. Françoise und Budé waren unter ihnen, als ein großer Trupp wallonischer Reiter aus der Festung heraus die Straße entlang gezogen kam. Sie hüllten wie in einen ehernen Mantel den kostbaren Gefangenen ein, aber die ahnende Liebe, Françoise, meinte über all die verdeckenden Reiterköpfe hinweg die weiße Feder, die eigentümliche Kopfhaltung ihres Königs zu entdecken, sie verließ hastig den Arm Budés

und rief „François!“ — die weiße Feder wendete sich, aber der Zug setzte sich in Trab, Budé trat zu ihr und schalt sie eine Törin.

Am andern Morgen wurde es kundig, daß die Liebe ganz recht gesehen, und daß König Franz Pizzighetone verlassen habe. Budé flog mit Françoise zu Pescara nach Mailand — dorthin, hieß es, sei der König, obwohl er zum Tor von Piacenza herausgeführt worden sei. Der König war nicht in Mailand, und Pescara stellte sich, wie Budé glaubte, ebenfalls überrascht. „Lannoy“, sagte er nachdenkend zu der eindringlich bittenden Françoise, „hat davon gesprochen, den König nach Neapel zu bringen. —“

„Nach Neapel, Budé!“

Umsonst eilten sie dahin, Pescaire und Bourbon waren ebenfalls getäuscht, auch ihnen wurde der König entführt!

In Valencia ward er gelandet und dort von den schönen Frauen des Landes, von den ritterlichen Granden mit mannigfachen Zeichen von Teilnahme, ganz wie er erwartet hatte, empfangen. Er stach auch so vorteilhaft ab von dem wortkargen, ernsten Karl, der immer mit stillen politischen Plänen beschäftigt war, und um Glanz und Schimmer der Erscheinungswelt sich wenig kümmerte. Aber Karl hatte natürlich kein Wohlgefallen an den Äußerungen der Valencianer und ließ ihn vom Schlosse Xativa bei Valencia, wo auch ein Handstreich vom Meere her für Befreiung des Gefangenen zu fürchten war, nach Madrid führen. Ein Turm des Alcazar nahm ihn hier auf, ein Gartenplatz, wie er oben beschrieben ist, war ihm zum Spaziergang angewiesen, ein Maultier, welches er der Erwartung gemäß ausschlug, ward ihm zu jeweiligem wohlbegleitetem Ritt angeboten, und der spanische König, der römisch-deutsche Kaiser, auf dessen persönliche Bekanntschaft Franz so große und teure Hoffnung gesetzt, Karl ließ sich nicht blicken, nicht in Madrid, nicht im Alcazar. Er blieb in Toledo und entschuldigte sich mit

dringenden Regierungsgeschäften; denn er fürchtete mit Recht, bei persönlicher Unterhandlung zur Großmut genötigt zu werden, und er trachtete, ein nüchtern politischer Mann, nach größtmöglichem politischem Gewinn.

So war dem getäuschten Könige in herbem Jammer der Sommer und Herbst überaus traurig vergangen, schwere Melancholie hatte sich seines sanguinischen Temperamentes bemächtigt, sein Antlitz war blaß, sein Auge eingefallen, sein sonst so stolzer Gang schwankend, als er an jenem Herbstabende in seinen Garten heraustrat. Die Gefängniswärter trugen ein Ruhelager hinter ihm her und setzten es ins Freie, denn er war so abgemattet, der sonst so ungestüme Mann, daß er nach einigen Gängen sich immer niederlassen mußte. War es ein Wunder? Völlig vom Glück verlassen, ein Mann, der des Glückes bedurfte, wie die Pflanze der Sonne bedarf, sah er überall das gelingen, was er für niedrig hielt, sah er ungestraft das verachten, was ihm die Seele des Lebens war. Die Felonie Bourbons war siegreich, der unkönigliche Kaiser — denn wie er einen so vertrauensvollen Gefangenen behandelte, das mußte diesem Gefangenen unkönig lich erscheinen — schritt unaufhaltsam vorwärts zur alleinigen Herrschaft in Europa! Die Gemeinheit regiert die Welt, und das Rittertum wird Schimäre! In diesen Worten drückte er bitterlich aus, was ihm die Seele zerfraß.

Diese Abendstunden waren seit Monden sein einziger geringer Lebensreiz; die Freunde, welche mit ihm gefangen waren, Chabot de Brion und Anne de Montmorency sahen es ungern, daß er sich stets um diese Zeit von ihnen trennte, weil sie meinten, er ergebe sich in diesen Stunden völliger Einsamkeit noch rücksichtsloser der Sorge und Verzweiflung. Dem war aber nicht so: sein überaus bewegliches Herz hatte ein romantisches Interesse gefunden und zehrte daran mit der Unbefangenheit und gedankenlosen Hingebung eines Edelknaben. Allabendlich nämlich vernahm er einen Gesang, der

ihm von Blois her teuer war, eine Romanze, die Françoise oft auf dem Balkone seiner Schwester gesprochen, und welchem er, damals vom ersten, lieblichen Liebeszauber für die schüchterne Gräfin gefesselt, mit Entzücken auf der Terrasse gelauscht hatte. Stammte die Romanze aus der halbspanischen Heimat Françoisens, und war sie deshalb auch in Madrid bekannt, oder lag noch eine nähere Beziehung zum Grunde, er wußte es nicht, er empfand nur, daß sie ihn anfänglich wie vergangenes Glück und mehr und mehr wie ein neu erreichbares Glück gemahnt hatte. Die Altstimme der Sängerin war so geheimnisvoll kräftig und innig, und das Geheimnis, in welches sie sich hüllte, verdrängte von Tag zu Tage mehr die Anknüpfung an Françoise, erhöhte den Reiz des Abenteuers, das keinen weiteren Zweck zu haben schien. Die Stimme kam aus dem alten Palaste, der seinen Garten begrenzte, und zuweilen erschien auf kleinem Balkone am linken Flügel des Palastes eine Frauengestalt; sie schien die Sängerin zu sein, sang aber nie, wenn sie sich zeigte, und zeigte sich nur bei dunklen Abenden, niemals im Mondesschimmer. Mehrmals schon hatte Franz sie angeredet, denn es trennte ihn nur ein eisernes Gitter von dem schmalen Vorplatze des Palastes, niemals aber hatte sie ihm geantwortet, immer war sie vom Balkone verschwunden, wenn er ans Gitter trat und die Stimme erhob.

Es standen keine Wachen hinter diesem Gitter, und es war ihm frei gestellt, in jenem Palast einzutreten, in welchem Brion und Montmorency ihr weniger behindertes Gefangenleben führten. Aber er hatte, da denn der Kaiser einmal ihn streng wie einen Gefangenen angesehen wissen wollte, von vornherein trotzig darauf bestanden, dieser Gefangenschaft auch alles Ansehen einer kleinlichen Behandlung zu geben: er hatte mit Entrüstung das angebotene Maultier ausgeschlagen und niemals mit einem Schritte den Palast betreten. Er wußte, daß in den jenseitigen Höfen des Palastes,

ja unter ihm am Fuß der Abgründe, Trabanten und Späher in Menge Wache hielten, und daß der Herzog von Infantado, wenn auch nicht unter offiziellem Namen sein Hüter sei. Wie oft ihn dieser auch einlud, das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen, oder seine Schachpartie bei ihm zu spielen, immer hatte es der König stolz abgelehnt mit dem Bemerken, er sei des Kaisers Gefangener im Alcazar, und er wolle den Schlummer des römischen Kaisers dadurch nicht beunruhigen, daß er einen Fuß aus seinem Gefängnisse setze; wenn ein Grand von Spanien mit dem Könige von Frankreich speisen wolle, so möge er sich nach dem Alcazar bemühen.

Brion und Montmorency, die täglich zu ihm kamen, wußten ihm über die Sängerin keine weitere Auskunft zu geben, als daß der Herzog wohl eine schöne Tochter haben, daß er sie aber in der Einsamkeit eines Klosters versteckt halten solle, weil er sie nicht liebe, und sie, wie man das zu tun pflege mit Dingen, die man der Welt nicht zuträglich erachtet, für den Himmel bestimmt habe. Im Palaste werde nie eine Dame gesehen, der man eine so junge, schöne Stimme zutrauen könne.

König Franz war an jenem Abende mehr als gewöhnlich erschöpft; der Arzt, welchen ihm der Herzog von Infantado seit einiger Zeit täglich sandte, hatte erklärt, es leide der König an einem verzehrenden Fieber, und es sei wahrscheinlich, daß seine Lebenskraft völlig erliege, wenn man nicht ein Mittel fände, seinen gesunkenen moralischen Mut aufzurichten. Auf der Stelle hatte der Herzog von Infantado, welcher ohnedies wie die sämtliche Grandezza Spaniens mit der Behandlung des Königs unzufrieden und dem leidenden Ritter zugetan war, einen Reitenden nach Toledo gesendet und dem spanischen Könige melden lassen: er sei in Gefahr, alle Vorteile einer so ungewöhnlichen Gefangenschaft mit dem Gefangenen selbst, der sichtlich dem Tode ent-

gegen gehe, zu verlieren. — Das Gerücht von diesem Zustande hatte sich in Madrid verbreitet, und es waren an jenem Tage alle Kirchen angefüllt gewesen mit edlen Spaniern und Spanierinnen, die eingestandenermaßen für den König von Frankreich beteten. Ganz Madrid mißbilligte das Benehmen des Kaisers, und man erzählte sich mit einer gewissen Genugtuung, daß derselbe vor einigen Tagen einen flammenden Brief von Erasmus, dem gelehrtesten Manne in der Christenheit, erhalten habe, worin der tapfere, allen Künsten und Wissenschaften so. förderſame König Franz dem spanischen Könige starken Ausdruckes ans Herz gelegt, ja worin dieser letztere vor Europa verantwortlich gemacht worden sei, wenn durch seine Härte die Welt einen aller höheren Bildung so günstigen Herrscher verlieren sollte.

Vielleicht war diese Steigerung der besorglichen Lage des Königs ein Grund, daß jene romantische Frauenerscheinung im Palaste Infantado heute zum ersten Male zeitiger und deutlicher erschien als je vorher. Das erste Mondviertel stand am wolkenlosen Himmel, die Luft war ungewöhnlich klar; der König lehnte ermattet auf seinem Ruhelager, und die traurigsten Gedanken erfüllten ihn: in der Fülle seiner Kraft und seines Schaffens, in der Fülle seiner Lebenslust so lange gefangen zu sein! Denn er besaß, wenn auch nicht die Macht, doch den Trotz des Eigensinns, und hatte in solcher Stimmung schon zu wiederholten Malen den Gedanken gefaßt, das Gefängnis nie wieder zu verlassen, wenn es nur mit so ungeheurem politischem Opfer, wie der Kaiser es begehrte, geschehen könne. Überkam ihn der Trotz, dann fühlte er sich wohl eine Zeitlang erhoben, aber die Melancholie nahm ihn bald darauf nur um so mächtiger ein. Er war eine jener sonnigen Naturen, die zur Ertragung ihrer Existenz immer in irgend einem Winkel derselben eine kleine Freude sehen müssen, denen völlige Reizlosigkeit des Lebens der Tod selber ist. Jene kleine Freude ward dann,

unbekümmert um alle übrige Konsequenz seiner Lage, von seiner Phantasie groß gezogen und immer größer gebildet, bis sie alles übrige deckte und verbarg und dem ganzen Leben eine neue Gestalt verliehen hatte. Es mochte dies wohl eben die bildende Künstlernatur in ihm sein. Und zwar die bildende; denn es zeigte sich kein lyrischer Bestandteil dabei, wie ungetrübt sein Wohlwollen für Françoise von Chateaubriant war, seine Phantasie ging nicht zurück zu ihr, seine Phantasie — soll man sie eine egoistische oder eine stets schöpferische nennen? — schuf ihre Gestalten und Verhältnisse immer in vorteilhaftem Zusammenhange mit dem, was vor ihm lag. Zu einer dauernden Gefangenschaft in Spanien brauchte sie die Liebe einer vornehmen, spanischen Dame, welche mit den Gelegenheiten des Landes und der Landessitte vertraut, welche in den ihm zunächst liegenden Kreisen mächtig sei, ihm wenigstens ein beschränktes Paradies zu schaffen, welche vielleicht, denn Phantasie will keinen Zügel, aus dem Herzen des spanischen Landes heraus ungewöhnliche und deshalb mit der Ehre verträgliche Befreiung erschaffen könne. So waren seine Träume schon bei der unbekannten Sängerin, und sein Auge ruhte unwillkürlich auf jenem Balkone, als in der Tat eine Frauengestalt dort erschien und ihn unwillkürlich von seinem Sitze emporzog, wie man von den Mondesstrahlen sagt, daß sie den tödlich getroffenen Menschenvampir wieder beleben und zu voller Lebenskraft wieder aufrichten. Franz war vielleicht der Frauenliebe gegenüber eine solche Vampirnatur, und eine Atmosphäre neuer Frauenliebe hatte die Kraft übernatürlicher Belebung für ihn. Er schritt wie von Geistern getragen leise aber unaufhaltsam nach der linken Ecke des Eisengitters, wo er dem Balkone und der weißen Frauengestalt am nächsten, bis auf einige Schritte nahe war. Das Herz schlug ihm in lange entbehrter Freude, als er im Mondesschimmer eine feine jugendliche Gestalt zu erkennen

glaubte, und mit einer Stimme, die süße Erregung verriet, sprach er kastilisch: „Wer bist du, Engel, der mich in tiefem Leid erquickt?“

„Könnt' ich Euer Leid vermindern!“ klang die Erwiderung im reinsten Französisch, „wär' ich ein Engel, Euch wäre schon geholfen! Ich bin nur ein Bote, der Euch verkündigt, die bessere Zeit sei unterwegs. —“

„Sie ist schon da mit der Verkündigung!“

„Der spanische König wird kommen, er muß kommen auf die Berichte, die man ihm abgestattet hat von Euch. Ihr werdet Euch sprechen, und Euer Los wird sich wenden.“

„Wer bist du!“

„Hört mich weiter, königlicher Herr! Eure Schwester, die Herzogin Margareta hat von unserm Könige verlangt, daß er ihr Zutritt gestatte nach Spanien und in den Alcazar; sie hat ihn erlangt, sie kommt, Euch zu trösten, Euch zu pflegen, Euch zu befreien, und sie führt mit sich —“

„Führt sie dich mit sich, wenn sie mit mir von hinnen zieht? — Gutes Kind, der Weg über die Pyrenäen ist weit und schwer von Madrid für einen gefangenen König von Frankreich, und der Kaiser in Toledo ist weit, und sein Herz liegt tief, die kleinen Mittel finden es nicht aus, für mich lebt nur Trost im Herzen des Weibes!“

„Nun, dies Weib, dessen Herz Euch gehört, naht. —“

„Wäre sie da!“

„Morgen vielleicht ist sie schon da!“

„Warum nicht heute, warum nicht jetzt? Ich habe keine Zeit zu warten, mein Leben versiegt — laß sie da sein, reich mir deine Hand, Euer Kaiser hat mir so viel Freiheit gelassen, daß ich gerade deine Fingerspitzen berühren und in der Berührung mein erstarrtes Blut wieder beleben kann!“

„Und Ihr fragt mich nicht, wer mit Eurer Schwester kommt?“

„Ich habe keine Zukunft, schenk mir die Gegenwart!“
„Man kommt!“

Mit diesen Worten trat die Dame rasch ins Zimmer zurück. — Der König sah und hörte nichts; der Wiederkehr harrend stand er unbeweglich am Gitter; die Luft war ruhig, nicht das mindeste Geräusch störte die nächtliche Stille, aber eine Viertelstunde verging, und kein Lebenszeichen ließ sich vernehmen von dem Balkone. Da erklang endlich die Laute, die er schon so oft gehört, aus dem dunklen Balkonzimmer, und die Stimme, welche er bereits liebte, erhob sich, aber es war nicht das wohlbekannte Lied, es war eine kastilische Romanze, die langsam gesungen Wort für Wort zu ihm drang:

„Kam der König vom Gebirge,
Ritt ein rabenschwarzes Roß,
War der schönste, schwarz von Augen,
Unter einem schönen Troß,
War ein König, ganz ein König!

Hielt er still am Felsenschlosse
Unter steinernem Balkone:
‚Warum‘, rief er, ‚blasses Mädchen,
Bleibst du fern von meinem Throne,
Von den Armen deines Königs?‘

Niemand sah das blasse Mädchen,
Und nur er vernahm die Stimme:
‚Ach ich fürchte mich, mein König,
Vor der Liebe Lust und Grimme,
Vor der Liebe eines Königs!

Denn der König und die Sonne
Sehn zuviel, um treu zu sein,
Und der Herzen gar zuviele
Hoffen auf den goldnen Schein
Einer Sonne und des Königs!

Zieh vorüber, zieh vorüber,
Treue brichst du allerwegen —
Meine Arme sind verschlossen!
Doch mein Herz ist voller Segen
Ach für dich, du bist der König!‘“

Die Abwesenden haben unrecht! Das lag so tief im Blute des Königs Franz, daß ihm gar kein besonderes Nachdenken erweckt wurde über die Gleichgültigkeit, welche er gegen Françoisens verkündigte Ankunft bewiesen hatte. Denn verstanden hatte er es ganz wohl, daß sie es sei, von welcher die geheimnisvolle Dame sprach, als sie auf eine Begleiterin Margaretens hindeutete. Aber was da weiter? Sie war noch nicht da, sie war seit einem Jahre fern von ihm, was kann sich alles in einem Jahre verändert haben an Schönheit, an Verstand, an Interesse! Nicht daß er gedacht hätte: Du liebst Françoise nicht mehr, oder: sie wird nicht mehr schön, sie wird dir in diesem Augenblicke lästig sein! Nichts von alledem! Aber sie war nicht da, die Liebe zu ihr schwieg; vielleicht wird sie wieder laut sprechen, wenn er sie erblickt; er beschäftigt sich aber nicht mit einem Vielleicht des Interesses, er braucht unmittelbares Leben, er ist in vollem Anteile für die geheimnisvolle Dame, die ihm gestern nach Beendigung der wunderlichen, aber himmlisch gesungenen Romanze kein weiteres Lebenszeichen gegeben hat. Die ganze Nacht hindurch hat er die eigentümliche, wunderbar wohllautende Betonung gehört: „Ach für dich, du bist der König!“ Es gibt keinen feineren Reiz als den der Stimme, er weckt die zartesten verborgensten Kräfte unserer Phantasie und unserer Sehnsucht. Menschen, denen keinerlei Schönheit und Kunst einen edleren Eindruck machen kann, öffnet ein Ton das Herz, die Trivialsten fühlen von der Musik Empfindungen und Richtungen in sich angeregt, die ihnen sonst wildfremd geblieben sind und wohl auch mit dem Verklingen der Töne wieder wildfremd werden, kurz der Ton ist uns noch immer der größte Zauberer, weil wir den Nerv nicht bezeichnen können, den er und er allein berührt. Es ist ein Nerv eigentümlichen Denkens, eines Denkens, das von der hergebrachten Logik kaum die Kleidung entlehnt und in unerhörten Kreisen, halb Folgerung, halb Schöpfung, sich

bewegt. Dieser Magnetismus des Tons, wenn man verschiedene Elemente in eine Bezeichnung zusammenmischen darf, erfüllte dem Könige den 17. September 1525 mit jenem scheinbar grundlosen Rausche wohliger Phantasie, die nicht Rede steht über das Behagen, das sie durch alle Adern strömt. Es drängte ihn, Chabot de Brion, der seit Bonnivets Tode und durch die Mitgefangenschaft ihm am nächsten stand, das Abenteuer und die daher stammenden Wallungen seines Wesens mitzuteilen, als Brion wie gewöhnlich des Vormittags aus dem Palaste herüber kam in den Alcazar, um Gesellschaft zu leisten, die politische Lage zu besprechen oder Schach zu spielen mit dem Könige. Brion war ein edles Gemüt, aber er konnte sich doch einer freudigen Regung nicht erwehren, als er den König zum ersten Male so innerlich abgewendet sah von Françoise. Er wußte wohl, daß sich aus einer sinnlichen Untreue bei dem lebhaften Naturell des Königs keine Folgerung ziehen lasse auf dessen wirkliches Herzensinteresse, aber er sah mit freudigem Erstaunen, daß sich die jetzige Untreue des Königs auf eine viel bedeutendere Art ankündigte. Und wenn ihm dabei der Schmerz Françoisens vor die Seele trat, so erschien ihm auch daneben die eigene Liebe zu ihr, eine unendliche Liebe, die Ersatz bieten könne für den Verlust einer noch so reichen Welt. Denn zuversichtlich und stolz war der Liebling eines Königs Franz.

Er teilte also dem König bereitwillig mit, was er über die geheimnisvolle Dame zu vermuten sich berechtigt glaube. Der König werde sich erinnern, daß die Gräfin Chateaubriant in der letzten Zeit zu Fontainebleau eine junge Dame neben sich gehabt habe. —

„Foi de gentilhomme, ich habe sie am letzten Abende gesehen, und erinnere mich, daß sie wie ein Engel aussah! Aber —

„Diese Dame war, soviel ich weiß, dieselbe, welche auf Schloß Foix erzogen worden, eine Chimene von In-

fantado, die Tochter unseres Wirts, des Herzogs von Infantado, der eine unerklärliche Abneigung gegen sie hegen soll."

„Wie?"

„Ich weiß durch Meister Marot, daß sie mit der Gräfin Schloß Fontainebleau verlassen hat, um nach Spanien heimzukehren, es scheint mir also, da sie auch der Gräfin Lieder singt, ziemlich sicher zu sein, daß diese Unbekannte und Chimene von Infantado eine und dieselbe Person ist. Warum sie der Herzog uns allen sorgfältig verbirgt, mag Gott wissen, vielleicht eben um ihrer Schönheit und ihres Reizes willen, die keinem Franzosen bestimmt sein sollen."

Es war der erste glückliche Tag, den der König in seiner Gefangenschaft verlebte, er hoffte mit Ungeduld auf den Abend; das schwankende Bild Chimenens, welches er aus der Erinnerung hervorzuholen trachtete, verschönerte sich noch in seinen ungewissen Zügen mit dem Nebel spanischer Mondnacht, mit den Steigerungen, welche ihm der durch Leid überspannte König beilegte, und nahm all sein Sinnen und Träumen ein. Er beachtete die offiziell eingehende Nachricht nicht, daß seine Schwester wirklich unterwegs zu ihm sei, er beachtete nicht, daß der Herzog von Infantado, der Bischof von Osma und andere Granden ihm mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit an diesem Tage aufwarteten und mit ungewöhnlicher Zuversichtlichkeit versicherten, der König von Spanien werde nicht länger säumen, sich persönlich in Madrid einzustellen und die mißlichen Umstände des Königs von Frankreich zu schlichten — er harrte nur des Sonnenunterganges, und beklagte sich nur über die Hitze des Tages.

Diese Stimmung schlug indessen in die entgegengesetzte über, als der Abend kam, als eine Stunde nach der andern dem einsam am Gitter harrenden Könige verging, ohne daß die Balkontür sich geöffnet, ohne daß der mit Sehnsucht erwartete Gesang sich irgendwo erhoben hätte. Aus der Stadt

herüber klangen leise die Serenaden verliebter Kastilier, aber um den alten Palast her regte sich kein Ton als das Flüstern des Nachtwindes in einem hohen Zypressenbaume, an welchem der König lehnte.

Diese Enttäuschung wirkte auf den überreizten Franz mit unerhörter Gewalt; genötigt seit so langer Zeit an seinem guten Glücke zu verzweifeln, sah er auch hierin wieder nichts als die harte Ungunst des Schicksals. „Sie liebt dich nicht!" rief er ingrimmig aus, als er nach Mitternacht verzweiflungsvoll die Treppe zum Alcazar hinaufschritt, — „sie ist ein blödes, törichtes Kind, das nur ein dürftig Mitleid für den Geliebten ihrer Freundin empfunden hat, und das kindisch erschrocken ist vor dem Ausdrucke meines lebhaften Gefühls. Es ist aus mit mir! Auch das kleinste Glück wendet mir den Rücken, ich bin machtlos und sterbe kläglich bemitleidet im Lande romantischer Liebe! Sterben, sterben will ich auch, denn tot bin ich bereits!"

Nach dieser Erregung brach das Fieber, welches seit langer Zeit in seinen Adern einherschlich, mit heftiger Gewalt aus; die Diener eilten noch in der Nacht nach dem Arzte, denn der König, der sich auf sein Lager geworfen, redete in wilden Phantasien und war besinnungslos.

Unter solchen Umständen brach der 18. September an. Brion und Montmorency verließen das Zimmer des Königs nicht und waren in der größten Besorgnis um ihn. Mit der Abspannung, welche der Glut des Fiebers am Morgen gefolgt, war ihm die Besinnung wiedergekehrt, aber er war von einer Teilnahmslosigkeit und Abgestorbenheit, daß alles um ihn her in qualvolle Angst geriet. Der enge Raum, welchen diese noch in maurischer Einrichtung bestehenden Gemächer des Alcazars gewährten, erhöhte nur das Peinliche der Lage: das Schlafzimmer des Königs war ungemein schmal und empfing nur wenig Licht von der Gartenseite. Dem Bedürfnisse heißester Länder gemäß waren auch in

Spanien die arabischen Häuser so eingerichtet, daß sie überall fast ebenso breites Mauerwerk als Zimmerbreite enthielten, und schon zu damaliger Zeit, als doch erst die Übergänge vom engen Feudalschlosse zum Palaste sich bewerkstelligten, fand der von Italien nach Spanien versetzte Seigneur oder Künstler selbst die berühmte Alhambra in diesem Betracht unter seiner Erwartung. Der Alcazar zu Madrid aber konnte gar keinen Anspruch machen auf einen Vergleich mit den vorzüglicheren Bauwerken der maurischen Zeit; die Mauren hatten der dürren kastilischen Hochebene Madrids durchaus nicht die Wichtigkeit beigelegt, welche sie unter den späteren christlichen Königen erhielt und welche sie auch, in Deutschland der Mark vergleichbar, vielmehr dem energischen Charakter der Bewohner als ihren natürlichen Vorzügen verdankte. Dazu waren die kleinen Fenster des Alcazars ringsum durch hölzerne Schirme geschlossen, und es herrschte in den kleinen Zimmern und schmalen Gängen ein immerwährendes Halbdunkel, welches die trübe Stimmung Brions und Montmorencys noch erhöhte.

Es war um die Mittagszeit, als sie durch Kanonenschüsse überrascht wurden. In kleinen Pausen folgten sich diese regelmäßig, und von ihren Sitzen auffahrend riefen die beiden Seigneurs einstimmig: „Das muß der Kaiser sein!“

König Franz zeigte nicht die geringste Teilnahme an dieser wichtigen, so lange schmerzlich ersehnten Nachricht. Brion erschrak bis ins Innerste bei der Bemerkung, daß der verhaßte Gegner nun gerade in einem Augenblicke eintreffen solle, da die sonst so mächtige Persönlichkeit des Königs von Frankreich völlig zerbrochen und unmächtig sei, um von einer persönlichen Zusammenkunft, für welche soviel geopfert worden, nur den geringsten Vorteil zu ziehen. — Hastig eilte er hinaus, um im Palaste Infantado genauere Kunde einzuholen.

Es war der Kaiser! Als Brion in die Halle des Palastes trat, von wo man die Höfe und den Platz nach der Stadt

hin übersehen konnte, erblickte er schon den Zug reitender Trabanten, welche in der rot und schwarzen Tracht und mit den blank gezogenen Pallaschen in der Mittagssonne schimmerten und langsam in den ersten Hof einritten auf ihren kolossalen pechschwarzen Hengsten aus Niederland. Hinter ihnen kam über den Platz eine breite Schar berittener Herren — „Es ist der König von Spanien!“ rief der eilig zu ihm tretende Herzog von Infantado — „eilt hinüber, Herr Chabot de Brion, es Eurem Könige anzusagen.“

„Dies ist Sache des spanischen Königs!“ erwiderte dieser nach kurzer Pause, während welcher er starr auf die näher kommende Schar blickte, um die Person des Kaisers herauszufinden, „der König von Frankreich wird schwerlich heute zu sprechen sein.“

„Um Christi willen, Herr Chabot de Brion, in diesem wichtigen Augenblicke keine kleinliche Empfindlichkeit! Wir wünschen wie Ihr ein ehrenvolles Ende dieser mißlichen Gefangenschaft; gebt unserm Könige nicht gerechten Anlaß zu neuer Verzögerung!“

Brion ging hastig nach dem Alcazar zurück — „Gattinara ist neben dem Könige, wie ich sehe,“ rief ihm der Herzog von Infantado nach, „und er hat dem König bemerkt, wenn er seinen Gefangenen sähe, so sei der Gefangene dadurch so gut wie frei, denn es käme ein König zum andern. —“

Brion hörte das Ende dieser Rede nicht; er hatte den bekannten schwarzen Hut Bourbons in der Schar erblickt, ihm schwoll das Herz vor Zorn und Angst, daß sein gefeierter König zerstört, persönlich nichtig in so entscheidendem Augenblicke erscheinen solle, in einem Augenblicke, der wenigstens gewiß eine persönliche Genugtuung zuwege gebracht hätte, wenn König Franz in der ihm sonst eigentümlichen vornehmen Gewalt erschienen wäre.

Und doch sah er wohl ein, daß die Freiheit aller auf

dem Spiele stand; ach, Montmorency und er dürsteten danach wie Wüstenwanderer nach einer Quelle!

In dieser zwiespältigen Stimmung, welche den dargebotenen Vorteil ausgebeutet und doch auch den französischen Stolz nicht ausgesetzt sehen wollte, trat er wieder in des Königs Gemach und bestätigte mit krampfhaftem Händedrucke dem fragenden Montmorency, es sei der Kaiser. „Noch mehr," setzte er mit gepreßter Stimme hinzu, „er ist schon an der Schwelle! Was tun mit unserm kranken Herrn, der ein Bild des Jammers darstellt, statt unsern stolzen König darzustellen!?"

„Was tun!" entgegnete barsch Montmorency, ein in Fülle der Gesundheit und Jugend strotzender Kriegsmann, „er muß sich ermannen, und er wird sich ermannen, unser König! Er beherrscht Frankreich, er wird doch seinen Leib beherrschen können! Mein König," rief er mit starker Stimme und ergriff des Königs Hand, „der Kaiser Karl ist vor der Türe, um endlich seiner Schuldigkeit nachzukommen und Euch zu sprechen!"

„Der Kaiser Karl!" erwiderte Franz mit schwacher Stimme und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Wollt Ihr Euch nicht erheben und ihm das stolze Herrscherantlitz Frankreichs zeigen?" setzte Montmorency hinzu.

„Ich bin krank und kraftlos, und — mutlos, Montmorency, sprecht statt meiner!"

„Heilige Jungfrau Montmorencys! der blasse dürftige Kaiser ist endlich in unserer Nähe, und unser stattlicher König ist schwächer, denn ein Fieber!"

Da trat ein Diener ein und meldete des Kaisers Kanzler Mercurin von Gattinara.

„Er komme!" rief hastig Brion.

„Er warte!" rief mit stärkerer Stimme Montmorency. „Soll der Spanier", setzte er gegen Brion hinzu, „unsern König in solchem Zustande sehen?!"

„Der König von Spanien tritt in den Alcazar!“ scholl es spanisch aus einer donnernden Trabantenstimme durch den Gang herauf, „der König von Spanien tritt in den Alcazar,“ ward es in derselben Mundart dicht an der Tür des Krankengemaches mit schallender Stimme wiederholt, und eine drückende Stille herrschte hierauf in diesem Gemache. Man sah, daß es König Franz verstanden hatte; eine hohe Röte flog schnell über sein eingefallenes, vom starken Barte beschattetes Antlitz; aber die Röte ging rasch vorüber, wie sie gekommen war, regungslos blieb Franz auf seinem Lager, man sah nur am zitternden Hemd, daß seine Brust mächtig arbeitete, die körperliche Ermattung schien den moralischen Schwung nicht aufkommen zu lassen.

„Wohl denn!“ sprach Montmorency, „so werd' ich ihn abweisen an der Tür und ihm sagen, daß er zu spät komme!“

„Weh uns!“ seufzte Brion, während Montmorency sein Vorhaben auszuführen nach der Türe schritt. Montpezas, ein französischer Edelmann, der sich mit ritterlicher Hingebung seit dem Tage von Pavia zum Leibdiener des Königs gemacht hatte, trat in diesem Augenblicke ein und rief: „Der Kaiser folgt mir auf dem Fuße!“

„Führ' ihn in den Sternensaal, Montmorency!“ rief jetzt plötzlich und allen zum Erstaunen König Franz, während er sich krampfhaft aufrichtete, „dort werd' ich ihn selber empfangen!“

Kein anderer vielleicht als Montmorency hätte diesem Befehle eine Folge zugetraut, denn König Franz, vom Lager auf den Teppich tretend und sich aufrichtend, zitterte und schwankte wie ein vom Winde bewegter Baumzweig, und er mußte mit beiden Händen nach dem hinzueilenden Brion fassen, um sich aufrechtzuerhalten.

Aber Montmorency ging, und König Franz, obwohl an allen Gliedern zitternd, ließ sich trotz Montpezas' Er-

innerungen die Kleider anlegen und sagte, als dies Geschäft mühsam vollendet war und er eine Minute um Kräfte zu sammeln gesessen hatte, zu Brion: „Leih' mir deine Schulter, Brion, und stehe fest!"

Damit erhob er sich, legte seine Hand auf Brions Schulter und versuchte es solchergestalt, hinauszugehen. Schon an der Türschwelle mußte er ruhen, aber mit der Hand fester in Brions Schulter greifend, schritt er weiter.

Es hatte jener Sternensaal seinen Namen davon, daß er, den ganzen Raum eines Turmes in sich begreifend, zu seiner Decke die Sterne des Himmels selber hatte, die man am Tage selbst erblicken konnte. Kuppelartig hoch oben zugehend blieb eine runde Öffnung in der Höhe übrig, welche nur in der rauhen Jahreszeit verdeckt, sonst aber dem freien Eindrange der Luft und des Lichtes offen gelassen wurde. Da dies Turmgemach, unten etwa zehn Schritte breit, sehr hoch und in seiner Luft- und Lichtöffnung sehr schmal war, so drang in Ermangelung jeglichen Fensters der Tagesschein nur dürftig zum Boden herab, und die nackten, aber mit phantastischer Stuckarbeit verzierten Wände waren an fünf Stellen mit Armleuchtern versehen, deren Kerzenschein den Bewohnern dieses eigentümlichen Raumes das Tageslicht ersetzte. Und insoweit war doch die Gefangenschaft eine königliche, daß in den Lebensbedürfnissen königlicher Stil obwaltete und daß die Kerzen dieses Gesellschaftssaales Tag und Nacht brannten.

Montmorency, von höchstem französischem Stolze in diesem Saale, hatte den Kaiser stumm begrüßt und in diesen Salon geleitet. Auch der Kaiser hatte geschwiegen, bis sie eingetreten waren; dann wendete er sich mit einem höflichen Ausdruck des Antlitzes an den einfach gekleideten Seigneur, dessen Gesicht, einfach starke Züge und Formen zeigend, stockernsthaft drein sah und sprach: „Euer Name, Herr?"

„Montmorency."

„Ah, es freut mich, den Herrn eines so alten und berühmten Namens kennen zu lernen.“

„Es freut mich nicht, daß Eure kaiserliche Majestät ihn unter solchen Umständen kennen lernt.“

„Euer König ist unwohl?“

„Langeweile macht krank; er und ich nehmen uns besser aus, wenn wir zu Pferde sitzen und die Trompete schmettert. —“

„Wie bei Pavia! Ich weiß es,“ setzte er rasch hinzu mit einer leichten Handbewegung, welche ein Zucken der Hände Montmorencys beschwichtigen zu sollen schien, „daß die französischen Herren mit einer bewunderungswerten persönlichen Tapferkeit gefochten haben, und daß ich den Erfolg des Tages nur ihrem Unglücke und Gottes Gnade für mich schuldig bin — ich will nicht hoffen, daß es mein königlicher Bruder Franz von Frankreich ist, welcher dort der Stütze eines Führers bedarf!?“

„Ihr seht den König von Frankreich!“ erwiderte barsch Montmorency.“

„Verzeiht, mein königlicher Bruder,“ sprach der Kaiser, indem er dem eintretenden Könige einige Schritte entgegenging, „verzeiht, daß ich so spät meiner Schuldigkeit nachkomme, Euch in Spanien zu begrüßen.“

„Ihr kommt, mein Herr, Euren Gefangenen zu sehen.“

„Nein, ich komme, meinen Bruder und Freund zu sehen, den ich in Freiheit setzen will.“

„Die besten Früchte reifen am langsamsten!“ erwiderte Franz mit einem melancholischen Lächeln. „Für meinen Wunsch und Euren Ruhm“, setzte er hinzu, „möge Gott geben, daß es für mich nicht zu spät geworden ist, die langsam gereifte Frucht zu genießen. Ihr findet meinen sonst gar tüchtigen Körper durch die Luft des Alcazars zerstört. —“

„Das wolle die heilige Jungfrau zum besten wenden! Es wäre uns ein ewiger Vorwurf, Euch in Spanien irgend-

wie an Leibeskräften gefährdet zu wissen, und ich hoffe zu Gott, die Erledigung unserer Geschäfte, welche nun wohl in glatten Gleisen zu schleunigem Ende gehen wird, solle Euch bald wieder Kraft und Lebendigkeit verleihen."

Solche Wendung des Gesprächs war die gefährlichste für König Franz, der nicht nur ein sanguinischer, leicht zu unbegründeter Hoffnung geneigter Charakter, sondern ein wirklich großmütiger Mensch war, welcher edle Absichten bereitwillig voraussetzte und das Verhältnis zwischen zwei Herrschern von einem zu hohen Standpunkte ansah, als daß ihm ein Gedanke kaufmännischer Ausbeutung solch einer Zusammenkunft in die Seele gekommen wäre. Da er also den Kaiser königlichen Stils sich äußern hörte, so gab er sich alsbald seinem ritterlichen Naturell hin, auf keinerlei Einzelbedingung einzugehen, ja durch vornehmes Überbieten alles dessen, was von seiten des Kaisers wie Zugeständnis oder Opfer aussah, den königlichen Ton in höchster Höhe zu erhalten. Dies war aber gerade die Richtung des Gespräches, welche Kaiser Karl am lebhaftesten wünschte. Er fürchtete eben, Franz werde genau und scharf die Bedingungen seiner Freilassung erörtern wollen, und damit hätte er den Kaiser, der außer von Gattinara noch von drei Granden des Reiches begleitet war, in die übelste Lage versetzt. Denn er konnte es wohl wagen, mitten unter der großsinnigen und stolzen Grandezza das verdeckte, unübersehbare Spiel der Politik mit mancherlei kleinen Mitteln zu treiben, diese Mittel erschienen niemals offiziell öffentlich; aber er konnte den stolzen Sinn der Grandezza nicht ohne Gefahr so beleidigen, daß er einem besiegten und von aller Aristokratie Europas hochgeachteten Könige übertriebene Bedingungen der Freilassung aus Kriegsgefangenschaft mündlich wiederholt hätte, oder billige Forderungen des Königs mäkelnd und feilschend abgeschlagen hätte. Er war ohnedies in allem, was königliche Erscheinung betrifft und was seinen moralischen Eindruck nie

verfehlt, gegen diesen französischen König im Nachteile, obwohl dieser krank war. Die Lebenskraft des Königs Franz erhöhte sich mit den Ansprüchen, welche auf ihn eindrangen, mit den Aussichten, welche ihm des Kaisers Äußerungen öffneten, und als man zwei offene Stühle in die Mitte des Saales rückte, damit die beiden Herrscher nahe beieinander sich niederlassen möchten, da beeinträchtigte die hohe breitschulterige und doch fein gebildete Figur des französischen Königs, der einen Augenblick ohne Brions Stütze aufrecht neben dem Kaiser stand, diesen blassen Kaiser gar sehr. Die rötliche Kerzenbeleuchtung erhöhte dem Könige die dunkeln Schatten des bärtigen Antlitzes, der dunklen Augen, der gebieterischen Nase, und färbte günstig die augenblickliche Blässe des übrigens energisch gebildeten Antlitzes, während sie das rötliche Blond des Kaisers in Haar und Bart, und das verwaschene Weiß von dessen blassem Gesichte nicht zu heben vermochte. Seine unschön zugeschnittene Mittelfigur erschien unvorteilhaft neben der des Königs, und nur das dunkelblaue, stillfeste Auge konnte ihm für den aufmerksamen Beobachter den Gedanken an eine Überlegenheit sichern, die er wirklich besaß und auch in jener Unterredung wirklich geltend machte.

Als sie sich gesetzt hatten, ruhte dies Auge eine Weile, welche Franz mit leichter Höflichkeitsrede ausfüllte, auf dem Könige, als wollte es an dem schönen Gegner die offene Stelle, durch welche einzudringen, und den Mittelpunkt, an welchem festzuhalten wäre, entdecken. Dennoch war etwas ungewöhnlich und war nicht bloß ein verständig Mächtiges bei mancher Gelegenheit in diesem Auge Kaiser Karls: es wurde zuweilen starr, trat in sich zurück mit dem Blicke, und war dann von unheimlicher Anmutung. Rasch wie der Gedanke flog nur einen Augenblick lang diese wunderliche Blendung über des Kaisers Auge, er hob ein wenig das Haupt, als jage er dies Erbteil der wahnsinnig gewordenen Mutter von dannen und als besinne er sich, daß er diesem

poetischen Könige der Illusionen nur nüchternen Verstand entgegenzusetzen habe.

So geschah es denn auch: er machte den fieberhaft aufgeregten König reden, und hielt durch sparsame und immer zuvorkommende Einrede den angefangenen allgemeinen Ton der Unterredung fest wie den Zügel eines in bestimmte Gangart gesetzten Rosses. Allerdings blieb der Eindruck der Liebenswürdigkeit, des großen königlichen Stils fortwährend auf seiten des Königs Franz, auch für die Spanier, welche mit gerunzelter Stirn und Augenbraue dem kargen Wesen ihres Herrschers zusahen. Aber der endliche Sieg mußte dem Kaiser bleiben, dessen Worte und Versprechungen alle gewogen waren.

„Eine feine Hand", sagte er mit der angedeuteten Absicht, die Zwiesprache zu endigen, „kommt uns zu Hilfe, uns freundlich und sanft auseinander zu bringen: die verwitwete Frau Herzogin von Alençon, Eure Schwester, hat an mich geschrieben um freies Geleit, und ich denke, diese geistreiche Dame in den nächsten Tagen kennen zu lernen und Euch zuzuführen."

Dabei erhob sich der Kaiser, und wenn je so war jetzt der Augenblick gekommen, irgend eine bestimmte Zusage von ihm zu verlangen. König Franz, dem die Nervenanspannung wie immer wohlgetan, und der sich bereits wieder so kräftig fühlte, daß er keiner Stütze mehr bedurfte, empfand denn auch wohl die Notwendigkeit, aus den allgemeinen Formeln herauszutreten. Er drückte dem Kaiser seine Freude über die Ankunft der Schwester aus und setzte hinzu, daß er nun der schließlichen Forderungen für seine Freilassung gewärtig sei.

„Zweifelt nicht", entgegnete der Kaiser schnell, „an meiner aufrichtigsten Bereitwilligkeit. Die Frau Herzogin, die von nun an eine mir gefährliche Geschäftsträgerin zwischen uns sein wird, bringt Euch die neuesten Nachrichten aus Frankreich, und diesen gemäß werdet Ihr mir Eure letzten

Vorschläge machen. Die Ketzerei in Deutschland, deren unvermeidliche Folge, ein roher Bauernkrieg, der auch bis über Eure lothringische Grenze losgebrochen ist, macht es uns zur dringenden Pflicht, zusammenzuhalten, und ich hoffe, Euch bald mit mir verbündet zu sehen gegen die hereinbrechende Barbarei des gemeinen Gedankens."

Durch diese Wendung war das nähere Eingehen in Unterhandlungen wiederum beseitigt, und unter besten Wünschen für des Königs Gesundheit verließ der Kaiser den Alcazar.

Der König, Montmorency und Brion waren allein im Sternensaale zurückgeblieben. Alle drei, innerlich zufrieden mit der vornehmen, ja überlegenen Haltung, welche gegen den anfänglichen Anschein Frankreich in dieser Zusammenkunft behauptet hatte, sahen einander an und brachen gleichzeitig in ein schallendes Gelächter aus.

„Wir haben wiederum gar nichts gewonnen", rief Brion mitten im Gelächter, „als die Ehre!"

„Dieser weise römische Kaiser", rief Montmorency in dem nämlichen Tone, „schlüpft um seinen Raub umher wie der Fuchs, der sich ebenso fürchtet, die stachliche Beute anzugreifen, wie sie fahren zu lassen!"

„Foi de gentilhomme," sagte der König, „der Jammer ist nun aber doch dem Ende nahe! Er sieht, daß er uns nicht zur Bettelei und Pflichtvergessung herunterbringt, und die öffentliche Stimme nötigt ihn zum Anstande."

Die eitel-leichtsinnigen Franzosen waren in vollständigem Irrtume.

König Franz war durch die Aufregung wieder vollständig belebt und hatte sich durch ein heiteres Mahl mit seinen Leidensgefährten hinreichend gestärkt, so daß ihn der hereinbrechende Abend wieder ebenso aufgelegt fand zum Liebesabenteuer, wie er es vor dem heftigen Krankheitsanfalle

gewesen war. Alle Krisen in ihm waren heftig und rasch, und seine Wünsche und Begierden waren von hartnäckiger Dauer, solange ihnen die Befriedigung versagt wurde. — Als Brion und Montmorency bei einbrechender Dunkelheit den Alcazar verlassen und sich nach dem Palaste zurückgezogen hatten, erwachte ihm von neuem das unwiderstehliche Verlangen, die geheimnisvolle und im geheimnisvollen Dunkel so zauberisch lockende Dame an sein Herz zu drücken. „Es lebe das galante Abenteuer! Es lebe der Zauber des Weibes!“ rief er, aufgeweckt durch Mahl und Wein, vor sich hin, und stieg mit dem Vorsatze, heute den Balkon zu erstürmen, in den Garten hinab.

Ungewöhnliches Hin- und Hereilen mit Lichtern, ungewöhnliche Bewegung in dem Palaste schrieb er der Anwesenheit des Kaisers zu, von dessen Begleitung vielleicht einige Gäste beim Herzoge von Infantado zurückgeblieben seien. Er wußte durch Brions Mitteilungen, daß er dadurch nicht behindert werden konnte, weil die Wohnung seiner Schönen eine völlig abgesonderte Ecke des Palastes bilde, und man, vom Alcazar in den Flur des Palastes tretend, über die erste kleine Treppe linker Hand jedenfalls ungestört in diesen geheimnisvollen Bereich des Hauses gelangen könne. Er war entschlossen, dies zu versuchen, sobald die Anwesenheit seiner Dame im Balkonzimmer vorauszusetzen sei, und sich keine andere Gelegenheit durch Entgegenkommen der Dame oder vermittelst des nicht eben hohen Balkons darbiete. Den Eigensinn also, durchaus nicht das Gitter zu überschreiten, hatte er hinter sich geworfen. Diese trotzige Periode seiner Gefangenschaft sei nun mit dem Besuche des Kaisers geschlossen.

Es gab nichts, was ihn mehr und unangenehmer hätte aussetzen können, als dieser Vorsatz! Namentlich an einem Tage, der ganz Madrid, der den Palast Infantado so ungewöhnlich in Bewegung setzte! Aber es gab auch nichts

Dreisteres, als des Königs Rücksichtslosigkeit, wenn sein Verlangen von Ungeduld gestachelt wurde. Er mußte dann haben, was er heischte, er mußte es auf der Stelle haben, und wenn es Wohl und Wehe einer Welt aufs Spiel gesetzt hätte und einen Tag später ohne die mindeste Gefahr zu haben gewesen wäre.

Nur dazu hatte er Geduld, auf der steinernen Treppe vor dem Alcazar zu sitzen und irgend eines Lebenszeichens im Balkonzimmer zu harren. Da er des Entschlusses sicher war, so reizte ihn das Harren auf ein Signal. „Romantische Maurin," flüsterte er lächelnd vor sich hin, „du irrst dich, wenn du meinst, mich ungestraft herausfordern zu können! Ich gehöre nicht zu den untätig schmachtenden Troubadours. Oder — spanisch Blut ist heißes Blut! — ist es vielleicht gar die höchste Zeit? Hat sie mir gestern schon gezürnt, daß ich vorgestern die dargebotene Gelegenheit nicht entschlossener ergriffen, den Balkon nicht erstiegen habe, durch das Gitter, über die Treppen nicht hinauf gedrungen bin? Foi de gentilhomme, ich bin wohl kläglich und furchtsam geworden in meinem heillosen Kerker! So wird es sein, und ich habe Eile, meine Ehre als romantischer Abenteurer aufrecht zu erhalten!"

In diesem Augenblicke zeigten sich Lichter auf der linken Seite des Palastes, sie leuchteten und verschwanden an mehreren Fenstern vorüber, sie wurden fest im Balkonzimmer — der König sprang auf, er eilte ans Gitter, er sah eine Dame, sie verschwand aber wieder, und die Balkontüren waren geschlossen; es zeigte sich nichts weiter, es verlautete nichts. Die Ungeduld schlug über ihm zusammen, er riß das Gitter auf, er eilte unter den Balkon! Aber es war von diesem Balkon aus nicht der geringste Anhalt nach unten hin geboten, er war nicht zu erreichen! Der König wendete sich rasch und trat in den Flur des Palastes, dessen Tür nur angelehnt war, wem aber begegnete er da? — Dem Herzoge

von Bourbon, der eben die Haupttreppe rechts herabgekommen war, und sich nach den Höfen zu gewendet hatte. Der König erkannte ihn, der im vollen Lampenlichte des Flurs dahinschritt, auf der Stelle, Bourbon, der nur halb ihm zugewendet war, schien ihn nicht sogleich zu erkennen, wohl aber schien ihm die Figur des Königs aufzufallen, die im Dunkel der Flurtüre sich bewegte. Er hemmte seinen Schritt, unentschlossen tat der König einen Augenblick desgleichen, faßte sich aber schnell und betrat die ganz an der Tür belegene Treppe linker Hand.

Er bemerkte, daß Bourbon nicht weiter ging — der schwere Schritt des starken Kriegers hatte vorher stark genug auf dem Marmorboden des Flurs geklungen — und äußerst unangenehm berührt von dieser Begegnung schritt der König, an lauter widerwärtige Folgen denkend, die dunkle, ihm unbekannte Treppe langsam aufwärts.

„Ach was! Spreche er, zu wem er möge! Die Dinge dahier sind von heute an geändert, und meiner Gunst bedarf er doch, wenn er auch durch Friedensartikel in seinen Besitz wieder eingesetzt wird; sein Bourbonnais wachse noch so sehr in die Breite, er bleibt mein Vasall und ist meines guten Willens bedürftig!“

Also denkend war der König in einen matt erleuchteten Vorsaal gekommen, seiner Berechnung nach konnte ihn nur noch eine Mauerbreite von etwa drei Fenstern trennen vom Balkonzimmer, welches er suchte. Er stand vor einer niedrigen Flügeltür, die seinem leisen Drucke wich und ihn in ein großes, ebenso matt wie der Vorsaal erleuchtetes Zimmer führte. Aber o Himmel, in dem daran stoßenden Gemache, welches seiner Berechnung nach das Balkonzimmer sein mußte, und dessen halbe Tür ein wenig geöffnet war, hörte er eine Frauenstimme sprechen! Seine reizende Unbekannte war also nicht allein. Und wenn es nur ihre Kammerfrau war, so war es eine üble Verlegenheit für ihn, denn wahrscheinlich

nahm sie ihren Ausgang durch das Gemach, in dessen Mitte er eben stand, und — was ihm noch übler dünkte als dies: die Unbekannte hatte also wohl, da sie sich nicht allein verhielt, schwerlich auf einen solchen Ausdruck seiner romantischen Sinnesart, wie das dreiste Eindringen in ihr Zimmer, gerechnet.

In dieser Verlegenheit glaubte er auch obenein hinter sich auf dem schmalen Vorsaale Schritte zu hören, so daß ihm also auch ein sicherer Rückzug abgeschnitten war. „So ist denn jeder Gran von Glück", knirschte er in sich hinein, „aus meinem Leben gewichen! Der erste Schritt, den ich aus dem stieren Leid heraus setze, wirrt mich in die unwürdigen Notwendigkeiten des Täuschens und Lügens. Daß dich die Pest! Brion und Montmorency muß ich gesucht haben — man kommt!"

Die Stimme aus dem vermeintlichen Balkonzimmer nämlich hatte sich der halbgeöffneten Tür genähert, er hörte die Worte: „Mut, es wird alles gut werden!" und erwartete mit wieder gewonnener Zuversicht, seine Unbekannte auf der Schwelle erscheinen zu sehen, er hatte in diesen Worten ihre Stimme erkannt. Aber nein, auf der entgegengesetzten Seite, mehr nach rechts, nach den Höfen zu, hörte er eine Tür öffnen und schließen und bemerkte, daß es still in dem Zimmer wurde, daß seine Dame also allein sein müsse. Leisesten Schrittes, wie er ihn auf der Jagd erlernt, schlich er bis an den halb offenen linken Flügel der Tür, um ins Zimmer blicken zu können. Er sah die Dame, wunderschönen Wuchses, den Rücken ihm zukehrend, an einem Tische beschäftigt, wie es schien mit Ordnen von Schmucksachen. Der üppigste Nacken, die schönsten Arme hoben sich vom dunklen Haare, vom schwarzseidenen Gewande, der König stand vor einem Reize, der ihm so lange entzogen worden, der ihm wunderbar traulich und mächtig verführerisch winkte, er stand eine Zeitlang unbeweglich und schwelgte in dem Anblicke, und

folgte begierig den leichten Bewegungen der schönen Arme. Dann trat er, der lebhaften Neigung seines Naturells sich hingebend, rasch ins Zimmer. Die Dame wendete sich ebenso rasch und zeigte sich in Aufhebung der Arme, in Raschheit und Heftigkeit der Bewegungen so ungestüm, daß er ihr Antlitz nicht sogleich unterscheiden konnte, aber mit Überraschung sah und fühlte, daß sie an seine Brust flog.

Es war Françoise.

Franz war gutmütig genug, sich dieser unerwarteten Begegnung zu freuen. Warum sollte er auch nicht! In Liebe, wenn auch nicht eben in herzlicher Treue war er von ihr geschieden, flüchtige Treulosigkeiten abgerechnet hatte nichts sein Grundverhältnis zu Françoise gestört, und die Kriegsunfälle konnten doch nur geeignet sein, ihm eine hingebende Frauenliebe werter und teurer zu machen. Die romantische Neigung zu der geheimnisvollen Dame dieses Palastes ferner war doch bis jetzt nur ein tändelndes Spiel seiner Phantasie, einer durch Einsamkeit überreizten Phantasie gewesen. Am Ende mußte solche phantastische Reizung zum Vorteile Françoisens selber gedeihen, da sie das zufällige Glück hatte, seiner liebesüchtigen Stimmung im entscheidenden Augenblicke selbst entgegenzutreten, und reizend entgegenzutreten! Denn der König fand sie schön, schöner als je, liebenswürdig, ja liebenswürdiger als je in den Ergüssen eines wahrhaft liebenden, sich selbst verleugnenden, seinen Liebesgegenstand über alles verherrlichenden Herzens. Der so lange aufgedämmte Strom voller Liebe ergoß sich jetzt über ihn, den so tief Verarmten, mit voller berauschender Flut. Alles Glück hatte sich ihm seit langer Zeit versagt, nur dies engelgleiche Geschöpf war ihm unerschütterlich ergeben geblieben, und erschien jetzt wie sein guter Genius, ihm lang vermißte Lebensfreude, farbige Hoffnungen, herzliche Zuversicht in vollem Maße wiederzubringen.

Ja, die Innigkeit ihres Wesens, die Heiterkeit einer

Laune, die ihr neben dem Geliebten in vollem Schwunge liebenden Übermutes sprudelte, gewährten ihm eine selige Stunde; aber wenn dieses Glück von Dauer sein sollte, so mußte dies endlich wieder vereinigte Liebespaar auf der Stelle nach Frankreich abreisen können. Dann vielleicht kam nie zur Reife, was in dem Charaktergange des Königs leider vorbereitet war zum Verderben dieses Liebesverhältnisses. So erscheint wohl plötzlich ein Gewitter am Himmel und scheint durch Donner und Blitz und fruchtbaren Gußregen die verzehrende Schwüle einer heißen Jahreszeit umzuändern, aber das Wetter erschöpft sich, die herrschende Stimmung der Atmosphäre ist nicht gründlich überwältigt worden, und mit der neu aufgehenden Sonne ist die vorige Schwüle und Dürre wieder mächtig, als ob keine Unterbrechung stattgefunden hätte.

Franz war wohl gutmütig, aber nur in bestimmter Lage, die Gutmütigkeit war nicht ausgeschlossen von seinem Charakter, aber sie war kein herrschender Grundzug desselben. Seinem Unternehmungssinne, und dieser war seinem Herzen wie seinem Geiste eigen, durfte nicht unmittelbar neben der gutmütigen Regung ein Wink, eine Versuchung erscheinen, sie wirkten immerdar stärker als die gutmütige Regung. So hätte er die romantische Lockung seiner geheimnisvollen Dame vielleicht vergessen, oder sie wäre untergegangen in solcher Freude des Wiederfindens, wenn Françoise dafür gesorgt hätte, daß ihn an diesem Abende nichts mehr daran erinnert hätte. Und es wäre ihr so leicht geworden! Sie durfte ihn nur hinüberführen zur Schwester Margareta, mit der sie angekommen war und die im andern Flügel wohnte, sie durfte ihn nur eiligst entfernen aus diesen Gemächern seiner Gefängnisromantik, in welchen die Urheberin dieser Romantik wohnte, und jeden Augenblick erscheinen konnte. Denn niemand anders als sie war es gewesen, welche kurz vor Eintritt des Königs Françoise verlassen, auf kurze Zeit

verlassen hatte. Aber wie konnte Françoise daran denken! Nach so langer Trennung den Geliebten wieder im Arm haltend sollte sie klug sein, wo nicht einmal Aufforderung zur Klugheit vorlag! Doch sollte sie's! Hierin, und hierin allein lag das Geheimnis, einen Mann wie König Franz dauernd zu fesseln. Koketterie im guten, vielleicht auch ein wenig im schlimmen Sinne war dieser Künstlernatur gegenüber unerläßlich; durch unerwartete Versagung, unvorhergesehene Wendung mußte ihm das Sichere immer wieder unsicher, das Einfache mannigfaltig, das Liebesleben ein Roman werden, den nicht seine Laune und der Zufall, sondern die Geliebte erfand. Leider glauben gerade die besten Frauen so selten, daß die Liebe, wenn sie dauernd sein will, auch eine Kunst sein muß, ja sie rechnen ihrem Herzen zur Ehre, was sie der Kunst zum Schaden tun. Françoise, ein reich begabtes Frauennaturell, hatte einen Moment lang die Idee, den König inmitten des Liebestaumels hinwegzuführen, damit er die geliebte Schwester begrüße. Gleichgültig, ob diese Absicht nur zur Hälfte aus einem künstlerischen Gedanken und zur anderen Hälfte aus ihrem guten Herzen, Margareten den Bruder eiligst zuzuführen, stammen mochte; es wäre ihr Glück gewesen, wenn sie selbige ausgeführt hätte, ihr Schicksal stand in dieser scheinbaren Kleinigkeit auf dem Spiele.

Aber der König war so glücklich und so lieb in ihren Armen, er schalt so lieblich, daß sie an etwas anderes denken könne! Dennoch kam sie darauf zurück, und traf die am eindringlichsten klingende Saite, indem sie erzählte, daß Budé und Meister Clément mitgekommen wären, und daß der letztere seine in der Gefangenschaft ausgebildeten Talente der Intrige vortrefflich gepflegt habe. Liebenswürdig und geistreich habe er sie ununterbrochen von Station zu Station dergestalt in Bewegung gesetzt, daß der König, auf Marots Vorbereitungen eingehend, mit ziemlicher Sicherheit sogleich

entfliehen könne. „Die Pferde“, setzte sie hinzu, „stehen bis Navarra bereit.“

„Für den König von Frankreich?“

„Nicht doch, für ihn, der als deutscher Fürst uns hergeleitet hat im Auftrage des Kaisers und der mit neuen Aufträgen für die Regentin flugs wieder zurückkommen werde. In seinem Gefolge, das er als ziemlich zahlreich angekündigt hat, könntest du in sechsunddreißig Stunden an der Grenze, und somit in Freiheit sein.“

„Wäre ich aus diesem sorgfältig bewachten Palaste heraus, und wäre ich meines eigenen Versprechens, des Kaisers Gefangener sein zu wollen, bis zum Friedensschlusse entbunden!“

„Komm! Dieser Poet ist unerschöpflich, er wird auch für diesen zweiten, mißlichen Punkt eine Auskunft wissen. Hör' ihn wenigstens. Für den ersten Punkt weiß er sicherlich, und für diesen gibt es heute, da man scharenweise seit unserer Ankunft hier aus und ein geht, am ersten Rat. Vielleicht kehrt die Gelegenheit nicht mehr so günstig wieder.“

„Der Poet blendet dich: das nimmt sich in der Schilderung artig aus, aber in der Wirklichkeit hat Marot zu wenig Übung. Und bedenke die entsetzliche Lage, wenn es mißlingt! Wenn ich wie ein kläglicher Sünder vor diesen stolzen Spaniern wieder erscheinen müßte, o!“

„Aber es kann gelingen! Und da der Kaiser unbegreiflich niedrig all seinen Vorteil des Tages von Pavia darauf gestellt hat, dir, dem gefangenen Helden, Opfer abzupressen, da er mit seinem siegreichen Heere nicht ein Dorf Frankreichs während der anderthalb Jahre erobert und deiner klugen Mutter hinreichende Zeit gelassen hat, neue Bündnisse zu schließen, neue Truppen zu werben, und die Grenzen zu sichern, so verliert er, betritt erst dein Fuß ohne zurückgelassene Bedingungen und Versprechungen die Grenze, allen bisherigen Vorteil! Komm, höre, überlege!“

„Seit wann bist du denn so politisch geworden, Françoise?“

„Mein Gott, seit ich nichts Besseres zu tun hatte, seit mein Liebhaber mich verlassen!“

Sie küssend erhob sich der König, um ihr wirklich zu folgen — da ging die Tür hinter ihnen auf, dieselbe Tür nach dem vorderen Teil des Palastes, durch welche vorher die geheimnisvolle Dame sich entfernt hatte, und diese selbige Dame trat ins Zimmer.

König Franz, umschauend und sie erblickend, stand wie verzaubert still: die Frau, welche er am Arme hielt und welcher er noch eben vollen Herzens zugetan gewesen war, sie war vergessen, seine Seele flog diesem jugendlichen Geschöpfe zu und haftete in diesen großen dunklen Augen, an diesem die lieblichste Melancholie ausdrückenden Munde, an dieser feinen, in edlen weißen Stoff gekleideten Gestalt. Das glänzend schwarze Haar, in langen Locken ringsum wallend, die dichten schwarzen Augenbrauen, und die überaus leise aufgehauchte Röte verliehen dieser Jugend einen Ausdruck von Ernst und Bestimmtheit, welcher jede leichtsinnige Regung zurückwies, und welcher jegliche Regung zu erheben schien. Ja, es war dasselbe Mädchenantlitz, welches er an jenem Abende in Fontainebleau flüchtig gesehen hatte, es war Chimene. Aber das Mädchen war volle Jungfrau geworden. Die dunklen Augäpfel auf dem blauweißen Grunde hatten Energie, der Mund Festigkeit, der Hals Fülle, die Schultern Rundung gewonnen, sie übertraf selbst das Bild phantastischer Träume des Königs, und die tiefe aber milde Stimme, die er nun in der Nähe wieder vernahm, bewegte ihm das Herz in lieblichstem Wohlbehagen.

„Vergebt,“ sprach sie, „ich habe, unbedacht herantretend, Eure letzten Reden gehört, und möchte mit allem möglichen Nachdruck den Rat meiner Freundin Françoise unterstützen. Flieht, König Franz!“

„Wollt Ihr uns begleiten auf unserer Flucht?“

„Ich habe erfahren,“ setzte sie errötend hinzu, ohne die Frage des Königs zu beantworten, „was der Kaiser nach seinem Besuch im Alcazar geäußert hat: es benimmt Euch jede Aussicht auf die geringste Nachgiebigkeit und Billigkeit von seiner Seite, und gibt Euch ein Recht, alle ritterliche Rücksicht, durch welche Ihr Euch ohne förmlichen Friedensschluß zur Haft verpflichtet glaubt, beiseite zu setzen.“

„Sprich, Chimene, was hat er geäußert?“ fragte Françoise, da der König dergestalt in den Anblick des Mädchens versunken war, daß er selbst bei dieser wichtigen Behauptung keine Frage stellte.

„Er hat meinem Vater anbefohlen, die Wachsamkeit zu verdoppeln, da der König von Frankreich in wunderlichen Illusionen befangen sei, und sicherlich, wenn jetzt nach Ankunft der Herzogin von Alençon die Bedingungen wieder blank zur Sprache kämen, heftige Enttäuschung empfinden werde. Infolge derselben könne er irgend einen verwegenen Entschluß zur Selbstbefreiung fassen. — Mein Gott!“ setzte sie leise und hastig hinzu, indem sie nach der Tür zurückeilte und diese leise öffnete, um hinauszublicken.

„Was ist?“ rief der König, „Ihr verlaßt uns doch nicht!“

„Ich glaubte Geräusch zu hören; dieser Teil des Hauses ist durchkreuzt und durchbrochen von geheimen Gängen und Türen, daß man nirgends sicher ist vor Horchern. Und seit Abend sind, wahrscheinlich auf Befehl des Kaisers, lauter neue Gesichter im Hause erschienen; eilen wir hinüber zu den Eurigen, dort sind wir sicherer.“

Sie hatte vollkommen recht gehabt. Ihr eigener Vater, der sie von ihrer Jugend auf mit Grauen und Mißtrauen betrachtet, der von ihrem Gesangsverkehr nach dem Alcazar hinüber etwas bemerkt, und von dem weggehenden Bourbon erfahren hatte, König Franz sei in diesen Teil seines Hauses getreten, zeigte sich, als sie hinweggegangen waren, einen

Augenblick an einer Öffnung der Tapete, die neben einem lebensgroßen Bilde Chimenens angebracht und bis dahin vollkommen unsichtbar gewesen war. Das vertrocknete gelbe Gesicht des alten Spaniers blickte unheimlich von dorther, aus der halben Höhe des Zimmers über das Gemach herab, als ob er sich überzeugen wolle, daß er zu spät gekommen und daß niemand mehr zugegen sei. Es verschwand nach einer Minute wieder spurlos wie die Öffnung selbst.

Dieser Mann war keineswegs geneigt, den gemeinen Wächter oder gar Spion des spanischen Königs abzugeben. Ihm war es sogar zuwider, daß der König von Frankreich so behandelt werde, und er hatte, als Kaiser Karl zu solchem Ende den Palast Infantado in Anspruch genommen, ganz wie ein spanischer Grand die merkwürdige Antwort gegeben: Mein Haus ist meinem Könige zu Dienst, aber ich werde es verlassen oder niederreißen, sobald es den geforderten Dienst eines Gefängnisses solcher Art erfüllt hat. — Von dieser Seite also hätte König Franz nichts zu besorgen gehabt, aber durch Chimenens Hinzutreten wurde dies Verhältnis äußerst nachteilig für König Franz geändert. Jede Berührung, auch die entfernteste, mit dieser Tochter, die er für sein Unglückskind hielt, und von der aus er sich mit irgend einer schrecklichen Katastrophe bedroht glaubte, beobachtete er mit argwöhnischem Argusblicke, besonders seit sie sich mit auffallend festem Eigensinne geweigert hatte, in ein Kloster zu gehen, und mit unerhörter Entschiedenheit darauf beharrt war, die Zimmer ihrer verstorbenen Mutter zu bewohnen.

Eine heimliche Flucht des königlichen Gefangenen ferner, die des Herzogs Fahrlässigkeit zugeschrieben werden könnte, hätte er um jeden Preis verhindert, wenn die Beabsichtigung derselben ihm bekannt wurde. Das Amt eines solchen Wächters war ihm zwar tief verhaßt, aber einmal halb und halb dazu verpflichtet, hätte er es im Notfalle auch mit unerbittlicher Strenge ausgeübt.

Die beiden Damen und der König kamen indes unbehindert zu den neuen Ankömmlingen hinüber, die in Bestürzung gewesen waren, daß auf geschehene Nachfrage der König im Alcazar vermißt worden war, und die nun um so lebhafter die Freude des Wiedersehens ausdrückten. In seiner aufgeregten Stimmung begrüßte Franz die geliebte Schwester vielleicht noch inniger, und beharrte er noch länger bei dem Ausdrucke persönlicher Teilnahme, als es sonst geschehen wäre, aber Margareta selbst drang endlich auf Erledigung der politischen Frage, welche sie nach Spanien gebracht hatte, und führte damit bald die entscheidende Frage „Flucht oder nicht Flucht?“ herbei. „Hoffe nichts“, rief Margareta, „von diesem bleichen Manne, der nichts empfindet, der nur rechnet wie der Kaufmann. Ich habe ihn gesprochen, am Tore der Stadt empfingen mich seine Leute und führten mich zu ihm; er ist wie eingemauert in seine unbilligen Forderungen und hat mich mit einer Eiseskälte, deren ich Zeit meines Lebens mit Schrecken gedenken werde, versichert, daß ich den Zweck meiner Herkunft, dein Wohl, Franz, nur dann erreichen würde, wenn ich dich bewöge, diese Forderungen zu bewilligen. Denn nur nach dieser Bewilligung würdest du frei.“

„Und welche sind's?“ fragte der König, der nicht eben arg davon betroffen, sondern zerstreut zu sein schien.

„Burgund, Flandern, Artois sollst du abtreten, deine Freunde, den König von Navarra, den Herzog von Geldern, den la Marck, sollst du ihm preisgeben, den Connetable und dessen Genossen in alle alten Rechte und Besitzungen einsetzen, eine halbe Million Ecus zahlen, ja —“

„Noch mehr?“

„Ja, die bisher dem Connetable versprochene Schwester des Kaisers —“

„Eleonore?“

„Eleonore heiraten.“

„Foi de gentilhomme, das geht über alles!“

Ein leiser Ausruf Françoisens und Chimenens hatte die letzte Bedingung begleitet, und der König, leichtsinnig lächelnd, denn er gedachte nimmermehr solche Bedingungen einzugehen, setzte hinzu, indem er sich diesen Damen zuwendete: „Sie soll außerordentlich blond sein und eine ebenso hervortretende Unterlippe haben wie ihr Bruder.“

„Scherze nur,“ sprach Margarete, „es ist nur zu bitterer Ernst. Bourbon, dem sie bestimmt war, und dem nun dafür das Herzogtum Mailand versprochen worden ist, hat mich hierher begleitet, und mich nur zu tief in den Abgrund um uns her blicken lassen. Sei er wie er sei, er ist doch Franzose, und sein Herz ging ihm auf, als er uns sah; er ist unglücklich, grenzenlos unglücklich, sein Verrat am Vaterlande und an dir zerfrißt ihm das Herz, und von diesem Kaiser sieht er sich fortwährend hingehalten und getäuscht. O, dieser spanische Karl, dieser fühllose Kaiser ist undankbar selbst gegen den einzigen Franzosen, dem er sein Glück bei Pavia verdankt. Bourbon schied von mir mit dem Rate, dir um jeden Preis zur Flucht zu helfen, es sei dein einzig Heil, und auch ihm werde es eine wohltuende Rache an diesem Kaiser sein.“

„Eines Verräters Rache!“ murrte der König in seinen Bart, „die Strafe ist ihm gerecht. Was sagt Europa, wenn ich fliehe, ich, der ich mich selbst gestellt, der ich also mein eigener Wächter bin.“

Clément Marot, der jetzt ganz stattlich kriegerisch aussah und mehr Sicherheit als sonst verriet, nahm auf diese Äußerung des Königs ein wenig vorlaut das Wort, und rief: „Überläßt er Euch die Wache, Sire?“

„Im Gegenteile,“ sprach Brion. „Was sagst du dazu, Budé, du hast ein fein gebildet Rechtsgefühl.“

„Ich sage, je früher Eure Majestät das rechte Ufer der Bidassoa betreten, desto eher wird Frankreich wieder glücklich.“

„Desto weniger verliert es Provinzen. Du weichst aus, nun denn, Montmorency, du bist der Mann dazu, entscheide, die Damen hier haben mich schon losgesprochen, und eine ist selbst Spanierin, entscheide du!“

„Sire, wer mir nicht traut, dem bin ich nichts schuldig!“

„Topp! so gehen wir ans Werk!“

Eine Totenstille trat ein nach dem Ausspruche dieses Entschlusses, und König Franz setzte nach einer Pause hinzu: „Und so geschehe es denn im Notfalle auf Tod und Leben! Macht eure Schwerter locker, ihr Herren! Tritt man uns entgegen, so brechen wir durch eine Mauer von Lanzen.“

„Wir sind also einbegriffen?“ rief Brion.

„Natürlich! Wer zurückbliebe, könnte schlimm gebettet sein. Wieviel hast du Pferde bereit, Clément?“

„Zehn gute Pferde, Sire.“

„Vortrefflich, dann wird auch unsere schöne spanische Alliierte versehen, die uns doch nicht verlassen wird, hoffe ich?! Ihr Damen mögt nach der ersten Station die Straße nach Katalonien einschlagen, damit ihr nicht zu solcher Eile genötigt seid; denn verfolgen wird man nur uns.“

„Verzeiht, Sire,“ unterbrach ihn hier Chimene, „wenn auch die Seigneurs eingeschlossen sind, so reichen unsere Paßmünzen nicht aus; ich will aber versuchen, deren beim Haushofmeister des Palastes auf unverfängliche Weise noch einige zu erwerben.“

Diese Paßmünzen waren alte Goldstücke vom Umfange eines doppelten Quadrupels mit dem Infantadoschen Wappen, also aus einer Zeit, da diese Familie noch das Recht besessen hatte, eigene Münzen zu schlagen. Daß für solchen Zweck des bloßen Ausweises so wertvolle, dem Verlust leicht ausgesetzte Goldstücke gewählt wurden, war ein echter Zug spanischen Grandenstolzes, und der Herzog hatte seinem Haushofmeister ausdrücklich eingeschärft, bei Austeilung derselben durchaus nicht sparsam zu sein, soweit sie von Personen

gefordert würden, denen die Absicht eines Befreiungsattentates nicht eben zugetraut werden dürfe.

In diesem Betracht also hätte die Erlangung neuer Paßmünzen für Chimene keine Schwierigkeit gehabt. Sie erhielt sie denn auch, wie sie vorgab, für einige Herren aus dem Gefolge Bourbons, welche der Herzogin von Alençon aufwarten wollten, und der Haushofmeister hielt es nicht für nötig, gegen die Tochter des Hauses zu erwähnen, daß der Herzog selbst heute bei ihm gewesen sei, um sich nach der Zahl der ausgegebenen Paßmünzen zu erkundigen und daß er strengere Vorsicht als bisher bei Austeilung neuer empfohlen habe.

Chimene selbst war übrigens keineswegs willens, der Aufforderung Königs Franz gemäß die Flucht bis nach Frankreich zu teilen. Sie wollte den König befreit, und ihre Freundin Françoise, der sie mit fast religiöser Anhänglichkeit ergeben war, an der Seite des Königs glücklich sehen. Nachzuweisen, woher diese Anhänglichkeit an eine Dame, die ihr oft genug herb begegnet, entstanden sei, dies möchte große Schwierigkeit haben. Jugendliche Gemüter edlen Stoffes weihen sich so gern solchen Personen ihres Geschlechtes, die ihnen einige Jahre an Alter voraus sind, und deren Lebensweise und Schicksale etwas Besonderes darbieten. Sie bilden sich aus solchen Personen verkörperte Ideale, und ordnen sich ihnen unter selbst in den wichtigsten Empfindungen und in den für sie selbst wichtigsten Interessen. Ob Chimene den König Franz liebenswert und dessen Neigung für sich selbst wünschenswert gefunden, das kam ihr in so deutlicher Fassung niemals zur Frage. Françoisens Nebenbuhlerin zu sein, wäre ihr eine verbrecherische Stellung gewesen, und je entschiedener ihr der König seine Vorliebe bekundete, desto fester wurzelte sich ihr Vorsatz, nach der Befreiung desselben in den Palast des Vaters zurückzukehren, und die Schuld des Attentates auf sich zu nehmen. Unter eitel trüben Ver-

hältnissen erzogen, war ihre Seele stets dem Opfer zugewendet, und Opfer zu bringen schien ihr das natürlichste Los zu sein. Auch hatte sie eine innere Scheu vor dem Leichtsinne des Königs, und wäre wahrscheinlich zurückhaltend gegen ihn geblieben, selbst wenn sie eine siegreiche Nebenbuhlerschaft mit Françoise für möglich gehalten, selbst wenn sie die bereits erwähnte hingebende Gesinnung für die Freundin nicht in so hohem Grade empfunden hätte.

Es war übrigens alles vorbereitet zur Flucht, als sie zu den Franzosen zurückkehrte. Für den König war der weite Samtmantel gebracht worden, den er im Lager von Pavia zu tragen gewohnt gewesen, den man aber in Madrid, wo er nur wärmere Jahreszeit verlebt, nie an ihm gesehen hatte, und Montmorency, der stets in grober praktischer Kriegskleidung einherging, hatte ihm einen breitkrempigen, das Gesicht tief beschattenden Hut gegeben. Auch sollte er größerer Sicherheit wegen nicht selbst seine Paßmünze vorzeigen, sondern Marot sollte dies für ihn tun.

So war denn der Augenblick des Wagnisses da, der Herbstabend war bis gegen die neunte Stunde vorgerückt, und die zur Flucht Entschlossenen waren alle an die Fenster getreten, durch welche man nach den Höfen hinaus, also auf das zu betretende Kampfesfeld blickte. Eine allgemeine Stille war unter ihnen eingetreten, jeder schien zu würdigen, wieviel vom Gelingen oder Mißlingen abhänge. Das Mißlingen war nicht so gefährlich, als überaus peinlich, und das empfand jeder, obwohl keiner gegen den Plan aufgetreten war. Die Überlegenheit Königs Franz im Alcazargefängnisse war bis jetzt eine moralische gewesen, der adelige Sinn hatte sich erhaben und stolz fühlen können neben dem Kaiser, der das Kriegsglück in ungroßmütiger Weise ausbeutete. Diese moralische Überlegenheit ward jetzt aufs Spiel gesetzt. Im Fall des Gelingens, nun, da konnte man sie entbehren, man gewann die Freiheit dafür, und mit der Freiheit den Raum,

vor aller Welt zu beweisen, es sei solch ein Schritt gegen die unedle Behandlungsweise des Kaisers nötig gewesen. Im Fall des Mißlingens aber? — diese düstere Wolke lag auf allen Gesichtern eben so schwarz, wie ein dunkles Wolkengebirg aufgetürmt lag auf den Guadarramabergen, die man jenseits Madrid im lichten Vollmondscheine von den Fenstern aus erblickte, so hoch und fest getürmt, daß man nicht mehr unterscheiden konnte, was Berg, was Wolke sei. Die Männer wußten eben auch nicht mehr, was Gefängnishypochondrie, was gegründete Besorgnis in ihnen wäre. Gedemütigt zu sein ist viel schmerzlicher, als gefangen zu sein, und gedemütigt waren sie, wenn es mißlang.

„Auf denn," rief der König endlich, „haben wir den Mut gehabt, es zu beschließen, so müssen wir auch den Mut haben, es auszuführen. Gott weiß, daß ich auch lieber in einen Regen von Kugeln hineinschritte, als in diese Pforten spanischer Wächter. Vorwärts! Ich mache den Anfang mit unserem spanischen Schutzengel und Marot, mir folgt Montmorency mit Margareta, dann Brion mit Gräfin Françoise, und der bedächtige Budé schließt den Zug."

So geschah's. Was gegen die Zerstreuung zuträglich war, daß nämlich Franz seine neue Neigung, Brion seine alte Liebe am Arme führte, das war freilich der Vorsicht nicht eben förderlich. Und Vorsicht war doch gar sehr vonnöten. Chimene vor allen hätte unbefangen sein sollen, sie schauerte aber in Angst und ungekannter Regung zusammen, als sie des Königs Arm fest an den ihrigen, als sie den immer dringender werdenden Druck desselben fühlte, als sie im Flur des Palastes schon leise Reden des Königs hörte, welche ihr alles Blut zum Herzen trieben. König Franz besaß diese Macht des Mutes, oder soll man in diesem Falle sagen: diese Macht des Leichtsinns, die Gefahr, welche er selbst für entsetzlich erkannte, im entscheidenden Augenblicke zu verachten, zu vergessen. Ist dies bloß eine glückliche

Mischung der Galle, wie der Physiolog behauptet, oder ist es eine vom Körper unabhängige moralische Kraft? Was ist denn aber vom Körper unabhängig? Und zeigt sich nicht diese, deshalb brutal genannte Verachtung der Gefahr so oft bei gedankenlosen, scheinbar jedes moralischen Schwunges unfähigen Menschen? Die meisten Gattungen des Mutes sind wohl ebensowenig wie die Seele an einzelnen Orten des Körpers, in einzelnen Eigenschaften des inneren Lebens aufzusuchen, sondern gehören untrennbar jener Gesamtheit der Person an, welche wir Charakter nennen, damit wir doch für etwas Unbestimmbares einen unbestimmten Ausdruck haben. Und so gehörte es zu des Königs Charakter, sich in so gefährlichem Augenblicke einer auflodernden Liebesneigung hingeben zu können.

Am Ausgange des Flures unter dem Hauptportale des Palastes war der erste Wachtposten und in diesem Falle der gefährlichste zu passieren. Hier besonders wäre ein Wegwenden des königlichen Antlitzes am nötigsten gewesen, denn dieser Pförtner konnte am ersten den König gesehen haben, da er nur in müßigen Abendstunden bis an den hinteren Ausgang des Flurs gewandelt sein durfte, um den fremden König im Alcazargarten zu erblicken. Wie groß auch die Gleichgültigkeit eines Pförtners zu sein pflegt, bei diesem einzigen Falle, der den Anblick eines gefangenen Königs von Frankreich bot, war doch wohl zu erwarten, daß der alte Pförtner ein übriges an Neugier gezeigt haben würde. Und so war es; der Pförtner hatte den König zu wiederholten Malen gesehen, und hatte zu wiederholten Malen geäußert, daß er es gar nicht nobel fände, wenn ein König so hoch gewachsen sei wie ein galizischer Gebirgsbauer. Ein vornehmer Mann, hatte er hinzugesetzt, den vorherrschenden Wuchs unter der spanischen Grandezza vor Augen habend, dürfe nicht über Mittelgröße sein; man käme sonst auf den Gedanken, er habe sich die Glieder durch Leibesarbeit aus-

dehnen müssen. Dieser alte Perez war also ein überaus gefährlicher Posten; sein Aufenthaltsort war auf der rechten Seite des Flurs gelegen, wenn man aus dem Palaste hinausschritt. Der König also wendete ihm, wenn er sich seiner Dame zuneigte, geradezu das Antlitz entgegen. Die Wohnung des Pförtners war kellerartig einige Stufen tief, und Chimene hoffte, mit ihrem Begleiter durch den nur angelehnten Torflügel ohne des Pförtners Zutritt hinauszukommen, da er nicht wie gewöhnlich an seiner Tür zu sehen und die Paßmünze an ihn nicht vorzuzeigen war. Dazu nämlich waren an den Ausgängen der vor dem Palast liegenden Höfe noch zwei Pförtnerposten errichtet. Sie bat also, ihre Verwirrung bemeisternd, als sie in der Nähe von Perez' Tür waren, den König mit hastigem Worte, jetzt zu schweigen und den Kopf nach der anderen Seite zu wenden. Der König aber dachte in seiner Leidenschaftlichkeit, welche durch unmittelbare Berührung Chimenens aufgeregt war, nur an seine Liebeserklärung, und das Gebot des Schweigens und Abwendens bezog er nur darauf. Er neigte sich also nur näher zu ihr, und sprach nur noch lauter, sie möge nicht so hartherzig sein.

„Um Gottes willen schweigt, Perez sitzt auf der Treppe und kennt Eure Stimme wie Euer Antlitz."

„Wer ist Perez?"

Der Pförtner, seinen Namen hörend, wendete sich mit dem Gesicht nach dem Flur, denn er hatte seitwärts auf der ersten Stufe gesessen und hatte geschlummert. Ohne dieses laute Wort des Königs wären die Flüchtlinge also wahrscheinlich unbemerkt vom Pförtner aus dem Palaste gekommen. Jetzt hing alles davon ab, daß er wieder beruhigt und vom Aufstehen abgehalten wurde. Chimene wollte also den Austritt beschleunigen und den angelehnten Torflügel rascher aufmachen, als Marot, der auf des Königs linker Seite schritt, tun konnte. Aber teils war das Tor für ihre schwachen Hände und für rasche Öffnung zu schwer, teils

duldete dies des Königs Galanterie nicht. Er wollte selbst zugreifen und konnte dies doch auch nach französischer Weise nicht tun, ohne dabei zu sprechen, welches in diesem kritischen Augenblicke von größter Gefahr sein mußte. Glücklicher- oder unglücklicherweise sprach er dabei den Namen Chimenens aus, und der schläfrige Perez mochte dadurch versichert werden, es handle sich um seine Herrschaft, deren Austritt durch Zuvorkommenheit zu erleichtern sei. Er traf also allerdings Anstalt, sich zu erheben, um den Torflügel selbst zu öffnen, wurde aber bald inne, daß er doch zu spät komme; dem kräftigen Griffe des Königs war die Tür rasch gewichen, und er war mit seiner Dame und Marot hinaus, ehe Perez aufgestanden war. Die Tür blieb weit offen, und da Montmorency mit Margareta dicht hinter dem Könige gingen, so kamen sie ebenfalls unbefragt durch das Tor. Leider war Brion dadurch, daß er die für den König zitternde Françoise am Arme führte, ebenso unpassend beteiligt und befangen, wie der König an Chimenens Seite, und obwohl er nicht so laut und rücksichtslos sprach, so zögerte er doch mehr als ratsam war, und kam erst in dem Augenblicke an den Ausgang, als Perez von der offen stehenden Tür den hereindringenden Zug der Abendluft in seinen rheumatischen Gliedern verspürte, und dadurch erweckt und zu dem Entschlusse gebracht wurde, die Tür wieder anzulehnen. Brion aber, der im Palaste wohnte, war dem Pförtner ganz genau bekannt, das Licht einer Fackel, welche am Eingange der Pförtnerwohnung loderte, fiel voll auf den Ausgang, durch welchen Brion eben mit Françoise schreiten wollte; ein Blick des Pförtners konnte das Unternehmen vernichten, denn Perez würde sicherlich, Brion erkennend, solchen Lärm erhoben haben, daß sein Ruf über den Hof hinüber bis zum nächsten Wachtposten gedrungen wäre, und dort gesteigerte Aufmerksamkeit erweckt, also auch den Durchgang der übrigen Flüchtlinge erschwert hätte.

Budé, vollständig besonnen und die Größe der moralischen Gefahr des Mißlingens vollkommen würdigend, hatte sich mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit ausgerüstet. Er ging absichtlich einige Schritte hinter Brion und Françoise und rief Perez sogleich an, als dieser aus seiner Tür in den Flur trat. Dadurch ward dessen Blick rückwärts in den Flur gerichtet und von Brion abgelenkt. Ehe Budé nun dem Pförtner die unverfängliche Mitteilung gemacht, daß er zu den Fremden gehöre, die heute erst angekommen seien, und zu überflüssigem Ausweis die Paßmünze vorgezeigt hatte, war Brion bis gegen die Mitte des Hofes hinaus.

Beim Aufbruche war noch flüchtig bestimmt worden, daß kein Paar auf das andere Rücksicht nehmen solle; auch an der Stelle, wohin Marot die Pferde beschieden, sollte der zuerst Ankommende keine Minute Zeit verlieren. So war denn, während diese Zögerung zu einiger Besorgnis Brions und Françoisens mit Budé vorging, der König mit Chimene und Marot bereits dicht vor der zweiten Wachtstation, wenn wir den Pförtner als erste bezeichnen. Dieser innere Hof, der Stierhof genannt, ward durch zwei Gebäudeflügel gebildet, welche noch mit dem Hauptpalaste zusammenhingen, und welche vom Hauptpalaste aus halbkreisförmig gebaut waren mit der Ausbeugung nach außen, als sollten sie einen Zirkus bilden. In der Tat wurde der also entstehende runde Hof auch öfters zu Stiergefechten benutzt, welche die Herzöge von Infantado zu ihrem und ihrer Freunde Vergnügen ins Werk setzten, und trug davon seinen Namen. Diese Flügelgebäude wurden im untern Geschoß von der Dienerschaft des Hauses bewohnt, das obere Geschoß bildete halbkreisförmige Galerien, bis zu dem Punkte, wo ein Raum von etwa dreißig Schritt zu offenem Tor übrig geblieben war. Da endigte diese Fortsetzung des Palastes, und es zeigten sich links und rechts einstöckige schmale Wachthäuser, die jetzt mit Trabanten angefüllt waren, und an deren

Schwelle Tag und Nacht zwei Wächter saßen. Diese Häuschen klebten wie Nester links und rechts an den Enden der Flügelgebäude, nahmen sich nicht eben vorteilhaft aus, und stammten offenbar aus neuerer Zeit. Wahrscheinlich benutzte man sie sonst zu Aufenthaltsorten für die Kampfstiere, wenn ein solches Gefecht vorbereitet wurde. Wenigstens hatten sie Türen, die unmittelbar in den eben beschriebenen Hof gingen und welche also sonst zum Eintritt der Stiere benutzt werden konnten. Jetzt aber waren diese Türen, obwohl Trabanten vor ihnen saßen, nicht von so großer Wichtigkeit, sondern die breite Front dieser Wachthäuser, und zwar vom Palaste aus das letzte Fenster derselben, war für die Flüchtlinge der entscheidende Punkt. Jedes dieser Eckfenster nämlich sowohl im Wachthause rechter, als in dem linker Hand war zu einer Tür erweitert worden, und in dem schmalen Gemache, zu welchem diese neue Tür unmittelbar führte, saßen eben Tag und Nacht die Wächter. Dicht vor dieser Tür war der eigentliche Verschluß des Hofes, der von einem Wachthause zum andern hinüberging, und aus drei Abteilungen bestand. Wie oben gesagt, war dieser Austrittsraum etwa dreißig Schritte breit. Zwanzig davon nahm in der Mitte der Hauptzugang ein, durch welchen Wagen und Pferde einpassierten. Er war durch ein kunstvoll gearbeitetes, mit breitgeschmiedeten Rosen verziertes eisernes, sehr hohes Torgitter geschlossen. Die breiten Rosen waren vergoldet, und ein zierlicher Mauerbogen, mit breiten Aussichtslöchern durchbrochen, wölbte sich darüber hin. Er ruhte auf Pfeilern von dunklem Marmor, die mit dem Wappen des Hauses bedeckt waren, und rechts wie links von diesen Pfeilern schlossen zwei schmälere, ebenso wie das große gearbeitete, aber nicht überdachte Eisengitter den offenen Raum. Diese letzteren gingen bis an die Ecke der Wachthäuser, bildeten im ganzen je eine Tür und waren für die Fußgänger bestimmt. Es war herkömmlich geworden, daß jedermann,

der in den inneren Hof von der Stadt aus hinein wollte, an der Pforte, die ihm zur linken Hand lag, klingelte, und daß jedermann, der aus dem inneren Hof hinauswollte nach der Stadt, ebenfalls die Glocke des ihm links liegenden Wachthauses zog, so daß sich Aus- und Eingehende nie begegnen konnten.

Chimene, diese Sitte kennend, richtete also mit dem Könige und Marot ihre Schritte nach der linken Pforte, und empfahl dem Könige, mit ihr in den Schatten des Bogenpfeilers zu treten, sobald Marot die Paßmünzen dem Wächter zeigen werde. Wie sehr sie durch die unermüdliche Beflissenheit des Königs für sie befangen und gestört wurde, so fiel es ihr doch auf, als sie den Gittern des Stierhofes nahe kamen, daß hinter diesen Gittern eine ungewöhnliche Helle schimmerte. Durch die Gitter hindurch übersah man den anstoßenden zweiten Hof, welcher der Vorhof hieß und von noch viel größerem Umfange war. An dessen fernem Ausgang — ein plumper Turm, durch welchen ein zweimal gewendetes Torgewölbe führte, bildete ihn — sah sie ebenfalls ungewöhnlichen, den Mondschein überleuchtenden Lichtschimmer, und sie blieb erschreckt stehen, und unterbrach den König mit der Bemerkung, daß diese Erleuchtung etwas ganz Neues und für ihre Flucht überaus bedenklich sei. Der König aber, niemals geneigt, das einmal Begonnene aufzugeben und jetzt mehr als gewöhnlich aufgeregt, erwiderte rasch, es müsse jetzt durchgesetzt werden, und sie werde ihm Glück bringen.

So griff denn Marot nach der Glocke; Chimene fiel ihm aber in den Arm und auf den Wächter deutend, der in dem offenen schmalen Zimmer stand, flüsterte sie Marot zu, es sei besser, den weithin schallenden Glockenklang zu vermeiden, und den Wächter zu rufen. Sie rief also selbst und der Wächter kam. Marot trat ihm entgegen und zeigte die drei Paßmünzen; Chimene blieb mit dem Könige einige

Schritte zurück im Schatten des Pfeilers. Das konnte nicht auffallen, da das Gitter sich nach dem Stierhofe zu, also ihnen entgegen öffnete. Ihr Zurücktreten konnte also danach aussehen, als wären sie damit vertraut und blieben der Gittertür aus dem Wege. An den offenen Fenstern des Wachthauses standen Trabanten und betrachteten sie und Marot, den der Wächter mit Besichtigung der Paßmünzen aufhielt. Wozu diese sorgfältige Prüfung? dachte Chimene in steigender Angst. „Seit einer Viertelstunde", sagte endlich der Wächter, „ist verschärfte Order da, jedermann, der hinaus will, zum Kastellan drüben im Vorhofe begleiten zu lassen, geduldet Euch also einen Augenblick, Sennor, daß ich Trabanten zu Eurem Geleit rufe!"

„Laßt meinen Arm, Sire!" flüsterte Chimene.

„Nicht doch!"

„Um Christi willen, laßt mich, ich muß vortreten, Ihr müßt im Schatten bleiben, sonst sind wir verloren, der Kastellan kennt Euch."

Dadurch war soviel Zeit verloren, daß der Wächter zum Fenster der Trabanten gelangt war, und wegen der nötigen Begleitung zu sprechen angefangen hatte — die vortretende Chimene unterbrach ihn mit der Bemerkung, ob er sie, die Tochter des Hauses nicht kenne, und ob er nicht einsehe, daß in ihrer Begleitung solche Vorsicht und Weitläufigkeit nicht nötig sei?

Der Wächter verbeugte sich, winkte abwehrend den schon heraustretenden Trabanten und schritt zur Pforte, um sie zu öffnen. Währenddes trat der König unvorsichtig aus dem Schatten hervor, um Chimenens Arm wieder zu nehmen, „bleibt an meiner rechten Seite, um Gottes willen an der rechten Seite!" flüsterte sie, „und bückt Euch!" Sie sah, daß ein neuer Führer die Trabanten befehligte, er war nahe herzu getreten, er konnte den König erkennen, denn alles deutete auf erweckten Verdacht.

„Gehören die Herrschaften alle zu Eurer Herrlichkeit Gesellschaft?“ fragte der Wächter, indem er das Gitter öffnend zur Seite trat, und Marot, Chimene und der König eben hindurch schreiten wollten. Chimene wollte nicht einen Augenblick auf dem gefährlichen Punkte verweilen, weil sie fürchtete, der König bliebe auch stehen in der verräterischen Beleuchtung, die von einer Fackel an der Außenseite des Pfeilers ausging; sie antwortete also nicht sogleich und erzeugte dadurch eine bedenkliche Pause. „Zwei Paare und ein Garçon!“ rief Marot, der sie unterstützen wollte. „Was ist ein Garçon?“ entgegnete mürrisch der Wächter, den die schlechte Aussprache des Spanischen, das fremde Wort, und das unordentliche Verfahren, zu dem er sich aus unsicherer Respektsrücksicht herbeigelassen hatte, verdrießen mochten. Der König lachte über die Erkundigung nach dem Begriffe Garçon und über Marots Lage, wendete sich um und sprach: „Ein Garçon ist ein weltlicher Mönch.“

Chimene schrak zusammen über diese Unvorsichtigkeit, welche so ganz unspanisch den Wächter störrisch machen konnte, und den König seinem Schicksale in der grellen Fackelbeleuchtung überlassend, ging sie die bereits gewonnenen Schritte wieder zurück zum Wächter und sagte ihm mit zutraulichem Ausdrucke, es gehörten die folgenden fünf Personen zu ihrer Gesellschaft.

Hiermit war aber, was sie eben hatte vermeiden wollen, ein längeres Hin- und Herreden erzeugt, welches Zeitverlust und erhöhte Aufmerksamkeit herbeiführte, denn der Wächter fragte nun ausdrücklich, ob sie die Verantwortlichkeit wegen Unterlassung des Trabantengeleits übernehme.

„Ich übernehme sie.“

„Seine Herrlichkeit der Herr Herzog sind selbst vor kurzem hinaus, vielleicht nur der neuen Order wegen nach dem Vorhofturme, und die Nichtbeachtung des neuen Befehls könnte also sogleich zur Sprache kommen.“

„Ich verantworte es," erwiderte Chimene mit Zusammenraffung all ihrer Kraft, denn jene Nachricht, es sei ihr Vater wahrscheinlich am Eingangsturme, war die schrecklichste, welche es gab; die Knie bebten dem spanischen Mädchen, die sich des Verbrechens gegen ihren Vater, das sie zu begehen vorhatte, und der ohnedies widerwilligen Stellung, welche zwischen ihm und ihr herrschte, gar wohl bewußt war.

Jetzt bedurfte sie selbst der unterstützenden Hand des Königs und beachtete es nicht, daß die ganze Gesellschaft wohlbehalten bis in die Mitte des Vorhofes gekommen war. Hierher schimmerte der Fackelschein, der vor und hinter ihnen strahlte, am schwächsten, hier blieb sie stehen und sagte, all ihrer Umgebung zum größten Schrecken: „Wir sind verloren!"

Das war eine entsetzliche Überraschung für alle, denn alle hatten sich glücklich geschätzt, unaufgehalten bis zum letzten Wachtposten vorgedrungen zu sein. Zudem hielt man diese Turmwacht am Vorhofe für oberflächlicher und deshalb unwichtiger, da dieser von einstöckigen Wirtschaftshäusern und Ställen in weitem Kreise gebildete Hof durchweg nur von niedrigster Dienerschaft und dem Stallgesinde bewohnt wurde, und auch um des Verkehrs mit Pferden und Maultieren willen, mit Schlachtochsen und Schlachthammeln größerer Freiheit im Ab- und Zugange bedurfte. Im Torwege des Turmes wurde zwar gewöhnlich auch ein hölzernes, aus Spitzbalken grob zusammengefügtes Fallgitter vorgestellt, aber man wußte, daß das Aufziehen und Niederlassen dieses Gitters einem halbblinden Knechte des Kastellans anvertraut war, der sich gewöhnlich aus seinem Stübchen, welches in halber Treppenhöhe am Torgewölbe angebracht war, gar nicht erst herab bemühte, um die Berechtigung dessen, der hinaus wollte, zu prüfen, sondern den oft ein Peitschenknall oder ein hastiger Zuruf veranlaßte, daß er am Mechanismus,

welcher das Fallgitter aufzog, drehte und so den Ausgang öffnete.

Man war also ganz und gar nicht geneigt, Chimenens Ansicht, hier drohe die größte Gefahr, wahrscheinlich zu finden, noch weniger billigte man ihren Rat, an der Schwelle der Freiheit umzukehren. Wie? So unverhofft, so schnell, so leicht nach halbjähriger Gefangenschaft vor dem letzten, schwachen Hindernisse, vor einem hölzernen Gitter, welches ein schwachsinniger Knecht aufheben kann, zu stehen, ein Königreich, sein Königreich dahinter zu erblicken, und da umzukehren?! Nein, das war nicht Sache Königs Franz! Soweit ging seine Verblendung nicht für ein anziehend Mädchen! So nahe am Ziele erwachte der unternehmende Königssinn mit Ungestüm, und er hörte jetzt nicht mit liebender, sondern mit herrischer Ungeduld, was Chimene Besorgliches vorzubringen hatte.

Chimene aber war ihrer Sache nur zu gewiß: Fackeln leuchteten am Turmtore, das war nie dagewesen.

„Ein Tag wie der heutige", entgegnete ihr Brion, „ist auch noch nicht vorgekommen! Der Kaiser hat den Alcazar besucht; vielleicht hat man erwartet, er werde erst spät zurückkehren, man hat die Fackeln vorbereitet, und hat, da sie einmal vorhanden waren, Gebrauch davon gemacht, da ohnedies der Besuch aus Frankreich im Palaste eingetroffen ist."

„Und der Befehl, jeden Auspassierenden dem Kastellan vorzustellen? Und der Herzog von Infantado, der selbst die Wachtposten untersucht?"

„Übertreibung des Wächters!"

„Der Herzog von Infantado geht nie um diese Stunde aus, er ist nirgend anders als dort im Turme, in der Wohnung des Kastellans, die heute gegen Gewohnheit finster ist wie das Grab, sicherlich, damit man ungesehen von da den erleuchteten Teil des Hofes überblicke. Wahrscheinlich

beobachtet er uns schon, und tritt uns in den Weg, sobald wir im Torwege erscheinen."

„Wir wären hinaus, ehe er herabkäme!"

„Wird nicht der kurzsichtige Schließer heute strengere Anweisung haben? Seht, um Gottes willen seht, da zwischen den Mauerzacken des platten Turmdaches bewegt sich etwas! Dort wird gewacht! Es ist der Federhut des Herzogs — eilen wir zurück! durch die linke Pforte des Stierhofes eintretend, rasch an Perez vorüber kommen wir unbemerkt zurück. —"

„Nimmermehr!" rief der König, „Ihr seht Gespenster, ich entdecke auf dem Turmdache nichts als die unbeweglichen Mauerpfosten, und die Schießscharten sind alle licht vom Mondesscheine. Ein paar Holzstücke sind uns nur noch im Wege, wir wären kindisch, jetzt umzukehren. Spürt der Herzog wirklich umher, ist er wirklich in der Nähe, und sieht er uns hier, so haben wir auch ohne den letzten Versuch die üble Nachrede verwirkt, haben alles Übel ohne die Möglichkeit des Gewinns. Vorwärts! Brion und Montmorency bemächtigen sich des blödsichtigen Schließers, wenn er die Öffnung verweigert, machen ihn unschädlich und öffnen statt seiner. Vorwärts!"

Es wurde nicht beachtet, daß Chimene bemerkte, es sei vom Torgewölbe aus gar kein Aufgang zur Wohnung des Schließers, und rasch und ordnungslos eilte die Gesellschaft über den lichten Platz vor dem Turme, ohne Verweilen in das Torgewölbe hinein.

Auch hier brannte oben am dunklen Fensterloche des Schließers eine Fackel und beleuchtete die Eichenbohlen, welche kurz vor der Windung des Gewölbes den Weg versperrten.

„Öffne, Schließer!" rief der König selbst in spanischer Sprache.

Eine kurze Weile zeigte und regte sich nichts, dann

erschien aus dem Loche ein Kopf mit buschigem Haar, ein mageres grämliches Gesicht, welches mit vorgehaltener schmutziger Hand die Gesellschaft erst betrachten zu wollen schien.

„Öffne, Pedro!“ rief Chimene.

„Gebt das Wort!“ rief mit rostiger Stimme der Schließer.

„Welches Wort?“ entgegnete mutlos Chimene.

„Das Wort, welches Euch der Kastellan gesagt.“

Eine ängstliche Stille trat ein; das Ungewöhnliche war also wirklich eingetreten: es war eine Parole nötig. Der König betrachtete fragend Chimenen, Chimene zitterte und schüttelte das Haupt.

„Der König!“ rief Franz auf gutes Glück hinauf.

Neue Pause. War es unter tausend möglichen Worten glücklicherweise das richtige?

Der Schließer, seinen Kopf zurückziehend, sprach endlich: „So heißt es nicht!“

„Zurück! zurück!“ flüsterte Chimene, „ich höre, daß es die Treppen im Turme herabpoltert, das ist der riesengroße Kastellan, er kennt Euch, Sire.“

„Wo ist der Zugang zum Loche des Schließers?“ fragte der König ebenso leise, aber hastig — „führt Brion und Montmorency dahin!“

„Unmöglich! Der Weg geht durch das Zimmer des Kastellans —“

„Der Kastellan kann sterben wie jeder andere,“ flüsterte Montmorency mit rauher Stimme.

„Eure Hand für meinen Fuß,“ unterbrach Brion Montmorency, „wenn ich den eisernen Ring an der Mauer erreiche, so schwinge ich mich hinein, feßle und öffne.“

Das alles folgte sich zwar schnell, aber sobald das letzte Wort gesprochen war, sah man auch am Fenster des Schließers einen anderen Kopf erscheinen, es war der Kopf des Herzogs von Infantado.

„Bückt Euch, Sire," flüsterte Chimene, „mit dem Hute, damit er Euch nicht erkennt!"

„Meine Herren von Frankreich, es ist meinen Leuten nicht angezeigt worden, daß unser König heute abend Euren Gegenbesuch erwartet, und wenn Ihr darauf besteht, so will ich den Herrn Kanzler Gattinara fragen lassen, ob geöffnet werden solle — heda, Trabanten!"

Auf diesen Zuruf regte es sich jenseits der Windung im Turmgewölbe, und dröhnend marschierte eine starke Abteilung Trabanten heran bis ans Holzgitter.

Als sie stillstanden sprach der Herzog weiter: „Besteht Ihr darauf, so sende ich sogleich einige dieser Leute zum Kanzler, ich riete aber unmaßgeblich, da der König von Spanien längere Zeit in Madrid bleibt, die Anfrage bis auf passendere Zeit zu verschieben, der König ist des Abends gern allein."

Marot fragte leise den König: „Ist's aufzugeben, Sire?"

„Was bleibt denn übrig?" fragte dieser mürrisch zurück.

„Wir danken Eurer Herrlichkeit," unterbrach denn Marot die peinliche Pause und zeigte sich nach aufwärts in vollem Lichte, „und wollen dankbar Eurem Rate folgen, unsere Angelegenheit bis morgen zu verschieben."

„Nach Eurem Gutdünken!" entgegnete der Herzog und zog sich zurück.

Die Flüchtlinge, denen die feine Wendung des stolzen Grand, der kein Gefangenwächter und Anzeiger sein wollte, die fehlgeschlagene Unternehmung einigermaßen versüßte, taten desgleichen. Stumm, niedergeschlagen gingen sie dahin, wohin sie der Wachtposten an der linken Seite ungestört, Perez unbeachtet gehen ließ.

Als sie im Palaste angekommen waren, begann Budé, in eine männliche Wehklage über das Mißlingen den Trost zu mischen, daß doch unter solchen Umständen der Versuch

ewig geheim bleiben werde, da der Herzog den König entweder gar nicht bemerkt oder nicht habe bemerken wollen.

„Er hat ihn nicht bemerkt — er schweigt zeitlebens — er ist von echtem Adel!“ sprach dieser, sprach jener.

Nur der König, der sich in einer Zimmerecke, das Hinterhaupt an die Wand stützend, die Arme übereinanderschlagend, niedergelassen, hatte fortwährend geschwiegen, und erst bei den letzten Äußerungen sah man ihn mit den Schultern eine mißbilligende Bewegung machen. Alles schwieg und blickte auf ihn. Von der Leichtfertigkeit einer plötzlichen Neigung, wie er sie beim Aufbruche gezeigt hatte, war keine Spur mehr zu entdecken; sein Auge suchte Chimenen nicht, und wenn es ihr begegnete, so war es unwandelbar ernst und nachdenkend.

„Ihr preist und klagt,“ begann er langsamen Tones und in sich gekehrten Blickes, „leider unrichtig. Ist es einem Könige angemessen, seine Schritte gefällig verschwiegen zu sehen, der artigen oder unartigen Rücksicht eines Mannes ausgesetzt zu sein, eines Mannes, der nicht einmal sein Vasall oder Untertan ist? — Weg da. Wir sind auf unpassender Bahn! Entweder wir mußten den Schritt nicht unternehmen, oder wir müssen ihn ruhig in unser Auge fassen, da er uns einen höckerigen, gemeinen Rücken zeigt. Wie anders? Wollen wir diese junge Dame, die uns geleitet hat, für uns büßen lassen? Pfui! Sie hat den Zorn ihres Vaters auf sich geladen, es ist unsere Schuldigkeit, diesen Zorn auf uns zu ziehen. Ich bitte also das Fräulein, den zürnenden Vater, der sie um Rechenschaft anspricht, zu mir zu senden, damit ich sie vertrete, so gut ich kann. — O Gott, täuschen wir uns doch nicht! Diese leichtsinnige Stegreifunternehmung hat die letzte Hoffnung zerstört, die Gefangenschaft wird von nun an immer förmlicher, der Kaiser, der davon wissen wird, wenn er auch nie davon sprechen sollte, der seine bisherige und seine künftige Unritterlichkeit damit beschönigen wird,

der Kaiser läßt von morgen an keinen Fußbreit seiner grausamen Bedingungen fahren, wir sind auf dem traurigen Punkte angelangt, uns entweder mit niedergeschlagenen Augen aller schmählichen Friedensbedingung zu unterwerfen, oder" — hier erhob sich der König und machte eine Pause —

„Oder?" fragte ängstlich Margareta — „oder auf die Krone Frankreichs zu verzichten," sprach der König mit feierlichem Nachdruck, „und zeitlebens Gefangener im Alcazar zu bleiben."

Ein allgemeiner Schrei der Entgegnung, der Verneinung folgte diesen unerwarteten Worten, und alle drängten sich protestierend um den König. Er machte aber mit vorgestreckter Hand und unverändert feierlicher Miene eine ablehnende Bewegung gegen alle, sanft gebieterisch, aber dergestalt, daß jedermann tief erschrocken schwieg, zurücktrat, und ihn hinausgehen ließ nach dem Alcazar.

Er hatte die Türen hinter sich offen gelassen, man hörte seinen Schritt weithin und die Treppe hinab; Margareta und Françoise eilten ans Fenster und brachen in schmerzliches Weinen aus, als sie den hohen, unglücklichen Mann allein durch den Garten nach dem schwarzen Alcazar, dem vielleicht lebenslänglichen Gefängnisse, schreiten sahen.

Das Schicksal ergreift jedes Wort von Bedeutung und verwirklicht es; denn wir selbst, die wir das Wort uns zum Gericht gesprochen, sind die Hauptschöpfer unseres Schicksals, und wir führen uns über das Haupt herauf, was wir selber fürchten, ja was wir vergessen zu haben scheinen; wir sind in allen Dingen unsere eigenen Ankläger, Richter und Urteilsvollstrecker.

So hatte sich auch König Franz an jenem verhängnisvollen Abende sein weiteres Schicksal in Spanien vorgezeichnet; es lag in seinem Charakter, welcher einer heroischen Sühne bedurfte für den leichtfertigen Fluchtversuch, er hatte dies

Bedürfnis des Charakters ausgesprochen und es dadurch genötigt, sich zu verwirklichen. Nicht die Unterirdischen hören und ergreifen unsere prophetischen Worte, wir selbst und unsere Nachbarn hören sie, unser Charakter, unsere Stellung in der Welt nehmen ihr Verhältnis dazu ein von Stunde an, und so fügt sich wie Stein zu Stein unser Geschick.

Wie lebhaft die Friedensunterhandlungen folgenden Tages begannen durch die Vermittelung Margaretens, wie lebhaft die Räte des Kaisers zur Billigkeit rieten, wie beflissen zur Ausgleichung der Herzog von Bourbon erschien, der eine innige Verbindung mit der verwitweten Margareta wünschen mochte, es scheiterte alles an dem harten Sinne des Kaisers. Kein persönlicher Einfluß, keine Stimmung drängten ihn um eine Linie hinter die Bedingungen zurück, welche er von vornherein nach der Schlacht von Pavia zwischen sich und Frankreich gezogen hatte.

So vergingen zwei Monate, und wie die Jahreszeit immer rauher und trüber wurde, so steigerte sich auch die herbe und trübe Stimmung im Palaste Infantado, den der König Franz jetzt alle Abende betrat. Auch das gegenseitige Verhältnis zwischen den Personen dieses Kreises selbst hatte sich mehr und mehr unerquicklich, ja peinlich ausgebildet. Das Verhältnis, welches sich zwischen der Herzogin Margareta und Bourbon zu bilden begann, ward vom Könige entschieden gemißbilligt und kam deshalb zu keiner eigentlichen Blüte, da in Margareta keine lebendige Neigung, welche durch Hindernisse gereizt werden konnte, sondern nur eine freundschaftliche Teilnahme an dem unglücklichen Manne, eine durch dessen Entgegenkommen geschmeichelte Eitelkeit und die politische Absicht vorhanden war, durch eheliche Verbindung mit diesem wichtigsten Vasallen und Feinde der Krone der Krone selbst und dem ohnedies so arg gestörten Regimente des Bruders eine Hilfe zu bringen. Es ward denn immer sorgfältig vermieden, daß Bourbon, der fast täglich nach dem

Palaste kam, jemals mit dem Könige zusammenträfe. Wie eifrig er sich auch zeigte, den Frieden, welchen Franz so lebhaft wünschte, abschließen zu helfen, ja wie deutlich er sich, wo eine Wahl gestellt wurde zwischen spanischem und französischem Vorteil, der Wortführung für den letzteren zuwendete, König Franz war in dieser Angelegenheit unbeugsam, unerbittlich. Für Bourbons Felonie gab es in seinem Herzen keine Verzeihung.

Frauen gegenüber nennt man freilich die Untreue nicht Felonie und ist man nachsichtiger gegen sich wie gegen andere. Zuweilen schien es wohl, als ob er die ihm stets arglos ergebene Françoise mit mitleidiger Teilnahme betrachtete. Mitleidige Teilnahme ist in solcher Lage ein erschreckliches Wort, und es drückt auch nicht ganz richtig aus, was hier auszudrücken ist: seine Neigung zu dem schönen, liebenswürdigen, ihm unwandelbar treuen Weibe war nicht erstorben, er fand sie nach wie vor schön, er fand sie liebenswürdig, aber er hätte sie wahrscheinlich reizender gefunden, wenn er ihrer Treue weniger sicher gewesen wäre. Er betrachtete sie wie eine Ehefrau, deren Schönheit und Vorzüge man anerkennen muß, und der man es zum Vorwurfe machen möchte, daß sie keinen Grund zu Vorwürfen gibt, weil dies ein Mangel an Leben in ihr sei, und weil aus diesem Mangel die träge Teilnahme des Mannes entspringe. In der Tat litt der König, Zeit seines Lebens an stete Bewegung in freier Luft gewöhnt, um jene Zeit an Trägheit der Organe, Trägheit der Lebensverlangnisse, welche üble Laune und egoistisches Zusammenziehen zur Folge hat, und welche den Menschen doppelt undankbar und unempfindlich macht gegen das, was ihm leicht erreichbar von außen geboten wird. Zärtlichkeit bedarf vor allem einer gewissen Frische des Blutes. Sein Blut stockte, und so war auch die rasche Beflissenheit, welche er bei erster Begegnung gegen Chimene gezeigt hatte, in dieser trüben Zeit stiller geworden. Aber er sah sie seltener,

er hatte sie noch zu erobern, und sie besaß die herbe Frische der Jugend, welche auch dem trägsten männlichen Organismus, gleichsam wie ein Ersatz dessen, was ihm fehlt, lockender ist als die aufgeblühte weibliche Schönheit. Sie belebte ihn also, auch wenn er jetzt nicht gestimmt war, dies lebhaft wie sonst auszudrücken.

Chimene hatte übrigens nach dem Abende des 18. September nur eine flüchtige Unterredung mit ihrem Vater gehabt, worin ihr dieser, die Absicht und das Einzelne jener abendlichen Expedition mit keiner Silbe berührend, angekündigt hatte, daß er es lieber sehe, sie bezöge sein Haus in Toledo, solange die Franzosen in Madrid wären.

„Die Gräfin Chateaubriant", hatte sie darauf erwidert, „ist meine einzige Freundin auf der Welt, warum wollt Ihr mich von ihr trennen?"

„Ich halte es nicht für nötig, dir zu bemerken, daß diese Dame eine ungesetzliche und nicht löbliche Stellung einnimmt, und also für eine junge Dame, für eine Prinzessin Infantado, ein unpassender Umgang ist."

„Ihre Stellung ist eine unglückliche, und es wäre unlöblich, wenn ich, die ich sie liebe, ihr das entzöge, was ihr die gleichgültige Welt versagt."

„Die Welt ist nicht gleichgültig, sondern es heißt, König Karl werde sie moralischen Ärgernisses halber nachdrücklich bitten lassen, sich aus Madrid zu entfernen."

„O mein Gott, wie gemein sind die Gedanken der herrschenden Männer!"

„Was sagst du?!"

„Ihr Vater war tot, Ihr Gatte war roh, Ihre Mutter war hart, Ihr Bruder ist kalt, Ihr Geliebter ist" — sie sprach das Wort nicht aus, setzte aber, in solcher Weise vor sich hinsprechend hinzu — „das ist der Schutz und Trost für einsame Frauen!"

Der Herzog ging hinweg, ohne das Thema weiter zu

berühren, ohne auf die Entfernung der Tochter wieder zurückzukommen: so wie ihn abergläubische Furcht einerseits von seiner Tochter entfernte, so verhinderten ihn auf der andern Seite Vorwürfe des Gewissens, gebieterisch streng mit ihr zu verfahren. Da er ihr keine Liebe schenken konnte, und eben wieder aus solchen Äußerungen nur zu deutlich ersah, wie schmerzlich sie dies empfand, wie sehr sie sich ihrer unnatürlichen Lage bewußt war, so brachte er keinen Vorwurf über seine Lippen. Erkannt hatte er sie gar wohl an jenem Abende unter dem Torgewölbe des Turmes! Jener Vorfall und diese Unterredung dienten nur dazu, sein Weh über dies Kind, seine abergläubische Furcht vor demselben zu verstärken.

Wenn Chimene kein Herz zu ihm faßte, so entsprang dies wohl aus derselben Ursache: von Jugend auf entfernt von ihm hatte sie in der Kälte, mit welcher er sie endlich empfing, nicht einmal den Namen „Tochter" heraus hören können, denn er nannte sie weder Tochter, noch nannte er sich Vater.

Sie hatte sich geflissentlich zurückgehalten von den jenseitigen Zimmern der Herzogin Margareta, wohin der König stets bei untergehender Sonne sich begab, um zuerst die politischen Unterhandlungen zu besprechen, dann zu Abend zu speisen, dann mit Montmorency, Brion oder Budé eine Partie Schach zu spielen, wenn er, wie dies jetzt gewöhnlich der Fall war, zu anderer Unterhaltung sich nicht aufgelegt fühlte. Aber diese Zurückhaltung erreichte auch den Zweck nicht, welchen sie dabei im Auge hatte, dem Könige nämlich auszuweichen und ihrer Freundin Françoise alleinigen Raum zu lassen für Aufheiterung des Königs. Er ließ dann nach ihr fragen, ließ den kleinen David, wie er sich ausdrückte, bitten, mit der Zither zu kommen und dem schwermütigen Saul die Melancholie zu verscheuchen durch Spiel und Gesang. Oder er kam auch selbst herüber in ihre Gemächer, welche

sie mit Françoise geteilt hatte, und Françoise selbst mußte sie ins Balkonzimmer holen, letzteres stets zu peinlichster Empfindung für Chimene. Verriet auch Françoise noch nichts von der schmerzlichen Eifersucht, die ihr erregt werden konnte — und sie war engelsgut genug, um ihrem Geliebten für jeden Preis Freude zu gönnen, und später als jede andere Frau Neid zu empfinden — Chimene, in täglichem Kampf mit den eigenen Gefühlen so schmeichelhaft erweckter Neigung, fühlte für sie das Drückende der Verhältnisse und war unaufhörlich bemüht, Abhilfe dafür zu suchen. Sie ermunterte Françoise, den Gesang zur Harfe, den sie während ihrer Jugendzeit unter Anleitung eines Mönchs der Abtei betrieben hatte, wieder aufzunehmen. Aber die Stimme war vernachlässigt, die Frische derselben war verloren, und das Gehör war nicht geübt genug, um halb falsche Töne zu erkennen und zu vermeiden. Der König, mit dem feinsten Sinne für den künstlerischen Ton begabt, schrie erst ungeduldig und lachend auf, hielt sich beim zweiten Male, wiederum lachend, die Ohren zu und bat sie beim dritten Male, diese Versuche aufzugeben.

Am Ende waren die beiden Freundinnen denn doch auch nur Frauen, nur Menschen! Chimene mochte sich's selbst und andern noch so sorgfältig verbergen, der Honig des Behagens, welchen jede Bevorzugung, jede erregte Neigung in das Herz dessen träufelt, der ausgezeichnet und begehrt wird, durchdrang sie doch und erzeugte manche unbedachte Äußerung der überlegenen Kraft, wenn nicht des Übermutes. Namentlich die musikalische Übung war dazu gar zu herausfordernd, und Françoise, welche niemals große Neigung für Chimene empfunden hatte, wurde endlich ungeduldig, und wurde, Gott sei Dank! wie Marot still für sich hin sagte, endlich eifersüchtig. Es war an einem regnerischen, stockfinstern Novemberabende, als sie ihren Unmut über die stets herbe Äußerungsweise des Königs endlich einmal dadurch

zeigte, daß sie plötzlich aufstand, auf eine herbe Anrede des Königs das Zimmer verließ und über Treppen und Flur in ihre Gemächer hinübereilte.

Marot folgte ihr verstohlen und fand sie in Tränen. Aber sie beweinte nicht nur ihr Geschick, sie beweinte auch, daß sie ihrer Empfindlichkeit nachgegeben und dadurch den König verletzt hätte.

„Wollte Gott," rief Marot ungeduldig darüber, „Ihr hättet ihn längst verletzt, dann wäre er längst liebevoller gegen Euch!"

„Wie? Tut ihm die Welt nicht weh genug? Wäre es nicht entsetzlich, wenn die, welche ihn lieben, ihm noch Verdruß bereiten wollten!?"

„Solcher Verdruß ist ihm ersprießlicher als stete Nachgiebigkeit, denn solcher Verdruß belebt ihn, während ihn die stete Nachgiebigkeit langweilt."

„Langweilt? Meister Clément, was wäre das für ein Herz, das von einem liebenden Herzen gelangweilt werden könnte?"

„Das wäre das Herz eines unternehmenden Mannes, welches in Atem erhalten sein will, das Herz unsers Königs."

Françoise sah ihm schweigend und fragend an mit ihren großen, noch tränenfeuchten Augen, und sprach langsam nach dieser Pause: „Du verwechselst, Marot, die Gefallsucht alltäglicher Neigungen mit einem tieferen Liebesbedürfnisse."

„Nicht doch! Der erhabenste Mensch braucht Speise und Trank, die edelste Frucht braucht die richtige Abwechselung von Sonnenschein und Regen. Eure Herzen sind nicht allein, sind nicht abgesondert von den Bedürfnissen Eures übrigen Menschen, Eures Geistes, Eures Körpers, also müßt Ihr Eure Herzen, wenn deren Wohlsein gedeihen soll, durch ein richtiges Gleichgewicht Eurer übrigen Kräfte und Verlangnisse unterstützen. Zeigt dem Könige, daß Ihr ihn ent-

behren könnt, und es wird sich zeigen, daß er Euch nicht entbehren kann."

„Dann müßte ich anders handeln, als meine Natur, als mein Charakter mich zu handeln drängt?"

„Allerdings, und dies nennt man eben, wie König Franz sagt, Bildung. Macht ein Kunstwerk aus Eurer Neigung. Seinem natürlichen Wesen überall folgen, das ist, verzeiht mir, äußerst leicht, das leistet jedermann."

„Du bist ein Schalk, Clément!"

„Das auch. Ich wollte, Ihr entwickeltet die Schalkhaftigkeit, welche in Euch ruht, und welche von Eurer eintönigen Liebe niedergehalten wird."

„Du magst nicht ganz unrecht haben, ich werde mich gleichgültig zeigen."

„Ich habe ganz recht, und Ihr müßt viel mehr tun, als Euch gleichgültig zeigen. Gleichgültigkeit verletzt, Ihr müßt aber reizen. Neigung müßt Ihr zeigen nach der Seite hin, von welcher sie Euch geboten wird."

„Marot!"

„Nehmt's nicht so religiös! Ist Brion nicht der Mühe wert? Ihr sollt's bald am Könige sehen, ob dem so ist. Mißversteht mich nicht! Was will ich denn? Euch glücklich an der Seite des Königs, vielleicht einst auf dem Throne Frankreichs sehen. Euch und den König will ich glücklich sehen. Brion ist ein braver Seigneur, dem ich alles Glück gönne, aber von Euch nur eine flüchtig erscheinende und wieder verschwindende Flagge des Glücks. Die Lebenskunst besteht darin, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden, das Dauernde vom Vorübergehenden. Ich kenne den König von früh auf, und was ich an seiner frühesten Jugend nicht gesehen, das hat mir mein Vater, der in den Schlössern herumgestoßen wurde, berichtet. Nun, demnach habe ich von Eurer ersten Begegnung des Königs an gewußt, daß Ihr seine wahre und einzige Liebe seid. Es ist meine Schuldig-

keit, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Dergleichen Spielereien, wie das Zitherspiel und der schöne Augenaufschlag der kleinen spanischen Prinzeß beacht' ich so wenig wie schwarze Wolken am Morgenhimmel, diese Wolken machen aus Tag nicht Nacht, dergleichen romantische Liebhabereien, deren unser Herr Zeit seines Lebens bedurft hat und bedürfen wird, vernichten die eigentliche Sonne in ihm nicht und gehen vorüber wie Wolken. Das sind Kleinigkeiten, nach denen man nicht hinsehen darf, obwohl ich eben höre, daß die Frau Regentin Jean Cousin herschickt, um die kleine spanische Prinzeß, welche den König tröste, zu malen. Wir wollen sie in Eurem Zimmer im Louvre aufhängen, wenn wir nach unserer Rückkunft das Louvre gebaut haben werden, und wollen einst, wenn der vaterländische Regen — und unser kotiges Paris wird nie daran Mangel leiden — an die Louvrefenster schlägt, wie heut der spanische an diese schlecht verwahrten Fenster, wir wollen dann, mit Zufriedenheit das Bild betrachtend, ausrufen: Es war doch recht hübsch, daß der König im Alcazar ein so allerliebstes Geschöpf mit der Davidsharfe fand. Das wollen wir, aber jetzt wollen wir von dieser Nebensache zu unserer Hauptsache übergehen."

Zudringlicher Rat der Freunde für Veränderung unserer Lebensweise ist eine Lebensgefahr für Leute, die eine Eigentümlichkeit haben, und deren Wert und Macht in dieser Eigentümlichkeit beruht. Françoise empfand das, aber sie empfand es nur, sie wußte es nicht, deshalb widersetzte sie sich schwach und schwächer, und gab leider am Ende nach. War sie doch über die größere Weltklugheit Marots und über wohlmeinende Gesinnung für sie außer Zweifel, und hatte sie doch zu eigenem Nachteile bisher immer sehen müssen, daß die bloß herzliche und aller Berechnung entzogene Hingebung ihrer Macht keine Dauer zuwege brächte.

Ach, es war ihr Geschick, daß die traurigste Wendung

desselben von ihren Freunden ausgehen sollte! Brion nämlich, von einer stets unerwiderten Neigung verzehrt, hatte ebenfalls den Moment ergreifen zu müssen geglaubt, in welchem sie zum ersten Male dem Könige charaktervoll entgegenzutreten schien, und war ihr ebenfalls nach einiger Zeit gefolgt. Es war ihm gelungen, unbemerkt von der Gesellschaft die Tür und den Ausgang zu gewinnen, das Blut drängte ihm nach Kopf und Herzen, er wußte selbst nicht, was er wollte, aber er fühlte die unwiderstehliche Notwendigkeit, der Geliebten die hilfreiche und die in schwärmerischer wie sinnlicher Liebe zitternde Hand zu bieten. So eilte er, betäubt und fast taumelnd über den Flur und die Treppe hinauf. Unterdrückte Leidenschaft bricht sich oft plötzlich Bahn, es koste was es wolle, jahrelange Rücksicht verschwindet oft vor einer einzigen dargebotenen Gelegenheit, vor einer einzigen Überwallung des Blutes, welche in Schwindel und Ungestüm zum Verwegensten treibt. — Als er ins Vorzimmer trat, vernahm er durch die nur angelehnte Tür Marots Stimme und hörte seinen Namen, hörte die Worte: „Ist Brion nicht der Mühe wert?“ Er wußte sich Marot geneigt, er war verwirrt, es flog ihm durch den Sinn, daß dieser entscheidende Augenblick ergriffen werden müsse. Das durfte nicht geschehen unter offenbarem Mitwissen Marots, dieser durfte ihm also hier nicht begegnen! Er eilte auf den Vorsaal zurück, er kannte diese Gemächer ganz genau, er war zu wiederholten Malen, wenn Françoise und Chimene drüben bei der Herzogin neben dem Könige saßen, hierher geeilt mit gequältem, übervollem Herzen, um wie ein echter schwärmerischer Liebhaber sich an den Orten zu laben, welche sonst der Geliebten zum Aufenthalte dienten, sein Haupt in die Kissen zu drücken, auf welchen sie zu ruhen pflegte. Wer weiß, ob nicht der kühne Wagegeist des französischen Seigneur in diesen Stunden gepflegten Liebesschmerzes einstige Abenteuer und die Hilfsmittel in denselben

ins Auge gefaßt hatte! Wer weiß, ob der bloße Zufall, die bloße Neugier des Liebhabers ihm zu Entdeckungen in der Räumlichkeit verholfen hatte. Daß solche zu machen waren, hat die geheimnisvolle Erscheinung des Herzogs von Infantado gezeigt, welche am Abende der Flucht neben dem Bildnisse Chimenens an der Wand des Balkonzimmers gespensterhaft hervorgetreten war. Kurz, Brion hatte den Ort entdeckt, an welchem der Herzog damals gewesen war, um wahrscheinlich die unglückliche Tochter, von welcher er Schmach und Unglück für sein Haus fürchtete, zu belauschen. Leider waren er und Brion nicht die einzigen, welche diesen Ort kannten. Seit der Ankunft des Kaisers in Madrid war unter anderer Benennung ein Aufseher im Palaste erschienen, wie es hieß um dem stolzen Herzog den mißlichen Wachtdienst zu erleichtern, das heißt im Grunde, abzunehmen. Dieser Brabanter hatte mit voller Goldeshand den Haushofmeister hinter des Herzogs Rücken bewogen, alle Schlupfwinkel des alten Palastes aufzudecken, und so war dieser schlimmste Feind ebenfalls zur Kenntnis eines Versteckes gekommen, den Brion nur zum kleinsten Teile kannte. Im Schlafzimmer Françoisens nämlich an der Wand nach einem Kleidungsstücke derselben in verliebtem Spiele langend, war er ausgleitend mit der nach Anhalt greifenden Hand auf eine verborgene Feder geraten, und hatte dadurch zu seiner großen Überraschung eine Tapetentür geöffnet. Es war nicht gleich zu erkennen, was sie zu bedeuten habe, denn sie zeigte keinen Durchgang nach einem andern Raum, sondern in ganz schmalen Stufen stieg dahinter die Mauer aufwärts zu halber Zimmerhöhe, dann erst kam links und rechts hohler dunkler Raum. Neugierig klomm er hinauf und fand, daß gegenüber ebensolche Stufen abwärts führten, und daß auf der andern Seite eine ebenso verschlossene Tapetentür in die Zimmer führte, welche Chimene jetzt bewohnte. Ihm lagen zunächst nur Françoisens Zimmer am Herzen, er stieg also

wieder hinauf und tappte in dem dunklen Gange in der Richtung vorwärts, welche nach der Seite des Alcazar zu führte, und in welcher das Balkonzimmer, hart an das Schlafzimmer stoßend, kommen mußte. Eine schmale Lichtspalte verriet ihm die Öffnung neben dem Bildnisse im Balkonzimmer, er entdeckte, daß man sie handbreit oder ganz öffnen und schließen konnte, und jubelte über dies entdeckte Mittel, Françoise gelegentlich von da belauschen zu können.

Dorthin nun eilte er jetzt durch Chimenens Zimmer, um das Gespräch der Geliebten mit Marot, welches ihn selbst zu betreffen schien, anzuhören, und sobald Marot sie verlassen und ihm der Mut bliebe wie jetzt, die Zimmer der Geliebten durch die Tapetentür zu betreten. Chimene war noch drüben neben dem Könige, der Eintritt hatte also keine Schwierigkeit. Dem gewöhnlichen Hergange nach blieb sie noch lange, sänke ihm also der Mut, oder hinderte ihn Marots längere Anwesenheit, so konnte er desselben Weges seinen Rückzug bewerkstelligen. — Rasch kam er in seinen Versteck und hörte, daß sie lachend Marot versprach, von seiner Lebenskunst sich aneignen zu wollen, soviel ihr erreichbar sei.

„Still," unterbrach sie dieser, und trat an die nur angelehnte Tür des Balkonzimmers, „ich höre männliche Schritte die Treppe heraufkommen, ich höre eine männliche Stimme, es ist der König, welcher Chimene herüberführt! Da ist unerwartet schnell die Wirkung Eures ersten Widerstandes! Zum ersten Male habt Ihr Euch unwillig gezeigt über seine Tyrannei und da ist er auch zum ersten Male seit langer Zeit auf dem Wege, Euch aufzusuchen — still! Er wird sein Püppchen auf dem Vorsaale beim Eintritte in ihr Zimmer verabschieden! Benützt die Gelegenheit, seid karg! Aber laßt mich auf der andern Seite hinaus, er darf mich hier nicht finden, sonst würde er hinter Eurem neuen Benehmen sogleich meine Einmischung erkennen, und dadurch verlöre es seine Wirkung."

„Es gibt keinen zweiten Ausgang als den durch Chimenens Zimmer, und der ist im jetzigen Augenblick nicht einzuschlagen, Ihr müßt also bleiben!“

„Unmöglich. Wer weiß, ob nicht gar die törichte Verleumdung von Fontainebleau wieder aufgeregt würde. Wie wenig wahrscheinlich mein Anstrich auch ist, daß ich ein Liebhaber der schönen Gräfin Chateaubriant sein könne, die Verleumdung Eures Geschmacks fand doch einigen Glauben, weil sie zugleich eine Verleumdung Eures Rufes war, und —“

„Ihr übertreibt in der Bescheidenheit, Meister Clément!“

„Nicht mehr als Ihr in der Artigkeit — und wenn der König auch das erstemal gelacht hat, das zweitemal könnte es ihm nicht lächerlich sein.“

„Nun, dann spielt Ihr die Rolle, welche Ihr Brion zugedacht habt, ist sie Euch so mißfällig?“

„Scherzt nicht! Mir, einem Emporkömmlinge, könnte sie übel bekommen. Je weniger man an Euren Geschmack für meine Liebhaberrolle glaubte, desto mehr würde man an meine Zudringlichkeit glauben, und mir eine Züchtigung für nötig erachten — er tritt ins vordere Zimmer! Um Himmels willen, wo soll ich hin?“

„Bleibt Marot!“

„Um keinen Preis; ich kenne das Stirnrunzeln meines Herrn!“

Bei diesen Worten hatte er die Balkontür geöffnet, und weil er vielleicht hoffte, von da hinabzukommen, schlüpfte er hinaus und zog rasch die mit seidenen Vorhängen bedeckte Glastür hinter sich zu.

Kaum war das geschehen, so stand auch der König im Zimmer und richtete herzliche Worte an Françoise zur Entschuldigung für sein jetzt so oft mürrisches und heftiges Wesen, das von der quälerischen Lebensweise im Gefängnisse herrühre. „Ich entfremde mir,“ setzte er hinzu, indem er sich zu

Marots Schrecken auf einen Sessel niederließ, „ich entfremde mir durch diesen widerwärtigen Kaiser, der meine Laune so verdrießlich macht, am Ende auch noch meine besten Freunde. Auch Brion hatte sich entfernt, Budé war unwohl weggegangen, und das Gespräch war nicht loszubringen von der unglücklichen politischen Lage. Margareta erwartet heute abend noch einen Kurier von der Mutter, in dessen Begleitung vielleicht die neuen Gäste, die sie uns zusenden will, eintreffen, Cousin und Florentin — du liebst diesen Priester nicht?"

„Er liebt mich nicht mehr."

„Nicht mehr? Und du bist erschrocken bei seinem Namen, als ob er eine Gefahr für dich sei?"

„Er ist ein intriganter Mensch."

„Was tut dir's, wenn er keine Veranlassung hat zu Intrigen gegen dich! Die Mutter rühmt ihn als sehr klug und geschickt, und solche Leute brauch' ich, um aus des Kaisers Schlingen zu kommen, gegen welche unsere Tapferkeit so wenig ausrichtet als ein starkes Roß auf sumpfigem Boden: ein leichter, vielgespaltener Krallenfuß schlüpft hoffentlich besser darüber hin. — Aber wer kommt so spät noch zu dir?"

Man hörte nämlich Geräusch herannahender Schritte im Vorzimmer und gleich darauf die Stimme der Herzogin Margareta, welche fragte, ob sie mit Montmorency eintreten könne. Nachdem der König bejaht, trat sie hastig ein und sprach, indem sie ihm Briefe überreichte: „Der Kurier ist da, und der Priester und Maler mit ihm. Sie bringen bedenkliche Warnungen der Mutter, Brion soll davon wissen, aber er ist nirgends aufzufinden, Marot muß also sogleich zu Bourbon eilen, wo ist Marot? Ich meinte, er sei hier; Budé ist schon zu Bett, ich kann ihn nicht in dem Wetter hinaustreiben — hier, hier sind die wunderlichen Warnungen!"

Dabei zeigte sie dem Könige eine Stelle des Briefes

und ging dann unruhig im Zimmer auf und ab, jedesmal, wenn sie an die Balkontür kam, die Gardinen derselben ein wenig lüftend, als wollte sie nach dem Wetter sehen, jedesmal aber davon ablassend und fragenden, unruhigen Blickes nach dem Sitze des lesenden Königs zurückkehrend.

„Unglaublich!“ rief endlich der König.

„Was wäre noch unglaublich an diesem Handelsmanne, den sie Kaiser nennen!“

„Ist dir denn wirklich ein Termin anberaumt in deinem Geleitsbriefe? Du hast ja nie davon gesprochen.“

„Allerdings. Ich habe dir nicht davon gesprochen, weil ich dich nicht beunruhigen wollte mit der Idee dieser krämerhaften Strenge. Denn was hat ein gefangener König für Aussicht, wenn er sieht, daß man seiner leiblichen Schwester vorschreibt: So und so viel Tage darfst du den Bruder sehen, und keinen Tag länger, und der Tag, welchen du länger verweilst, bedroht dich, Mitgefangene zu werden?! Sollte ich dir dergleichen erzählen, als ich kam, um dich mit Hoffnungen aufzurichten?! Und ich hielt es selbst für bloße Förmlichkeit.“

„Das ist es auch nur!“

„Verblenden wir uns doch nicht länger! Gattinara hat schon warnend davon zu Brion geredet, ich habe Brions Mitteilung in den Wind geschlagen! Bourbon hat mich aufmerksam gemacht, ich habe nicht darauf geachtet! Sind wir etwa so klug und vorsichtig wie unsere Mutter, welche alle Nachrichten der Priesterschaft auszuspähen versteht, welche über jeden Schritt und Gedanken des Kaisers besser unterrichtet ist, als wir es sind hier in Madrid selber? Und die Mutter ruft: Mache dich auf! Der Priester, den sie sendet, und der eingeweiht ist in alle Geheimnisse Europas, spricht: Die Gefahr ist vor der Tür! Sie ist's, wenn dieser Kaiser seinen Geleitsbrief wörtlich anwenden läßt. Danach habe ich nicht mehr volle drei Tage Frist, und wenn ich jetzt zu

Pferde steige, so muß ich Tag und Nacht reiten, um vor Ablauf dieser Frist den Grenzboden Navarras zu erreichen!"

„Wo ist der Priester?"

„Kam er nicht hinter uns, Montmorency?" fragte Margareta und ging, ohne Antwort zu erwarten, selbst nach der Tür, welche zum Vorzimmer führte, öffnete sie und rief nach Florentin. Der Prälat fehlte nirgends, wo er einwirken konnte, er hatte im Vorzimmer geharrt und trat ein.

Der König, welchem mit diesem Manne die Szene in Fontainebleau lebendig wurde, und welcher diesem Prälaten nicht eben zugetan war, zog die Brauen zusammen, als er ihn erblickte, und betrachtete ihn schweigend. Dann fragte er langsam, worauf sich die Besorgnis gründe, daß der Kaiser den Termin des Geleitsbriefes buchstäblich behandelt sehen wolle zu persönlicher Gefährde der Herzogin.

„Mein erster Gang, Sire, als ich in Madrid eintraf, war zum Beichtvater des Kaisers gerichtet, und dieser hat mir versichert, unsere Besorgnis sei in diesem Punkte nicht ungegründet."

„Der Kaiser ist nicht rücksichtslos gläubig."

„Sein Beichtvater aber, Sire, hört leise."

„O Königtum, Königtum," rief König Franz schmerzlich aus, „wie sollst du gedeihen in solchen Händen! Nein, nein," setzte er hinzu, „es ist nicht möglich!"

„Bedenkt, Sire," sprach Florentin bescheidenen Tones, „daß es dem Kaiser von großem Interesse ist, eine für Euch so wichtige und lebhafte Unterhändlerin wie die Frau Herzogin zu bestürzen und zu entkräften. Wenn sie erfährt, daß sie bedroht ist, so verliert sie entweder in den letzten entscheidenden Stunden die überlegene, den Unterhandlungen nötige Ruhe, und eilt, nur auf eigene Sicherheit bedacht, aus dem Lande, oder sie setzt sich der eigenen Gefangenschaft aus, und ist dann als Mitgefangene des freien Verkehrs wie des freien Überblicks verlustig."

„Danach“, unterbrach ihn der König, „könnte der Kaiser selbst die Besorgnis lebendig gemacht und zu unsern Ohren gedrängt haben, als wolle er den Geleitsbrief wörtlich behandeln lassen, um uns mit dieser Nachricht in Bestürzung zu setzen, ohne daß er die wirkliche Absicht zu so kleinlicher Handlungsweise hätte! Das sieht ihm ähnlich. Wir müssen deutlichere Auskunft haben.“

„Und zwar sogleich!“ rief Margareta. „Sogleich!“ bestätigte der König. „Wo ist Marot? Er ist ja wohl am vertrautesten mit Bourbon und Gattinara? Und er ist behende. Auch wäre er ja mit Budé und Françoise in gleicher Gefahr? Ruft ihn! Er soll hinüber und für seine Haut Gattinaras Rat einholen.“

„Ja, mein Gott,“ sagte Margareta, „er ist nicht da! Es ist unbegreiflich, wo er am späten Abende und bei solchem Wetter sein kann!“

„Ich will nachfragen,“ sprach Montmorency und entfernte sich.

Françoise war im Begriff, sich zu erheben und zu sagen, wo Marot sei. Sie war über dessen Versteck in größte Verlegenheit geraten, ohne doch eigentlich sich selbst sagen zu können, warum sie verlegen sei. Übelstände bilden sich eben wie Lawinen: die abgelöste Flocke, von der sie anheben, scheint nicht der Beachtung wert, und die Vergrößerung bildet sich dann so blitzschnell, wie unsere allen Widerstand ausschließende Bestürzung. Als zum ersten Male nach Marot gefragt wurde, schwieg sie, weil er sie einmal darum gebeten, und weil er doch einmal sich verborgen hatte; sie ahnte nicht, daß auf seine Abwesenheit soviel Nachdruck gelegt, daß sein Versteck unter so feierlich artenden Umständen ungewöhnlich auffallend, ja ihrem Rufe gefährlich werden könne. Weil sie bei der ersten Nachfrage geschwiegen hatte, war sie mitschuldig geworden, und es ward ihr nun schon schwerer, einen Versteck aufzudecken, den sie selbst durch Verschweigung

gebilligt hatte. Das Blut stieg ihr in die Wangen, denn sie wußte, daß der körperlich nicht eben verwegene Poet nicht füglich vom Balkon hinabkäme, und daß jeden Augenblick eine Entdeckung möglich sei, weil die Herzogin wegen einer Sendung in die Stadt hinüber nach dem Wetter sehen und deshalb auf den Balkon hinaustreten dürfte. Ihre Verwirrung ward dadurch erhöht, daß ihr der letzte Abend, den sie in Fontainebleau zugebracht, grell ins Gedächtnis trat. Dort war es ebenfalls Marot gewesen, dessen unschuldigen Besuch man zu ihrem Nachteil gedeutet hatte, und zu alledem erschien wie damals Florentin, der Unglücksprophet für sie. Sein spöttisch forschender Blick war es auch, der auf sie fiel, als sie sich ein Herz fassen, sich erheben und einfach sagen wollte: Marot ist hier, er steht auf dem Balkone draußen. Dieser Blick erbitterte sie; vor solchem Zeugen wollte sie nicht eine zweideutige Szene veranlaßt sehen, und außerdem erhob sich in diesem Augenblick der König, in den Alcazar zurückzukehren, weil er sich angegriffen fühle. Damit schien ja die erwünschte Erlösung einzutreten, denn mit dem Könige entfernten sich jedenfalls auch die übrigen aus Françoisens Zimmer.

Leider geschah es nicht so, und leider ward durch diese Äußerung des Königs auch Brion zu einem Schritte veranlaßt, den er ohne diese Äußerung wohl nicht gewagt haben würde. Er war nämlich schon durch die Ankunft des Königs im Balkonzimmer in große Verlegenheit geraten, denn diese Ankunft schloß ein, daß auch Chimene bereits in ihre Zimmer zurückgekehrt und ihm dadurch der Rückzug abgeschnitten sei. Wirklich entdeckte er durch den erhöhten Lichtschimmer, welchen ihr Eintritt veranlaßte, daß auch nach dieser Seite eine Öffnung in der Mauer dem Späherauge geboten sei, und erblickte durch diese Öffnung Chimenen selbst, die sich eines Teils ihrer Überkleider entledigte und sich nachdenklich auf einen Ruhesitz lehnte. Zu jeder andern Zeit würde den

jungen heitern Seigneur dieser verstohlene Anblick eines halb entkleideten schönen Mädchens, die keinen Lauscher ahnte, vortrefflich unterhalten haben, jetzt aber blickte er nur nach dieser Seite, weil er einem quälerischen Anblicke auf der andern Seite ausweichen sollte. Denn er mußte erwarten, dort seine geliebte Françoise in den Armen des Königs zu sehen, da dieser offenbar gekommen war, sein Unrecht gutzumachen, und da eine Versöhnung zwischen entzweiten Liebenden nur um so lebhaftere Zärtlichkeit zu bringen pflegt. Im ersten Augenblicke also war es ihm eine äußerst willkommene Überraschung, als er die Stimme der Herzogin Margareta im Balkonzimmer vernahm. Er wendete sich nun rasch wieder nach dieser Seite und verfolgte mit großem Interesse, was sich da ereignete. Daß er selbst vermißt wurde, war ihm wohl unangenehm, aber daß Marots Versteck zu einer so bedenklichen Verlegenheit für Françoise stieg, hatte einen halb komischen und noch einen unausgedachten andern Reiz für ihn. Das beste Herz entledigt sich, wo seine geheimsten und lebhaftesten Wünsche einer Möglichkeit des Gelingens nahe kommen, es entledigt sich nicht ganz des Eigennutzes. Und Brion hatte doch auch etwas von allen Eigenschaften eines leichtsinnigen Seigneurs: er hoffte, Françoise trösten zu können, wenn die Szene da unten zu ihrem Nachteil ausginge und ihr Verhältnis zum Könige störe. Denn auch er erinnerte sich gar wohl des Gerüchtes, welches damals ins Lager vor Pavia gekommen war, und von einem geheimnisvollen Umgange der Gräfin Chateaubriant mit Marot erzählt hatte, und er erkannte ganz wohl, daß dadurch die Szene, welche sich da unten vorbereitete, viel ernster werden könne, als sie sonst es zu werden verdient hätte. Es war die plötzliche Abreise Françoisens von Fontainebleau ihren Feinden und Freunden niemals ganz aus dem Sinne gewichen, und jede Anknüpfung daran konnte mit Begierde aufgegriffen werden.

Daß Brions Mitleid für Françoise nicht alle andere Regung überwog, sollte ihm indes auf der Stelle eine Züchtigung herbeiführen. Ehe nämlich die Wendung der Szene soweit gekommen war, daß Montmorency zur Aufsuchung Marots sich entfernte, hörte Brion in seinem dunklen Gange zu seiner erschreckendsten Überraschung Geräusch, und zwar ein Geräusch, welches sich ihm näherte.

Um den Zusammenhang genauer zu übersehen, ist ein näheres Eingehen auf diesen Teil des Palastes nötig. Wahrscheinlich war dieser Flügel der älteste Teil desselben, und war früher in unmittelbarer Verbindung mit dem Alcazar gewesen. Wenigstens entdeckte man am westlichen Abgrunde des Alcazargartens damals noch Grundgemäuer, und die Mauern in diesem Palastflügel waren von einer so außerordentlichen Dicke, daß sie sich auffallend von den Mauern im andern Flügel unterschieden. Es steht zu vermuten, daß von der inneren Ecke im Stierhofe bis zum Balkonzimmer und vielleicht von diesem bis zum Alcazar der Harem der maurischen Fürsten, welche einst hier residiert, gewesen war, und daß zur heimlichen Beobachtung der Frauen die obere Aushöhlung der Wand bewerkstelligt worden sei. Die alten Romanzen erzählen uns hinreichend von der Neigung dieser Frauen, Abenteuer mit christlichen Rittern anzuknüpfen, und was der Moslem im Morgenlande selbst nicht nötig hatte für Bewachung des Harems, das mochte ihm hier bei gemischter Bevölkerung nötig scheinen. Kurz, in der jetzt halb abgerundeten Ecke des Stierhofes, links, wenn man aus dem Palaste trat, und da wo sich der eine halbkreisförmige Flügel an das Hauptgebäude anschloß, zeigte sich, unsymmetrisch gegen die andere Seite, ein niedriger Turm maurischer Form zwischen Hauptgebäude und Flügel. Er war von sehr geringem Umfange und glich einem Minarett. Dieser Turm war der eigentliche Schlüssel zu dem geheimen Wandgange, und mit diesem Schlüssel war für gutes Gold der Brabanter

Agent des Kaisers durch den Haushofmeister bekannt gemacht worden. Der Turm hatte oben am Dache eine eiserne Tür, die ein bloß Neugieriger, wenn er sie offen gesehen, nicht leicht überschritten hätte, denn sie schien in einen dunklen Rauchfang hinabzuführen. Der damit Vertraute ließ sich aber getrost hinab, sein Fuß berührte in der Tiefe einer Manneshöhe festen Grund. Dort begann nämlich eine Wendeltreppe, welche hinableitete bis zum Beginn des Mauerganges, der früher also wohl alle Zimmer bis zum Alcazar berührt hatte, jetzt aber nur noch die vier Zimmer Chimenens und Françoisens preisgab, nämlich das Zimmer Chimenens, in welchem sie eben war, und das Schlaf-, Balkon- und große Vorzimmer Françoisens.

Der Brabanter mochte von der Ankunft neuer Franzosen und davon unterrichtet sein durch seine Späher, daß sich der König und einer der Ankömmlinge in diesen Teil des Palastes begeben habe, er mochte also den Augenblick als einen besonders günstigen zum Horchen ergriffen haben, denn er war es, den Brion die Wendeltreppe im Türmchen herabsteigen hörte. Der schwere Niederländer trat nicht allzu leise auf, und der Schall, welcher nirgends anders hinaus konnte, drängte sich Brion stark entgegen. Dieser, obwohl mit dem geheimen Zugange durch den Turm nicht bekannt, wurde doch unzweifelhaft inne, daß jemand von dieser Seite sich nahe, und da er um keinen Preis hier als Lauscher überrascht sein mochte, der Nahende sei wer er wolle, so dachte er sogleich an Flucht. Denn ein Verbergen schien nicht möglich, oder doch äußerst mißlich. Brion wußte nicht, wie weit sich der Gang, welcher oberhalb der niedrigen Zimmertüren hinlief, nach der Gartenseite zu erstreckte, und ob nach dorthin auch noch eine Öffnung zum Lauschen vorhanden sei. Wenn er sich also nach dieser Richtung zurückzog, so konnte ihm der neue Ankömmling leicht dorthin folgen, um eine andere Öffnung zu benutzen, und konnte solcherweise

auf ihn stoßen. Geschah dies aber auch nicht, so war eine vollkommene geräuschlose Ruhe, die ihm beim Verbergen auferlegt gewesen wäre, fast unmöglich neben einem still Lauschenden, denn man hörte in diesem engen Raume den Atemzug eines andern auf große Entfernung. Dies alles überdachte er hastig, während die Schritte des Brabanters unerbittlich näher kamen, und er entschloß sich denn zur Flucht. Aber sie mußte augenblicklich geschehen, denn sie führte eine Strecke dem heranschreitenden Feinde entgegen, da die Tapetentüren rechts zu Chimene, links zu Françoisens Schlafgemach von Brion aus nach der Richtung zu lagen, von welcher die Schritte sich näherten. Und wohin dann? Rechts oder links? Chimene in das Geheimnis ziehen? Nur im äußersten Notfalle! Sie konnte auch dergestalt erschrecken, daß sie um Hilfe rief und alles aufstörte. Auf der andern Seite aber war Françoisens Schlafgemach, solange der König bei ihr blieb, der bedenklichste Zufluchtsort. Sekunde auf Sekunde verstrich über dieser Wahl, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, er stand noch immer an der Öffnung neben dem Bildnisse, der Brabanter mochte an den letzten Stufen der Wendeltreppe sein — da hörte Brion, daß der König nach dem Alcazar hinüber wolle! Dies entschied seine Wahl, er eilte an die Tapetentür links, kroch hastig hinab, öffnete und trat in Françoisens Schlafgemach. Rasch drückte er die Tapetentür wieder zu auf die Gefahr, von dem nahenden Feinde gehört zu werden; und nun, nachdem er Atem geschöpft, wendete er sich gegen das Balkonzimmer. Seines Erachtens mußten dort nur Françoise und Marot noch zugegen sein; er wollte horchen, ob Marot nicht auch schon seinen Abschied vorbereite. Aber, o Himmel, mannigfaches Geräusch von Stimmen verriet ihm, daß der König nicht hinweggegangen, daß die ganze Gesellschaft noch zugegen sei.

Margareta nämlich hatte ihres Bruders Ankündigung, daß er sich ermattet fühle und nach dem Alcazar sich zurück-

ziehen wolle, mit Unwillen aufgenommen und ihm entgegnet, es sei jetzt wahrlich nicht der Augenblick, körperlicher Schwäche nachzugeben und eine Angelegenheit zu verschieben, welche für ihn wie für sie von den gefährlichsten Folgen werden könne. Es müsse in der nächsten Stunde entschieden werden, ob sie unbekümmert um den Termin des Geleitsbriefes noch länger hier bleiben, oder ob sie noch in dieser Nacht aufbrechen müsse.

„Nun so schafft den Marot und endigt!“ hatte der König ungeduldig ausgerufen und sich wieder niedergelassen.

Erbittert über den Bruder, der so wenig Teilnahme bewies, rief Margareta aus, indem sie sich nach der Balkontür wendete: „Nun, so wird denn nichts übrig bleiben, als daß ich selbst Bourbon aufsuche!“

„Warum nicht gar!“ murmelte der König.

„Es fällt ein dichter und eiskalter Regen,“ bemerkte Florentin.

„Wenn ich fliehen muß, so werd' ich nicht nach Regen oder Kälte fragen dürfen,“ rief Margareta und riß die Balkontür auf, um dennoch nach dem Wetter zu sehen.

Der Balkon war überdacht, sie mußte also, um ihre Hand prüfend in die freie Luft hinausstrecken zu können, hinaustreten bis an das Geländer. — Man hörte sie einen Schrei des Schreckens ausstoßen, man sah sie ins Zimmer hereinstürzen und mit der Hand auf die offene Balkontür deuten. Françoise schrie auf; „Was ist?“ rief der König. — Marot erschien an der Balkontür!

Ein peinliches Stillschweigen trat ein, und weder Marot noch Françoise hatten die Geistesgegenwart, es zu benutzen und die einfache Wahrheit vorzutragen. Jenen verließ die gute Laune, die hier am Ort gewesen wäre, vor dem furchtbar fragenden Blicke des Königs, der sich auf seinem Sessel nach ihm herumgewendet hatte, und Françoise stand blutrot da vor dem höhnischen Blicke Florentins, vor den Augen

Margaretens, welche halb ungläubig, halb entsetzt mit bohrender Frage auf sie eindrangen.

Was der Verleumdung Florentins früher nicht gelungen war, das schien jetzt dem Zufalle zu gelingen, und der abergläubische Priester nahm dies für eine Rechtfertigung seines damaligen Verdachtes, seiner damaligen Verleumdung, und er allein benutzte die lange Pause, um die abscheulich wirksamen, weil erklärenden Worte zu sprechen: „Geradeso wie im vorigen Herbste zu Fontainebleau!“

Der König wendete seine Augen auf ihn und dann auf Françoise, welche durch Florentins Worte vom Zorne mit noch höherer Röte übergossen wurde, und nun im Zorne sprechen wollte. Aber um den Grund anzugeben, aus welchem sich Marot versteckt, mußte sie — wenigstens stand ihr in solcher Verlegenheit nichts als die nackte Wahrheit vor Augen — erzählen, daß Marot ihr Koketterie angeraten, oder doch — sie fand sich nicht zurecht, sie stotterte und stammelte, und eben weil sie unschuldig und für solche Lage unerfahren war, erschien sie im höchsten Grade verdächtig. Dadurch wurde auch Marot in qualvoller Befangenheit erhalten, und als er endlich soweit gesammelt war, um einen geordneten Vortrag zu versuchen, ging die Tür des Vorzimmers auf, und Montmorency trat hastig ein mit der Nachricht, Bourbon selbst sei im Vorzimmer und begehre, unverzüglich bei der Frau Herzogin eingeführt zu werden, die Freiheit derselben stände wirklich auf dem Spiele.

„Er trete ein!“ rief Margareta.

„Halt da!“ sprach der König und erhob sich. „Ich habe nichts mit ihm zu tun! Hindern will ich Euch nicht, aber Angesicht gegen Angesicht sollen der König von Frankreich und Karl von Bourbon nicht gesehen werden.“

Mit diesen Worten ging er nach der Tür, welche zum Schlafgemache Françoisens führte, da er nicht an Bourbon vorüber durch das Vorzimmer schreiten wollte. Als er die

Tür öffnete, sah er Brion stehen — „foi de gentilhomme,“ schrie er auf und griff ans Schwert, — „das ist zuviel!“

Alle eilten herbei. Françoise erstarrte zur Bildsäule — der Mann, dessen glühende Neigung zu ihr allgemein bekannt war, wurde bei einbrechender Nacht in ihrem Schlafzimmer gefunden!

„Der arme Poet hat also wohl nur vor Überfall warnen wollen, und hat selbst nicht mehr zurück gekonnt!“ sprach mit halber Stimme Florentin zur Herzogin Margareta, solcherweise wiederum die jetzt viel schrecklichere Pause ausfüllend.

Brion war mutiger als Marot und redete hastig zum Könige: „Übereilt Euch nicht, Sire, es ist hier nur ein böser Zufall im Spiele, der eine unschuldige Dame in falsches Licht stellt — die Gräfin weiß nichts von meiner Anwesenheit.“

„Schweig!“ rief grimmig ausbrechend der König, und indem er sich zu fassen suchte und sich zu der Gesellschaft wendete, setzte er stockend hinzu: „Bourbon wartet Eurer, und ihn kümmern diese Vorfälle, deren Zusammenhang von mir ausgeht, hört Ihr? nicht im mindesten — geht an Euer Geschäft!“

Damit trat er ins Schlafgemach und winkte Brion, es zu verlassen. Dieser hatte vernommen, daß es sich um einen wichtigen politischen Beschluß handelte, und hatte die Fassung, daran zu denken, daß der Horchversteck von einem Fremden, wahrscheinlich dem Kaiser Angehörigen eingenommen sein könne. Er wollte also anempfehlen, daß man die Beratung im andern Flügel des Palastes vornähme, konnte aber vor der heftigen Gebärde des Königs nicht zu Worte kommen. Ja er bewirkte durch seinen wiederholten Versuch der Einrede noch obenein den zwar leise, aber mit gefährlichsten Zornesanzeichen ausgesprochenen Befehl des Königs, sich flugs nach dem Alcazar hinüber zu begeben und dort des Königs Rückkehr zu erwarten. Brion kannte den König genau und wußte, daß jetzt auf eine noch so bescheidene und

vernünftige Einrede der schrecklichste Ausbruch, vielleicht blitzschnelles Niederstoßen des Widersprechenden durch das Schwert des Königs bevorstünde. Er schwieg und entfernte sich. Der König warf die Tür des Schlafgemachs hinter ihm zu und sank wie zerbrochen in einen Sessel.

Franz war nicht mehr der zuversichtliche mächtige Herr, den Eifersucht gelockt hätte, der gleichgültig gewesen wäre gegen eine Geliebte, die seine ungestüme Neigung überlebt hatte. Er sah sich seit langer Zeit vom Glück verlassen, getäuscht in aller Zuversicht, gedemütigt! Nichts gelang, nirgends bewährte sich der persönliche Zauber, der ihn sonst so sicher und übermütig gemacht, sogar Chimene entwich ihm. Françoise allein war ihm ein immerwährender Trost gewesen; sie hatte sich seiner Macht unverbrüchlich untertan gezeigt, und jetzt, jetzt erschien ein so grelles Zeugnis, daß auch sie, auch sie ihm untreu sein könne. Auch sie! Was fragte er, ein verwöhnter Herrscher, ob er hundertfach Veranlassung dazu gegeben, ob er selbst ihr längst nicht mehr angehörte! Handelte sich's um ihn? Es handelte sich um sie! Also auch über sie hatte er seine Macht verloren!

„So früh gehst du zu Grabe!" seufzte er in tiefem Weh, und die Melancholie, mit der ihn das Gefängnisleben so lange und so eng umsponnen, bemächtigte sich seiner bis zu Tränen, und er, der nie im kleinen entsagen konnte, er steigerte sich in eine Entsagung hinein, die wenigstens in ihrer Größe seinem Naturell angemessen war, und die wenigstens in ihrer Größe ihm eine Genugtuung gewährte. Glücksnaturen sind im Unglück entweder klein oder heroisch, das Mittelmaß nur tragen sie nicht: bei hereindringendem Verluste alles, aber alles wegzuwerfen aus eigenem Antriebe, das schmeichelt doch ihrem Stolze, denn sie haben Stolz, nicht bloß Eitelkeit.

Nachdem er so eine Viertelstunde mit sich gerungen, erhob er sich rasch, richtete sich zusammen zu heldenmäßigem

Entschlusse, und trat in das Balkonzimmer. Er war jetzt gleichgültig gegen Bourbons Gegenwart, er hatte Größeres vor, als dasjenige war, was Raum hatte im Maße des Vasallen und Lehnsherrn.

Alle wären bestürzt gewesen über seinen Eintritt, wenn nicht die Mehrzahl der Anwesenden schon ohnedies mit bestürzter Seele zu ringen gehabt hätte. Françoise saß leichenblaß zur Seite auf einem Sessel, Marot stand verstört neben ihr, Montmorency lehnte an der Wand, und seine zusammengedrückten Züge deuteten auf verhaltenen Grimm, Bourbon, der in zwei Jahren unter der Last des Landesverrats um zehn Jahre gealtert war und graue Haarspitzen um die breiten Schläfe zeigte, stand mitten im Zimmer und trat erschreckt einen Schritt rückwärts, als der König erschien; Margareta ging in höchster Aufregung auf und nieder und stürzte ihrem Bruder mit den Worten entgegen: „O, Franz, welch eine Welt! Alles ist niedrig und gemein!"

„Ist Eure Frage entschieden?" fragte dieser im ruhigsten Tone.

„Entschieden zur Schmach des Kaisers! Er harrt nur der Stunde, da mein Geleitsbrief abgelaufen sei, um auch mich in Gefangenschaft zu schlagen."

„Danke dem Herzoge und nimm Abschied von ihm. Du hast Eil', und ich auch, denn es bleibt uns noch Wichtiges zu erledigen."

Auf Bourbons hartem Antlitze bewegte sich's wie eine Schlacht unter schneidenden Gefühlen, der Ausdruck wurde schmerzlich, die weicheren Regungen schienen zu siegen, und er trat schwankend einige Schritte auf den König zu, als ob er willens sei, sich ihm zu Füßen zu werfen; König Franz machte eine ablehnende Bewegung, die mehr Hoheit als Stolz ausdrückte und Bourbon fesselte in dem Drange, der ihn trieb. Er stand still, zwei dicke Tränentropfen rollten ihm über die gefurchte braune Wange in den schwarzen krausen Bart, er raffte

sich zusammen, daß sein Schwert klirrte, trat hastig zur Herzogin, ergriff deren Hand, küßte sie und ging eilig hinweg.

„Gott sei mit Euch, Bourbon," rief ihm Margareta mit bewegter Stimme nach und betrachtete eine Weile schmerzlichen Ausdrucks die Tür, hinter der er verschwunden war, und hinter der man seinen schweren Schritt abwärts tönend hörte.

„Sorge für Rosse, Marot! In einer Stunde reist die Herzogin," sprach der König. — „Setzt Euch zum Schreiben, Prälat," fügte er in derselben feierlichen Ruhe hinzu, indem er sich zu Florentin wendete.

„Was hast du vor, Franz?"

„Das Notwendige, Schwester."

Marot war hinweg; Florentin trug Lichter zu einem Schreibtisch, der in einem Winkel des Zimmers stand.

Der König folgte ihm zu diesem Tisch und sprach mehrere Minuten lang leise zu ihm; Margareta und Montmorency sahen in steigender Spannung hin, als Florentins Gesichtszüge das lebhafteste Erstaunen ausdrückten, und als der König einen Einwand mit erhobener Stimme kurz abwies. Françoise blickte starr vor sich an die Erde, sie schien an nichts teilzunehmen.

„Setzt Euch und schreibt wie folgt ohne Widerrede!" hörte man den König sagen. Florentin gehorchte, und wer dieses Charakters genau kundig war, mochte an den Mienen des Gleißners erkennen, daß er gar nicht ungern gehorchte. König Franz, sich auf die hohe Stuhllehne des Prälaten stützend, sprach ihm leise zu, was er schreiben sollte. Es war bald geschehen; Florentin stand auf und bot dem Könige eine eingetauchte Feder. Franz nahm sie, trat vor den Tisch, überlas stehend die Schrift, besann sich eine Zeitlang und legte die Feder hin.

Er ging nach der offenen Balkontür und sah eine Zeitlang schweigend in die finster stürmische Nacht hinaus.

„Was hast du vor?“ rief Margareta noch einmal und eilte zu ihm.

„Das Notwendige!“ erwiderte er noch einmal, wendete sich nach dem Zimmer und ging, einen Augenblick auf Françoise blickend, von neuem zum Schreibtisch. Er setzte sich und unterschrieb die Schrift.

„Macht eine Abschrift davon, Prälat, und les't sie dann vor,“ sagte er aufstehend, und ging wieder zur Balkontüre, diesmal seine Schwester am Arme mit sich führend.

„Du wirst diese Schrift der Mutter mitnehmen,“ sprach er zu ihr, während er starr in die Nacht hinausblickte, „und wirst ihr von mir sagen, sie solle unverzüglich danach handeln.“

„Was befiehlt die Schrift?“

„Du erfährst es sogleich. Habe Dank für die Liebe, welche du mir bewiesen, bewahre sie mir ferner, Margareta, ach, ich bin ihrer gar bedürftig.“

„Franz, mein Franz, was ist dir?“

„Seid Ihr fertig, Prälat? — So les't.“

Florentin schrieb hastig die letzten Worte, stand dann auf, und las, wie folgt:

„Wir haben gewollt und durch ein dauerndes und unwiderrufliches Edikt hiermit bestimmt, daß unser sehr werter und geliebter Sohn Franz, Dauphin des Vienner Landes, von jetzt an erklärter sehr christlicher König von Frankreich sei, und als König gekrönt, gesalbt, geweiht und daß ihm allein als wahrem Könige gehorcht werde.“

„Jesu Maria!“ war der gemeinschaftliche Schrei der drei Zuhörer, noch ehe der Prälat geendigt hatte, und alle drei, Margareta, Françoise und Montmorency, waren zu ihm gestürzt, die Schwester an seine Brust, die andern zu seinen Füßen, ihm die Knie umklammernd und in unbeschreiblicher Verwirrung Klagen, Bitten, Verschwörungen rufend in herzzerschneidender Inbrunst.

Der König blieb unerschütterlich; seine Thronentsagung blieb unverändert. — Margareta wurde überwältigt vom Schmerze und sank besinnungslos zu Boden. Françoise, deren Antlitz in Tränen gebadet war, griff krampfhaft nach seinen Händen, die er ihr entziehen wollte, und sprach mit einem Tone, der durch die Seele ging: „O, so laß mich wenigstens bei dir, daß ich dein Leid teile bis in den Tod!"

Auch Franz schien davon erschüttert zu sein, er faßte sich aber gewaltsam, streifte ihre Hände ab, und sprach: „Madame, Ihr habt Euch des Königs Franz nicht würdig gezeigt; ich bitte Euch, dies Haus vor dem nächsten Morgen zu verlassen; ich will allein sterben."

Mit diesen Worten ging er hinaus, zusammenzuckend bei dem gellenden Schrei des Wehs, welchen er die fallende Gräfin ausstoßen hörte.

V.

14.

Im südwestlichen Frankreich mündet unterhalb Rochefort ein selten genannter Fluß in den Ozean. Er ist von großem Verdienst, denn er ist, obwohl schmal, tief und von gleichmäßiger Strömung, und schwere Schiffe können über eine starke Tagereise in ihm aufwärts segeln. Die Ufer sind überaus lieblich: saftige Wiesen steigen links und rechts hügelan und verlieren sich in Laubwaldungen; Ritterschlösser aus der ältesten Zeit, eine gar seltene Erscheinung in Frankreich, spiegeln sich mit breiter uralter Form, ganz verschieden von unsern rund aufgetürmten Burgen, in seinem grünen, reinen Gewässer. Die alte Taillebourg, welche in den Romanzen aus Ludwigs des Heiligen Zeit zu Hause ist, neigt sich mit ihren bleichen Sandsteinmauern wie eine

„Was haſt du vor?“ rief Margareta noch einmal und eilte zu ihm.

„Das Notwendige!“ erwiderte er noch einmal, wendete ſich nach dem Zimmer und ging, einen Augenblick auf Françoiſe blickend, von neuem zum Schreibtiſch. Er ſetzte ſich und unterſchrieb die Schrift.

„Macht eine Abſchrift davon, Prälat, und leſ't ſie dann vor,“ ſagte er aufſtehend, und ging wieder zur Balkontüre, diesmal ſeine Schweſter am Arme mit ſich führend.

„Du wirſt dieſe Schrift der Mutter mitnehmen,“ ſprach er zu ihr, während er ſtarr in die Nacht hinausblickte, „und wirſt ihr von mir ſagen, ſie ſolle unverzüglich danach handeln.“

„Was befiehlt die Schrift?“

„Du erfährſt es ſogleich. Habe Dank für die Liebe, welche du mir bewieſen, bewahre ſie mir ferner, Margareta, ach, ich bin ihrer gar bedürftig.“

„Franz, mein Franz, was iſt dir?“

„Seid Ihr fertig, Prälat? — So leſ't.“

Florentin ſchrieb haſtig die letzten Worte, ſtand dann auf, und las, wie folgt:

„Wir haben gewollt und durch ein dauerndes und unwiderrufliches Edikt hiermit beſtimmt, daß unſer ſehr werter und geliebter Sohn Franz, Dauphin des Vienner Landes, von jetzt an erklärter ſehr chriſtlicher König von Frankreich ſei, und als König gekrönt, geſalbt, geweiht und daß ihm allein als wahrem Könige gehorcht werde.“

„Jeſu Maria!“ war der gemeinſchaftliche Schrei der drei Zuhörer, noch ehe der Prälat geendigt hatte, und alle drei, Margareta, Françoiſe und Montmorency, waren zu ihm geſtürzt, die Schweſter an ſeine Bruſt, die andern zu ſeinen Füßen, ihm die Knie umklammernd und in unbeſchreiblicher Verwirrung Klagen, Bitten, Verſchwörungen rufend in herzzerſchneidender Inbrunſt.

Der König blieb unerschütterlich; seine Thronentsagung blieb unverändert. — Margareta wurde überwältigt vom Schmerze und sank besinnungslos zu Boden. Françoise, deren Antlitz in Tränen gebadet war, griff krampfhaft nach seinen Händen, die er ihr entziehen wollte, und sprach mit einem Tone, der durch die Seele ging: „O, so laß mich wenigstens bei dir, daß ich dein Leid teile bis in den Tod!“

Auch Franz schien davon erschüttert zu sein, er faßte sich aber gewaltsam, streifte ihre Hände ab, und sprach: „Madame, Ihr habt Euch des Königs Franz nicht würdig gezeigt; ich bitte Euch, dies Haus vor dem nächsten Morgen zu verlassen; ich will allein sterben.“

Mit diesen Worten ging er hinaus, zusammenzuckend bei dem gellenden Schrei des Wehs, welchen er die fallende Gräfin ausstoßen hörte.

V.

14.

Im südwestlichen Frankreich mündet unterhalb Rochefort ein selten genannter Fluß in den Ozean. Er ist von großem Verdienst, denn er ist, obwohl schmal, tief und von gleichmäßiger Strömung, und schwere Schiffe können über eine starke Tagereise in ihm aufwärts segeln. Die Ufer sind überaus lieblich: saftige Wiesen steigen links und rechts hügelan und verlieren sich in Laubwaldungen; Ritterschlösser aus der ältesten Zeit, eine gar seltene Erscheinung in Frankreich, spiegeln sich mit breiter uralter Form, ganz verschieden von unsern rund aufgetürmten Burgen, in seinem grünen, reinen Gewässer. Die alte Taillebourg, welche in den Romanzen aus Ludwigs des Heiligen Zeit zu Hause ist, neigt sich mit ihren bleichen Sandsteinmauern wie eine

steinerne Romanze in die Flut. Charente ist der Name des Flusses; Saintonge ist der Name dieser Gegend, Saintes ist die Hauptstadt, lauter Namen, die von den alten Santonen, deren Bekanntschaft uns die Römer überliefert, herstammen. Das Römerleben hat in diesem Landstriche vielerlei Zeugnisse hinterlassen, und dies alles zusammen: die Erinnerungen an verschiedenartige uralte Geschichtsepochen, die Abgelegenheit von großer Heerstraße, der bescheidene und doch mächtige Fluß, die dunklen Laubwälder weihen diesen Landstrich vorzugsweise zu einer poetischen Existenz. Mehr als anderswo scheint es hier natürlich, daß ein romantischer Held aufwachse, und daß er hierher zurückkehre aus Stürmen und Täuschungen der Welt; oder daß ein geprüftes Liebespaar hier seine Wohnung aufschlage unter den weitschattenden Zweigen der schöner als anderswo gedeihenden Laubholzbäume, an den grünen Ufern dieser tiefen Charente, in welche die Flut des Ozeans täglich heraufsteigt wie ein Gruß gnädiger Gottheit.

Drei Meilen aufwärts von Saintes lag in diesem schönen Flußgelände das Schloß Cognac auf einem Hügel dicht über der Charente. Man sah nordwärts aus den schmalen Fenstern dieses Schlosses über den Fluß auf Wiesen, die sich langsam hinaufzogen zu rings geschlossenen Buchenwäldern. Südwärts lief der Hügel in weicher Rasensenkung hinab in einen mit uralten Bäumen gesegneten weiten Park, durch welchen eine Ulmenallee in der Mitte dem Blicke unabsehbar sich hinzog in neue Waldfernen. Das Städtchen Cognac selbst lag unter Bäumen versteckt rechts unter dem Hügel vom Schlosse aus.

Unter einer Ulme dieses Parks war König Franz geboren, in diesem Schlosse hatte er seine früheste Jugend verlebt, und hierher richteten sich seine Gedanken in der einsamen Gefangenschaft, welche nach jener entscheidenden Novembernacht noch so viel einsamer und trauriger geworden war. Wenn wir am Ende unseres Lebenskreises zu stehen

glauben, dann wenden sich unsere Blicke gern auf den Anfang unsers Lebens zurück, wie das zum Tod verwundete Jagdtier mit letzter Anstrengung das Gebüsch zu erreichen trachtet, in welchem es seit Jahren Ruhe und Schutz gefunden.

Wenn eine Zeit käme, dachte der König, in welcher man ihn, dessen Herrschaft übertragen und von keiner Gefahr mehr sei, ruhig ziehen ließe, dann wollte er in seiner grünen Heimat zu Cognac ein zertrümmertes Leben bescheiden zu Ende führen. Deshalb waren im Winter Befehle auf diesem Schlosse eingetroffen, daß alles in wohnlichem Stande erhalten, die Forsten gepflegt, das Wild geschont werden solle. Die alten Diener wußten nicht recht, was davon zu halten sei, denn König Franz galt für einen verlorenen Mann, und der alte Haushofmeister auf Cognac, der seit einiger Zeit öfters Briefschaften erhielt, war von mürrischer Verschwiegenheit; von ihm war nichts zu erfahren. Aber man sah mit Erstaunen, daß er jetzt — es war gegen die Mitte des März 1526 — die Arbeiten zum Empfang von Herrschaften verdoppeln ließ, und man sah mit noch größerem Erstaunen, daß ein ergrauter Diener in unbekannte Farben gekleidet ankam, daß er höflich vom Haushofmeister aufgenommen wurde, und daß dieser Fremde die Befugnis erhielt, die Zimmer am westlichen Turme nach seinem Gutdünken einzurichten. Wer da weiß, wie peinigend solche Neugier für alte Diener ist, und wie jede Kleinigkeit als Beweis für irgend eine Vermutung ausgebeutet wird, der wird gern glauben, daß die alten Diener auch ohne weitere Hilfsmittel bald insoweit auf dem Reinen waren, es gelten diese Vorbereitungen der Aufnahme von Damen. Nun kam außerdem aus dem fünf Meilen entfernten Angoulême die Kunde, es sei die Regentin Luise mit großem Gefolge nach Bordeaux hinabgereist; die Diener schlossen also ihre Vermutungen dahin ab, sie werde bei ihrer Rückreise nach Paris in Cognac einen Frühlingsaufenthalt nehmen. Nur der fremde

Diener, deſſen Farben keineswegs die der Angoulêmes waren, ſtörte dieſe Berechnung noch immer einigermaßen.

Auch für einen Wohlunterrichteten mochte es damals ſchwer ſein, über die nächſte Zukunft irgend etwas mit Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen; die Novembernacht in Madrid hatte nicht nur plötzliche und tiefe Veränderungen herbeigeführt, ſondern dieſe Veränderungen waren bereits am nächſten Morgen wieder innerlich ganz und gar umgeſtaltet. Der König nämlich, nach der Thronentſagung in den Alcazar zurückkommend, ließ Brion, welcher dort ſeiner harrte, nicht ſogleich vor ſich, ſondern blieb noch mehrere Stunden allein. Er hatte die ungeheuere Aufgabe vor ſich, eine Gedankenwelt der Entſagung, welche ſeinem natürlichen Weſen durch und durch zuwider war, ſeinem Weſen einzuverleiben. In allen Teilen ſeiner Seele zuckten die ſchmerzhaften Flämmchen auf, welche ihm ſein wahres Innere beleuchteten und ihn darüber belehrten, es ſei nur ein erkünſtelter Zuſtand der Reſignation, in welchem er ſich befinde. Hätte er ſich im Schmerz über dieſe Zuckungen ſogleich entſchloſſen, Brion anzuhören, es hätte noch alles anders werden können. In dieſen Stunden aber erfüllte ſich das, was er gegen die echte Wahrheit ſeines Charakters eingeleitet hatte. Françoiſe nämlich erhob ſich vom Boden und hatte nicht nur Weh und Verzweiflung, ſondern Erbitterung im Herzen, Erbitterung, daß der Mann ihrer grenzenloſen Liebe und Verehrung auf ein paar nichtige Zufälle hin ſie ungehört verdammen könne. Das Foixſche Blut ſiedete in ihrem Herzen, wie es damals am Todestage der Königin Claude in Paris aufgewallt war, und es ſiedete jetzt in noch viel heftigerem Maße, denn auch unſere ſeltenſten Gefühle bewegen ſich in Steigerungen nach aufwärts oder nach abwärts, ſie wiederholen ſich niemals in gleichem Maße. Margaretas Nähe war auch nur geeignet, dieſe Steigerung im Zorne zu begünſtigen. Margareta, die ihr ſtets wohlgeſinnte Freundin,

war durch alles was vorgegangen in fieberhafte, für jede besonnene Prüfung unfähige Heftigkeit versetzt; Margareta zog den unseligen Entschluß der Thronentsagung auf die schreienden Zeugnisse untreuen Lebenswandels der Gräfin, welche den König in Verzweiflung getrieben; Margareta zeigte Françoise schweigende Verachtung. Diese aber war viel zu stolz, nur den geringsten Versuch der Rechtfertigung zu machen. Sie verließ ihr eigenes Zimmer vor der Herzogin und ging zu Chimene. Obwohl sie auch zu dieser, welche offenbar die ungeteilte Neigung des Königs zu ihr beeinträchtigt, kein günstiges Zutrauen hatte, so war sie doch bei diesem lauteren Mädchen eines unbefangenen Sinnes gewiß. Sie bat Chimene, welche erschreckt aus dem Schlummer auffuhr, ihr durch den Haushofmeister sogleich Pferde und zwei männliche Diener zu verschaffen, damit sie binnen einer Stunde sich auf die Reise begeben könne. Chimene schrie auf und fragte entsetzt, was vorgefallen sei; Françoise aber hätte in dieser Stimmung nicht einem Gott erzählen mögen, was sie soeben erfahren und erlitten habe; sie wies diese Teilnahme Chimenens hart zurück und wiederholte nur kalt ihre Frage, ob Chimene ihr zu Reisemitteln und Reisebegleitung auf der Stelle verhelfen könne, sonst verließe sie zu Fuße Madrid.

Chimene, den Mangel an Vertrauen mit liebender Seele übersehend, war bereit und setzte im Hinausgehen hinzu: „Ich hoffe, du wirst mich nicht verstoßen, weil dir andere wehgetan, und wirst mich an deiner Seite behalten!“

„O nein, Chimene, du bist dem Könige ein Trost, du wirst hier bleiben. Ich bedarf keines Trostes.“

„Aber ich bedarf deiner, und verwehrst du mir, neben dir zu ziehen, so ziehe ich hinter dir!“ entgegnete sie und ging zu ihrem Vater. Dieser war entsetzt über die Idee, daß seine Tochter sich wieder öffentlich der übel berufenen Gräfin anschließen wolle: er möge wählen, sprach sie feierlich, zwischen großem und kleinem Übel. Bleibe sie hier,

so widerfahre dem Namen Infantado ein großes Unheil; gehe sie, so bliebe das Haus Infantado unbetroffen. — Der Herzog wußte nicht, was sie meinte, aber er wich seiner gespenstischen Furcht und ließ sie gewähren.

Um die zweite Stunde der Nacht ritten Françoise und Chimene mit zwei Dienern über die Höfe des Palastes, und das Fallgatter des Torturmes erhob sich vor ihnen diesmal ohne weiteres. Ein schneidender Wind, von der Guadarrama herabfegend über die Madrider Hochebene, trieb ihnen den Regen ins Antlitz; erst eine halbe Stunde nach ihnen kam die Herzogin Margareta mit ihrem Gefolge, zu welchem Marot und Budé gehörten. Nicht bei diesem, nicht bei jenem Zuge wurde ein Wort gewechselt.

Der König hatte für jedermann seine Tür untersagt, er sah auch seine Schwester nicht mehr; erst gegen Morgen, als ihm die Öde unerträglich wurde, ließ er Brion zu sich. Er hatte sich vorgesetzt, dieser solle das eigentliche Thema mit keinem Worte berühren, und ihm anzukündigen, daß er selbigen Tages auf seine Auswechselung beim Kaiser antragen wolle, daß Brion also nach Frankreich heimkehren könne. Den undankbaren Freund mit Wohltaten zu überhäufen, dies war die Art der Genugtuung, welche das erschütterte Naturell des Königs damals brauchte. Wenn alle Reize versagen, der Reiz, welchen Großmut und Stolz auf uns ausüben, bleibt dem gefesselten Löwen.

So wurde es aber nicht: Brion überfiel ihn, der im geheimsten Grunde des Herzens einer befriedigenden Erklärung bedurfte, er überraschte ihn, den schwach Verbietenden, mit einer einfachen, den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung. Darin verschwieg er nicht, daß ihn Liebesdrang zum Abenteuer getrieben, beteuerte aber einfach und ohne Prunk, daß Françoise keine Ahnung davon gehabt habe.

Der König lebte auf bei dieser Erzählung; sie trug in ihrem romantischen Detail, welches der augenblicklichen

Prüfung sich darbot, für den Sinn des Königs eine überzeugende Kraft der Wahrheit. Er kannte Brion auf und nieder, und setzte also nur hinzu, ob dieser sein ritterliches Wort zur Bekräftigung solcher Aussage einsetzen könne. — „Laß mich ausreden," unterbrach er den rasch auf die Forderung eingehenden, „ich verzeihe dir jedenfalls für die romantische Erfindung, ich behalte dich an meiner Seite, auch wenn du dein Wort nicht darauf legen kannst, auch wenn du nur obenhin versicherst, ich könnte mich auf deinen guten Willen verlassen!"

„Ich schwöre Euch, Sire, bei meinem ritterlichen Ehrenworte, daß ich Euch reine Wahrheit berichtet habe."

„Mein Gott, was haben wir für törichte Dinge gemacht!" rief der König aufspringend, und eilte aus dem Zimmer, aus dem Alcazar. Er war sich selbst wiedergegeben, er wollte zu Françoise eilen und abbitten, um Auflegung schwerer Buße bitten, um Verzeihung flehen.

Es war zu spät; sie war hinweg, Chimene mit ihr! Auch Chimene!

Sich schreienden Unrechtes bewußt zu sein gegen die Geliebte, das ist für jeden edlen Menschen ein Sporn, der zu stärkerem Ausdrucke, zu lebhafteren Beweisen der Neigung treibt, als unsern natürlichen Wünschen entsprechend ist. Solch ein künstlich erzeugter Gegensatz täuscht gar oft ein Liebespaar über die wirkliche Stärke der Empfindungen. Hier wurde des Königs Leid über den Verlust Chimenens zurückgedrängt durch den Schmerz, welchen er über die Kränkung Françoisens empfand, und vielleicht genügte er seinem Weh über Chimenens Verlust gleichzeitig, indem er Kurier auf Kurier, Brief auf Brief der beleidigten Gräfin nachsandte, um deren Verzeihung und Rückkehr zu erbitten. Chimene war ja mit ihr, es konnte ja auch ihrem Herzen gelten, daß er sein schreiendes Unrecht gegen Françoise zu entschuldigen trachtete.

Zu dieser Auslegung indessen ist keine äußere Veranlassung vorhanden, die Briefe und das Benehmen des Königs zeigen im Gegenteile von einer innigen poetischen Zärtlichkeit für Françoise, wie sie im ganzen Verlaufe der Liebesgeschichte noch niemals von seiner Seite bekundet worden war.

Und gerade jetzt, da ihre innere Vereinigung mit dem Könige den Punkt poetischer Innigkeit erreichte, den sie stets so sehnsüchtig herbeigewünscht hatte, gerade jetzt war sie den Worten des Königs unzugänglich. Die Briefe des Königs erreichten sie noch in Urgel auf der Reise, fanden sie in Foix, wo sie ihren Aufenthalt wieder genommen hatte, aber es wurde kein einziger von ihr gelesen. Die ersten sandte sie unberührt zurück, und um die folgenden hüllte sie einen Umschlag, auf welchen sie durch Chimenens Hand schreiben ließ: „Die Gräfin Françoise an König Franz.“ So gab sie ihm all die versiegelten Worte und Schwüre zurück.

Er selbst war in den ersten Wochen nach dieser Trennungskatastrophe zu besseren politischen Aussichten gelangt, denn der Brabanter hatte dem Kaiser die Nachricht von der Thronentsagung hinterbracht, und dies war für den Kaiser eine Schreckenskunde gewesen. Den gefangenen König von Frankreich, der seine Gefangenschaft mit großen politischen Opfern lösen mußte, in einen gefangenen Privatmann verwandelt zu sehen, der für seine Befreiung nichts mehr bieten konnte, das war natürlich nicht des gewinnlustigen Kaisers Rechnung. Er zeigte sich also flugs nachgiebiger als bisher, um eine Verzögerung oder einen Widerruf dieses Aktes herbeizuführen, und so wurde dem Könige Franz die Hoffnung genährt, das Ende seiner Gefangenschaft sei nahe, und er werde bald persönlich auf Schloß Foix sagen können, was die Geliebte sich brieflich nicht sagen lassen wolle. Diese Stimmung erhielt sich bis gegen das neue Jahr 1526. Kaiser Karl hatte trotz der Abdankungsakte gezögert, in allen Hauptsachen

nachzugeben und solchergestalt den Freiheitsvertrag abzuschließen, weil er bei schärferem Hinblick auf Personen und Verhältnisse folgende Zweifel und Bedenken nicht abweisen konnte: „Die Regentin Luise," sagte er sich, „liebt ihren Sohn sehr, sie wird ihn nicht leicht einer ewigen Gefangenschaft aussetzen, sie wird ihn, den Herrschbegierigen, den zum Herrschen so wohl Ausgerüsteten, welcher in der Blüte der Jahre steht, sie wird ihren Cäsar François nicht so ohne weiteres vom Throne steigen lassen, sie wird zuwarten, ob ich mich nachgiebiger zeige, wenn ich etwas verlauten höre von dieser verzweifelten Absicht; sie wird mich am Ende selbst unterrichten vom Vorhandensein einer Abdankungsakte, und dann ist es eben auch noch Zeit für mich, nachzugeben. Oder die Absicht ist noch schlauer, und da ich bis jetzt, fünf Wochen nach Abfassung der Akte, noch keine andere Kunde als die durch meinen sicheren Späher erhalten habe, so ist diese schlauere Absicht die wahrscheinlichere: sie lassen zu derselben Zeit, in welcher ich hier den Befreiungstraktat mit dem Könige abschließe, unter dem Siegel vorläufiger Geheimhaltung dem Parlamente die Abdankungsakte mitteilen und veröffentlichen sie erst, sobald mein Gefangener in Freiheit ist und den französischen Boden betritt. Dann heißt es, ich habe mit einem Könige Traktate abgeschlossen, der im Augenblicke des Abschlusses nicht mehr König gewesen, also auch für Vollziehung des Traktats nicht verantwortlich sei. Die Abdankungsakte alsdann nach erlangter Freiheit zu vernichten, ist einem Kinde, dem kleinen Dauphin gegenüber, formelle Kleinigkeit, und der Betrogene bin ich!"

In dieser Zeit und infolge dieser Umstände faßte der Kaiser wahrscheinlich zum ersten Male den Gedanken, den Friedenstraktat jedenfalls nur unter der Bedingung abzuschließen, daß König Franz mit seiner Person für gänzliche Vollziehung desselben einstünde und das Versprechen ablege, im entgegengesetzten Falle zurückzukehren in seine Gefangenschaft.

Die Franzosen wurden dieses Mißtrauens während der fortgesetzten Unterhandlungen natürlich inne, und so erklärt es sich, daß unter einem Könige, welcher ritterliches Wesen aufzufrischen trachtete, Winkelzüge, Zweideutigkeiten und beschönigter Wortbruch, kurz Unritterliches aller Gattung bei dieser wichtigen Angelegenheit zum Vorschein kam, und daß doch König Franz nicht allein dafür verantwortlich zu machen ist. Sein ritterlicher Schwung, der eben nichts Organisches der Zeitverhältnisse war, hatte sich dem nüchtern politischen Kaiser gegenüber fortwährend getäuscht und benachteiligt gesehen, und es entschloß sich der König am Ende, den gebieterischen Forderungen seines Landes und seiner Umgebungen nachzugeben.

Dahin war König Franz nach Eintritt des Jahres 1526 gebracht, und hierdurch wurde auch in all seinen inneren Lebensverhältnissen eine neue Wendung herbeigeführt. Abgesehen vom Verhältnisse zur Gräfin, welches er auf des Königs Geheiß mit keiner Silbe berühren durfte, mochte wohl Florentin, der in Madrid geblieben war, einen wichtigen Einfluß auf den König ausgeübt haben. Obwohl Franz den Priester nicht liebte, so konnte er sich doch dem gewandten Verstande desselben nicht entziehen, und der poetische Aberglaube desselben, dem jeder Gefangene Türen und Tore bereitwillig öffnet, ward dem Könige bald eine anziehende Beschäftigung. Was gibt es denn auch Verlockenderes für einen Unglücklichen als das weite Reich abergläubischer Träume, welche aus dem Munde eines sonst überlegenen Verstandesmenschen entgegentreten! Außerdem hatte Florentin die nie ruhende Mönchspost für sich, welche den König genauer als je vorher ein anderes Mittel über alle geheimen Absichten und Gedanken Europas unterrichtete. So kam es, daß im Könige Franz eine strenge Stimmung gegen alle Kirchenform sich vorbereitete, und daß die Unterhandlungen mit dem Kaiser von jetzt an den oben bezeichneten unlauteren aber

praktischen Charakter annahmen. Die Idee einer so weit aussehenden Regentschaft der Herzogin Luise, wie sie die Abdankungsakte zusicherte, war dem Priester allerdings noch viel reizender gewesen, als die schwierigere, jetzt dargebotene Möglichkeit, sich des Königs selbst zu bemächtigen, aber jene Idee ward durch die Mutterliebe der Regentin gar zu sehr beeinträchtigt, als daß der schlaue Priester auf ihr hätte beharren mögen. Die Regentin hatte ihm angezeigt, daß sie, wenn noch irgend ein anderes Mittel übrig sei, durchaus nicht auf Kosten ihres Sohnes Regentin bleiben wolle: er setzte also, auf dieser Abdankung steif verharrend, sowohl die Gunst der Regentin als die Duldung des Königs aufs Spiel, und deshalb arbeitete er für die Befreiung des Königs um jeden Preis.

Mochte es der König empfinden, daß er in solchen Kreisen der Ratschläge, daß er innerhalb der ihn umstellenden Netze eines Florentin seine Einheit des Charakters verlöre? Ist es zu verkennen, daß König Franz gegen das Ende seiner Gefangenschaft Schritte und Züge entwickelte, die nicht mit seinem früheren Wesen in Einklang zu bringen sind, und seinem späteren Charakter und Lebensstile etwas Unruhiges und Jaches mitteilen? Nein, es ist offenbar, daß die widrigen Lebenshemmnisse ihn außer sich trieben, und daß er, die Politik Karls überbietend, in Verzerrung geriet. Gewiß empfand er damals eine um so größere Sehnsucht, denjenigen Lebensteil früherer Zeit, mit welchem er noch zusammenhing, sorgsam zu pflegen und für die unsichere Zukunft zu retten. Er vertiefte sich inniger, als er jemals getan, in sein Liebesverhältnis mit Françoise. War er doch hier sicher, daß nie ein unedler Mißton wie in andern Verhältnissen ihn erröten machen würde! Er schrieb ihr von neuem, er schilderte ihr, daß er seine Zukunft mit ihr dort wieder aufnehmen möchte, wo ihm Welt und Liebe einst idealisch vorgeschwebt habe, unter den Bäumen zu Cognac,

wo er seine Jugend verlebt. Sie möge noch einmal Vertrauen zu ihm fassen, dort unter den alten Ulmen werde er gewiß besser und liebenswürdiger sein als jemals anderswo. „Ich empfinde es schmerzlich," setzte er hinzu, „daß ich niemals Deine schöne Liebe würdig erwidert habe. Ich war stets zu eigennützig, zu zerstreut, zu äußerlich, zu undankbar! Im Parke meiner Jugend denke ich mein besseres Selbst, das mir die wirre Welt so lange entwendet, wiederzufinden. Du kennst es noch gar nicht, Françoise, ach, ich kenne es selbst kaum noch, aber ich weiß: dies bessere Selbst ist es allein, was Dich zu mir gezogen hat. In unserer glücklichen Zeit wehte es noch zuweilen um mich wie eine eigentümliche Atmosphäre. Laß mir den Glauben, daß ich sie in Cognac wiedergewinnen werde. Begib Dich, ich bitte herzlich, begib Dich nach Cognac! Ich lasse die nötigen Anstalten für Deine dortige Wohnung treffen. Unterstütze mich in dem süßen Glauben, das Haus meiner Jugend werde mich wiedergebären. Ich habe herbe, ach für mein Gewissen herbe Opfer zu bringen, daß ich diesem Spanien entrinne — ich werde sie bringen und hoffe mit dem Frühlinge an Deinem Herzen mich zu trösten. Erzähle mir von meinem Schloß an der Charente! Ich sehne mich so sehr danach, Dich dort zu wissen, Deine Worte, Deine Gedanken von dort zu vernehmen!"

Auch dieser Brief kam uneröffnet in den Alcazar zurück mit der neuen Aufschrift: „Gräfin Françoise an König Franz."

War es Françoisens Unstern, der sie veranlaßte, den Geliebten hartnäckig von sich zu weisen, da er hingebender und liebender gesinnt war als je vorher?

Es schmerzte den König, aber er zürnte nicht. Darin war er edel bis in die geheimsten Falten des Herzens: beleidigter Stolz, wie er Françoise nach jener Szene zukam, hatte ihm eine so volle Berechtigung, daß sich ein gewisses Etwas in ihm sogar freute über ihren standhaften Zorn. So muß das Weib Königs Franz empfinden! flüsterte dies

Etwas, und er setzte sich von neuem an den Schreibtisch, legte all die zurückgesandten Briefe aufeinander, schrieb einen neuen an Chimene, legte ihn hinzu und richtete alles an diese. Er teilte ihr in kurzen Worten mit, was er der Freundin gesagt, wie und warum er sie gebeten habe, nach Cognac zu gehen. Chimene möchte ihr die Briefe einhändigen, und möchte sie, wenn auch dieser Versuch fehlschlüge, zur Übersiedelung nach Cognac bewegen. Vielleicht schon in einigen Wochen komme er selbst dahin, und vielleicht gelänge es dann seiner persönlichen Bitte, die beleidigte Freundin zu versöhnen.

Chimene glaubte nicht mehr an eine glückliche Vereinigung zwischen dem Könige und ihrer Freundin; sie wußte zu gut, wie sich der König ihr gegenüber benommen hatte, und wie ein Mann solchen Wesens Françoise über kurz oder lang grenzenlos unglücklich machen müsse. Sie wollte auch keine Gemeinschaft mit ihm hinter dem Rücken Françoisens, sie hatte erfahren, wie empfindlich diese dafür war. Aus diesen Gründen öffnete sie das Paket nicht, sondern übergab es der Freundin mit dem Bemerken, es enthalte jedenfalls die zurückgesandten Briefe, und sie möge bestimmen, ob es zu öffnen sei.

„Wie kann ich?“ entgegnete Françoise, „die Aufschrift lautet an dich!“

„Ich habe nichts mit dem Könige zu schaffen, und es ist unzweifelhaft, daß er nur meine Vermittelung für dich nachsucht. Bestimme.“

„Es bedarf keiner Vermittelung zwischen mir und ihm!“ sagte Françoise, deren Empfindlichkeit stets gereizt wurde durch eine Erinnerung an des Königs Teilnahme für Chimene — „und es gibt keine Vereinigung mehr zwischen mir und ihm!“ setzte sie hinzu, indem sie sich abwendete und ans Fenster trat, als wolle sie zu ihrer Zerstreuung das schneebedeckte Tal der Arriège betrachten. Die Wintersonne glänzte auf den Schieferdächern des Städtchens Foix, und zwei große

Bergadler schwebten langsam darüber hin. Jacques, der Rabe, welcher am Fenster saß, schrie sein „François! François!“ den Raubvögeln nach.

Chimene mochte das Stillschweigen nicht unterbrechen; ihr Auge ruhte zerstreut bald auf dem Briefpaket, bald auf der von ihr abgewendeten Freundin. Plötzlich kehrte sich diese zu ihr und fiel ihr schluchzend um den Hals. Zum ersten Male seit der Katastrophe in Madrid fand Françoise wieder Tränen, strommeis flossen sie, als sollte sie nun mit einem Male von dem monatelang krampfhaft zusammengehaltenen Schmerze befreit werden. „O Chimene!“ sprach sie endlich unter immerwährendem Schluchzen, „es zerreißt mir das Herz, ihm zürnen und entsagen zu müssen; aber ich muß es! Hinter jeder neuen Versöhnung mit ihm liegt neue, noch tiefere Schmach, liegt völlige Verzweiflung und Tod! — Entferne diese Briefe, ich könnte unterliegen und sie öffnen, und wenn ich seine Worte lese, so wäre meine Kraft des Widerstandes dahin!“

Mit diesen Worten eilte sie hinweg, in Chimenen die traurige Überzeugung zurücklassend, daß für solche Liebe Trennung wie Vereinigung gleich großes Elend bringe.

Der König aber wurde um diese Zeit so lebhaft von den zum Abschluß eilenden Unterhandlungen in Anspruch genommen, daß er weniger schmerzlich die erwartete Antwort vermißte. Je näher ihm die Freiheit kam, desto lebendiger wurde ihm auch wieder das Vertrauen auf seine persönliche Macht, und die sanguinische Vorstellung gestaltete sich ihm täglich fester: Françoise und Chimene harrten seiner bereits in Cognac. Florentins Horoskopstellung hatte ihm verkündet, daß ihn die Heimat mit einer Schönheit und Liebe begrüßen werde, deren Freudenquelle bis an das Ende seines Lebens nicht mehr versiege. Der König lächelte über den Propheten, der den Sieg seiner Gegnerin voraus verkünde, und der Prophet lächelte über den kurzsichtigen König, der

nicht ahnte, daß man aufmerksam den geheimsten Regungen seines Herzens gefolgt, und mit Aufwand aller koketten Kräfte dafür besorgt gewesen war.

Florentin hatte an demselben Tage, es war der 13. Januar, in einem Briefe der Regentin die Nachricht erhalten, das Gesuchte sei über alle Erwartung glücklich gefunden, er möge nun, es koste was es wolle, die Unterhandlungen abschließen. Es sei alles bereit für ihre Abreise nach Bayonne, und sobald er das Signal gebe, breche sie auf. — Er eilte also sogleich zu Gattinara und brachte noch an demselben Abende die Abschrift des endlichen Traktats dem Könige in den Alcazar mit der offiziellen Nachricht, daß der Kaiser bereit sei, ihn morgen zu unterschreiben, wenn der König mit seiner Unterschrift das feierliche Versprechen gewissenhafter Erfüllung des Traktates geben wolle.

„Endlich!" rief der König. „Nun so übernimm denn dein Amt! Du bist verantwortlich als Diener der Kirche für alles, was du bindest und lösest."

„Das bin ich!" erwiderte der Priester mit frecher Zuversicht, und geleitete den König in den Sternensaal, wohin er schon Montmorency, Brion und zwei neue Abgesandte der Regentin beschieden hatte. Einer dieser Abgesandten war ein Adept Duprats, ein Parlamentspräsident de Selve, der um seiner scharfen Augen und Ohren willen dazu erwählt war; der zweite war ein eisgrauer Bischof, der um seiner stumpfen Sinne halber die Sendung erhalten hatte. Dieser alte Mann verließ sich in alledem, was ihm zu tun auferlegt werden mochte, auf den berühmten Prälaten Florentin, welcher bei aller hohen Geistlichkeit in hohem Ansehen stand.

Der König erschien raschen Schrittes in dem kleinen Saale, der diesmal schwächer erleuchtet war als bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser, und befahl Florentin, sogleich ans Werk zu gehen. „Eure Schreiber", setzte er hinzu, indem er sich zu Selve wendete, „sind bereit?" — „Zu Befehl,

Sire!" erwiderte dieser und deutete auf zwei in schwarze Roben gehüllte Menschen, welche sich abseits an der Wand mit Schreibzeug bereit hielten. — „Daß sie genau Register halten," sprach der König halblaut zu Selve, „von allem, was der Kaiser verspricht!"

„Es sind die feinsten Notare von Paris, Majestät! Sie hören und sehen, was kein Mensch hört und sieht."

„Ans Werk, Prälat!" rief der König und ließ sich nieder, und bat leise, während Florentin schon begann, den alten Bischof, sich ebenfalls niederzulassen, da für ein so hohes Alter die aufrechte Stellung beschwerlich sei. Der alte Mann wollte protestieren, der König beharrte auf seinem Vorschlage, und so wäre dem Bischofe, auch wenn er nicht schwerhörig gewesen wäre, der Eingang des Florentinschen Vortrages, welcher mit schwächerer Stimme als die weitere Folge desselben gesprochen wurde, ohnedies entgangen. Dieser Vortrag lautete aber dahin: daß im Namen des gegenwärtigen höchst würdigen Herrn Bischofs von Tarbes die folgende Verhandlung volle Sanktion der heiligen Kirche habe, daß die heilige Kirche den folgenden Vertrag, als einen durch Gefangenhaltung und Marter dem allerchristlichen König von Frankreich abgepreßten, vor Gott und Gewissen für unverbindlich und nichtig erkläre, und dem gemißhandelten Könige von Frankreich freistelle, inwieweit er ihm Folge geben wolle.

Nachdem Florentin diese Worte von einer Pergamentrolle verlesen, und nachdem sich während dieser Lesung nichts weiter ereignet hatte als ein Geräusch, welches Montmorency mit seinem Schwerte verursachte, nahm Florentin von der kleinen Tafel, die vor ihm stand, eine eingetauchte Feder und legte die Pergamentrolle dem Bischofe von Tarbes auf die Knie, indem er ihm mit der einen Hand die Feder reichte, mit der andern aber, dergestalt, daß der Schatten dieser Hand die eigentliche Schrift verdeckte, ihm die Stelle anzeigte, wohin er seinen Namen schreiben solle. Mit zitternder

Hand tat dies der Bischof, es unterschrieb alsdann Florentin selbst, und es unterschrieben der Reihe nach alle Anwesende außer dem Könige.

Nachdem dies erledigt war, verlas der Prälat den Friedenstraktat. Er enthielt im wesentlichen dieselben Bedingungen, welche Margareta bei ihrer Ankunft dem Könige mitgeteilt, und an welchen der Kaiser unerbittlich festgehalten hatte. Die beiden ältesten Söhne des Königs sollten für Erfüllung des Traktates als Geiseln ausgeliefert werden, und König Franz mußte sich verbindlich machen, in die Gefangenschaft zurückzukehren, falls nach vier Monaten nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt seien. Auch die Heirat Eleonorens war darin ausbedungen.

Nach beendigter Vorlesung herrschte Totenstille. Der König unterbrach sie endlich und stand auf. Florentin trat zu ihm und sagte leise: „Das beste Zeichen winkt Eurer Majestät, der Jupiter steht senkrecht über Eurem Haupte!"

Franz blickte aufwärts nach der offenen Kuppel des Saales und betrachtete den tief glänzenden Stern. Darauf sprach er: „Die Kirche hat uns in Schutz genommen, es steht uns nicht mehr an, zu zaubern!"

Und damit trat er an den Tisch und unterzeichnete den Traktat.

Am andern Morgen erschien Florentin damit bei Gattinara, damit ihn dieser in des Kaisers Kabinett trage. Gattinara betrachtete den Priester mit forschenden Augen und sagte: „Der Kaiser müßte Burgund besetzen und diesen Traktat zerreißen. Ein Vertrag, der zuviel fordert, schadet beiden Teilen — seid Ihr nicht der Meinung, Prälat?"

„Warum beiden Teilen?" fragte dieser ausweichend zurück.

„Weil ihn der allzu bedrückte Teil nicht hält!" entgegnete Gattinara, ein scharfsichtiger Italiener, und betrachtete unverwandt den Prälaten.

„Wenn König Franz ihn nicht halten wollte, warum hätte er ihn nicht vor einem halben Jahre unterschrieben? Er enthält dieselben Bedingungen, die Ihr damals machtet. Glaubt Ihr, unser König habe die Gefangenschaft so vergnüglich gefunden, um sie um ihrer selbst willen so lange zu genießen?"

„Ich war nicht für die Gefangenschaft, ich bin nicht für den Traktat!" sprach Gattinara, und ging in des Kaisers Kabinett.

Aber der Kaiser war nicht hier, nicht dort Gattinaras Meinung, und an demselben Tage, dem 14. Januar, ward der Form nach diese Angelegenheit erledigt. Auch hierin ließ indes der Kaiser zu stiller Freude der auflauernden französischen Juristen seine jähe Vorsicht nicht aus den Augen, und bestimmte zum Tage der Befreiung erst den 10. März. Die Juristen und Florentin beruhigten den hierüber ergrimmten Franz mit dem Bemerken, der Kaiser sei ja hiermit der erste, welcher den Vertrag breche.

Der Winter erschöpfte sich in jenem Jahre ungewöhnlich zeitig. Schon ausgangs Februar wehten östlich und westlich von der Pyrenäenkette warme Lüfte, und der strenge Lautrec ließ sich vielleicht dadurch mit bestimmen — denn die weichen Frühlingslüfte mildern jedes Herz — Chimenens wiederholten Bitten nachzugeben und endlich einmal die einsame Schwester auf dem väterlichen Schlosse aufzusuchen. Chimene hatte ihm immer wieder nach Toulouse geschrieben, Françoise zehre sich auf in unglücklichster Seelenstimmung, und es müsse durchaus etwas für ihre Zerstreuung und Erheiterung geschehen.

Als er eben durch das Städtchen Pamiers geritten war und sein Pferd in vollem Scheine der wohltätigen Mittagswärme den Berg über dem Orte langsam erklimmen ließ, hörte und sah er einen Reiter gestreckten Laufs hinter sich

her kommen. Es war ein ihm nachgesendeter Kurier, welcher als eilig bezeichnete Depeschen der Regentin brachte. Sie enthielten den Befehl, Lautrec solle sich in den nächsten Tagen zu Bordeaux einfinden, die Regentin werde selbst dort sein und ihm die weiteren Aufträge erteilen. Sie beträfen den Empfang des Königs, welcher gegen Mitte des nächsten Monats auf französischem Boden anlangen werde.

Lautrec, ein sehr stolzer Mann, gehorchte in allen Dingen der ihm verhaßten Regentin ungern: er hatte ihr nie vergeben, daß sie ihm seinen italienischen Feldzug durch Unterschlagung der Hilfsgelder vernichtet und seine weit aussehende Kriegslaufbahn beeinträchtigt hatte. Es verdroß ihn jetzt, in so anmaßendem Tone mehrere Wochen früher als nötig schien nach Bordeaux beschieden zu werden. Ihre letzten Tage der Alleinherrschaft verherrlichen zu helfen war keineswegs nach seinem Geschmacke.

In solcher Stimmung kam er auf sein Schloß Foix und ward von Chimene in der Halle empfangen. Die leidende Françoise verlasse selten ihr Zimmer, wisse noch nichts von seiner Ankunft und bleibe auch besser so lange darüber in Unkenntnis, bis er über alle Einzelnheiten ihrer Lage unterrichtet und zu irgend einem Vorschlage der Änderung ausgerüstet sei. Eine solche Änderung sei unerläßlich: Françoise verzehre sich; sie liebe den König jetzt wie sonst, verschließe dies gewaltsam vor sich selbst, und habe hartnäckig bisher alle Verbindung mit dem Könige, deren sie wie der Lebensluft bedürftig sei, zurückgewiesen. „Auch ich war der Meinung," setzte Chimene hinzu, „daß sie mit dem Könige, der ihre Liebe mißhandelt, für immer brechen müsse, aber jetzt bin ich ratlos, seit ich sehe, daß dieser Bruch sie unzweifelhaft tötet."

„Besser sterben, als unwürdig um Leben betteln!"

„So steht es nun wohl seit unserer Abreise von Madrid nicht, sondern der König hat fortwährend die Stellung des Bittenden eingenommen: er hat zu drei Malen geschrieben

und Françoise hat keinen Brief geöffnet, sie hat alle an den König zurückgeschickt."

„Ihr könnt also nur vermuten, daß der König darin um Gunst bitte. Um die Lage vollständig zu beurteilen, müßte man die Briefe kennen."

„Sie sind wahrscheinlich in diesem Paket enthalten, welches der König später an mich gesendet hat."

„Warum habt Ihr es nicht geöffnet?"

Chimene errötete: sie hätte sich selbst und Lautrec gestehen müssen, daß es nicht geschehen sei, um Françoisens Eifersucht zu verhüten. Sie berief sich also nur darauf, daß sie nicht habe Vermittlerin sein mögen, wo die Freundin keine Vermittelung gewünscht habe.

„Ihr wißt ja aber nicht zuverlässig, daß die Briefe des Königs an Françoise darin enthalten sind! Es kann sonst ein wichtiger Auftrag des Königs, vielleicht eine politische Mitteilung an mich, der ich hier an der Grenze befehlige, darin eingeschlossen sein. Ich bitte Euch, öffnet rasch."

„Das wäre ein Verrat an meiner Freundin!"

„So erlaubt mir, daß ich öffne!"

Und ohne ihre Erlaubnis abzuwarten, hatte er bereits das Paket entsiegelt, ihr den obenauf liegenden offenen Brief gereicht und die Briefe des Königs an Françoise herausgenommen. Als Regent eines kleinen Königreichs, wie Guyenne und Languedoc eins bilden konnten, war er vor dem stolzesten Siegel nicht schüchtern, er öffnete also auch ohne weiteres des Königs Briefe, während Chimene den ihrigen las, und vertiefte sich in dieselben.

Er hatte nie geliebt, nicht einmal galant war er jemals gewesen; er hatte mit dem Könige nie anders als geschäftlich verkehrt, was Wunder! wenn ihm diese Sprache der Briefe höchst überraschend und erstaunlich vorkam. An eine andere Person als an seine Schwester gerichtet, hätte er sie vielleicht töricht gefunden. Unter diesen Umständen fand er sie rührend;

sie schmeichelte seinem Foixschen Stolze; denn sie war der innigste Ausdruck liebevoller Teilnahme und Achtung, welche König Franz jemals einer Dame gewidmet hatte, und er hatte auch niemals im Einflusse einer Situation geschrieben, welche für den Eindruck auf einen strengen Mann gleich Lautrec so günstig gewesen wäre als die damalige in Madrid.

Lautrec stand lange wortlos, nachdem er die Briefe beendigt, sie wirkten nicht nur auf seinen Rat für die Schwester, sie wirkten auf seine eigene Welt. Ein leises Weh flocht sich um sein Herz, und er sprach unwillkürlich und mit ungewöhnlich milder Stimme: „Warum habe ich nie etwas davon erfahren?“

„Nie?“ fragte Chimene. „Was ist's Besonderes? Mir spricht er nur davon, sie nach Cognac zu führen.“

Lautrec lächelte und betrachtete mit aufmerksamem Auge, wie er nie vorher getan, die blasse Spanierin. „Führt mich zu Françoise!“ sprach er nach kurzer Pause. — „Wir wollen mit ihr beratschlagen!“

„Das ist nicht möglich, Graf! Sie ist fest entschlossen, ihn nicht wiederzusehen. Haltet Ihr's für ratsam, sie nach Cognac zu geleiten, so darf sie nicht ahnen, daß es des Königs Schloß sei, und daß der König selbst es betreten könne. Bedenkt auch, daß sie künftig mehr als früher Eures vollen Schutzes gegen die ihr übelwollende Regentin bedürfen würde.“

„Gott helfe mir! Daran soll's ihr nicht fehlen! Solch eine Liebe ist, ja wie ich sehe, das Rührendste auf der Welt, und mit solchen Gesinnungen Königs Franz und an meinem Arme soll die Ränkesucht der Angoulême wohl niederzuhalten sein.“

Der gute Lautrec kannte den Zusammenhang der Dinge nicht und war geblendet wie ein Jüngling von der Sprache des Königs. Über den Friedenstraktat wußte er nichts Genaues, also auch nicht über die darin einbegriffene Heirat Eleonorens, von der es allgemein hieß, sie sei vom Kaiser

dem Connetable versprochen. Er hatte also dem Ausdrucke der Briefe nach nichts weniger als das vor Augen, was alle Welt längst aus dem Reiche der Möglichkeit gestrichen hatte: eine Erhebung seiner Schwester auf den Thron von Frankreich.

Und nun sah er in dieser ihm neuen poetischen Stimmung die von Schmerz gepeinigte abgehärmte Schwester, welche im Kampfe zwischen Stolz und Liebe um viele Jahre gealtert war, die um nichts in Tränen ausbrach, was fehlte zu seinem Entschlusse, hier die Zügel in die Hand zu nehmen, welche seines Erachtens nur durch Ungeschick verworren seien?

Sanft, wie er nie getan, schalt er Françoise, daß sie die rauhe Jahreszeit in so rauhem Gebirgslande verbringe bei ihrer offenbar angegriffenen Gesundheit, er ordnete alles zur Reise an, er schickte insgeheim Guernard nach Cognac voraus, er versprach der Schwester, die ach so glücklich war über die so warme Teilnahme des Bruders! sie in milde Luft zu führen, er ließ eine Sänfte rüsten, er führte sie nach Toulouse, er geleitete sie, nachdem er ihr dort Ruhe und Erholung gegönnt, nach der Charente hinab. Mit keiner Silbe verriet er seine Kenntnis der Briefe, sie sollte vom Glück überrascht werden. Es war ihr Schicksal, daß der gute Wille ihrer Freunde sie überall ins Unglück führte. Oder ist dies immer das Schicksal guter Menschen, wenn das Glück ihnen abhold ist?

Am 5. März um die Mittagsstunde sahen die neugierigen Diener des Schlosses Cognac einen Reisezug die Ulmenallee heraufkommen. Es war voller Sonnenschein, und vom hohen Schlosse aus entdeckte man am Gipfelsaume des Parkwaldes schon jenen gelbgrünen Schimmer, welcher die ersten Blätterknospen des Jahres verrät, und den wirklichen Eintritt des Frühlings verkündet. — Neugierig folgten sie alle dem fremden Diener — es war Guernard — auf die Rampe und betrachteten forschend die Ankömmlinge. Neben einer Sänfte ritt ein bärtiger Seigneur, und neben ihm saß auf kleinem

navarrischen Pferde ein schöner Knabe mit afrikanisch brauner Gesichtsfarbe.

Auf der andern Seite der Sänfte ritt eine bäuerlich gekleidete, wohlgenährte Frau, die ganz nach der Landessitte im Saintonger und Rocheller Lande wie ein Mann zu Pferde saß, und sich mit besonderem Wohlgefallen das hochliegende stattliche Schloß zu betrachten schien. Ein Rabe saß vor ihr auf dem Sattelknopfe. Hinter der Sänfte folgte ein stattlicher Trupp Reiter, dem Anscheine nach teils aus Seigneurs, teils aus Kriegsleuten bestehend.

Eine hochgewachsene, ganz schwarzgekleidete Dame stieg aus der Sänfte, als der Zug auf der Rampe angelangt war. Der schwarze Hut, das schwarze Lockenhaar mochten ihr blasses Gesicht noch blasser erscheinen lassen, ihr großes Auge aber, welches auf den Diener fiel, als dieser hinzutrat, um ihr behilflich zu sein und ihr Gewand zu küssen, dies Auge hatte einen engelguten Blick, und ihre Stimme, die sie zu dem bärtigen Seigneur erhob, klang wie melancholische Musik. — „Wo sind wir, Lautrec?“ fragte sie.

„An der Charente!“

„O hier ist's schön und traulich! Hier möcht' ich bleiben! Es ist mir, als kennt' ich dies alles, und doch kann ich es nur aus Schilderungen oder Träumen kennen; denn ich bin nie hier gewesen. Diese riesenhohe Ulme da an weichem Abhange zum Beispiele.“

„Dies ist die Königsulme,“ sprach ein vorlauter Diener des Schlosses.

„Schweig!“ unterbrach ihn Lautrec. Der Diener hatte erzählen wollen, daß diese Ulme von der Geburt des Königs den Namen habe, und so wäre das Geheimnis voreilig verraten worden. Lautrec wollte aber, daß dies erst geschehen sollte, wenn er an Chimenen — sie war der maurisch gefärbte Knabe — einen Boten sendete mit der Nachricht, es sei der König nahe bei Cognac. Dann sollten ihr des Königs

offene Briefe gereicht, und sie sollte unterrichtet werden, dies Schloß sei nicht eine neue Besitzung Lautrecs, sondern sei das Geburtshaus des Königs, welches er für sie geschmückt habe.

Lautrec konnte nun auch füglich nicht länger säumen, die Regentin in Bordeaux einzuholen. Er verließ also noch an demselben Abende Schloß Cognac, nachdem er Françoise baldige Rückkehr gelobt, Chimene herzlich gegrüßt und Margot — diese Mutter Florentins und Amme Françoisens war die männlich reitende Bäuerin gewesen — genau aufgegeben hatte, Françoise vor aller Zudringlichkeit der Schloßdiener aufmerksam zu bewahren. Sie war zu dem Ende samt Guernard soweit ins Geheimnis gezogen worden, daß Gräfin Françoise einer Überraschung wegen den Namen dieses Schlosses nicht kennen solle. Leider war Françoisens schweigsame Teilnahmslosigkeit von der Art, daß niemand genötigt wurde, ihr einen falschen Namen zu nennen: sie sprach wenig, sie fragte gar nicht.

Lautrec fand die Regentin in Bordeaux sehr ungehalten darüber, daß er sich so wenig beeilt habe. „Der König hat befohlen," sagte sie unwillig, „daß Ihr mit seinen Söhnen an der Bidassoa seid, wenn er ankomme; Ihr sollt ihn empfangen und den Dauphin und Herzog von Orleans, die armen Geiseln, den Spaniern überantworten. Die Kinder sind schon in Bayonne." So machte sich denn Lautrec ebenfalls unverweilt eben dahin auf den Weg. Der Hofstaat dieser Regentin, den sie zu Lautrecs Verwunderung mit sich im Lande herumzog, war ihm ohnedies zuwider. Diese geputzten Damen und Herren machten ihm, da er eben die Söhne des Königs dem Erbfeinde ausliefern sollte, einen unangenehmen Eindruck. Die Regentin wollte auch nach Bayonne aufbrechen, und er nahm sich also vor, die Prinzen sogleich mit sich über Bayonne hinaus nach St. Jean de Luz, der letzten französischen Stadt, zu nehmen, um dieser Hofgesellschaft zu entgehen. Hatte sich doch auch die Herzogin Margareta, welche sonst immer würdig

und freundlich gegen ihn gewesen, diesmal kalt gezeigt! Vielleicht Françoisens halber? War auch die edle Margareta neidisch geworden über die dauernde Herrschaft Françoisens im Herzen des Königs? Er wußte es nicht, aber es war ihm dies ein Grund mehr, diesen Weiberhof in Bayonne nicht abzuwarten. Nur ein junges Mädchen, ein neues Hoffräulein neben der Regentin hatte seine besondere Aufmerksamkeit erregt, sie hatte ihn auffallend an Chimene erinnert. Die abenteuerliche Spanierin konnte doch nicht Françoise plötzlich verlassen, die Knabenkleider, die maurische Hautfarbe abgestreift haben, um eine neue unbegreifliche Maskerade als Hoffräulein aufzuführen?! Dies Hoffräulein hatte sich ihm nicht genähert, er hatte sie nicht sprechen hören, er hatte nicht nach ihrem Namen gefragt.

Unterdes war König Franz wirklich auf dem Wege nach der spanisch-französischen Grenze, begleitet von Lannoy und Alarcon, einem Kriegsführer des Kaisers, und einer starken Truppenabteilung Reiter und Fußgänger. Der letzteren halber machte man kurze Tagereisen, und erst am 17. März brachte ein spanischer Bote Lautrec die Nachricht, der König sei bereits diesseits Tolosa und nähere sich Fontarabia, seiner letzten Station auf spanischem Gebiet; fünfzig Reiter würden ihn bis ans linke Ufer der Bidassoa geleiten, eine gleiche Anzahl nur möge französischerseits am rechten Ufer erscheinen.

Auf diese Nachricht hin hielt Lautrec am Morgen des 18. März vor dem letzten französischen Flecken Andaïe im Bidassoatale, und erwartete den endlich entscheidenden Moment. Die fünfzig gewaffneten Reiter schimmerten in der Morgensonne, welche in ihrem Rücken über die französischen Berghöhen heraufstieg und die blauen Nebel der Stromschlucht zerteilte. Nur links von ihnen, südlich aufwärts ins Pyrenäengebirg bot die Gegend dieses Gebirgsschauspiel eines dampfenden Stromes, der tief unten zwischen hohen Bergen hervorbricht. Rechts von ihnen erweiterte sich das Land zu einer

kleinen Hügelebene, in deren Mitte das unscheinbare Städtchen Irun liegt. Die Bidassoa wird hier ruhig und durch die heraufsteigende Meeresflut mächtig, denn der Ozean ist nördlich nur noch eine Viertelmeile entfernt, und man sieht ihn an der Mündung des Flusses hereinglänzen in zwei schmalen Streifen; inmitten der Bidassoamündung nämlich steht ein hoher Fels und zerteilt die Aussicht. Lautrec hatte sich ein Zelt am Ufer aufschlagen lassen und saß am Eingange desselben mit den kleinen Söhnen des Königs, Franz und Heinrich, Knaben von acht und sechs Jahren, die sich freuten, den Vater wiederzusehen, und arglos von ihrer Lustreise nach Madrid sprachen. Neben dem Zelte scharrten und wieherten die Rosse der königlichen Dienerschaft, und vor allen ein feuriger türkischer Hengst, welcher prächtig aufgeschirrt und für den König bestimmt war. Man erzählte heimlich, und nicht ohne sich zu bekreuzigen, es habe die Regentin, alles zur Befreiung ihres Sohnes in Bewegung setzend, auch mit dem Großtürken, dem Sultan, Unterhandlungen angeknüpft, und der habe unter anderem auch dies wilde Pferd gesendet mit dem Bemerken, es werde den König befreien.

Damals gab's noch keine Brücke über die Bidassoa, der geringe Verkehr von einem Lande zum andern wurde durch Kähne bewerkstelligt. Jetzt lag in der Mitte des Flusses eine Barke vor Anker, die von der heraufsteigenden Meeresflut immer höher gehoben wurde. Neutrales Gebiet vorstellend war sie ganz leer und hatte ein gespenstisches Ansehen. Ihr gegenüber war auf spanischer Seite ein Boot mit der roten kastilischen, auf französischer Seite ein gleiches mit der weißen französischen Flagge angelegt. Die Schiffer lagen auf dem Boden ihrer Fahrzeuge, und keinerlei Volksmenge, keinerlei sonstige Anstalt verriet auf spanischer Seite, daß ein so wichtiges Ereignis von dort bevorstehe. Lautrecs Blick sah von Zeit zu Zeit forschend hinauf über die Irunsche Ebene, welche nach der Meeresfeste Fontarabia aufsteigt,

und von dort aus links im Halbkreise, ein Wall gegen den Ozean und das tiefere Spanien, von Berghöhen eingeschlossen ist. Wie klar die Frühlingssonne schien und die Mauern des eine Viertelmeile entfernten Fontarabia, die Berge hinter Irun bestrahlte, er konnte nichts entdecken. Gegen die Mittagsstunde endlich schimmerten Waffen von der Feste herab und kamen näher. Es trat eine dunkle Wolke vor die Sonne, man sah die Reiter Lannoys — denn sie waren es — im Tale nicht mehr, aber über Irun blitzte ein feuriger Schein und ein weißer Pulverdampf auf, ein Kanonenschuß dröhnte, der König Franz war im Anzuge. Lautrec erhob sich und näherte sich mit den Prinzen dem Boote, des Signals zum Einsteigen gewärtig.

Das spanische Reitergeschwader, Irun zur rechten Seite unberührt lassend, kam im Trabe daher, hinter ihm der König, Brion, Florentin, Lannoy und Alarcon — Montmorency war schon früher mit dem unterzeichneten Traktate nach Frankreich entlassen worden. Der König sprang rasch vom Pferde und trat in den spanischen Kahn, nach dem französischen Ufer mit der Hand herüberwinkend. Lannoy und Alarcon folgten ihm, und acht Reiter stiegen von den Pferden und traten ebenfalls ins Boot. Auf Lautrecs Wink geschah dasselbe von acht französischen Reitern, welche zu ihm und den Prinzen in das Fahrzeug hinabstiegen. Lannoy winkte mit der Hand, gleichzeitig stießen die Boote von beiden Ufern, und nach Verlauf einer Minute hatten beide die Barke inmitten des Flusses von beiden Seiten erreicht, und die Schiffer befestigten sie mit eisernen Haken an diesen neutralen Punkt, der jetzt belebt wurde: der König, Lannoy und die acht spanischen Soldaten stiegen zuerst hinein, ihnen folgten die acht französischen. Alarcon blieb im spanischen, Lautrec mit den Prinzen im französischen Fahrzeuge.

Eine sekundenlange Pause trat ein, während der König seine Söhne aufmerksam und schmerzlich betrachtete. Dann

machte er eine leichte Bewegung mit dem Haupte, als wollte er die Sorge verscheuchen, und Lannoy nahm aus Lautrecs Händen den Dauphin und reichte ihn Alarcon in das spanische Boot. Alsdann nahm er den Herzog von Orleans und tat desgleichen. Der König blickte hinweg. Als Lannoy mit halber Stimme sprach: „Es ist geschehen!“ trat der König rasch, die Hand auf Lautrecs Schulter stützend, in das Boot seines Landes, sagte ohne umzublicken den Spaniern ein kurzes Lebewohl und rief den Schiffern, die auf Lautrecs Wink den Kahn von der Barke lösten, mit lauter Stimme zu: „Vorwärts“.

Er sah nicht mehr zurück nach seinen Söhnen, sein Blick schweifte die Höhen von Andaïe aufwärts, er bebte vor Begierde, den Fuß auf seines Reiches Boden zu setzen, und ehe der Kahn angelegt war, sprang er ans Ufer. „Nun bin ich wieder König!“*) rief er aus, sprang ohne Hilfe des Steigbügels auf das vorgeführte türkische Pferd, und jagte in vollem Rosseslaufe den Berg über Andaïe hinauf, ohne die Überfahrt seiner Begleiter, ohne Lautrec und dessen Geleit abzuwarten.

Lannoy sah ihm vom andern Ufer nach und schüttelte das Haupt, er mochte in diesem Augenblicke wenig Vertrauen haben zum Traktate von Madrid, und hielt es für ratsam, ihm sogleich einen Abgesandten nach Bayonne nachzuschicken, um an die Vollziehung des Traktates mahnen zu lassen.

König Franz ritt in einem Rosseslaufe den malerischen Weg, der bergauf, bergab mehrere Stunden weit nach St. Jean de Luz führt, und dort erst griff er dem schweißtriefenden Tiere in den Zügel. Dort an der Brücke, wo die Meeresflut herauftritt bis an einen hohen Berg hinter der Stadt, wartete er Lautrecs und der übrigen, und ließ sich anreden und beglückwünschen von seinen Franzosen, indem

*) „Me voici roi derechef!“

er lächelnd und schweigend sie betrachtete und von den Erfrischungen genoß, welche sie herbeitrugen, als ob ein Heer zu speisen und zu tränken sei. Die Sonne stand im Mittage und schien heiß herab auf diese erste Stadt Frankreichs, die sich an den Fuß des Gebirges und Meeres zugleich lieblich gebettet hat.

Als Lautrec kam, ritt der König weiter, um noch zum Abende in Bayonne zu sein; er gönnte dem Pferde wenig Ruhe und fragte den Marschall in diesen seltenen Pausen nur nach politischen Dingen. — Endlich sahen sie die Kathedrale von Bayonne, die allein über die Graswälle dieser einfach gelegenen Stadt emporragte. Die Nachmittagssonne spiegelte sich noch auf den Fensterscheiben der Kirche. Unter zwei großen Platanenbäumen, denen freilich das Laub noch fehlte, war ein Zelt aufgeschlagen, und der König erkannte von weitem Mutter und Schwester, die auf die Straße hervortraten. Er sprang vom Pferde, umarmte sie lange und sah sich dann im Kreise der Herren und Damen um, Bekannte zu begrüßen. — „Foi de gentilhomme, Chimene!“ rief er plötzlich vor einer jungen Dame aus, welche lächelnd zurücktrat und schelmisch erwiderte, sie hoffe nicht, eine Schimäre zu sein!

„Chimene von Infantado! Nein? — Nein.“

„Nein, mein Sohn,“ sprach die Regentin, welche mit dem Ausdrucke lächelnder Genugtuung zugesehen, „diese Dame ist eine gute Französin meines Hofes, Anna von Pisseleu, Fräulein von Heilly genannt.“

„Nicht möglich?!“

„Ich bin ganz erschrocken, daß Eure Majestät mir durchaus keine Existenz zugestehen wollen!“ sagte die Dame lustigen Tones.

Sie hatte in der Tat eine überraschende Ähnlichkeit mit Chimene, und es waltete hierbei kein Zufall. Von des Königs Vorliebe für diese Spanierin unterrichtet, hatte die

Regentin den Maler Jean Cousin bloß darum mit Florentin nach Madrid gesendet, daß er dort das Bildnis Chimenens kopiere und ihr bringe. Mit dieser Abbildung forschte sie in ganz Frankreich umher und ließ Florio überall umherspähen, ob nicht eine nähere oder entferntere Ähnlichkeit in Antlitz und Figur eines jungen Fräuleins aufzufinden sei. Die Übelwollenden haben immer gutes Glück: das Fräulein von Heilly, jung, geistreich, lebenslustig und schön, eine Französin in verführerischer Bedeutung des Wortes, im Besitz aller Anlagen zur Gefallskunst dieser Nation, ward entdeckt, ward sogleich an den Hof und in der Regentin Schule gezogen. Sie sollte die nächste Frauenzukunft ihres Sohnes, dessen Geschmack die Mutter vortrefflich kannte, bilden, sie sollte dem erschütterten Regimente der verhaßten Chateaubriant ein völliges Ende machen. Die Ähnlichkeit mit dem Bildnisse Chimenens war auf den ersten Hinblick wunderbar, und bei näherem Zusehen hatte die Französin frischere Farben, vollere Formen, rascheres Auge, belebteren Mund und ein keckes Naturell zum Entzücken für den König.

Gegen Ende März kam der Dienertroß der Regentin nach Cognac, und Chimene erfuhr dadurch die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Königs. Es überfiel sie eine große Angst, Lautrecs Anweisungen Folge zu leisten, Françoisen die Briefe zu überreichen, und sie, die über den Aufenthaltsort Unbekümmerte aufzuklären. Hatte sie doch schon in Foix ihre eigene Verkleidung bloß darum vorgenommen, um vom Könige nicht erkannt und nicht beachtet zu werden. Ob sie selbst bei dieser Entsagung litte, das ließ sie nicht zur Betrachtung in sich aufkommen; sie faßte nur ins Auge, daß die eigentliche Chimene der Freundin Françoise beeinträchtigend im Wege sei neben König Franz. Diese Chimene sollte verschwinden; aber Chimene, die Freundin Françoisens,

Chimene, die als solche Freundin an keine Kleidung, keine Gesichtsfarbe gebunden sei, sie sollte neben Françoise bleiben, denn sie fühlte und ahnte nur zu deutlich, daß Françoise gar sehr einer männlich erscheinenden Freundin bedürfe und bedürfen werde.

Übergab sie aber jetzt nicht die Briefe, unterrichtete sie nicht Françoise, so wurde die Freundin von der Ankunft des Königs übereilt. Oder sollte sie unter irgend einem Vorwande das Schloß mit ihr verlassen? Ach, es war und blieb nur zu deutlich, daß Françoise trotz alles Ortswechsels und aller Zerstreuung zugrunde ging in ihrem entsagenden inneren Kampfe. Françoise verbarg wohl die Tränen, aber nur um sich zur Nachtzeit dem Strome derselben widerstandslos hinzugeben.

Chimene entschloß sich denn ihrem Charakter gemäß eines Morgens zur entscheidenden Handlung und übergab der Freundin die offenen Briefe mit den Worten: „Lautrec hat sie geöffnet und hat verlangt, du solleſt sie lesen."

Die Aufregung Françoisens war außerordentlich, und doch hielt Chimene es für ratsam, sie allein zu lassen. Die Kämpfe des Herzens wollen Einsamkeit! dachte sie und ging hinaus auf den Söller des Schlosses, von welchem man südlich hinab über den Park blickte, wohl eine Wegstunde weit nach der Gironde abdachung hinunter. Sie achtete nicht auf die Aussicht, sie vertiefte sich in die Zukunft der Freundin, denn die Zukunft der Freundin war die ihrige. So mochte wohl eine halbe Stunde verstrichen sein, da wurde ihr Blick plötzlich gefesselt: am äußersten Ende der Ulmenallee stieg eine Staubwolke auf! Es ist ein Zug von Reitern, es wird der König sein!

Rasch eilte sie zu Françoise. Diese stand mitten im Zimmer, einzelne Zähren rollten ihr über die blassen Wangen, aber ein sanft heiterer Ausdruck der Züge verkündigte Chimenen, die Wirkung der Briefe sei eine günstige gewesen.

Wie hätte es auch anders sein können! Eine solche Liebe, auch wenn sie sich auf dem stolzesten Standpunkte der Entsagung glaubt, bedarf der Hoffnung, greift nach der Hoffnung, wie das Herz, welches ein im Herzen verzweifelnder Mensch ersticken will, nach Lebenslust ringt.

„Wir sind in Cognac, Chimene?“ fragte sie mit halblauter Stimme, und die Stimme bebte, als ob sie schwankte zwischen Furcht und Glück.

„In Cognac. Hast du es nicht geahnt?“

„Ach, ich habe es gewußt, daß er so schreiben würde, und ich habe mich vor dieser Freude gefürchtet und fürchte mich noch davor, denn sie hat keine Dauer zwischen so verschiedenen Charakteren, wie wir verschieden sind, Franz und ich!“

„Die Größe des Glücks wird ja nicht nach der Dauer des Glücks geschätzt!“

„Nein, nein! Aber der neue Schmerz, der hinter der Versöhnung harrt, wird mich töten! Mag er's! Nein, Chimene, nein! So soll es endigen das Verhältnis, wie es jetzt steht, so ist es schön und edel, und ich kann ruhigen Herzens den Tod erwarten. Dies will ich ihm schreiben, und dann wollen wir fliehen und uns unnahbar verbergen. Jetzt ist alles gut, auch Lautrec, der gute Lautrec ist für mich, ich werde mein Leben im stillen Glück der Seele beschließen. Nur eins will ich mir noch gönnen, ich will diesen Park genießen, der seine Jugend gesehen, der ihm so teuer ist, den Ulmenbaum will ich sehen und umarmen, unter welchem er geboren wurde, und mit diesen Eindrücken will ich scheiden!“

Bei diesen Worten war sie hinausgeeilt auf den Söller, um jetzt mit Bewußtsein diese Gegend, die ihrem Geliebten so wert, zu überblicken. Ehe Chimene aber sie einholen konnte, hörte sie einen befremdlichen Ausruf Françoisens und sah diese in größter Aufregung zurückkommen. Gerade

als sie auf den Söller hinausgetreten, war die Regentin mit Florentin und großem Gefolge auf der Rampe angelangt und hatte zu ihr heraufgeblickt.

„Es ist zu spät zur Flucht, Chimene!"

„Sie wird nicht nötig sein."

„Der König! Der König, Françoise!" rief Margot, die ins Zimmer stürzte. „Nun rasch an die schönen Kleider! Er steigt schon vom Pferde! Mein schlechter Florentin ist auch da! Stille Jacques!"

Der König war in unsteter Stimmung, das spanische Gewissen peinigte ihn: er hatte Lannoys Gesandten in Bayonne erwidert, die Burgunder müßten doch erst befragt werden, ehe sie einem neuen Herrscher übergeben würden! Er hatte gleich nach seiner Ankunft in Bayonne an Heinrich von England geschrieben und eine lebhafte Verbindung mit diesem gegen den Kaiser, welche Luise vorbereitet, feurig angenommen. Er hatte die ebenfalls vorbereiteten Intrigen in Italien gegen den Kaiser sogleich seiner Teilnahme versichert, kurz er hatte alles getan gegen den Kaiser, und nicht das geringste für Erfüllung des Traktats von Madrid. Des Kaisers Geschäftsträger folgten ihm von Station zu Station und bedrängten ihn wie sein Gewissen. Als er auf der Rampe in Cognac vom Pferde stieg, holte ihn ein Bote von Bordeaux ein mit der Nachricht, Lannoy selbst sei auf dem Wege nach Cognac. Was Wunder, daß er unstet war, daß er sich zu betäuben suchte, daß ihn das fröhliche Wesen des Fräulein von Heilly, die er eben vom Pferde hob, die erwünschteste Zerstreuung war, daß er endlich in diesem Tumult seiner Briefe nicht gedachte, die er vor einem Vierteljahre an Françoise geschrieben, die Françoise nicht beantwortet und an deren Folge ihn Lautrec, der stolze Lautrec nicht erinnert hatte. Dieser Kriegsmann war in seiner Herzenseinfalt der Meinung, dergleichen habe der König so deutlich vor Augen, wie er selbst noch zehn Jahre später

Wie hätte es auch anders sein können! Eine solche Liebe, auch wenn sie sich auf dem stolzesten Standpunkte der Entsagung glaubt, bedarf der Hoffnung, greift nach der Hoffnung, wie das Herz, welches ein im Herzen verzweifelnder Mensch ersticken will, nach Lebensluft ringt.

„Wir sind in Cognac, Chimene?“ fragte sie mit halblauter Stimme, und die Stimme bebte, als ob sie schwankte zwischen Furcht und Glück.

„In Cognac. Hast du es nicht geahnt?“

„Ach, ich habe es gewußt, daß er so schreiben würde, und ich habe mich vor dieser Freude gefürchtet und fürchte mich noch davor, denn sie hat keine Dauer zwischen so verschiedenen Charakteren, wie wir verschieden sind, Franz und ich!“

„Die Größe des Glücks wird ja nicht nach der Dauer des Glücks geschätzt!“

„Nein, nein! Aber der neue Schmerz, der hinter der Versöhnung harrt, wird mich töten! Mag er's! Nein, Chimene, nein! So soll es endigen das Verhältnis, wie es jetzt steht, so ist es schön und edel, und ich kann ruhigen Herzens den Tod erwarten. Dies will ich ihm schreiben, und dann wollen wir fliehen und uns unnahbar verbergen. Jetzt ist alles gut, auch Lautrec, der gute Lautrec ist für mich, ich werde mein Leben im stillen Glück der Seele beschließen. Nur eins will ich mir noch gönnen, ich will diesen Park genießen, der seine Jugend gesehen, der ihm so teuer ist, den Ulmenbaum will ich sehen und umarmen, unter welchem er geboren wurde, und mit diesen Eindrücken will ich scheiden!“

Bei diesen Worten war sie hinausgeeilt auf den Söller, um jetzt mit Bewußtsein diese Gegend, die ihrem Geliebten so wert, zu überblicken. Ehe Chimene aber sie einholen konnte, hörte sie einen befremdlichen Ausruf Françoisens und sah diese in größter Aufregung zurückkommen. Gerade

als sie auf den Söller hinausgetreten, war die Regentin mit Florentin und großem Gefolge auf der Rampe angelangt und hatte zu ihr heraufgeblickt.

„Es ist zu spät zur Flucht, Chimene!"

„Sie wird nicht nötig sein."

„Der König! Der König, Françoise!" rief Margot, die ins Zimmer stürzte. „Nun rasch an die schönen Kleider! Er steigt schon vom Pferde! Mein schlechter Florentin ist auch da! Stille Jacques!"

Der König war in unsteter Stimmung, das spanische Gewissen peinigte ihn: er hatte Lannoys Gesandten in Bayonne erwidert, die Burgunder müßten doch erst befragt werden, ehe sie einem neuen Herrscher übergeben würden! Er hatte gleich nach seiner Ankunft in Bayonne an Heinrich von England geschrieben und eine lebhafte Verbindung mit diesem gegen den Kaiser, welche Luise vorbereitet, feurig angenommen. Er hatte die ebenfalls vorbereiteten Intrigen in Italien gegen den Kaiser sogleich seiner Teilnahme versichert, kurz er hatte alles getan gegen den Kaiser, und nicht das geringste für Erfüllung des Traktats von Madrid. Des Kaisers Geschäftsträger folgten ihm von Station zu Station und bedrängten ihn wie sein Gewissen. Als er auf der Rampe in Cognac vom Pferde stieg, holte ihn ein Bote von Bordeaux ein mit der Nachricht, Lannoy selbst sei auf dem Wege nach Cognac. Was Wunder, daß er unstet war, daß er sich zu betäuben suchte, daß ihn das fröhliche Wesen des Fräulein von Heilly, die er eben vom Pferde hob, die erwünschteste Zerstreuung war, daß er endlich in diesem Tumult seiner Briefe nicht gedachte, die er vor einem Vierteljahre an Françoise geschrieben, die Françoise nicht beantwortet und an deren Folge ihn Lautrec, der stolze Lautrec nicht erinnert hatte. Dieser Kriegsmann war in seiner Herzenseinfalt der Meinung, dergleichen habe der König so deutlich vor Augen, wie er selbst noch zehn Jahre später

die Gestalt Chimenens und die Worte derselben in der Halle von Schloß Foix vor Augen haben würde.

Der König rief, man solle die Tafel rüsten, und die Damen, welche am raschesten ihre Kleider gewechselt hätten, sollten belohnt werden.

„Womit?“ rief Fräulein Heilly.

„Mit Erfüllung der Wünsche, die sie aussprechen werden.“

„Weh uns! Wir wünschen immer das Törichte.“

„Was Törichtes! Wenn's uns nur Freude macht! Die Freude ist teuer!“

„Weil unsere Schwerfälligkeit wohlfeil ist.“

„Ich hoffe, Ihr sollt anderer Meinung werden auf Cognac, mein Fräulein! Aber das Schloß ist klein; Montpezas! Die Jäger sollen Stunde für Stunde den Wald abspüren, der Wald ist groß, sein Moos ist weich, und sollen Stunde für Stunde die Jagd bereithalten!“

„Für morgen früh?“

„Ach was! Ein schlechter Jäger, der sein Wild nur einkreist, wenn es ruht! Für jeden Augenblick! Für den Abend, für die Nacht, was weiß ich, wann die Stunde des Verlangens schlagen wird!“

Lautrec mußte dem Könige folgen zu politischer Beratschlagung, und die Regentin, welche Françoise gesehen hatte, und deren Bruder nicht aus dem Auge lassen wollte, folgte ihnen und trieb den König vom Rate zur Tafel. Sie übersah den Zusammenhang und die wahrscheinliche Folge noch nicht, sie wollte zunächst die unvermeidliche Begegnung Françoisens mit dem Könige verzögern.

Das schien nicht schwer zu sein; der König hatte das heitere Fräulein Anna neben sich bei Tafel sitzen, war guter Dinge und trank in vollen Zügen den Wein von Burgund, den er so lange entbehrt hatte. Er vergaß darüber, daß der habsüchtige Kaiser den Boden dieses Weines in Anspruch nehme, daß Lannoy vor der Tür sei, daß die eigentliche

Liebe seines Herzens, die arme Françoise, in schmerzlicher Verlassenheit sein könne.

Ach, das war sie! Sie wußte den König im Schlosse, wußte ihn umgeben von ihren Feinden, erfuhr, daß er zur Tafel gegangen sei mit all dem gleichgültigen Troß des Hofes, und erhielt kein Lebenszeichen, nicht das geringste Zeichen des Andenkens von ihm! Hatte er ihrer gespottet, indem er sie hierher beschieden? Die Diener, offenbar von der Regentin herab veranlaßt, deckten und versahen ihren Tisch nicht und bemerkten gröblich auf Guernards Nachfrage: heute sei keine Zeit, und wenn seine Dame nicht zur Tafel des Königs gezogen werde, so müsse ihr Einzug ins Schloß Cognac wohl auf einem Irrtum beruhen.

„Mut, Françoise, Lautrec wird den König verfehlt und ihn nicht unterrichtet haben von deiner Anwesenheit auf Cognac; bedenke, daß du nicht geantwortet hast."

„Graf Lautrec von Foix ist drüben bei der Tafel," bemerkte schüchtern Guernard und ging hinaus. — Der alte Diener war so tief gekränkt, wie es nur ein Graf von Foix sein konnte, und er ging in seinem Zorn über die Vorsäle hinüber gerade hinein in den Speisesaal des Königs, um seinen Grafen zu sprechen über diese seiner Herrin unwürdige Lage. Anfangs wurde er nicht bemerkt unter den vielen Dienern, welche Speisen ab- und zutrugen, und welche es dann nicht sogleich wagten, den fremden, an der großen Tafel umhersuchenden Diener wegzuweisen. Bald trat indessen der Tafelmarschall, von einem Diener der Regentin aufmerksam gemacht, in dieser Absicht auf ihn zu; jetzt aber hatte Guernard des Grafen Lautrec finster blickendes Antlitz dem Könige gegenüber bemerkt! Er hörte also nicht auf den Tafelmarschall und ging geraden Weges nach dem Sitze Lautrecs. Der Tafelmarschall wollte seine Anrede vor der aufmerksam gewordenen Dienerschaft nicht so achtungslos behandelt sehen, schritt ihm eilig nach, faßte ihn am Arme und sprach lauter

als vorher in ihn hinein. Guernard, dem es ganz recht war, in der Nähe des Königs Aufmerksamkeit zu erregen, antwortete dem Tafelmarschall ebenso laut und zog wirklich den Blick des Königs auf sich, da er bereits in der Nähe von Lautrecs Stuhle war. Lautrec, die Stimme Guernards vernehmend, wendete sich um, sein braunes Antlitz wurde dunkelrot, der Säbelhieb, der ihm bei Ravenna das Gesicht gespalten hatte, blieb erschreckend blaß, und Guernard erkannte mit Entsetzen, daß er nicht im Foixschen Sinne gehandelt habe.

„Was ist Euch, Lautrec?"

„Nichts, Sire!"

Dadurch wurde Brion, der an der andern Seite Fräulein Heillys saß, aufmerksam: er erkannte Guernard auf der Stelle und rief unbedacht und so laut, daß es der König hören konnte: „Guernard, Gräfin Françoisens Diener!"

„Gräfin Françoisens? Wie kommt der hierher?" rief der König.

„Mit meiner Gebieterin, Eurer Majestät zu dienen!" sprach Guernard dreist, sich ehrfurchtsvoll verneigend vor dem Könige.

„Gräfin Françoise ist auf Cognac?" fragte erstaunt und hastig Franz, indem er seinen Pokal unsanft auf die Tafel setzte.

„Schon seit einiger Zeit!" entgegnete Guernard.

„Mein Gott!" rief der König und sprang von seinem Stuhle auf. „Meine Briefe!" setzte er leiser hinzu. — „Aber Lautrec —?!"

„Sire!"

„Habt Ihr davon gewußt?"

„Allerdings, Sire?"

„Und habt mir kein Wort davon gesagt?!"

„Ihr habt nicht gefragt, Sire."

„Führe mich!" rief der König Guernard zu und ging

hinweg. Jedermann war aufgestanden, die Tafel war unterbrochen, die erstaunten Hofleute traten in Gruppen zusammen.

Die Erscheinung der Gräfin Chateaubriant und dieser bewiesene Anteil des Königs waren aber auch etwas Außerordentliches. Man muß bedenken, daß die Ungnade derselben und die gemeine Veranlassung dieser Ungnade in Frankreich allgemein bekannt geworden war, daß aber die Rechtfertigung derselben, ein Ergebnis der Privatunterhaltung zwischen Brion und dem Könige, keine Gelegenheit gehabt hatte, sich zu verbreiten. Brion hatte zuerst nicht davon gesprochen, weil er die ihm zufällig dadurch näher gestellte Geliebte nicht geflissentlich wieder den gemeinschaftlichen Freunden des Königs und Françoisens empfehlen wollte zu Aufnehmung der alten Pläne einer Heirat zwischen Françoise und dem Könige. Und als er endlich erfuhr, wie tief und gefährlich Françoisens Ruf durch dies Mißverständnis beschädigt worden sei, als er endlich in Briefen nach Frankreich die Unschuld Françoisens in Schutz nahm, da glaubte man ihm nicht, da nannte man seine Rechtfertigung der Gräfin eine zartsinnige Verleugnung seines Liebeserfolges, und nicht die Gräfin, sondern er gewann in der guten Meinung der Zuschauer.

Der König aber hatte kein Wort darüber geäußert. Die Rechtfertigung der Gräfin wirkte einerseits auf sein persönliches Verhältnis zu ihr und erzeugte jene liebevollen Briefe, und wirkte andererseits nur auf den Akt seiner Thronentsagung. Dieser hatte den letzten entscheidenden Anstoß dadurch erhalten, daß er sich auch in seiner persönlichsten Welt machtlos geglaubt hatte. Als er erfuhr, daß dies ein Irrtum gewesen sei, versank auch die Idee der Abdankung mehr und mehr vor seinem wieder auflebenden Selbstvertrauen. Er erinnerte die Regentin nicht daran, die Akte dem Parlamente vorzulegen und fand es doch auch natürlich nicht für nötig, dieser Regentin, welche er Françoisen

abgeneigt wußte, auseinanderzusetzen, aus welchen inneren Gründen er zur Abdankung getrieben worden, aus welchen inneren Gründen er jetzt davon zurückgekommen sei. So erfuhr Luise nur durch Florentin, daß wieder Boten nach Foix geschickt würden, und daß das Verhältnis wohl noch nicht ganz beendigt sei. Sie hütete sich wohl, davon etwas verlauten zu lassen, sie beharrte unwandelbar dabei, Gräfin Françoise habe sich unwürdig betragen und sei eine verlorene Frau. Kein Mensch zweifelte daran, selbst Margareta nicht, ja selbst Budé gewann durch Marots Versicherung nicht eine bestimmte Überzeugung von der Unschuld Françoisens. Marot war auch ihm ein verdächtiger Zeuge, teils weil das Gerücht, welches ihn damals in Fontainebleau in die zweideutige Aufführung und Abreise verwickelt hatte, jetzt wieder Bedeutung gewann, teils weil er als heiterer Poet das Vertrauen auf gewissenhafte Wahrhaftigkeit nicht für sich hatte. Und außer gegen Budé durfte Marot gar nicht wagen, eine Rechtfertigung der Gräfin zu versuchen: die Regentin war allmächtig und hätte ihn zermalmt.

Aus alledem erklärt sich, mit welchen Augen die Tafelgesellschaft in Cognac die Erscheinung der Gräfin Françoise ansah. Außer Brion und Lautrec nahm niemand im Saale freundlichen Anteil an ihr.

Diese beiden blieben denn auch ganz vereinzelt, und Brion, der in Verlegenheit war, trat zu jenem. Es bedurfte ganz des kriegerischen Stolzes eines Lautrec, um diesem Geflüster, diesen Blicken Trotz zu bieten, um einen lauten Ausbruch besonders in der Gruppe zu verhindern, welche sich um die Regentin gebildet hatte. Lautrec war der Mann dazu: seine strengen, feurigen Augen hielten alle im Zügel, ja, die Verstärkung durch Brions Zutritt schien ihm fast unerwünscht zu sein. Die zahlreiche Gesellschaft erschrak sogar trotz ihrer Übermacht, als Lautrec plötzlich die Stimme erhob und der Regentin zugewendet sprach: „Wünscht die Frau

Herzogin von Angoulême etwas von mir, daß sie mich samt ihrer Umgebung so aufmerksam betrachtet?"

Selbst die dreiste Herzogin ward durch diese Herausforderung bestürzt. Lautrec war vielleicht der einzige Mann, vor dem sie Scheu hegte und bei dessen Anblick sich etwas von Gewissen in ihr erhob. Sie gestand sich's kaum, daß sie ihn haßte wie ihren schlimmsten Feind, die Scham über die Semblançayesche Erinnerung hielt dies Geständnis in ihr zurück. Dennoch erwiderte sie nach einer Pause:

„Man fragte sich allgemein, ob auch Ihr überrascht gewesen seid von der Nachricht, daß die Gräfin Chateaubriant auf Cognac sei."

„Nein."

„Ihr wußtet also davon?"

„Ja. Ich selbst habe sie herbegleitet."

„So? — Deshalb also kamt Ihr so spät nach Bordeaux?"

„Zum Teil deshalb, Frau Herzogin."

„Des Königs Dienst war Euch weniger wichtig!"

„Ich war in des Königs Dienste, als ich die Gräfin Françoise nach Cognac begleitete."

„Wie das?" riefen die Herzogin Luise und Margareta gleichzeitig.

„Der König hatte die Gräfin zu wiederholten Malen dringend gebeten, Schloß Cognac zu besuchen."

„Unbegreiflich!" rief Margareta, während die gehaltenere Luise sich die Lippen zusammenpreßte.

„Was findet Ihr unbegreiflich, Frau Herzogin von Alençon?" sprach Lautrec barsch und trat einige Schritte näher.

„Es muß uns verwundern," nahm die Herzogin Luise rasch das Wort, „daß der König dieses Besuchs mit keiner Silbe erwähnt und daß er ihn bei seiner Ankunft vergessen hat."

„Woher wißt Ihr, daß er ihn vergessen hatte, daß

überhaupt dabei etwas zu vergessen war? Gräfin Françoise hat ihm nicht schriftlich geantwortet und sagt ihm jetzt erst mündlich ihre Antwort."

„Graf Lautrec, Ihr nehmt einen Ton an, den —"

„Den Semblançay hätte annehmen sollen, ehe es zu spät dafür wurde."

Diese überdreiste Anspielung fiel wie ein Donnerschlag in die Gesellschaft, und die Herzogin Luise ward purpurrot. Ehe sie indessen etwas erwidern konnte, trat der König in den Saal. Er führte die Gräfin Françoise am Arme, und indem er raschen Wortes sein Bedauern ausdrückte, daß durch seine Schuld die Tafel unterbrochen worden, geleitete er Françoise zu seinem Sitze und winkte mit der Hand, daß man sich wieder niederlassen möge. Während dies von allen Seiten geschah, flüsterte die Herzogin Luise dem Fräulein von Heilly einige Worte zu und verließ den Saal. Die Herzogin Margareta und Fräulein von Heilly folgten ihr.

Der König tat, als ob er es nicht bemerkte, und sprach angelegentlich zu Françoise. Er hatte es aber sehr wohl bemerkt und er sprach nur um so eifriger, je schwerer es ihm von Minute zu Minute wurde, der peinlichsten Empfindungen Herr zu werden. Er hatte Françoise zum Erschrecken verändert gefunden; der tiefe Gram, die schmerzlich errungene Entsagung waren wie ein zerstörender Winterreif über ihre Schönheit dahin gegangen, und von der früheren Heiterkeit ihres Wesens war jede Spur ausgelöscht. König Franz bedurfte in seiner jetzigen Lage vor allen Dingen munterer Anregung, denn er hatte ein schlechtes Gewissen. Die erhöhte Innigkeit, diese tragische Innigkeit Françoisens war ihm jetzt wie ein unmittelbares Unglück: er wollte nicht an die tiefer liegenden Kreise des Herzens erinnert sein, innerhalb dieser Kreise gab es nur schmerzliche Vorwürfe für ihn. Deshalb verkürzte er die erste Begegnung mit Françoise so sehr und führte die Widerstrebende so eilig

unter die Tafelgesellschaft. Er hatte nicht nach Chimenen gefragt, er hatte auch nicht überlegt, daß für Françoise und für sein eigenes Verhältnis zu ihr diese unvorbereitete Einführung derselben in einen feindlichen Gesellschaftskreis die allermißlichste von der Welt sei. Und jetzt erst erkannte er am Weggange der ihm wertesten Personen, an der verlegenen stummen Haltung aller übrigen, daß er allein noch einen Wert lege auf diese Gräfin Françoise, auf diese obenein so traurige Françoise. Er allein! In Sachen des Geschmacks allein zu bleiben, das kann den festesten Mann beirren. Und dabei noch vom Gegenstande seiner Wahl so unangenehme Eindrücke zu empfinden, wie Franz sie soeben empfand, das ist Qual, nichts als Qual. Er war wie auf Folter, und trank hastig einen Becher Burgunderweins nach dem andern, teils aus Zerstreutheit, teils um sich aufzuheitern. „Aus Pietät eine Geliebte neben sich erhalten!" dieser Gedanke, dieser ihm widerwärtige Gedanke tanzte wie ein Irrlicht vor seinen Augen umher.

Da wurde angekündigt, Lannoy, der Vizekönig von Neapel, sei auf Cognac eingetroffen. Fast hätte der König ausgerufen „Gott sei Dank!" so bedürftig war er eines äußeren Anstoßes nach anderer Richtung, mochte auch das Thema Lannoys ein noch schwierigeres sein. Er hob die Tafel auf und entschuldigte sich bei der Gräfin, sie der neuen Geschäfte halber nicht zurück begleiten zu können. Brion übernahm dieses Amt der Galanterie, und der König bemerkte mit immer steigendem Mißbehagen, daß sämtliche Anwesende flüsternd auf Brion und Françoise blickten und daß offenbar jedermann in diesem Augenblicke an das Madrider Gerücht einer Liebschaft zwischen diesen beiden Leuten dachte. „Foi de gentilhomme," murmelte er vor sich hin, „das geht nicht länger! Ich nehme mich aus wie ein gutmütiger Narr, der nur darum von seiner Geliebten nicht verlassen sei, weil er König ist. Das stünde mir an!

Keine Freude zu haben, und wie ein Betrogener mich verlacht oder bedauert zu wissen! Das muß ein Ende nehmen! Heda, Prälat!"

Dieser Ruf galt Florentin, welcher sich eben mit den übrigen aus dem Speisesaale entfernen wollte.

Der König trat in ein anstoßendes kleines Zimmer und stellte sich unter das Bogenfenster, welches eine schöne Aussicht bot nach der tief unten fließenden Charente und nach den jenseits aufsteigenden Wiesen und Wäldern, welche mit dem ersten Grün des Frühlings überflogen waren. „Die Welt wird wieder schön," dachte er, „nur mir soll kein neuer Frühling vergönnt sein."

„Ihr müßt Lannoy empfangen, Florentin!" sagte endlich der König, indem er sich umwendete und mit hastigen Schritten im kleinen Zimmer auf und nieder ging. „Müßt ihn hinhalten," setzte er hinzu, „ich will ihm Feste geben, um ihn zu zerstreuen. Sagt ihm, er sollte mit mir nicht vom Traktate sprechen, ich wäre sehr ärgerlich, bei den Burgundern und allen übrigen Franzosen so große Schwierigkeit in betreff des Traktates zu finden, aber er sollte mich nur nicht überdrängen, ich würde es schon dahin bringen, daß die wesentlichen Punkte gehalten würden, obwohl ich eigentlich durch die Kirche vom ganzen Traktate dispensiert sei."

„Gäb's keine andern Schwierigkeiten, Sire, dann wäre unsere Sorge nicht groß."

„So? — Was gibt's denn sonst?"

„Eure Majestät peinigen sich unbegreiflicherweise mit toter Neigung und eingebildeter Verpflichtung."

„Prälat!"

„Die Wahrheit ist immer nackt, aber sie allein hilft! — So stört Ihr, Sire, Euer Wohlsein, stört Euch dadurch den freien Blick, welcher jetzt so überaus not tut, stört die Eintracht und den einigen Eifer Eurer Umgebungen, stört die Unterhandlung mit Spanien am empfindlichsten Punkte.

Ich weiß genau, daß der Kaiser, ein bürgerlicher Familienvater, vor allen Dingen einen Beweis zarter Rücksicht für Eleonore seine Schwester, Eure traktatmäßige Braut, erwartet. Darin besonders, hat er zu seinem Beichtvater geäußert, werde er Euren guten Willen erkennen, und wenn der vorhanden sei, hat er hinzugesetzt, so finde sich alles übrige leichter. Dann könne er Euch Zeit lassen, Euch mit dem Lande zu einigen über die Opfer, welche der Traktat heische, und mit einem rücksichtsvollen Schwager gebe es in allen Dingen eine leichtere Einigung. Der Kaiser nun, Ihr müßt Euch dessen erinnern, wurde auch von dem Augenblicke an zugänglicher, als die Gräfin Chateaubriant Madrid verlassen hatte und als die Kunde laut wurde, Euer Verhältnis mit dieser Dame sei aufgelöst. Trotzdem wurde mir damals schon durch dritte und vierte Hand, vom Kaiser und der Königin Eleonore ausgehend, mitgeteilt, daß letztere nicht an Eure aufrichtige Absicht eines ehrenvollen Ehebündnisses glauben könne, bevor Ihr nicht ein gewissermaßen offizielles Zeugnis Eures Bruches mit der Gräfin an den Tag gelegt hättet. Es sei mit dieser Dame ein ganz anderes Verhältnis, als mit irgend sonst einer, welcher sich Euer lebhaftes Temperament in leichter Neigung zuwende. Diese Gräfin habe man eine Zeitlang als wahrscheinliche Königin betrachtet, diese Gräfin sei vermählt, ihre Stellung zu Euch sei also der strengeren spanischen Sitte gegenüber ein Skandal, diese Gräfin habe einen gefürchteten und mächtigen Bruder, diese Gräfin endlich sei bereits öffentlich der Hinneigung zur Ketzerei beschuldigt worden."

„Nun, wo soll das hinaus?"

„Dahinaus, daß wir Lannoy, der sie zu seinem größten Erstaunen jetzt wieder an Eurer Seite findet, einen Beweis geben müssen, Ihr seiet keineswegs willens, das Verhältnis mit der Gräfin wieder aufzunehmen. Mit diesem Beweise werden wir leichtes Spiel mit ihm haben, ohne diesen Beweis

freilich möchte ich nicht dafür stehen, daß wir nicht zu einer unumwundenen Erklärung über den Traktat genötigt würden, wie sie doch wahrlich vor einem festeren Abschlusse mit England und Italien nicht an der Zeit ist. Auch Eures Rufes wegen brauchen wir Zögerung. Jetzt richtet ganz Europa die Blicke auf Euch und auf den Traktat, nach einem halben Jahre aber ist tausenderlei anderes geschehen und man hat die Ansicht über den Traktat verwirrt."

„Aber was sollte das für ein Zeichen sein? Ich kann die unschuldige Gräfin doch nicht aus Cognac und aus meiner Nähe verbannen?!"

„O nein! Jede Gewaltsamkeit brächte uns auch Lautrec auf den Hals, der ohnedies sehr stark auftritt und jetzt eben erst, während Ihr die Gräfin holtet, Eurer Frau Mutter eine beleidigende Szene über die vergessene Semblançaysche Angelegenheit aufspielte. Und dieser Lautrec ist gefürchtet und mächtig, Ihr werdet nicht ohne Not seinen Stolz herausfordern wollen!"

„Zur Sache, Prälat, und rede nicht, als ob ich mich vor einem Seigneur fürchtete."

„Die Sache, Sire, wäre etwa folgende: Im Begriff, die Schwester des Kaisers zu ehelichen — wenigstens sagt doch der Traktat so — seid Ihr durch den politischen Anstand genötigt, von der Gräfin Françoise dasjenige zurückzuverlangen, was sie als unzweideutige Zeugnisse Eures Liebesverhältnisses besitzt, und was sie zu ärgerlicher Verhöhnung der spanischen Braut gelegentlich aufzeigen könnte."

„Aber sie hat ja nie eine größere Schenkung von mir angenommen!"

„O, die größeren Schenkungen hätten nichts zu sagen. Schlösser und Wälder sprechen nicht von Liebe; aber die kleineren Dinge, Ringe und Spangen, Devisen und Briefe, sie sind die gefährlichen Zeugen zärtlicher Neigung, sie sprechen zu deutlich und sprechen unumwunden."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen durch den Eintritt der Herzogin Luise. Sie war in großer Bewegung, daß Margareta noch heute abend Cognac verlassen und daß Fräulein von Heilly sie begleiten werde.

„Törichte Weiber!"

„Vor allen Dingen aber", setzte die Herzogin hinzu, „gib Befehl, wer Lannoy empfangen und was mit ihm geschehen soll; er geht unten in der Halle auf und nieder, und niemand empfängt ihn, alle Welt ist verstört von dem gespenstischen Wiedererscheinen der Chateaubriant."

„Foi de gentilhomme, das wird eine Last, König zu sein!" rief der König und ging nach der Tür.

„Warum bist du auch so bürgerlich, alle alten Liebhabereien mit heiligem Respekt zu behandeln!" rief ihm die Herzogin nach.

Florentin unterrichtete sie nun auf der Stelle, in welche Bahn er die wieder nötig gewordene Intrige geleitet, und sie billigte den Weg vollkommen. „Denn," bemerkte sie hastig „entweder widersetzt sie sich mit Hilfe Lautrecs, und dann wird durch dessen rohen Seigneurton der König zu durchgreifender Härte getrieben, oder sie nimmt es sentimental, und weicht unter Tränenwolken großer Gefühle; jedenfalls werden wir sie los! Dein Bistum, Florentin, erwartet dich in Paris, wenn du diesen Streich bis zum Gelingen durchführst. Sage dem Könige, ich sei zur Herzogin Margareta und der kleinen Heilly, um Abschied zu nehmen, das tut auch seine Wirkung, Annas Lebenslust ist ihm bereits unentbehrlich."

Sie war kaum hinweg, so kam der König zurück, und zwar aufgeregt in hohem Grade. Er hatte Lannoy zudringlich und Lautrec bei ihm gefunden.

„Lautrec ist die Ursache der Zudringlichkeit gewesen; denn Lannoy weiß, daß die Foix' Eurer Majestät ein Haupthindernis des Traktates sind."

„Ach was Foix'; was bedeuten mir die Foix'!?"

„Zeigt das dem Vizekönige, Sire, und Ihr werdet sogleich sehen, wie er den Ton ändert."

Der König fragte nach seiner Mutter und eilte ihr auf der Stelle nach, als Florentin mitteilte, was sie hinterlassen. „Das fehlt noch," rief er beim Hinausgehen, „daß ich mit der Langweiligkeit allein in Cognac bliebe!"

Kaum war er hinaus, so setzte sich Florentin an den Schreibtisch, welcher in der Fensterbrüstung stand, und entwarf den Brief, welchen der König an die Gräfin Françoise schreiben sollte. Er wußte gar wohl, daß es leichter sei, ihn zur Unterschrift für solch einen Brief als zur Abfassung desselben zu bewegen. Ein Federzug kann ohne Überlegung geschehen, aber der kleinste Brief kann auf hundert Gedanken führen, und am Ende wäre die Liebenswürdigkeit des Königs imstande, ein solches Opfer dergestalt von Françoise zu verlangen, daß diese nichts weiter darin erblickte, als ein durch die Politik abgenötigtes äußerliches Opfer.

Als der König zurückkam, dunkelte es bereits. Die Herzogin Luise hatte ihm rund heraus erklärt, daß er die schöne Anna in seinem Leben nicht wiedersehen würde, wenn er nicht ein Ende mache mit diesem überlebten Chateaubriantschen Verhältnisse, und wenn er dieser so harmlosen Anna, die ihm vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an so anmutig offen zugetan gewesen sei, nicht ein Pfand wirklicher Zuneigung einhändige, sei es auch nur der einzige Ring, welchen Gräfin Françoise noch heute bei Tafel zur Schau getragen habe. Des Königs Salamander, umschlossen von einer Devise, könne doch auch in der Tat nur von einer Dame am Finger getragen werden, wenn diese Dame des Königs volle Liebe und die volle Achtung der Welt genieße. Nur unter solcher Bedingung, hatte die Kupplerin hinzugesetzt, könne sie dies ihr anvertraute Mädchen der Neigung des Königs überlassen. „Sie ist mein Schützling,"

hatte sie geschlossen, „und ich habe sie deshalb auch vor dir bisher wie einen Augapfel behütet; ich werde nun mehr tun, als sie behüten, ich werde sie deinem Blicke für immer entziehen, wie sehr es auch weinen mag, das sonst so lustige Geschöpf!“ — Und in der Tat hatte der gewaltsam ins nächste Zimmer eindringende König das heitere Mädchen in Tränen beim Einpacken ihrer Putzsachen gefunden. — „Wartet bis zum nächsten Morgen!“ hatte der König gesagt, „ich werde einen Ausweg suchen. Wo ist Margareta?“ — Man hatte es nicht gewußt. Wahrscheinlich sei sie schon nach Angoulême voraus.

Mit diesen Eindrücken kam der König zurück nach dem Zimmer, in welchem Florentin mit dem fertigen Briefe seiner harrte.

„Was hast du da geschrieben? Das ist an die Gräfin? Priester, das ist ja meine Handschrift! Bin ich blödsichtig, oder bist du ein Verbrecher?“

„Ich bin ein Verbrecher, Sire. Oder vielmehr meine Hand ist's, denn ich habe es absichtslos getan. Ich hatte mich in Euer Verhältnis zur Gräfin vertieft, und in Gedanken auf das Papier geworfen, was bei einer so mißlichen Situation, dem Herzen nicht zu allergrößtem Leide und der Politik doch zum Vorteile, gesagt werden müsse; und dabei war mir selbst die Täuschung so groß geworden, daß die Handschrift der Eurigen ähnlich geraten ist.“

„Mehr als ähnlich — und das wird nicht dein Vorteil sein.“ — Dies vor sich hinsprechend schrieb der König, gleichsam um die Handschriften zu vergleichen, sein „François“ unter den Brief, betrachtete die Schrift und schüttelte das Haupt. Er schien den Sinn der Worte gar nicht zu beachten, es war auch schon zu dunkel, um mit Leichtigkeit lesen zu können, er schien nur die Ähnlichkeit der Schriftzüge zu prüfen. Dann legte er den Brief auf den Tisch und ging an das entgegengesetzte Fenster, durch welches man auf den Hof und die Rampe des Schlosses blickte.

Der dreiste Florentin benutzte den Augenblick, um den Brief zu falten und ihm die Aufschrift zu geben.

„Wo ist Brion?"

„Wahrscheinlich noch bei der Gräfin Françoise! Er muß ihr doch treu ergeben sein. Solche Treue tröstet jede Frau."

„Sag' ihm, wie die Umstände mit Lannoy liegen, und was mich zu dem Schritte genötigt. Er soll der Gräfin den Brief übergeben und sie in liebevoller Weise auf die Notwendigkeit der Maßregel aufmerksam machen. Setze in einer Nachschrift hinzu, daß ich ihr für die Bagatellen, welche ich zurückerbäte, Schloß Chenonceaux schenkte am Cher in der Touraine, basta!"

Ehe er diese entscheidenden Worte geendigt hatte, riß er das Fenster auf und rief in den Hof hinab nach seinem Montpezas, der vorüberschritt: „Montpezas, bestelle Rosse, Fackeln und Jäger, in einer halben Stunde brechen wir auf zur Jagd."

Florentin hatte die dreiste Absicht, der Gräfin Françoise den Brief mit der entsetzlichen Forderung selbst zu überreichen. Man kann nicht wissen, dachte er, wie solch ein Liebhaber auch das Giftigste unschädlich zu machen wisse. Noch eins! fuhr es ihm durch den Sinn: damals in Fontainebleau hatte ihm durch Vermittelung der Herzogin Luise Florio ein Fläschchen italienischen Giftes eingehändigt für den Fall, daß Françoise in der Verzweiflung selbst nach einem solchen Endmittel verlange. Er führte es seit der Zeit immer wohlverwahrt bei sich und eilte jetzt nach seinem Zimmer, um es einzustecken. Vielleicht verlangte sie's heut! Und ihr sei wohler, dachte er aufrichtig, sie sei hinweg aus dieser Welt, die nach so völligem Bruche mit dem Könige ihr nur Entsetzen und Trauer biete. Er dachte noch weiter: diese Neigung zwischen König Franz und Françoise hatte ihm das Ansehen, als sei sie für beide Teile nur durch den

Tod zu endigen. Wie ungleich in der Laune Franz auch gegen Françoise sei, sein Herz gehöre ihr doch immer und immer wieder, und Françoise sei seine einzige wahre Liebe. Über kurz oder lang könne er sie wieder aufsuchen, und dieser Kampf gegen ein ungelegenes Weib müßte von neuem Zeit und Kräfte in Anspruch nehmen. Er wollte sie ja auch nicht vergiften, er wollte sie nur für den Fall rettungsloser Verzweiflung mit einem Hilfsmittel ausrüsten! — Mit Grundsätzen bloßen Eigennutzes und ohne irgend eine religiöse Überzeugung kommt man ja inmitten großer Intrigen am Ende immer unversehens dicht an die Seite des unmittelbaren Verbrechens. Und man kleidet sich's und streichelt sich's, je länger man's neben sich hat, so artig zurecht, daß man es zuletzt selber nicht mehr erkennt, und es für ein harmloses, von der unkundigen Welt nur verschrienes Wesen hält.

Margot kam ihm entgegen, als er in das Vorzimmer der Gräfin trat, und fragte ihn ziemlich unwirsch, was er wolle. „Du bringst der Franziska immer nur Trauriges," setzte sie hinzu, „und findest jetzt eben die Seigneurs Lautrec und Brion bei ihr, welche dich ebenfalls nicht leiden können. Was treibst du denn eigentlich, daß du dich mit aller Welt verfeindest?"

Vor Lautrec fürchtete sich Florentin; in dessen Gegenwart den Brief zu überreichen schien ihm lebensgefährlich, denn wenn dieser eiserne Mensch einmal in Zorn geriet, so war ein Degenstoß durch den Leib für jeden verdächtigen Nachbar zu besorgen. Florentin entschloß sich also sogleich, die eigene Abgabe des Briefes und den sie begleitenden Kommentar aufzugeben. „Lautrecs Zorn," meinte er, „wird mich wohl ersetzen!" — Er bevollmächtigte also seine Mutter, den Brief an Brion einzuhändigen, und diesem im Namen des Königs die Überreichung desselben an die Gräfin aufzutragen.

„Das ist wohl wieder ein Unglück?" fragte Margot ängstlich.

„Gott bewahre! Der König will eine Jagd bei Fackelscheine veranstalten!“ erwiderte Florentin, und zog den Brief samt dem Fläschchen aus seiner Brusttasche.

„Was ist in dem Fläschchen?“

„Still, das ist nicht für euch Frauen! Aber es kann dich belehren, wie unrecht du mir tust, indem du mich immer üblen Willens gegen Franziska zeihst. Mit großer Gefahr hab' ich dies Fläschchen den Spaniern entrissen, die um ihrer Königin von Portugal willen, welche der König heiraten soll, unsere Franziska aus dem Wege räumen wollten.“

„Gerechter Gott!“

„Still! Die Gefahr ist nun vorüber, wir haben's in Händen das Gift!“

„Gift! Um Gottes willen, gib her, daß ich's vernichte!“

„Nein, nein! Du könntest Schaden damit anrichten!“

„Ich! Laß los!“

„Befasse dich nicht mit solcher Gefahr, Mutter! Auch um es zu verschütten, bedarf es der größten Vorsicht, ein zufällig vergossener Tropfen kann ein Geschöpf töten, und es ist stark genug, um die Charente zu vergiften.“

Aber er hatte sich's ganz gern entreißen lassen und blickte schadenfroh der hinwegeilenden Margot nach.

Wie sollte man die Szene beschreiben, welche der Überreichung des Briefes folgte! Françoise fiel aufschreiend von ihrem Sessel, und während Margot und die auf den Schrei herbeieilende Chimene damit beschäftigt waren, sie in das zerstörte Leben zurückzurufen, lasen die Männer den Brief.

Unterdes war es dem Könige leid geworden, daß er sich zur Zurückforderung der Liebespfänder hatte bewegen lassen. Florentin hatte recht: Franz liebte Françoise dauernd. Gewissenspein, erhöht durch die spanische Angelegenheit, welche ebenfalls seinen Charakter unaufhörlich quälte, trieb ihn umher und machte es Martin fast unmöglich, ihm die Jagdkleider anzulegen. Der bessere Mensch behielt im Könige

die Oberhand, und er eilte hinüber nach Françoisens Zimmer, um die Forderung zurückzunehmen, sein Unrecht zu erklären und abzubitten.

Im Vorzimmer aber trat ihm Lautrec schon entgegen, der seinerseits auf dem Wege war, in die Gemächer des Königs zu dringen, und seinem Zorne furchtbaren freien Lauf zu lassen. Diese Begegnung zerstörte alle Hoffnung für Françoise, denn Lautrec überfiel den König mit einer solchen Flut von Vorwurf und Schmähung, daß dieser ebenfalls erzürnt und auf ganz andere Gedanken als Gedanken der Abbitte kommen mußte. Eine kurze Weile hatte des Königs persönliche Stimmung den Vorwürfen Lautrecs widerstanden, als dieser aber auf keine Beschwichtigung hören wollte und dem Könige den Weg mit den Worten vertrat: „Franz von Valois ist unwürdig, die Schwelle einer Gräfin von Foix wieder zu betreten!“ und dabei die Hand an den Degen legte, da war des Königs versöhnliche Geduld am Ende, und er riß das Schwert aus der Scheide. Auch ihm schwollen die Adern des Antlitzes auf wie Lautrec, und mit grimmiger Stimme rief er diesem zu: „Tritt zur Seite, frecher Lautrec, oder ich trete auf deine Leiche!“

Lautrec war nicht der Mann, einer Drohung sich zu beugen, am allerwenigsten im Zorne und in einer solchen Herzensangelegenheit. Denn der Stolz des Foixschen Hauses war seinem Herzen ein Lebensinteresse, und die Schwester war ihm seit kurzem teurer als je. In einem Nu also war sein Schwert blank, und hier war König Franz in größerer Gefahr als damals im Schwerterstreite mit Chateaubriant: Lautrec war ein furchtbarer Fechter, furchtbar, weil er außerordentliche Geschicklichkeit und weil er die praktische Kriegsübung besaß, welche ohne Firlefanz der Hand- und Armstöße geradeaus auf des Gegners Brust eindringt, endlich weil der König, der bereits zur Jagd gerüstet, nur das kürzere Jagdschwert gegen Lautrecs langen Degen hatte.

Françoise selbst, sein stets von ihm gemißhandelter Schutzengel, mußte es wieder sein, welche ihn rettete. Aus ihrer Betäubung erwachend hörte sie die heftigen Worte der Streitenden. Und wenn sie vom Todesschlafe erwacht wäre, hätte sie aus tausend Stimmen die des Königs erkannt. Schwerterklirren folgte; sie sprang auf! „Wo ist Lautrec?"

Brion, entrüstet über den König und von widerstreitenden Gefühlen hin und her geworfen, deutete schweigend nach der Tür zum Vorzimmer. Er mochte keine Partei nehmen.

„Er ficht mit Franz!" rief Françoise und eilte aus der Tür. „Haltet ein!" sprach sie mit ruhiger Stimme und trat zwischen die Schwerter, als ob es ihr Wunsch gewesen wäre, durchbohrt zu werden.

Die Kämpfenden fuhren beide erschreckt mit den Schwertern zurück. Françoise war totenbleich.

„Dies ist dein König, Lautrec!" sprach sie, ohne den König anzusehen. „Ich bitte ihn für dich um Verzeihung; er wird sie mir gewähren."

„Mehr als das! Mehr als das, Françoise!" er war plötzlich gefaßt und vom Anblicke der totenbleichen Françoise bis zu Tränen gerührt. — „Gebiete über mich!"

„Ich danke Euch. Mehr will ich nicht."

„Gebiete, Françoise!" und hierbei warf er sich vor ihr auf die Knie und weinte wirklich, „gebiete, fordere, damit ich meine Scham vergessen kann, ich flehe zu dir, fordere meine Krone!"

„Ich danke Euch! Es ist zu spät."

Und hiermit wandte sie sich nach ihrem Zimmer.

„O mein Gott!" rief der König und streckte die Arme nach ihr aus, „mein Gott, du hassest mich, Françoise!"

„Nein, Franz!" erwiderte sie mit derselben ruhigen Stimme, immer ohne ihn anzublicken, und trat in ihr Gemach. Der König und Lautrec hörten, daß sie es hinter sich verschloß.

Franz erhob sich, aufgelöst wie man ihn nie gesehen, und stürzte Lautrec um den Hals: „O, Ihr seid edel und gut, und nur ich, auf dessen Schultern ein gefährdet Königreich lastet, nur ich werde zu Verirrungen getrieben, die meiner Seele fremd sind, Lautrec, fremd, wildfremd. Erhalte mir meine Françoise, meinen guten Engel, Lautrec, sonst bin ich verloren, sonst sind wir alle verloren."

In diesem Augenblicke tönten die Fanfaren der Jagdhörner von der Rampe herauf, und Florentin trat in das Vorzimmer. Dem Könige nachspähend, hatte er mit Schrecken entdeckt, daß dieser zur Gräfin geeilt sei; der Dämon trieb ihn, endlich einmal zu unglücklicher Stunde, dem Könige nach, und als der König von den Fanfaren aufgeschreckt sich von Lautrec abwandte, war der Prälat der erste Gegenstand, welcher ihm ins Auge fiel.

„Ha du," rief Franz, und der wunderbar jache Wechsel der Stimmungen bewerkstelligte sich in ihm wie ein Blitz, „du an meinen Fersen, schlechtes Gewissen! Du, der du des Königs Handschrift nachahmst! — Lautrec, dieser Schleicher hat den abscheulichen Brief an Françoise geschrieben! — Du böser Dämon sollst fertig sein mit mir. Wenn du in fünf Minuten noch auf Cognac bist, wenn du auf hundert Meilen noch einmal meinem Hofe nahe kommst, so soll dich deine farbige Kutte vor empfindlicher Züchtigung nicht schützen! Marsch!"

Aber auch noch im Sturze war dieser Priester der Gräfin Françoise schädlich gewesen: er hatte die einer mißhandelten Liebe gerechte Reue des Königs unterbrochen. — Ohne diesen Wechsel wäre es dem Könige vielleicht nicht möglich gewesen, jetzt aufs Pferd zu steigen und zur Jagd bei Fackelscheine und lustigem Hörnerklange hinauszureiten in die Wälder.

Ach, in Françoisens Seele gab es keine Unterbrechung mehr für die Erkenntnis des Unglücks. So steht der Besitzer

eines Palastes vor der Feuersbrunst, welche dies sein Haus verzehrt, und die helle Lohe läßt ihm nicht den geringsten Zweifel mehr übrig, daß alles, alles verloren gehe, daß kein Schmuck, kein stiller Winkel von seinem Besitztum übrig bleibe, und er nichts zu tun habe, als einsam hinauszuwandern in die unwirtliche, bedrohliche Nacht.

Aber sie war so gründlich vorbereitet worden für das entscheidende Unglück, und sie hatte eine zum großen Opfer so reiflich ausgebildete große Seele, daß sie keine Ausflucht suchte, daß sie den Mut, ja das Bedürfnis hatte, ihr Schicksal nicht nur ganz und ohne Zucken hinzunehmen, sondern es auch in ganzer Schwere über ihrem Haupte zu versammeln.

„Das Glück ist unmöglich," sprach sie leise zu sich, „das Glück, für welches du heilige Pflichten hintangesetzt, so ergib dich nun auch ganz den Pflichten und deren drohender Rache."

Sie entfernte Brion und Lautrec, sie wehrte Chimene und Margot von sich und saß eine halbe Stunde im dunklen Zimmer allein. Sie weinte keine Träne, die Zeit der Tränen war vorüber, ach, sie hätte sagen können: die glückliche Zeit der Tränen. Denn als sie noch weinen konnte, da konnte sie sich auch noch in Täuschungen, in Hoffnungen für die Zukunft schaukeln. Nach jener letzten Täuschung, nach jenem letzten Schritte des Königs gab es keine Hoffnung, keine Zukunft mehr für sie. Der König mochte verleitet sein, sei's durch was es sei, darüber war kein Zweifel möglich: der König ist lieblos!

Sie faßte in jener halben Stunde einen unwiderruflichen Beschluß, sie verfaßte ihr Testament wie ein Mensch, der in nächster Stunde den Tod erwartet. Darauf rief sie Guernard. Er brachte Licht, und sie reichte ihm ein prachtvolles Kästchen, welches aus Elfenbein geschnitzt und mit Golde strotzend ausgelegt war. Dies Kästchen enthielt alle Ringe, Spangen und Ketten, welche sie vom Könige besaß.

„Nimm all den Schmuck heraus," befahl sie in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, „und schmilz ihn über dem Feuer zu einem Klumpen."

Dann schrieb sie an den König. Und als dies geschehen war, schlug sie ihre notwendigsten Habseligkeiten in ein seidenes Tuch. Es fiel ihr dabei auch das Fläschchen in die Hände, welches Margot in der Angst um ihre ohnmächtige Herrin auf den Teppich geworfen hatte. Sie sah, daß mit italienischem Worte auf dem Boden des Fläschchens geschrieben stand: „Gift". Ihre Hand zuckte — —

Aber sie wollte sich ihrer Pflicht nicht entziehen. Sie hatte es um Liebe getan, sie wollte es nicht tun um des Leids willen, das ihrer harrte. Ach, ihr Mutterherz hatte wohl schweigen können, aber gelebt hatte es immer. Wie willkommen ihr ein rascher Tod gewesen wäre, „er ist mir nicht gestattet," flüsterte sie, „ich gehöre meinem Kinde, ich gehöre meinem — Gatten!"

Sie wollte allein nach Schloß Chateaubriant; nur Guernard sollte sie begleiten, und noch in dieser Stunde wollte sie auf den Weg.

König Franz ahnte dies nicht. Allerdings gab er sich der Jagd nicht hin, wie er es vorgehabt hatte bei Anbefehlung derselben; er entführte die schöne Anna wohl in einsame Waldtäler, doch nicht um mit ihr zu kosen, sondern weil ein zerstreuter unruhiger Geist ihn trieb, und rastlos, schweigend führte er das durch sein Schweigen verstörte Mädchen in ungehemmtem Rosseslaufe weglos und ziellos hierhin und dahin. Sie war zum öfteren nahe daran, zu verunglücken, denn in diesen abgelegenen Teilen des Waldes fehlte der Fackelschein. Am Ende rief sie dem Könige zu, sie könne sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten.

Dies geschah um dieselbe Zeit, da Chimene Françoisens Absicht einer heimlichen Flucht entdeckte, Lautrec herbeirief und die Gräfin beschwor, ihre Begleitung anzunehmen.

Sie abzuhalten von der Reise nach Chateaubriant schien unmöglich, Lautrec und Chimene bestanden auch nicht darauf, sie fühlten, daß es sich um eine dem Gewissen notwendige Buße, um einen feierlichen Lebensschluß handle, sie baten nur dringend um Erlaubnis des Geleits bis an die Pforte von Chateaubriant, sie bestanden darauf, als Françoise erwiderte: „Allein bin ich geflohen, allein will ich heimkehren.“

Dadurch ward ihre Abreise so weit verzögert, daß Franz noch Zeit hatte zur Rückkehr nach Schloß Cognac, bevor sie selbiges verließen, wenn er einer plötzlich in ihm aufschreienden inneren Stimme folgte. Er hielt nämlich sein Pferd nicht an, um der erschöpften Anna beizustehen, nein, er tat's, ohne auf diese zu achten, er tat's vor sich hinstarrend in den schwarzen Wald, als ob er Geister sähe, die um sein Haupt herumschwebten, als ob er einem Geflüster derselben, das schwer zu verstehen sei, aufmerksam horchte, mit halb geöffnetem Munde horchte. „Sie verläßt mich?!“ schrie er auf einmal mit entsetzlicher Stimme. Sie hallte schauerlich im finstern Buchenwalde wieder, und Anna fürchtete sich bis zum Zittern vor ihm, der ihr den Verstand zu verlieren schien.

Eine Minute horchte er nach diesem Ausrufe noch unbeweglich, dann stieß er einen unartikulierten schmerzlichen Ton aus und flog mit seinem Pferde in den weglosen hohen Wald hinein, als ob Roß und Reiter sich das Haupt zerschellen sollten an den harten Buchenstämmen.

Wenn er so fortreitet, findet er Françoise noch auf Cognac, und vielleicht gelingt es ihm gutzumachen, was freilich nur durch eine strenge Umwandlung seines Wesens gutzumachen ist. Schon war er dicht am Ausgange des Waldes und sah die Lichter des hochgelegenen Schlosses Cognac schimmern; da war die Kraft des Rosses erschöpft: es strauchelte, indem es einem Stamme ausbiegen wollte und flog mit dem Könige voller Wucht gegen eine andere Buche, also daß Roß und Reiter schwer verwundet zu Boden stürzten.

Die Verwundung des Königs war ſtark und gefährlich: er konnte nicht wieder aufſtehen, ja er konnte nicht rufen, er wurde von Zeit zu Zeit ohnmächtig vor Schmerz. — Es dauerte über eine Stunde, ehe das Geſchrei der ſich zu Tode fürchtenden, verlaſſenen Anna Jäger herbeizog, es dauerte noch viel länger, ehe man den König auffand. Der Frühlingsmorgen ſtieg ſchon über die Baumkronen empor, als er auf einer Tragbahre unter heftigen Schmerzen auf Cognac ankam. Seine erſte Frage war dennoch nach Françoiſe.

„Sie hat dies elfenbeinerne Käſtchen geſendet.“

„Und?“

„Man ſagt, ſie ſei gegen Mitternacht mit Graf Lautrec fortgeritten.“

„O, mein Gott! mein Gott! — Öffne das Käſtchen! Was enthält's?“

„Einen Klumpen Gold und dieſen Brief.“

„Öffne ihn, ich kann meine Hände nicht bewegen, raſch! Haltet ihn mir zum Leſen vor!

Dies ſind die Ringe, Spangen und Ketten, welche mir der König geſchenkt; es fehlt nicht der kleinſte Reif daran. Die Briefe und Deviſen, welche er mir geſchrieben, ſind in mein Herz gegraben, wie ſoll ich ſie ihm wiedergeben, da er mein Herz verſchmäht hat, oder nicht verſteht? Möge er glücklich ſein! Auf Gottes weiter Welt wünſcht es vielleicht niemand ſo von Herzen als

Françoiſe von Chateaubriant.

O mein Gott, mein Gott, welch eine Perle hab' ich blind und frevelhaft mit Füßen getreten!“ rief ſchluchzend der König und verhüllte ſein Haupt. Moraliſche und körperliche Schmerzen ſchüttelten ſeinen Leib, daß er jammervoll ſtöhnte.

„Laß zwanzig reitende Boten gen Barbézieux, gen Pons, gen Angoulême jagen,“ ſchrie er plötzlich mitten in

seinen Schmerzen auf, „jeder Fußpfad, der nach der Garonne hinabführt, soll verfolgt werden, und weiter, immer weiter, wenn man sie nicht einholt, bis nach Foix hinauf! Der König ließe sie fußfällig bitten, sie möge nach Cognac zurückkehren, ich wäre am Tode, ich könnte nicht ohne sie sterben!“

Luise von Angoulême war zugegen, und sie litt wie unter tausend Schwertern: ihr Florentin verbannt, ihr Sohn in Lebensgefahr, und die verhaßte Chateaubriant in des Sohnes Herzen mächtiger als je. Denn auch sie wußte nicht, daß Françoise, die man nach Süden hin suchte, nach Norden hinabritt.

15.

Graf Chateaubriant wartete in seinem Turme. Es war Florentins Werk gewesen, daß er nach des Königs Abreise von Fontainebleau nichts mehr unternommen hatte. So willkommen der Herzogin und dem Priester ein solcher Verbündete gewesen wäre, nach den heftigen Schritten, welche er gewagt, und nach dem Antritte der Regentschaft seitens der Herzogin, schien es ihnen doch nicht mehr ratsam, die vom Könige empfohlene Gräfin ihm preiszugeben. Die Unschicklichkeit wäre zu groß gewesen, und jedes solche Attentat auf die Gräfin hätte den König zu sehr für diese aufgeregt. Man erwartete ohnedies zuverlässig, daß Françoise, schnöder Behandlung satt, über kurz oder lang Fontainebleau verlassen werde; dann erst, wenn ihrem Rufe hierdurch ein heftiger Stoß versetzt worden, würde es an der Zeit sein, sie auf eine geschickte Weise dem Grafen zu überantworten. Daß diese Flucht aus Fontainebleau nur eine halbe Wirkung haben, durch die Schlacht bei Pavia aus den Augen gerückt werden und daß deren erwartetes Verhängnis sich erst in Madrid erfüllen werde, das alles konnte man nicht voraussehen. In jener Nacht also, da der König nach Italien zog, war

Florentin im Getümmel zu Chateaubriant getreten und hatte ihn gewarnt vor längerem Verweilen. Obwohl der Regentin die Neigung des Königs zur Gräfin widerwärtig und sie vielleicht ebenso lebhaft wie er eine Beendigung des Verhältnisses wünsche, so müsse sie doch jetzt des Anstandes halber die Gräfin schützen. Der Graf hätte also strenge Maßregeln gegen sich zu erwarten, wenn er länger hier verweile. Dagegen möge er versichert sein, daß man rastlos in seinem Interesse handeln werde. Allmonatlich solle er Nachricht erhalten, und der Priester wußte es ihm einleuchtend zu machen, daß man so ohne sein Zutun zu einer passenderen und leichteren Lösung des Verhältnisses gelangen werde, als wenn er, unbekannt mit den feineren Fäden, sich hineinmische. Chateaubriant war damals unfähig zu neuen Plänen, er litt von dem Sturze heftige Schmerzen am Kopfe, und was die Überredung des Priesters nicht vermocht hätte, das hätte das schwindlichte Gefühl persönlichen Unvermögens, das Bedürfnis augenblicklicher Ruhe bewirkt: er beschied sich und ging nach der Bretagne zurück. Die monatlichen regelmäßigen Nachrichten, welche ihm ein Mönch aus Angers brachte, überzeugten ihn, daß seine Angelegenheit in sorgfältigen Händen sei und daß er zuwarten könne. Auch fühlte er sich während der Abwesenheit des Königs weniger getrieben, und er unternahm nichts gegen die Gräfin, als man endlich erfahren hatte, sie sei in Foix, weil ihm Florentin sagen ließ: das Verhältnis sei bereits durch der Gräfin Flucht aus Fontainebleau so gut wie aufgelöst, er möge seine endlichen Maßregeln aber ja so lange verschieben, bis der König zurückgekehrt sei. Wäre dies erst geschehen, und hätte sich dieser ohne die Gräfin wieder in Frankreich eingerichtet, so hätte es keine Bedeutung, was mit der alsdann vergessenen Françoise geschähe. Widerführe ihr aber jetzt etwas Auffallendes, so könnte es noch bewegend auf den König wirken, in Teilnahme für die Gräfin, in tatsächlichem Hasse gegen den Grafen.

Nach der Katastrophe von Pavia waren die Mönchsnachrichten lange ausgeblieben, aber von Madrid aus war im Winter die Mitteilung gekommen, es sei jetzt alles zwischen dem König und der Gräfin zu Ende und sobald Florentin mit dem Könige aus Spanien heimgekehrt, dann werde er dem Grafen den Zeitpunkt bezeichnen, von welchem an er rücksichtslos gegen seine Gattin verfahren könne.

Auf Bezeichnung dieses Zeitpunktes wartete jetzt Graf Chateaubriant mit Geduld: er hatte hinreichende Proben gehabt, daß er sich auf Florentin verlassen könne. Florentin aber war durch die Ereignisse in Cognac überrascht worden, und so hielt die Gräfin Françoise mit Chimene, Lautrec und Margot vor dem Schlosse Chateaubriant, ohne daß der Graf eine Ahnung von ihrer Ankunft hatte.

Es war ein lieblicher Frühlingsmorgen, und der Graf war in den Wald hinausgeritten, um seine Falken steigen zu lassen. Gillover bewachte das alte Turmschloß, in welchem Louison mit Konstanze am nördlichen Fenster saßen und über die Chère nach dem Forste hinüberblickten, in welchen der Graf geritten war. Sie sahen also die Ankömmlinge nicht, denn diese kamen von Süden. Es war totenstill im neuen Schlosse, vor welchem sie abstiegen, und der Gräfin, welche hier von ihren Begleitern Abschied nehmen wollte, schlug das Herz lebhaft. War es das Herz der Mutter, welche ihr Kind wiedersehen soll, oder war es das Herz der Gattin, welche vor ihren Richter treten und sich dessen Gericht unterwerfen wollte?

Sie hatte eisern darauf bestanden, geradenwegs daher zu reiten. Umsonst hatten Lautrec und Chimene gebeten, sie möge sich in ein Kloster zurückziehen. „Und meine Tochter? Und meine Pflicht?“ hatte sie unerschütterlich erwidert. Das aber hatten sich Lautrec und Chimene hinter ihrem Rücken gelobt, sie an der Schwelle von Chateaubriant nicht zu verlassen, sondern sie einzuführen und ihr

längeres oder kürzeres Bleiben von dem Benehmen des Grafen abhängig zu machen.

Das erklärten sie ihr jetzt, als sie von den Pferden gestiegen waren. Sie widersprach, aber man sah, daß ihre Glieder zitterten und daß ihr Widerspruch schwach war.

„Es zeigt sich kein Mensch?“ rief Lautrec.

„Ah, da ist Baptiste, der mich verlassen hat!“ sagte die Gräfin mit halber Stimme, auf den Diener blickend, der hastig hinter dem alten Schlosse hervorkam und auf sie zueilte. Er mäßigte indes plötzlich seine Eile, indem er nach dem Fenster im Mittelstocke des alten Schlosses verstohlen hinaufsah, und kam nun langsam näher zur steinernen Brücke, auf welcher die Ankömmlinge standen.

„Nun, Baptiste, du hast mich verlassen! So komm' ich nun selbst, zu fragen nach Konstanze. Wie geht's meiner Tochter?“ sprach die Gräfin sanft.

„O, o!“ entgegnete stockend Baptiste, und wischte sich die Augen, „treten Sie nicht hinein! Jetzt ist's noch Zeit; er ist nicht da, der Herr Graf! Das Schloß ist leer wie eine Kirche, kehren Sie um! Nein, nein, das ist am Ende der Augenblick, Konstanze zu nehmen! Wir schlagen die Tür ein zum alten Gillover, und eh' er zurückkommt, sind wir fort.“

„Jetzt nicht mehr, Baptiste! Das ist zu spät — du hättest mich früher nicht verraten sollen!“

„O, gnädigste Frau Gräfin! wenn ich Ihnen“, und dies sagte er ihr ganz leise, „in meinem Leben noch was nützen sollte, so mußt' ich's wohl so machen. Sonst hätte er mir nie wieder getraut, und zu helfen war damals doch nicht. Tun Sie auch ja garstig gegen mich, wenn Sie hier bleiben, aber 's ist besser, Sie bleiben nicht hier.“

„Ich muß bleiben, Baptiste — geh' und melde uns!“

„Gillover öffnet nicht, wenn er Sie erblickt, das ist ein Satan!“

So geschah es denn auch: Gillover öffnete die Brückenpforte nicht, und Françoise konnte ihr Kind nicht sehen. Man mußte auf die Rückkehr des Grafen warten, und da diese erst gegen Abend erfolgen konnte, so mußte man sich in dem verödeten Schlosse einrichten auf die Gefahr, daß der heimkehrende Wirt die ungeladenen Gäste aus der Tür weise. Diese Unsicherheit machte den Tag zu einem überaus qualvollen für alle Teile: wie in schwüler Gewitterluft, die jeden Augenblick mit zerstörendem Blitze sich entladen könne, bewegten sie sich einher.

Françoise fand ihre Zimmer so, wie sie selbige bei ihrer schnellen Abreise nach Blois verlassen: das Kleid, welches sie damals abgelegt, um den Reifrock anzutun, hing noch über dem Sessel. Ach, seufzte die Angst in ihr, hättest du es doch nie vertauscht! Dicker Staub lag auf allen Geräten, keines Menschen Fuß schien seit jener Zeit in diesen Räumen gewesen zu sein. Ein Vöglein, welches sie sich im Bauer gepflegt, war dabei zugrunde gegangen: kaum noch kennbar lag es als verweste Leiche am Boden des Bauers. Übler, stockiger Geruch erfüllte die Zimmer, so wie er aus schlimmen Gefängnissen entgegendringt.

Es hatte für sie etwas besonders Qualvolles, daß sie sich jetzt hier einrichten solle, um vielleicht bei der Rückkehr des Grafen sogleich wieder ausgewiesen zu werden. Aber die Frauennatur gestattete es doch nicht anders: Margot half lüften, abstäuben und ordnen, und ein ununterrichteter Zuschauer hätte glauben können, es handle sich hier um nichts weiter als um häusliche Behaglichkeit.

Währenddem gingen Chimene und Lautrec in der prächtigen Galerie dieses neuen Schlosses auf und nieder. Diese Galerie ward durch vierzig Arkaden gebildet, und galt für ein Wunder des Luxus in der anspruchslosen Bretagne. Chimene war wieder in Frauenkleidung: im letzten Nachtquartiere hatte sie sich der Knabentracht entledigt, doch nicht

ohne ein demütigendes Gefühl. Des Königs wegen, der sie nicht erkennen, der durch sie nicht wieder gehindert werden sollte in seiner Aufmerksamkeit für Françoise, hatte sie die Verkleidung gewählt und hatte auf Cognac erfahren, daß dies eine ganz überflüssige Sorge gewesen sei. Franz hatte mit keiner Silbe nach Chimene gefragt. Ein Mädchen sei noch so aufopfernd für ihre Freundin, sie weise noch so tapfer den Liebhaber ihrer Freundin zurück, wenn er statt der Freundin ihr selbst den Hof macht, sie wird doch einer ärgerlichen Empfindung nicht entgehen, wenn der Liebhaber sich ihr gehorsam zeigt und die Aufmerksamkeit für sie vergißt. Und Chimene war ein edles Geschöpf und war von melancholischer Art: was einem gewöhnlichen Mädchen ärgerliche Empfindung erregen mußte, das hatte tiefere Folgen für die Infantado, welche sich von Jugend auf verstoßen gesehen hatte. „Du bist nicht bestimmt zu irgend einem Glück," sagte sie sich, „nicht zu stillem Genusse des schwächsten Freudeschimmers, dein Vater hat recht. Ziehe dich zurück, du störst nur! Françoise hast du beeinträchtigt und warst doch nur das Interesse eines vorübergehenden Spielwerkes für Franz! Dein Vater hat recht! Ach, wenn dein Herz sich hätte öffnen dürfen der Neigung des Königs, o, wie wäre die Welt ein unabsehbarer Himmel geworden! Still! Und sei dies unerblühte und doch überall schädliche Leben beendigt, damit es nicht durch halbe Gefühle, durch halbe Unwahrheit befleckt werde in seiner Traurigkeit."

Diese Gedankenrichtung bezog sich auf Lautrec, dessen Herz sich ihr hingab mit einer liebenswürdigen Treuherzigkeit. Sie fürchtete sich vor einer unmittelbaren Erklärung, denn sie war fest entschlossen, Liebe und Hand des ihr übrigens werten, tüchtigen Mannes abzulehnen. Konnte sie nicht für immer an Françoisens Seite bleiben — und sie fürchtete vom Grafen Chateaubriant das Schlimmste — dann war es ihr Vorsatz, in einem Kloster ihr Leben zu beschließen.

Solche Naturen, unter solchen Umständen aufwachsend, sind die Perlen des Klosters, und für sie ist das Kloster eine wirkliche Zuflucht.

So drängte sie Lautrecs Geständnis, welches dem natürlichen Manne fortwährend entschlüpfen wollte, immer eifrig zurück und sprach immer wieder nur von der Gefahr Françoisens — da bellten Hunde und wieherten Pferde, der entscheidende Augenblick war da, Graf Chateaubriant kehrte mit seinen Falken heim, er hielt auf der Brücke und hörte Baptistes Bericht. Françoise kam eilig zu Lautrec und Chimene in die Galerie, ihre Hände, mit denen sie die der Freunde ergriff, flogen, die Angst war übermächtig geworden.

Chateaubriant reichte seinen Falken dem Jäger und nahm aus dessen Hand die Jagdbeute, wahrscheinlich um sie seiner Tochter zu zeigen, einen Brachvogel, der mit dem Frühlinge aus dem Süden gekommen war. Dann stieg er vom Pferde und erwiderte nichts auf Baptistes Anzeige. Er verbarg seine Aufregung unter Schweigen und trat ins Schloß.

Françoise, nach Fassung ringend, sah mit starrem Auge nach der großen Tür der Galerie, durch welche sie seinen Eintritt erwartete. Sie stand mit Lautrec und Chimene unweit dieser Tür, welche ungefähr in der Mitte des Schlosses war, da sich westlich nach dem alten Schloßturme hin die Galerie selbst in halber Schloßlänge erstreckte bis zum Ausgange auf die Brückenpforte, und auf der östlichen Seite, also jenseits der Galerietür die Zimmer lagen, welche sie ehedem mit dem Grafen bewohnt hatte.

Die Tür öffnete sich nicht, aber Chimene flüsterte ihr zu: „Da hinten ist er!“ Françoise wendete sich und blickte die Galerie entlang. Der Graf war dort am Ende des Saales durch eine Seitentür eingetreten und schritt, ihnen halb den Rücken zukehrend, nach dem Ausgange der Brückenpforte. Er öffnete diese und verschwand hinter der zugeworfenen Tür.

„Hat er uns nicht gesehen? Will er sich vorbereiten?“ Sie harrten fast eine Stunde lang, es regte sich nichts in dem öden Schlosse. Endlich rief Lautrec, das sei unerträglich und er werde hinübergehen.

„Um Gottes willen verlaß mich nicht!“ sprach Françoise.

„Nun, so gehen wir alle drei!“ Sie gingen. Als sie auf der Luftbrücke zwischen dem alten und neuen Schlosse standen, klopfte Lautrec. Niemand antwortete, niemand öffnete. Lautrec drückte auf das Schloß: zu seiner Überraschung gab es nach, die Tür öffnete sich und sie sahen den Grafen und Konstanze inmitten des Zimmers am Speisetische, Louison hinter dem Stuhle des Kindes, Gillover hinter dem des Grafen.

„Konstanze!“ rief Françoise und eilte an Lautrec vorüber nach ihrem Kinde, es in ihre Arme schließend und mit Küssen bedeckend.

Das Kind kannte sie nicht und sträubte sich.

„Es ist deine Mutter, Konstanze,“ sprach der Graf. — Darauf erhob er sich und begrüßte mit Kälte, aber leidlicher Höflichkeit Lautrec und Chimenen. — An Françoise richtete er keine Frage und beantwortete die ihrigen, welche sich auf Einrichtungen des Hauses bezogen, ohne Empfindlichkeit, ohne Härte, aber freilich eiseskalt. Daß Konstanze zu ihr ins neue Schloß hinüberziehe, das verweigerte er ganz einfach und ohne einen Grund dafür anzugeben. Der Grund war allerdings einleuchtend genug: das Kind liebte den Vater und kannte die Mutter nicht.

Kurz, nach Verlauf einer Woche war Lautrec beruhigt über die Angst vor irgend einer gewaltsamen Katastrophe, welche vom Grafen über Françoise hereinbrechen könne, und er wäre abgereist, wenn ihn nicht Chimene zu längerem Bleiben aufgefordert hätte. Nicht weil er deren Hand noch zu gewinnen hoffte, blieb er länger auf Chateaubriant, nein, sie hatte ihm mit trauriger Offenheit ihr Herz enthüllt; sondern weil Chimene immer noch für Françoise fürchtete.

„Dieser Graf Chateaubriant", sagte sie zu Lautrec, „ist wie ein unreines dunkles Gewässer, ich weiß seine Tiefe nicht, ich kenne seinen Grund nicht. Sagt immerhin, daß er sich von Tag zu Tage gebessert habe, daß er bereits auf manches Gespräch eingehe, ich kann ihm nicht trauen: sein Auge, seine Seele sind verhüllt."

Das waren sie. Chateaubriant hatte einen ausgebildeten Plan der Rache gehabt vor Ankunft seiner Gattin. Aber in diesen Plan gehörte nicht die freiwillige Rückkehr derselben, es gehörte nicht der gefürchtete Lautrec, es gehörte nicht dazu, daß ein wochenlanger friedlicher Umgang zornesl ähmend einwirken würde. Denn die Gräfin betrug sich wie die Ergebung selbst in jegliche Strafe, Lautrec verkleinerte das Unrecht seiner Schwester durchaus nicht, wenn im Gespräche mit dem Grafen diesem eine herbe Wendung entfuhr, und um Chimene war ein so streng keusches Etwas ausgebreitet, daß der Graf selbst keinerlei rohe Gedanken in sich aufkommen ließ, solange diese blasse Spanierin neben Françoise war.

In dieser Weise gingen die gefürchteten Tage ohne irgend ein bedrohliches Ereignis vorüber: auch Chimene mußte am Ende sicher werden und Lautrec, welchen politische Pflichten riefen, ziehen lassen. Er versprach, bald wiederzukehren, und tröstete damit seine Schwester, welche seit ihrer Ankunft in Chateaubriant und trotz aller friedlichen Zeichen trauriger und schwermütiger war als damals, da sie ohne äußere Not den gefährlichen Entschluß der Rückkehr gefaßt und ausgeführt hatte. Rührte dies vielleicht daher, daß sie sich überflüssiger sah im Hause des Gatten, als sie geglaubt hatte? Daß sie in Haß oder Liebe auf leidenschaftlichere Äußerung gefaßt gewesen war? Daß sie ihr Kind, ein blasses eigensinniges Geschöpfchen, sich völlig entfremdet fand? In der Tat, sie konnte glauben, ihre Gegenwart auf Chateaubriant sei nicht für Haß, nicht für Liebe, nicht für Strafe, nicht für Vergebung nötig.

Als Lautrec hinweg war, veränderte sich nichts. Ein frühzeitiger heißer Sommer drückte auf die Bretagne, und das Leben auf Schloß Chateaubriant war matt und still. Da führte ein einziger Abend eine plötzliche Veränderung herbei. Chimene hatte einen Brief von Lautrec erhalten, worin ihr dieser aus Blois meldete, der König habe vor, wegen engerer Vereinigung der Provinz Bretagne mit der Krone persönlich in diese Provinz zu kommen, damit er das Parlament in Rennes zu einer ihm alle Besitzesrechte übertragenden Akte bewegen könne. Montmorency, welcher günstige Verbindungen mit dem Parlamente der Bretagne angeknüpft, werde ihn begleiten. Man möge sich also in Chateaubriant vor einem Besuche sicherstellen, welche nur neue gefährliche Störung bringen könne, und welchen der König jedenfalls beabsichtige, denn er spreche fortwährend mit hingebender Sehnsucht von Françoise. — Chimene suchte sogleich den Grafen auf, um ihm dies mitzuteilen und ihn auch im Namen Françoisens um Vorsichtsmaßregeln zu bitten. Sie fand ihn im dritten Stockwerke des Turmschlosses, er genoß die Abendkühle und sah zum Fenster auf den Fluß hinab, wo Gillober und Louison auf einem Kahne die kleine Konstanze hin und her fuhren. Er war also ganz allein im alten Schlosse, und nachdem er die Nachrichten, wie es schien, gleichgültig angehört und die davon erhitzte Chimene lange betrachtet hatte, schlang er plötzlich seine Arme um sie und riß sie an sich. Das schwache Mädchen schien verloren zu sein gegen die Gewalt plötzlich erwachter brutaler Sinnenlust. Aber es brach zu ihrer Hilfe ein neues Unglück über dies Haus herein, als ob des Grafen Frevel auf der Stelle gezüchtigt werden solle. Man hörte durch die offene Falltür aus dem zweiten Stock herauf Türen werfen und das Klaggeschrei Louisons, welches zu wiederholten Malen „Konstanze! Konstanze!“ hören ließ. Nicht bloß der Störung wegen also, sondern weil diesem einzigen Lieblinge, den er auf Erden hatte,

ein Unheil zugestoßen zu sein schien, gab der Graf die im Widerstande fast erschöpfte Chimene frei. „Was ist? Was ist mit Konstanze?“ schreiend stürzte er die Treppe hinab.

Das Kind, vielleicht durch Wasser- und Abendluft erkältet, war im Kahne ohnmächtig geworden und war jetzt noch besinnungslos. Offenbar hatte die eingesperrte Lebensweise, welcher das Kind um der Sicherheit vor Raub so lange unterworfen worden, einen gefährlichen Krankheitskeim in demselben entwickelt, und es lag jetzt wie eine kleine Leiche auf dem Lager, als Chimene vorübereilte, um Françoise herbeizurufen.

Sie selbst verließ im ersten Entsetzen über die Frechheit des Grafen augenblicklich das Schloß, und eilte mit Baptiste, dessen sie habhaft geworden war, und der ihrem Vorgeben nach einen Arzt holen sollte, nach einem Kloster, welches nordwärts hinter den Wäldern Chateaubriants lag. Von dort wollte sie wirklich auf ihrem Pferde einen der Arznei kundigen Geistlichen mit Baptiste senden, sie selbst aber wollte hinter den Klostermauern zurückbleiben. Sie wagte es nicht, Françoise den Grund ihres Wegbleibens anzugeben, als Baptiste noch in der Nacht mit dem Arzte sie verließ; aber sie setzte voraus, die Krankheit des Kindes werde ja jetzt alle Aufmerksamkeit derselben in Anspruch nehmen.

So war es auch. Françoise war acht Tage lang Tag und Nacht am Lager ihrer Tochter. Am neunten Tage starb Konstanze, und als Françoise, die von körperlicher und moralischer Anstrengung bewußtlos hingesunken war, wieder zu sich kam, fand sie sich im Turmschlosse, und zwar im dritten Stockwerke auf ihrem Lager, welches mit andern notwendigen Gerätschaften aus ihren Zimmern im neuen Schlosse hierher gebracht worden war. Der Graf hatte bestimmt, sie werde künftig hier wohnen. — Er war furchtbar verändert; das Kind allein schien seine menschliche Verbindung

mit dem Leben gebildet zu haben. Alle die jahrelang aufgehäuften Vorwürfe gegen die Gräfin brachen jetzt in roher, entsetzlicher Macht hervor. Auch für den Verlust des Kindes machte er sie jetzt, und ach, nicht ohne Grund verantwortlich. „Versuch es," rief er, „wie lange die Gefangenschaft in diesem Raume einem weiblichen Geschöpfe zuträglich ist. Dein teurer Valois wird nächstens vorüberreiten, und wenn du Lust hast, deiner Gefangenschaft ein schleuniges Ende zu machen, so brauchst du dann nur ans Fenster zu treten: ich werde für das Ende sorgen."

Demütig und ohne Widerspruch nahm sie alles hin; die Marter war ihr fast willkommen.

Nach einiger Zeit schien es, als ob des Grafen Zorn an dieser Widerstandslosigkeit ermattete: er schwieg mehrere Wochen, ja er ließ sein Bett in das Zimmer Françoisens setzen. Wurde dies auch in der Ecke, welche von dem Platze des ihrigen am entferntesten war, aufgestellt, und wurde es auch wie das ihrige von einer Tapetenwand eingeschlossen, so war ihr doch diese Einrichtung und solche Nähe die peinlichste aller bisherigen Beschränkungen.

Eine Zeitlang ergab sich daraus keine unmittelbare Störung für sie: nur zuweilen hörte sie in der Nacht ein unterdrücktes Schluchzen des Grafen. „Er weint um sein Kind, und du kannst ihn nicht trösten! Du hast alles Unglück über ihn gebracht und bist außerstande, ihm irgend einen Ersatz zu bieten!" dachte sie in Verzweiflung.

Wer da weiß, wie überwältigend das Weinen eines Mannes auf die schuldbewußte Gattin wirkt, der wird es begreifen, daß Françoise von ihrem Lager aufstehen, ein Nachtgewand umwerfen und zu seinem Bette treten konnte, daß sie davor niederknien und ihn brünstig um Verzeihung bitten konnte. „Vielleicht," sagte sie, „beruhigt es dich, wenn du dich über den gerechten Zorn gegen mich erhoben hast, wenn du siehst und glaubst, daß ich dein Leid mitempfinde in unsäglichem Schmerze!"

Es brannte über seinem Haupte ein schwaches Nachtflämmchen, und bei dessen Scheine blickte er, sich aufrichtend, mit unverhehltem Erstaunen auf Françoise. Die verschiedensten Empfindungen durchkreuzten seinen Sinn und flogen über sein Antlitz; es ist die Hauptschwäche mittelmäßiger Menschen: in gerührter Stimmung alle Gegensätze für ausgleichbar zu halten. Die Rührung nimmt bei ihnen den alltäglichen Lauf der Zärtlichkeit, die Zärtlichkeit steigert sich mit alltäglichem Drange der Sinne, und zwischen gleich mittelmäßigen Naturen bewerkstelligt sich solchergestalt eine Versöhnung, welche so lange täuscht, als die Anspannung der Nerven dauert und als der tiefer liegende Zwiespalt durch keinen äußeren Zufall berührt wird.

Also war es im Grafen Chateaubriant. Unmittelbar hinter Leid und Tränen steht bei solchen Naturen die Zärtlichkeit, welche in schwammigem Herzen rasch aufschießt und von bereitwilliger Sinnlichkeit rasch aufgenommen wird. — Er legte eine Hand auf das herabwallende Haar der Gräfin, die andere auf die Schulter, von welcher das Nachtgewand zurückgeglitten war, er meinte, großherzig zu sein, und es war auch vielleicht etwas davon in seiner Absicht, bis die elektrische Sinnenmacht einer seit Jahren entbehrten Berührung die moralische Regung jach überholte, bis er, dieser Regung folgend, als ob sie nur seinen moralischen Aufschwung vervollständige, die Gattin umfaßte und zu sich heraufzog aufs Lager.

Aber Françoise war anderer Natur: für sie war der Abgrund zwischen ihr und dem Gatten durch nichts auf der Erde auszufüllen, am wenigsten durch eine sinnliche Wallung, sie war geschieden von ihrem Gatten, und solch eine täuschende Sühne war ihrem edleren Sinne ein Graus.

Schreiend riß sie sich mit aller Gewalt aus den Armen des Grafen und stürzte hinweg.

Von da an war ein gewaltsamer Untergang kaum noch von ihr abzuwenden: vergebende Liebe, wie der Graf seine dargebotene Umarmung nannte, schnöde abgewiesen zu sehen, das ist ein Dolchstoß für jegliche Eitelkeit, und dagegen schlägt diese mit geschlossenen Augen, bis sie keinen Widerstand mehr verspürt, und bis sie die heuchlerische Undankbarkeit, wie sie den Gegner bezeichnet, getötet zu haben glaubt zum Wohle der Menschheit. Vielleicht war es für Steigerung der Wut gar nicht nötig, daß der Graf am Morgen nach jener Nacht durch den Mönch aus Angers einen Brief Florentins erhielt, in welchem ihn dieser mit Spott und Vorwürfen überhäufte. „Wie?“ hieß es darin, „Himmel und Erde setzt Ihr in Bewegung, um die Ehebrecherin in Eure Gewalt zu bekommen, und nun, nachdem dies endlich gelungen, nachdem wir sie Euch mit unermeßlichen Opfern ausgeliefert — ich selbst habe mir dadurch den Haß des Königs und Verbannung zugezogen — nachdem wir sie Euch ins eigene Haus gebracht, ohne daß Ihr einen Fuß darum zu rühren gehabt, nachdem Ihr müßig den Triumph einer von selbst reuig heimkehrenden, der Strafe bedürftigen Gattin genossen habt, nun gebt Ihr uns zum Danke das Schauspiel eines mattherzigen Hahnreis, der zufrieden ist, das gestohlene Eigentum besudelt und entwertet wiederzuerhalten?! Ist das Euer Seigneurstolz neben einem despotischen Könige? Ist das die Lehre, die Ihr ihm geben wollt?! Wahrhaftig, er wird den Bretonen mit Recht ins Antlitz lachen, wenn er jetzt nach Rennes kommt, und erzählen hört, daß alles wieder in Ordnung sei auf Schloß Chateaubriant.“

Der Brief war ohne Ortsbezeichnung und ohne Namensunterschrift; aber Chateaubriant kannte die Handschrift nur zu wohl, und die raschen Maßregeln, welche er nun ergriff, zeigten nur zu deutlich, wie richtig dies Öl auf die Glut seines Grimmes geträufelt sei.

Margot, welche bisher auch in den Turm zur Be-

dienung der Gräfin zugelassen worden war, mußte nun das Schloß gänzlich meiden und flüchtete weinend ins Kloster hinüber zu Chimene. Die Gräfin selbst ward durch Gillover in das unterste Stockwerk des Turmes geführt und dort eingeschlossen. Dieser Raum war dunkel und feucht, und die Fenster desselben waren mit Eisenstäben vergittert. Nur Gillover ward vom Grafen in das Geheimnis gezogen, selbst Baptiste nicht, obwohl der Graf gegen diesen ziemlich vertrauensvoll war. Er trug ihm auf, unter den übrigen Dienern und in der Umgegend zu verbreiten, der Graf habe die Gräfin fortgejagt, weil sie die Ehre des Chateaubriantschen Namens befleckt. „Sonst kümmere dich um nichts!“ hatte der Graf hinzugesetzt, „und schwatze nicht mit Louison, Weiber sind weinerlich!“

Louison war seit Konstanzes Tode zur übrigen Dienerschaft im Erdgeschosse des neuen Schlosses geschickt worden. Offenbar wollte also Chateaubriant Baptistes Teilnahme sich vorbehalten, ohne ihn doch völlig in die Sache einzuweihen. Baptiste aber wußte gar bald, daß die Gräfin nicht fort sei: er hatte bemerkt, daß Gillover eine reichlichere Mahlzeit aus der Küche empfinge, als für den Grafen allein erfordert werde, und er hatte spät am Abende im untersten Stocke des Turmes Licht gesehen. Wer sollte dort wohnen? Gillover schlief auf einer Decke, die er sich des Abends innen im Turme vor die Brückenpforte breitete, und wozu hätte er Licht gebraucht, wenn ihm seine Wohnung da unten angewiesen wäre! Zu traurigem Anzeichen saß auch Jacques, der Rabe, vor dem Gitter.

Er nahm sich also vor, gleich in der nächsten Nacht mit dem Kahne, der unter der Brückenpforte angehängt war, bis unter das Fenster des untersten Turmgeschosses zu fahren, man konnte zur Not die Eisenstäbe erreichen vom Kahne aus und sich an ihnen soweit in die Höhe ziehen, um in das Zimmer hineinzublicken. Am gegenüberliegenden Fenster

dieses Geschosses auf der Landseite war das Terrain abschüssig und das Fenster also höher. Außerdem waren aber auch dort die Hundehütten, die Ausgänge der Wirtschaftsgebäude, und deshalb größere Schwierigkeiten einer geheimen Verbindung.

Der laue Nachtwind war unruhig, und so glaubte Baptiste unbemerkt bis unter das Fenster gekommen zu sein, er hemmte den Kahn mit dem vorstauenden Ruder und griff mit der andern Hand nach einer Eisenstange. Wirklich sah er seine blasse Herrin im schwarzen Kleide, bleich aussehend, ein Bild des Jammers, — da schob sich ihm aus der andern Hand das Ruder, der Kahn glitt ihm unter den Fußspitzen, mit denen er ihn bloß berührte, in der Strömung von dannen, und im Eifer darum fiel er in den Strom. Er war indes mit dem Wasser vertraut, und holte den Kahn ein unterhalb des Turmes. Er wußte genug, und nachdem er ihn rasch wieder hinaufgerudert, rannte er in den nassen Kleidern flugs nach dem Walde, nach Chimenens Kloster.

Ach, auch durch sie war Hilfe schwer erreichbar, am wenigsten rasche. Lautrec war am andern Ende Frankreichs, vielleicht gar schon, wie verlautet hatte, mit einem Kriegsauftrage nach der Grenze Italiens, und über des Königs Stimmung hatte sie die übelsten Nachrichten gehört: die besten Freunde Françoisens schienen unter schwerer Ungnade zu leiden. Budé sollte wegen ketzerischer Ansichten zu strenger Untersuchung gezogen, Marot eben deshalb sogar in den Kerker geworfen sein. Obwohl verbannt, schien Florentin und dessen Dämon doch noch fortzuwirken. Dennoch mußte etwas geschehen, Baptiste meinte unverhohlen, es sei im Turme auf eine stille Ermordung der Gräfin abgesehen. Und so sandte denn Chimene die einzige Person, über welche sie verfügen konnte, die weinende Margot, mit einem Klosterknechte gen Paris, daß sie sich dort an Brion und im Notfalle an den König selbst wende.

Wie mißlich und langsam erschien aber dies Mittel gegen das, was sich in selbiger Nacht vorbereitete im Turmschlosse Chateaubriants. Dort saß der Graf im Mittelgeschoß dem greisen Gillover gegenüber am eichenen Tische, den eine kupferne Lampe matt beleuchtete. Er hatte dem alten Diener einen Sitz gestattet, weil er sich vertraulich zeigen, und den Alten um Rat fragen wollte. Er war nicht von so festem Kern, den Tod der Gräfin, welchen er wirklich begehrte, frank und frei auf seine Schultern zu nehmen, und er war überhaupt noch nicht im klaren, wie er mit ihr endigen solle. Gillover, alter Überlieferungen kundig, sollte beiraten.

„Ich täte," sprach dieser langsam, „wie mir mein Großvater oft erzählt hat, daß die alten Bretonen bei solchem Unheil in der Ehe getan haben."

„Was haben sie getan, Gillover?"

„Wenn ein Herr sein Weib um Ehebruch züchtigen wollte, so beschied er zwölf Herren aus der Umgegend zu sich mit der Bitte, sie möchten um Ehegericht zu halten in sein Haus kommen. Es wäre eine Schande gewesen für jeden Eheherrn, dies abzuweisen, denn in früherer Zeit war man darin gewissenhaft, und es gibt auch, Gott sei Dank, noch zwölf Seigneurs in der Bretagne, welche den alten Brauch genau kennen und welche sich einstellen, wenn man sie richtig fordert."

„Weißt du, wie die Forderung lautete?"

„So gut wie mein Paternoster."

„Nun, wenn nun die zwölf Herren kamen —?"

„Ja, wenn sie kamen, so kamen sie in braunen Mänteln, die eine Kapuze hatten übers ganze Gesicht, so daß nur Augen und Mund frei blieb. Am Tor sagten sie ‚ich bin bretonischer Eherichter', und traten ein und setzten sich schweigend im Halbkreise nieder. Der Kläger führte dann sein Weib vor sie und erzählte, wessen er sie anzuklagen habe, und forderte Vollmacht zur Strafe."

„Diese Strafe war der Tod —?"

„Der Tod. Des Eheherrn Leibdiener öffnete der Ehebrecherin die Adern an beiden Armen und an beiden Füßen, sobald die zwölf Richter ihre Hände kreuzweis auf den Tisch gelegt und gesprochen hatten: ‚Es geschehe bretonisch Eherecht!'"

„Es geschehe also!" rief Graf Chateaubriant und sprang vom Tische auf. „Dies, Valois," setzte er hinzu, „der du die Provinzen und die Macht der Seigneurs vernichten willst, sei dir ein Stoß ins übermütige Herz!"

Darauf holte er Schreibmaterial und ließ sich von Gillover die briefliche Forderung vorsagen, um sie zwölfmal aufzusetzen. Das Schreiben ging ihm langsam von der Hand, und er brachte die halbe Nacht damit zu. Unterdes hatte Gillover, aller alten Seigneurcharaktere der Bretagne kundig, zwölf Namen vorbereitet, an welche die Schreiben mit Sicherheit auf Erfolg gerichtet werden konnten. Darunter war der letzte der Name Matignon, welcher damals in Blois vergebens von Duprat dem Könige zur Begnadigung vorgeschlagen worden war, als ein halb normännischer, halb bretonischer Edelmann, der mit Bourbon sich verschworen hatte. Man flüsterte im Lande, er sei damals dem Henker entflohen und lebe versteckt auf seinem Schlosse. Ihm mußte solch' eine Gelegenheit zur Rache am Valois doppelt willkommen sein, und wenn das Gerücht log und er nicht mehr am Leben war, so durfte man von seinem Bruder die größte Bereitwilligkeit erwarten zu solch einem Racheſtreiche gegen den König. Die letzte Adresse ward also ohne Vornamen „an den regierenden Herrn von Matignon" abgefaßt, und Gillover ging nun sogleich, da der Tag eben graute, in die Wirtschaftsgebäude hinab, um ein halbes Dutzend Knechte zu bestellen, die sogleich Pferde satteln und die Briefe besorgen sollten. Baptiste war bereits wieder zurück, und ihm als dem zuverlässigsten ward der Brief an Matignon aufgegeben, weil der am weitesten, an der Nordgrenze der Bretagne

aufzusuchen, und weil bei dem Zweifel, welcher Matignon jetzt regiere, mit einiger Umsicht zu verfahren sei. So wurde der einzige Freund Françoisens in den entscheidenden Tagen von ihr entfernt: auf Mitternacht nach dem Tage des heiligen Ägidius war das Gericht anberaumt. Fünf Tage waren noch bis dahin, und zum Überfluß trug der Graf dem traurigen Baptiste noch auf, als sich dieser eben aufs Pferd schwingen wollte: er möge Herrn von Matignon, der vielleicht nur des Nachts reise, selber begleiten, da jener als halber Normann der Wege in der Bretagne wahrscheinlich nicht genau kundig sei.

Durch diesen Zufall wurde die Gräfin der letzten Hilfe beraubt.

Die schrecklichen fünf Tage vergingen ihr in vollständiger Einförmigkeit: hatte Gillover von der Annäherung mit dem Kahne etwas bemerkt, oder wollte er nur ihre Qual häufen, kurz, er vernagelte die Fenster ihres Gefängnisses mit Brettern, und entzog ihr somit das Tageslicht. — Sie verlor kein Wort darüber, sie sprach überhaupt keine Silbe: ihre Seele war wund und voll stechenden Schmerzes in allen, ach in all ihren Organen; die Welt war ihr verleidet bis ins Innerste, sie wünschte den Tod, und das Giftfläschchen von Cognac, welches sich unter ihren Gerätschaften in dies schreckliche Turmschloß mit verirrt hatte, war ihr jetzt ein Trost. Durch die schlecht schließende Falltür hatte sie vom mittleren Stockwerke herab soviel vernommen aus Chateaubriants und Gillovers Reden, daß ihr ein schreckliches Gericht bevorstehe. Das wollte sie erdulden als letzte Sühne für ihr Vergehen, dann aber wollte sie sich den brutalen Händen eines Henkersknechtes durch das Gift entziehen. Sie beschönigte sich dies dadurch, daß sie solcherweise dem Grafen eine Tötung erspare, die ihm doch vielleicht später das Gewissen beunruhige — er solle von ihr nicht das Mindeste mehr zu leiden haben. Die Sophisterei des Egoismus, die uns bis zum letzten Augen-

blicke nicht verläßt, flüsterte ihr auch zu: Angesichts des Henkers ist ja der Selbstmord nur eine Selbsthilfe der Ehre!

In dieser Fassung erwartete sie die Mitternacht nach Ägidius, die Giftphiole an ihrem Busen verborgen haltend. Die Falltür an ihrer Decke war geöffnet, und sie hörte zahlreiche Männertritte über das Estrich des Mittelgeschosses hinschreiten; sie zweifelte nicht daran, daß ihre entscheidende Stunde gekommen sei, und wandte sich im Gebet zu Gott. Wäre sie weniger stolz gewesen, so hätte die letzte Wendung ihres Schicksals wohl eine zerknirschte Frömmigkeit in ihr hervorbringen können, aber teils die Religionsansichten, welche Budé in ihr geweckt hatte, teils der Foixsche Zug ihres Charakters hatten dies verhindert. Sie leugnete sich nimmer, daß sie der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, aber sie hoffte getrost, daß sie deren nicht unwürdig sei. Was sie verlockt habe, seien ja Eigenschaften gewesen, welche Gott ebenfalls in sie und andere gelegt, und wenn ihr Widerstand nicht hinreichend gewesen, so möge ihn Gott ihrer menschlichen Schwäche verzeihen und zum Teil den Wettern der menschlichen Gesellschaft zurechnen, welche sich zerstörend gerade auf ihr armes Herz entladen hätten.

„Françoise von Chateaubriant, steig herauf und erscheine vor deinen Richtern!“ scholl plötzlich durch die lichte Öffnung der Falltüre die Stimme des Grafen herab in ihre Finsternis.

Sie folgte unweigerlich. Der mit Kienfackeln erleuchtete weite Raum blendete anfangs ihr an Dunkelheit gewöhntes Auge, sie erkannte nicht gleich, was sie umgab; und schwankte einen Augenblick. Aber sie faßte sich und blickte bald mit ruhigem und bescheidenem Blicke auf die verhüllten Gestalten, welche hinter einer Tafel saßen. Die Tafel war inmitten des Raumes, und die ihr zugekehrte Seite derselben war frei. Dort stand ihr Gemahl, seine Faust auf die Tafel stützend und ihr das Antlitz nur halb zukehrend.

Sie fragte nicht, sie harrte. Nach einer minutenlangen Stille begann der Graf:

„Dies, bretonische Herren, ist die Frau, welche mir vor Gott und meinem Wappen als Gemahlin zugesegnet worden ist. Sie hat ihren Schwur gebrochen, leider vor aller Welt, und es bedarf keiner Zeugen und keines Beweises für ihren Ehebruch. Es ist der frechste, den ein bretonisch Gericht noch erfahren hat: dem Franz von Valois hat sie sich ergeben wie eine Magd, sie ist in sein Haus gezogen, sie ist bei ihm gewesen bei Tag und bei Nacht, ich fordere, bretonischer Graf von Chateaubriant, gegen sie bretonisch Eherecht!"

Alles schwieg. Da erhob sich unter einer der Kapuzen eine alte, rostige Stimme: „Wer ist der Älteste unter uns, daß er die Angeklagte frage? Ich lebe siebzig Jahre."

„Ich lebe achtzig!" entgegnete eine tiefe Stimme, schauerlich klingend wie ein Ruf des Jüngsten Gerichts. — „Françoise von Chateaubriant, geborne von Foix! Ist die Anklage gerecht, oder ist sie's nicht? So sprich, daß sie es sei, oder warum sie's nicht sei?"

Die Gräfin, bleich und schön, zögerte mit der Antwort nur einen Augenblick, dann sprach sie mit festem Tone: „Die Anklage ist gerecht!"

Solche unbedingte Ergebung schien die Richter selbst zu überraschen, und ein Geräusch an der Brückenpforte, vor welcher draußen Gillover Wache hielt, verzögerte außerdem das Urteil.

Aber das Geräusch hörte auf, und Chateaubriant, sich mit vollem Antlitze gegen die Richter wendend, rief noch einmal: „Ich fordere bretonisch Eherecht!"

Wie ein Wetterstreich fielen mit einem Male die Arme der Richter kreuzweis auf den Tisch, und der Älteste des Gerichts wollte eben den Spruch rufen und begann schon: „Es geschehe" — da unterbrach ihn ein Richter mit dem

Schrei: „Halt ein! Der zwölfte Richter neben mir versagt! Seine Arme sind am Schwert, statt auf der Tafel. Er ist kein Bretone!“

„Nein!“ rief dieser mit furchtbarer Stimme und sprang in die Höhe, ein hochgewachsener Mann, und schlug die Kapuze von seinem Haupte, „nein, es ist kein Bretone! Es ist Euer König, der Euch frevelnde Seigneurs mit dem Schwerte richten wird!“

Die Verwirrung war unbeschreiblich bei dieser Erscheinung Königs Franz, die bretonischen Seigneurs fuhren schreiend von ihren Sitzen auf und zogen ihre Schwerter. Der König war mit augenblicklichem Tode bedroht, und niemand bemerkte es, daß die Veranlasserin dieser Szene, daß die jetzt unbeachtete Françoise gerade jetzt den Tod freiwillig umarmte und ihre Giftphiole mit einem Zuge leerte. Qual und Schmach hatte sie standhaft ertragen bis an die äußerste Grenze: nicht um die Krone des Erdkreises hätte sie von neuem beginnen mögen, und um so weniger, je tiefer sie beim plötzlichen Anblicke des Königs empfand, daß sie ihn noch mit aller Kraft ihrer Seele liebe.

Dieser aber, der hiervon keine Ahnung hatte, zog nicht einmal sein Schwert gegen die schreienden und ihre Schwerter zückenden Seigneurs. Er war nach der Bretagne gekommen, dies Land sich unmittelbar anzueignen, er war hier erschienen, sowohl für Françoise als gegen diesen Akt der eigenmächtigen Seigneurs. Nicht nur Margot war ihm begegnet, sie konnte ihm nur unbestimmte Andeutungen geben — durch Matignon selbst und Baptiste war er eingeweiht und hergeführt worden. Matignon war in der Tat damals hinter des Königs Rücken von Duprat verschont worden. Die Herzogin Luise hatte die Verantwortlichkeit übernommen und ihn während ihrer Regentschaft freigelassen, weil Duprat versicherte, die Sache des Königs sei bei ähnlich vorkommenden Fällen verloren, weil niemand mehr eine Verschwörung oder sonstigen Verrat

entdecken würde, wenn der König die dafür zugestandene Belohnung hinterher nicht leistete. Matignon sollte sich indessen nicht öffentlich zeigen, bis die Herzogin Luise in einer günstigen Stunde des Sohnes Zustimmung erwirkt habe. In diesem Zustande eines halb Geächteten erhielt Matignon die Ladung nach Chateaubriant und erfuhr gleichzeitig, daß am nächsten Tage der König Franz auf seiner Reise nach Rennes in Laval erwartet werde. Er faßte einen herzhaften Entschluß. Des Königs Stimmung gegen die Anmaßungen der Seigneurie kennend, hoffte er besonders in dem vorliegenden Falle des selten gewordenen Ehegerichts, und weil des Königs Geliebte davon bedroht war, dem Könige einen wesentlichen, königlicher Belohnung werten Dienst zu erweisen, und ritt Tag und Nacht mit Baptiste nach Laval, den König dort zu erwarten. Er traf ihn, er entdeckte ihm alles und erhielt Verzeihung. Der König übernahm Matignons Rolle und trat, von Baptiste bis an die Brückenpforte geleitet, unerkannt und unverdächtig mit dem Losungsworte unter die Richter. Brion und Montmorency folgten ihm mit einer großen Zahl anhänglicher Seigneurs, und sie hatten das Geräusch verursacht, welches einen Augenblick die Verhandlung gestört hatte. Die Erwürgung Gillovers hatte das Geräusch hervorgebracht. Sie harrten an der Pforte auf des Königs Signal zum Eintritte.

Er aber wollte der Gefahr trotzen und weder das Schwert ziehen, noch bewaffnete Hilfe zeigen, um die moralische Macht seines Königtums im äußersten zu erproben oder zu begründen. — „Nieder mit den Schwertern," rief er also mit donnernder Stimme, „und hört euren König, der gekommen ist, eurer Barbarei Einhalt zu tun!"

„Wir sind keine Barbaren, wir sind Bretonen!" war die drohende Antwort.

„Ist es nicht barbarisch, das Herz eines Weibes, die Liebe, das edelste und mächtigste Gefühl des Menschen nach

groben, äußerlichen Anzeichen richten zu wollen? Was wißt ihr greisen Männer von der Macht der Neigung? Von wannen kommt die Neigung? Von Gott, der in uns wohnt. Und mit Spießen und Stangen wollt ihr fahn, was in unserm geheimsten Innern Gott selbst regiert? Und gegen ein Weib richtet ihr das Henkerbeil, gegen ein Weib, welches aus eigenem Antriebe, aus herbem Pflichtgefühle zu dem Manne zurückgekehrt ist, der sie mißhandelt hat von Anbeginn, dessen brutale Rache sie zu gewärtigen hatte? Nimmermehr würd' ich dies dulden, auch wenn dieses selbige Weib nicht mein Herz besäße. Gegen derlei bin ich König von Frankreich! Das Edelste im Menschen hab' ich zu schützen gegen rohe Form barbarischen Gesetzes. Durch derlei verwirkt ihr eure veralteten Provinzgesetze! Frankreich soll nicht werden, wie unser Nachbarland jenseits der Vogesen, wo hundert Herren regieren und durch gegenseitigen Widerspruch die Macht des Reiches verhindern. Es soll werden wie ein Mann; dazu bin ich nach der Bretagne gekommen — gerechter Gott, was geschieht mit Françoise?! Sie sinkt zu Boden!"

Bei diesen laut aufgeschrienen Worten wendeten sich die immer noch verhüllten Seigneurs, welche nur eine Pause zum Ausbruche erwarteten, mit ihm nach Françoise und riefen dröhnend: „Der bretonische Gott hat sie gerichtet!" und stürzten auf den König. Aber die Tür hatte sich auch geöffnet bei dem erneuten Aufschreien, und die Freunde des Königs, Brion und Montmorency an der Spitze, drangen über Gillovers Leiche herein mit dem Schlachtschrei Mittelfrankreichs: „Hier St. Denys!"

Dies bestürzte die Bretonen, und des Königs furchtbares „Halt!" fesselte sie noch einmal. Daß er unbekümmert um die Gefahr an der sterbenden Françoise niederfiel, daß Brion und der Knecht Baptiste unter Schluchzen desgleichen taten, hätte auch steinerne Herzen rühren müssen.

Françoisens Auge brach nach dem letzten unbeschreiblichen Blicke auf den König; ihre Lippen bewegten sich tonlos, ihre Hand drückte mit krampfhafter Anstrengung noch einmal des Königs Hand, und sie verschied.

Alles war totenstill. Dem Könige liefen die Tränen stromweis über die Wangen — er winkte endlich, ohne aufzublicken den Vermummten, welche auf einen Haufen eng beieinander standen, mit der Hand abwehrend zu, und sprach mit von Tränen erstickter Stimme: „Geht! Ich kenne euch nicht! Möge Gott meinen Frevel an diesem Engel nicht kennen!“

Sie gingen, Chateaubriant in ihrer Mitte, unbehindert hinweg.

Dieser unglückliche Graf floh für längere Zeit von seinem Hause; später verhalf ihm Montmorency, der die Bretagne zu ordnen hatte, zu stiller Rückkehr auf sein für immer gezeichnetes Schloß, in welchem das Grabmal Françoisens mit einer Grabschrift Marots noch heute zu sehen ist.

Louison hat sie ins Grabgewand gehüllt, ihr treuer Baptiste hat den Dienst des Königs und Brions ausgeschlagen und ist nach Genf gewandert. Nur der Rabe Jacques ist dem Schlosse treu geblieben und hat den nach Jahren zurückkehrenden Grafen mit seinem Schreckensrufe „François“ begrüßt.

Bemerkungen.

Über das rein Historische des vorliegenden Stoffes ist für die Leser, welche auch den tatsächlichen Boden solcher Romantik prüfen wollen, noch folgendes anzuführen:

Das Schicksal der Gräfin Chateaubriant ist trotz aller neuen Forschungen noch ganz so in sagenhaftes Dunkel gehüllt, wie ich es vor drei Jahren in meinen „Französischen Lustschlössern“ skizziert habe. Das scheint befremdlich bei einer nicht so fern abliegenden Zeit und bei Franzosen, welche für ihre Geschichte der letzten drei Jahrhunderte soviele Hilfsmittel haben und verwenden. Es ist aber so: sogar Jacob le Bibliophile (P. Lacroix), der in solchen historischen Details große Kenntnis besitzt, und der sich neuerdings mit Auf-

hellung dieser Chateaubriantmythe beschäftigt hat, ist nicht aufs Reine gekommen. Die Gräfin soll erst 1537, elf Jahre nach dem Bruche ihres Verhältnisses mit dem Könige gestorben sein; sogar den Monat — Oktober — ihres Todes bezeichnet man. Sie soll während dieser elf Jahre noch einige Male am Hofe erschienen, und der König selbst soll 1531 und 1532 zweimal zum Besuche auf Schloß Chateaubriant gewesen sein. „Dennoch," sagt Henri Martin, der neueste gründliche Geschichtschreiber dieser Epoche, „bleibt über das Ende der schönen Gräfin ein tiefes Dunkel, und wir können die Tradition darüber nicht mit Bestimmtheit zurückweisen."

In der historischen Angabe und Folge hält sich der Roman für alles Wesentliche treu an die Geschichte, soweit sie aufgeklärt ist. Nur Lautrecs Niederlage in Italien und Bourbons Abfall vom Könige sind des Romanorganismus halber der Zeit nach umgestellt worden. Sie liegen nämlich in der Geschichte um ein Jahr auseinander, und zwar ist Lautrecs Niederlage 1522, also ein Jahr früher erfolgt als Bourbons Abfall. — Auch Semblançays Tod ist für das Romaninteresse zeitiger herbeigeführt worden: der unglückliche Mann hat bis zum Jahre 1527 im Gefängnisse geschmachtet, und ist dann hingerichtet worden, wie der Roman beschreibt.

Über die Schlacht von Pavia, deren Beschreibung ich sonst überall unklar gefunden, bin ich Martin gefolgt, der außer französischen, italienischen und spanischen Quellen auch unsern tapfern Landsmann Frundsberg benutzt und den Hergang der Schlacht deutlich und landsmannschaftlich unbefangen entwickelt.

Daß ich des Königs weltberühmten Brief „Madame, tout est perdu, fors l'honneur" nur als eine Pariser Sage habe erscheinen lassen, dazu bin ich leider gezwungen worden durch die ganz positiven Nachrichten, welche man neuerdings, — besonders in den Staatspapieren des Kardinals Granvella auf der Bibliothek in Besançon — aufgefunden hat. Die scharfen Gläser der Forschung vernichten uns eine Sage nach der andern. Jener Brief nämlich Königs Franz, der an die Regentin ins Hotel des Tournelles vom Kurier gebracht wird, und welcher von dem berühmten lakonischen Texte nur den Anklang erhält „de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve", jener in Fassung und Satzfolge schlotternde Brief ist echt, und weil er um seiner Fassungslosigkeit im Deutschen sich fast unverständlich ausnimmt, gebe ich ihn hier in seiner ursprünglichen Sprache:

„Madame, pour vous avertir comme je porte le ressort de mon infortune, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve; et, pour ce que mes nouvelles vous seront de quelque peu de reconfort, j'ai prié qu'on me laissât

vous ecrire. Cette grace m'a été accordée, vous priant ne vouloir prendre l'extrémité de vos fins, en usant de votre accoutumée prudence, car j'ai espérance à la fin que Dieu ne m'abandonnera point, vous recommandant vos petits enfans et les miens; vous suppliant faire donner sûr passage, pour aller et retourner en Espagne, au porteur, qui va devers l'empereur pour savoir comment il veut, que je sois traité."

Gleichfalls echt ist die Abdankungsschrift, welche Franz dem Prälaten Florentin in Madrid diktiert, und sie lautet im Originale wie folgt: „Nous avons voulu et consenti par edit perpetuel et irrévocable, que notre très-cher et amé fils François, dauphin de Viennois, soit dès à présent declaré roi très-chrétien de France, et comme roi, couronné, oint, sacré, et qu'il soit à lui seul, comme à vrai roi, obéi."

Chateaubriant, mit t, ist die richtige alte Schreibart, die Gräfin wird nirgends anders, und die Stadt Chateaubriant noch heute so geschrieben.

Die Familie Budé ist der Reform wegen später ausgewandert nach der Schweiz und nach Deutschland. Die Schweizer Linie führt noch den alten Namen, und Voltaires Besitzung Ferney unweit Genf gehört jetzt einem Grafen Budé; die deutsche Linie hat nach damaliger Art ihren Namen lateinisch gemacht und heißt Budäus oder Buddeus.

In der Kirche des Mathurins zu Chateaubriant sieht man das Grabmal der Gräfin Françoise mit ihrem Bildnisse in Marmor, errichtet, wie es heißt, von ihrem Gemahle. Darauf steht folgendes geschrieben:

Epitaphe

†

1525

F. F. **Peu de telles.** F. F.

Prou de moins

Sous ce tombeau git Françoise de Foix,
De qui tant bien chacun voulait en dire
Et le dissant onc une seule voix
Ne s'avança d'y vouloir contre dire.
De grand beauté, de Grâce, qui attire
De bien savoir, d'intelligence prompte,
De bien d'honneur, et mieu que ne raconte
Dieu éternel richement L'étoffa.
O Viateur, pour Tabreger le compte
Cy git un Rien, La où tout triompha.

Point de plus

F. F. F. F.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Dreizehnter Band.

Der belgische Graf.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Der belgiſche Graf.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig.
Max Heſſes Verlag.
1908.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Auch diese Novelle Laubes, „Der belgische Graf", ist historischen Genres: die Laufbahn des Börsenabenteurers Jean Law in Frankreich hat dazu den Rahmen abgegeben. Sie erschien schon im März 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt", deren Redaktion Laube, bis 1849 in Leipzig wohnend, damals auf zwei Jahre übernommen hatte, und wurde 1845 in Buchform herausgegeben.

Sie wird hier zum ersten Male nach der Originalausgabe in die Reihe der Laubeschen Werke aufgenommen.

Houben.

„Ich fürchte, er ist toll! gnädiges Fräulein.“

„Mein Gott, warum das?“

„Seht nur um Gottes willen, in welche Lage er sich begibt, um Euch zu sehn; mir schwindelt's vor den Augen, und doch ist mir der Mensch vollkommen gleichgültig.“

„Entsetzlich, entsetzlich! Was sollen wir tun? Gehen wir hinweg, so beschleunigen wir am Ende seinen Fall.“

„Da kommt der Kastellan! Er muß ihn kennen; er wird Rat wissen.“

Diese Worte wurden gesprochen auf der Terrasse eines Schlosses, welches anmutig und malerisch zugleich an der Maas gelegen war, in der Provinz Namur. Die Maas drängt sich dort zwischen zwei langen, dichtbewaldeten Bergrücken hervor und gewinnt eine Talebene. Nur auf ihrer rechten Seite begleitet sie weiterhin die eine Bergwand, die andere dacht sich ab, und an jener ziemlich steilen Abdachung war in terrassenförmigen Absätzen obiges Schloß erbaut, so daß es rückwärts in die Stromschlucht, vorwärts in ein weites fruchtbares Tal blickte. Es gehörte dem Fürsten von Horn und Overick, einer Familie, die ihre Herkunft von den Grafen von Heristal, den Ahnherren Karls des Großen ableitete, und ausgezeichnet war durch Vornehmheit und Stolz. Der regierende Fürst des Hauses Horn, welcher seines Bruders, des Grafen Anton halber seit einiger Zeit dies Schloß bewohnte, war an jenem Vormittage zur Jagd hinaufgeritten in den Wald, und Graf Anton war allein zurückgeblieben. Ein Fremder konnte nicht leicht entdecken, was es mit diesem Grafen Anton für eine Bewandtnis habe. Sein Bruder, der Fürst, verkehrte äußerst liebevoll mit ihm, ließ ihn aber allem Anscheine nach nur ungern aus den Augen, und nur

ungern mit Fremden in Berührung kommen. Das Schloß war auf drei terrassenartigen Bergesabsätzen erbaut, und Graf Anton bewohnte den höchsten dieser Schloßabsätze, welcher nur durch eine steinerne Treppe mit den beiden tieferen Schloßteilen in Verbindung stand. Auf der Höhe dieser Treppe schloß ein eisernes Gitter diese Verbindung, und dies Gitter war niemals offen. Es schien, als führe nur der Fürst und der Kastellan einen Schlüssel dazu. Den Grafen Anton sah man nie herabkommen, und dessen Dienerschaft, welche allerdings überflüssigen Raum in diesem obersten Schloßteile hatte, mußte stets durch einen Klingelzug den Kastellan herzurufen, wenn einer oder der andere derselben herabsteigen wollte. Diese Zurückgezogenheit des Grafen Anton war bei dessen unzweifelhaft gutem Vernehmen mit dem regierenden Fürsten doppelt befremdlich, da jedermann wußte, welch ein unternehmender, Jagd und Krieg liebender Herr der junge Graf früher gewesen sei. Er hatte im Heere des Kaisers gedient und war als wilder Reitersmann allgemein bekannt gewesen. Zudem mochte er etwa zweiundzwanzig Jahr alt sein, er war hoch und kräftig gewachsen, er war bildschön, und hatte also alle Berechtigung auf Lebensgenuß. Nur seine Gesichtsfarbe war auffallend bleich.

Der Herr und die Dame, welche ihn jetzt am Rande der mit Steinfliesen belegten Terrasse erblickten, waren Fremde. Ein rasch hereinbrechendes Wetter hatte sie mit ihrem Gefolge in das Schloß genötigt. Der Kastellan hatte sie gastfrei aufgenommen, und als die Kraft gewinnende Mittagssonne das Wetter zerstreut hatte, wollten sie eben wieder aufbrechen gen Frankreich, wohin ihre Reise gerichtet war. Sie waren im Schloßteile der mittleren Terrasse beherbergt worden und waren jetzt nur vom Sonnenschein gelockt für einen Augenblick auf die Terrasse herausgetreten, um die Aussicht in das Maastal zu genießen, über welches herab der fliehende Regen hinsprühte, golden gefärbt und in einen

Regenbogen gesammelt durch die hinein scheinende Sonne. Bereits wieder zum Eintritt in die Schloßhalle sich wendend, erblickte die Dame den Grafen Anton über sich am Abhange der steilen Terrasse. Vielleicht hätte sie ihn erblickt auch ohne seinen Anruf, denn es sah auffallend und gefährlich genug aus, wie der schwarzgekleidete, hochgewachsene Mann dicht an den Rand der Terrasse trat und mit der Hand zu ihr hinabwinkte. Die Höhe der senkrechten Erdmauer betrug wenigstens zwei Stockwerk, und wer herabgefallen wäre auf die Steinplatten, der hätte wohl den Tod finden können. Es war also natürlich, daß die Fremde wie gebannt stehn blieb, als sie den Grafen über das Geländer steigen und bis dicht an den Abgrund treten sah. Er rief ihr zu, sie möge bleiben, und möge die Rosse, welche er im untersten Schlosse vorführen sehe, wieder abzäumen lassen. Er habe sein Lebtag keine solche Schönheit gesehn, und werde um keinen Preis den glücklichen Zufall, welcher sie hergeführt, so flüchtig entweichen lassen. Es wurden diese Worte mit heitrer Zierlichkeit und so eigentümlicher Bestimmtheit gesprochen, daß sie wohl auch in jeder andern Lage beachtet worden wären. Und die Veranlassung dazu war gerecht genug: die fremde Dame, welche Hut und Schleier und Übertuch in der Halle zurückgelassen, war von überraschender Schönheit. Volles Lockenhaar lichtbrauner Farbe fiel einfach gescheitelt um ein jugendlich frisches Antlitz auf die Schultern, welche bis an die Oberachsel frei und von breiten Spitzen wie schalkhaft in ihrer kräftigen Frische und Weiße gehoben waren. Starke Augenbrauen, ein kleiner Mund mit starken Lippen, lebendige dunkelblaue Augen, ein volles Kinn, welches in strotzender Fleischesfülle in Hals und Brust überging, und ein Halsband von großen weißen Perlen, welches kaum Platz zu finden schien, gaben ihr etwas Keckes und Unternehmendes. Und als dieser ihr eigne Ausdruck von der Angst befangen wurde, den jungen Mann in so gefährlicher Stellung zu sehn,

da gewann dies in kostbares Gewand nach damaliger Mode weit eingehüllte Frauenbild einen gar anziehenden Ausdruck. Sie schwieg zu des Grafen Anrede, aber sah unverwandt zu ihm hinauf, der von der Sonne beschienen mit glühenden schwarzen Augen wie ein königlicher Raubvogel über ihr scheinbar in freier Luft verharrte. Wirklich lehnte er sich auch dergestalt mit dem Oberkörper über, daß der Anblick von Minute zu Minute gefährlicher wurde.

Unter solchen Umständen fand das obige Gespräch statt, und als die Fremde sich nach dem herbeieilenden Kastellan umwendete, nahm der Graf dies für ein Zeichen des Mißwollens und trat, als ob er eine Treppe hinabschritte, auf deren regelmäßige Stufen man den Blick nicht zu werfen brauche, mit dem rechten Fuße auf einen schmalen letzten Sims, der eine Stufenhöhe tiefer unter dem Rande der Terrasse angebracht und dessen Gestein von Luft und Regen verwittert, ja stellenweise schon ausgebröckelt war. Es hatte das entsetzliche Ansehn, als ob er nur eben geradhinab schreiten wolle. — „Wenn Ihr geht, fremde Schöne," rief er dazu, „so folge ich Euch auf diesem geradesten Wege!"

Die Fremde hob wie abwehrend beide Hände in die Höhe, und in der also entstehenden Pause gewann der Kastellan Zeit herbeizukommen und hinaufzurufen: „Gnädigster Herr Graf, die edle Dame tritt nur in die Halle, um ein Mahl einzunehmen, und wenn Ihr daran teilzunehmen wünscht, so wird sie dem erlauchten Bruder des Schloßherrn ihre Gesellschaft schwerlich versagen, und ich eile dann mit Erlaubnis derselben, Euch den regelmäßigen Weg herabzugeleiten."

„Du lügst, Kastellan," rief er, in seiner gefährlichen Stellung dergestalt verharrend, daß von seinem fest auftretenden rechten Fuße bereits feines Geröll des zerfressenen Simses herabrieselte zu den gepeinigten drei Personen. — „Schwöre mir, daß du nicht lügest!"

„Ich schwöre es, gnädigster Herr Graf!"

„Und die Dame möge mir durch ein gnädig Wort versichern, daß sie mich erwarten wolle!"

Die Dame schwieg und sah vor sich nieder auf die Steinplatten. Sie schien erschreckt und beleidigt zu sein durch die Zudringlichkeit.

„Sagt ja," flüsterte ihr Begleiter, „der Sims bricht unter seinem Fuße, und er verstümmelt oder tötet sich im Fall von dieser Höhe!"

„Sagt ja," flüsterte der Kastellan, „es ist ihm fürchterlicher Ernst!"

„Ist er von Sinnen?" fragte die Dame.

„O nein!" erwiderte der Kastellan, „er ist nur von so heftiger, herrischer Art. Eine plötzlich erwachte Leidenschaft verblendet ihn über alles, und Widerspruch reizt ihn zum Unglaublichen."

„Ich erwarte Euch!" rief hierauf die Dame entschlossen und winkte ihm mit der Hand. — Sie schritt in die Halle zurück, und der rasch wechselnde Ausdruck ihres sonst so gleichmäßig kecken und zuversichtlichen Angesichtes verriet, daß ein ungewöhnlicher Kampf in ihrem Innern ausgebrochen sei. Wer möchte bezweifeln, daß sie geschmeichelt war von der so plötzlich erregten und der so verwegen angekündigten Neigung des schönen Grafen! Was unsern Wert verkündigt, das hören wir scharfhörig aus dem wirrsten Getümmel heraus! Aber sie war noch zu jung, noch zu unerfahren in den oft unbesiegbaren Hindernissen einer Neigung, daß sie über die drohende Zudringlichkeit des Grafen nicht stolze Entrüstung empfunden hätte. Ist es mehr als eine freche Aufwallung, flüsterte eine Stimme in ihr, so wird er dich zu finden wissen! Und daß du nach Frankreich gehörest, wird nicht zweifelhaft bleiben! Ist ihm Frankreich für die Mühe der Durchforschung zu groß, so ist auch mein Stolz zu groß für eine flüchtige Neigung!

Sie forderte also ihren Begleiter auf, unverweilt mit ihr abzureisen, und ließ sich auf keine weitere Unterhandlung ein mit dem bestürzten Kastellan, sondern schritt ohne weiteres die Treppe nach dem untersten Schloßteile hinab, ließ sich den leichten Reisemantel überwerfen, ließ sich auf ihr Roß heben und sprengte zum Schloßtore hinaus, die Richtung gegen Süden einschlagend.

Der ihr zu- und nachsehende Kastellan war nicht sowohl über ihre jähe, sein Versprechen zerstörende Abreise bestürzt, als über die gefährliche Stellung, welche ihn nun dem jungen Grafen gegenüber erwartete. Dieser war ihm vom Fürsten auf die Seele gebunden nicht nur insofern, daß er nicht entweichen, sondern auch, daß ihm nicht das geringste Widerwärtige begegnen sollte. Letzteres war nun offenbar vorhanden, und bei Graf Antons jäher Gemütsart stand das Ärgste zu erwarten, sobald dieser, der schon am Treppengitter harrte, die treulose Abreise der Fremden erführe. — In großer Not schritt der Kastellan die Treppe hinauf und versuchte Mitteilung und Unterhaltung einzuleiten, bevor er das Gitter öffnete. Aber Graf Anton verhinderte dies dadurch, daß er in einem Atem und mit immer steigender, heftiger Hast die Öffnung des Gitters verlangte. Um nur einen so nahe drohenden Ausbruch zu beschwichtigen, schloß der Kastellan auf. Die Tür des Gitters öffnete sich nach ihm zu, und ehe er sie weit genug aufmachen und auf die Seite treten konnte, hatte der heftig zudringende Anton ihn mit der Tür niedergeworfen und war die Treppe hinabgesprungen.

Der Kastellan folgte ihm so rasch, als er konnte, denn er war bejahrt und nicht mehr rüstig. Spät erst fand er den im Schlosse umhersuchenden Grafen, der bereits die Wahrheit argwohnte und ergrimmt den Degen zog. Kaum hatte der Kastellan Zeit ihm vorzustammeln, wie es zugegangen sei, daß sein Schwur eine Täuschung geworden.

„Binnen fünf Minuten ist das rascheste Pferd gesattelt

für mich, oder du bist des Todes!" war Graf Antons Entscheid auf alle Einrede, und der alte Kastellan wußte nur zu gut, daß wie dem Blitz der Donner die Tat dem Worte unausbleiblich folgen werde, wenn die Willfahrung ausbliebe. Was war zu tun? Sein Herr, der Fürst, werde allerdings außer sich sein, wenn der so sorgfältig behütete Bruder hinausgelassen sei in die Welt. Das war aber, da Graf Anton einmal außerhalb seines Gitters und einmal in aufgeregtem Zustande, doch nicht mehr zu verhindern. Nur das Leben des Kastellans war außerdem verloren, ein Mord werde auf die Seele des jungen Herrn geladen, und dieser gerate allein und ohne schützende Begleitung in die gefürchtete Welt hinaus. Der Kastellan entschloß sich also, zu willfahren und den Grafen selbst zu begleiten. Mit ihm also, denn Anton verließ ihn keinen Augenblick mehr, bestellte er im untersten Hofe zwei Pferde und hatte keine andere Hoffnung mehr, als daß der Fürst unerwartet früh von der Jagd zurückkehren und die Schlichtung der Sache selbst übernehmen könne. Aber auch dies hoffte der treue Diener nur eine Minute, und als man wirklich von den Waldbergen herab die Jagdhörner vernahm, griff er hastig neben dem Grafen selbst mit zu, die Pferde fertig zu machen. Er fürchtete mit Recht, daß bei rechtzeitiger Ankunft des Fürsten der Streit zwischen diesem und dem Bruder entbrennen und zu einer die Familie Horn in ihren edelsten Teilen bedrohenden Katastrophe führen könne. Es war ihm entsetzlich, daß die Jagdhörner näher und näher kamen, und er trieb selbst dazu, sich auf die erst mangelhaft gesattelten Pferde zu werfen.

„Wohinaus ist sie?" fragte Anton, als sie auf die Landstraße kamen, welche sich in zwei Arme, rechts nach Brüssel, links nach Maubeuge, trennte.

„Ich glaube nach Brüssel!"

Der Graf hatte sein Pferd angehalten und sah aufmerksam auf den sandigen Weg, welcher kurz vorher vom

Regen übergossen worden war. „Du lügst wieder," sprach er darauf, langsam einige Schritte hinreitend, „die frischen Hufesspuren führen hierhin, alle hierhin! Nach Frankreich sind sie! Vorwärts!"

Und in sausendem Rosseslaufe flog er dahin. Der alte Kastellan folgte ihm auf dem Fuße, nichts vor Augen habend, als daß die Brüder jetzt nicht zusammentreffen dürften. Auf diesem Wege nämlich konnte es eine Viertelstunde weit noch geschehen, die Jagdhörner drangen bergabwärts kommend immer näher an die Straße, und zum Teil um dies zu vermeiden, hatte er vorhin ohne weiteres die Straße nach Brüssel vorgeschlagen.

Ein Zufall aber schien eine ganz andere Auflösung herbeiführen zu wollen; dicht an der Biegung, wo sich die Straße vom Walde entfernte, machte das Pferd Antons über eine kleine Erhöhung des Weges hinauf, gespornt von seinem Reiter, eine heftige Anstrengung zu erhöhter Schnelligkeit und zeigte sich plötzlich wie im Handumkehren seines Reiters ledig. Der mangelhaft umgegürtete Sattel war von dem Ruck aus seiner Lage gewichen, und Graf Anton, dessen nicht gewärtig und nicht durch erhöhte Schlusseskraft dagegen wirkend, hatte seinen Sitz verloren und war an die Erde geflogen. Das flüchtige Roß wendete sich sogleich in großem Bogen wieder heimwärts nach dem Schlosse, und der Kastellan, welcher sein Pferd parierte, schöpfte mitten in all der augenblicklichen Furcht, der Graf könne verletzt sein, doch ebenso augenblicklich neue Hoffnung und war einen Moment willens, auch sein Pferd laufen zu lassen, um solchergestalt die rasche Verfolgung der Fremden unmöglich zu machen und durch diese Unmöglichkeit den Grafen auf andere Gedanken zu bringen.

Dieser aber, in welchem der einmal gefaßte energische Wille alles andere hintansetzte, erhob sich rasch vom Boden und befahl, obwohl am Kopfe blutend, dem Kastellan ohne Zögern, abzusteigen und zu Fuß nach Maubeuge zu folgen.

„Dort in der Herberge zum wilden Manne", setzte der Graf hinzu, indem er sich aufschwang, „wirst du Nachrichten von mir finden, Nachrichten, wohin du Barschaft und Papiere, welche auf meinem Zimmer liegen, zu senden habest. Du wirst dies ohne Wissen meines Bruders tun. Geschieht es genau so, wie ich dir's hier aufgebe, so erwirbst du dir meinen Dank und meine spätere Fürsorge, dich in den Augen des Fürsten zu rechtfertigen. Geschieht es nicht, und handelst du im mindesten gegen mein Entkommen, so bist du nicht nur unserm Hause verantwortlich für alles wahrscheinlich daraus entstehende Unglück, sondern wirst auch unfehlbar von mir selbst an Leib und Leben gestraft. Lebe wohl!"

Nach diesen Worten jagte er weiter, und es gelang ihm in der Tat, gegen Abend in der Gegend von Philippeville den Fremden so weit nahe zu kommen, daß ihm ein Bauer sagen konnte, eine Reisegesellschaft, wie er sie beschreibe, sei vor einer Viertelstunde des Weges dahergeritten. Mit erneuter Hast jagte er also weiter, in den Wald hinein, der vor ihm lag, und in welchem er sie aller Wahrscheinlichkeit nach einholen mußte, da sie der einbrechenden Dunkelheit halber langsam reiten würden. In diesem Walde aber, wo der Tagesschimmer früher erlosch, wurde seine Aufgabe plötzlich sehr schwer; es teilte sich dort die Hauptstraße nach Frankreich. Links führte sie über Marienbourg, Couvin, nach Rocroy, rechts über Philippeville und Beaumont nach Maubeuge. Letztere war die größere, aber längere, und jene auf Rocroy zu war die weniger gangbare, aber kürzere. Als er an den Kreuzweg kam, ritt er eine Strecke rechts hin, um über die nächste Biegung des Wegs hinaussehen zu können, soweit es die Dunkelheit gestattete. Er entdeckte nichts, kehrte um und versuchte dasselbe auf dem linken Wege. Auch hier entdeckte er nichts, und es ward immer dunkler. An den Scheidepunkt zurückkehrend, wollte er, was er in der ersten Hast vernachlässigt, an den Hufesspuren sich unter-

richten, und stieg zu dem Ende vom Pferde. Aber teils war der Boden hier harter Kies, dem der Huf sich nicht stark genug eindrückt, teils wurde es zu dunkel, teils waren auf der besuchten Heerstraße rechtshin wie linkshin gleich viel und gleich frische Spuren zu entdecken. Umsonst versuchte er nun, durch aufmerksames Horchen die Richtung eines zahlreichen Reisezugs zu erfahren, der wirklich gar nicht weit von ihm entfernt war, von dem er sich aber, wenn er hier den falschen Weg einschlug, unnahbar entfernte. Er vernahm nichts; rechts und links war anfangs Totenstille des Waldes, dann störendes, eintöniges Geräusch eines Holzhauers, der bei einbrechender Nacht einen Baum stehlen mochte. Er mußte sich also auf gut Glück entscheiden, und er entschied sich für die Straße rechter Hand, vermutend, die Fremden würden in dem nahen Philippeville übernachten. — Die Tore der Festung Philippeville waren indessen bereits geschlossen, als er ankam, die Wachen waren gewechselt, er konnte weder hinein, noch konnte er etwas über seine Reisenden erfahren; was er bisher nirgends vermocht hatte, das mußte er hier; sich in Geduld fassen, und einer großen, den einzelnen riesig ansehenden Unvermeidlichkeit gegenüber bringt auch der heftigste Mensch die Geduld zuwege.

Man sagt sonst, und wohl meist mit gutem Rechte, das Glück lasse sich erobern durch rasche Verwegenheit, durch zweifellose Zuversicht dessen, der es erobern wolle, denn das Glück sei unsers eignen Herzens Kern, nicht aber etwas Fremdes und Zufälliges. Graf Antons Schicksal bestätigte dies zunächst nicht; der rechte Weg, den er eingeschlagen, war nicht der richtige, sein Stern zog auf dem linken nach Frankreich hinein, und es war nun keine Aussicht vorhanden, daß sie sich je wieder begegnen würden. Die eilige Einkehr auf dem Schlosse, durch Unwetter veranlaßt, der kurze, gestörte

Aufenthalt, die eilige Abreise, durch Liebesunwetter herbeigeführt, hatten der Fremden und ihrem Begleiter nicht Zeit und Gelegenheit verschafft, sich nach dem Namen des Schlosses und Besitzers zu erkundigen. So fehlte es also beiderseitig an Merkmalen für ein absichtliches Wiederauffinden. Und doch erfuhr Jeanne — mit diesem Vornamen redete sie zuweilen ihr Begleiter an — von Tagereise zu Tagereise, daß jene widerwärtige Heftigkeit und Zudringlichkeit des jungen Mannes immer blasser wurde in ihrem Herzen neben den feurigen Augen und der prächtigen Gestalt desselben. Konnte es nicht wirklich eine wunderbar erwachte, wunderbar heftige Neigung sein, die ihn trieb zu so greller Äußerung? „Mein Gott, solche Neigungen," sagte sie mit einem ihr eigentümlichen Anfluge von Humor, „solche Neigungen werden alle Tage seltener, und du hast dich recht kindisch und wie ein Püppchen aus der Provinz betragen und siehst nun am Ende deinen echten, dir vom Schicksal zubestimmten Ritter nimmer wieder, und all die romantischen Hoffnungen der Seele schrumpfen zusammen in den Armen eines wohlerzogenen Edelmanns, der dir nicht mißfällt, und an dem der Vater nichts auszusetzen hat."

Ihr Begleiter, namens Renard, erwähnte gegen Erwarten des flüchtigen Abenteuers auf dem belgischen Schlosse plötzlich noch einmal, als sie schon den Montmartre vor sich sahen, also nahe bei Paris, dem Ziel ihrer Reise, waren. Er schien einen tiefen, innern Abscheu vor dem jungen Grafen zu empfinden, wie man an Tieren bemerkt, daß sie in Zittern und Wut geraten, wenn ihre Todfeinde, ob auch unsichtbar und mit den bekannten Sinnen nicht wahrnehmbar, in ihrer Nähe sind. Er nannte den jungen Mann ein wildes Tier, das man in eisernem Käfige streng bergen müsse, und Fräulein Jeanne mußte ihm ähnliche Bezeichnungen eines unbegründeten Abscheus verweisen. Dergleichen schien übrigens seiner gewöhnlichen Äußerungsweise ganz fern zu liegen: er

gehörte vielmehr zu jenen vorsichtig und geheimnisvoll auftretenden Wesen, welche damals, in den ersten Jahren der Regentschaft des Herzogs von Orleans, in Paris erschienen, und welche an die Stelle der klassischen Pracht unter dem endlich verstorbenen Louis XIV. den romantischen Reiz einer mysteriösen Glückswelt zu setzen wußten. Der bekannte Law, mit welchem unsre Reisende in naher Verbindung waren, stand an der Spitze dieser neuen Welt. Dieser Welt wurde von einem kleinen Teile des stolzesten Adels nachgesagt, sie bestehe entweder aus Juden und Zigeunern oder aus Teufelsgespenstern. Von manchem strengen Seigneur aber wurde sie als Nachkommenschaft einer verschollenen und in alle Länder verstreuten arabischen Grandezza bezeichnet und respektiert.

Es war Abend geworden, ehe unsre Reisende langsam reitend bis in das Innere der Stadt gekommen waren. Sie lenkten in die Straße Quimcampoix und nach einem Hause, welches nach der Straße nur eine unbedeutende niedrige Front mit einem großen Torwege zeigte. So waren alle größeren Hotels im damaligen Paris beschaffen, unscheinbar nach außen und nur nach innen Hof, Palast, Garten, feudalherrliche, eigenmächtige Welt darstellend. Indessen loderten doch vor diesem Hotel große Pechpfannen und zeichneten es aus unter den Umgebungen. Die Torflügel waren offen, und Wagen wie Portechaisen drängten sich ein und aus. Jenseits des Hofes glänzte das eigentliche Wohnhaus der Herrschaft in voller innerer Beleuchtung, Pechpfannen und Fackeln erhellten flackernd den Hof, in Ponceaurot und Gold gekleidete Diener liefen zahlreich hin und her, und einer derselben eilte hastig nach dem Wohnhause hinauf, als er der Reisenden ansichtig wurde. Andere Diener sprangen herzu, um Fräulein Jeanne sich dienstreich zu erweisen.

„Ah," sagte Renard halblaut zu dieser, „es ist noch alles in gutem Gange bei Herrn Law!"

„Aber warum sollte es nicht, Renard? Du bist ein wunderlicher Hypochonder: die verwegensten Pläne stets im Kopfe führend und doch im Herzen ohne das natürlichste Vertrauen auf einen Hausstand, auf eine wohlbegründete, bürgerliche Existenz."

„Wohlbegründet! Was ist wohlbegründet in der Welt? Was ist gar wohlbegründet in diesem Frankreich seit dem Tode des großen Ludwig?!"

„Ich glaube gar, du bedauerst den Untergang der steifen, strengen Ludwigswelt?"

„Daß ich verblendet wäre! Gehaßt habe ich sie stets! Sie verschloß alle Spekulation, aber je weiter ein Kaufmann seine Spekulationen ausdehnt, desto sorgfältiger, desto furchtsamer sieht er sich die Welt an, mit welcher er's zu tun hat. Was ist echt, was ist fest? Wer weiß es! Wenn der Herr Regent morgen stirbt, kriegt die Welt andere Augen, der Verkehr andre Gesetze, und das plumpe Gold wird vielleicht wieder Gold!"

„Aber der Regent ist kerngesund und guter Dinge!"

„Kann sein! Wer weiß das?! Der Mensch stirbt hundertmal, denn hundertmal ändert er seine Gedanken — da kommt die Frau Mutter! Die Frau Mutter ist immer zärtlich."

Eine starke Frau in großem Putz kam wirklich in Hast aus dem Hause und die Haustreppe herab, welche Jeanne und Renard eben hinaufstiegen. Unter lebhaften Ausrufungen, die mehr von gutem Herzen als von gutem Tone eingegeben waren, begrüßte und umarmte sie ihre Tochter dergestalt, daß sie sich an deren staubigen Reisekleidern den prächtigen Anzug beschmutzte und zerdrückte. Beim eiligen Hinaufziehen der Tochter nach der Haustür trat sie sich sogar auf das Atlaskleid und riß ein fröhliches Loch in die Spitzengarnierung von großem Werte. Gleichzeitig kamen von der andern Seite der Freitreppe zwei Gäste des Hauses vor der Haustür an

und wurden Zeugen dieser Szene, die sie in verschiedenem Sinne zu erfreuen schien. Sie hatten beide ein leichtsinnig Ansehen, schon dadurch, daß sie sich Freiheiten in der Haartracht erlaubten, die damals noch nicht gewöhnlich waren. Die Perücken aus Ludwigs XIV. Zeit waren noch in einer Krisis begriffen und schwankten zwischen Sein und Nichtsein. Die beiden Kavaliere aber zeigten sich in dreisten Schwedenköpfen, der eine im blonden Krauskopfe, der andere in glattem schwarzen Haare. Für den Kenner wäre dies und ihr Hinblick auf die mütterliche Zärtlichkeit wohl ein Zeichen gewesen, daß sie diesem Hause keinen strengen Stil zutrauten oder es keines strengen Stils würdigten. Besonders der Schwarzkopf schien die Zärtlichkeit vor der Haustür frech zu bespötteln. Er richtete auch seine Begrüßung zunächst an die Mutter, welche ihn indessen gedankenlos kurz abfertigte. Der blonde Krauskopf dagegen wendete sich an Jeanne, und es schien, als ob er genau mit ihr bekannt und ihr lebhaft *zugetan* sei. Er hieß Chevalier von Milhe und war seinem Begleiter, dem Marquis von Broglio, an Rang und Ansehen bei weitem untergeordnet. Beider Familien stammten indessen aus Italien, und vielleicht waren sie dadurch einander näher gekommen, vielleicht war auch die Kameradschaft nur ein Ergebnis damaligen Stils: durch den Sinn des Regenten und aus Überdruß an der so lang herrschend gewesenen Etikette des Standesunterschiedes waren in den ersten Jahren der Regentschaft lustig alle Standesunterschiede durcheinander gewirrt worden. Es fiel gar nicht mehr auf, daß der Marquis von Broglio Arm in Arm mit einem kleinen Edelmanne ins Haus eines bürgerlichen Parvenüs ging.

Dieser Parvenü war freilich der absonderlichste, den Frankreich, vielleicht Europa damals besaß. Broglio und Milhe, welche die Damen bis zu deren Zimmern begleitet und sich dann von ihnen verabschiedet hatten, fanden diesen Emporkömmling in den glänzend staffierten Gesellschafts-

räumen; er war umgeben von Herrn und Damen aller Stände, bewundert von aller Welt. Man drängte sich um ihn, man erzählte sich feurig, was er geäußert, kurz man betrug sich, als ob die Welt der Prinzen und Herren und Bürger total umgekehrt worden sei. In der Tat war eine Reaktion eingetreten: wie man sich vor kurzem noch nur dem gefeiertsten Fürsten Europas gegenüber benommen hatte, so benahm man sich jetzt einem Emporkömmlinge gegenüber. Und Prinzen wie Prinzessinnen standen an der Spitze dieser Reaktion, nicht eines Prinzips wegen, dessen sie sich bewußt gewesen wären, denn sie waren im Grunde noch ganz dem Prinzip der herkömmlichen Etikette angehörig, nein, einer Mode wegen, die vielleicht auf tiefer historischer Notwendigkeit beruhte, die aber zunächst nur von dem Regenten ausging und von dem natürlichen Bedürfnisse geistreicher Menschen unterstützt wurde, von dem Bedürfnisse, die Welt einmal aus anderem Standpunkte zu betrachten. Der Herzog von Orleans, damaliger Regent von Frankreich, war ein genialer Mann, und seiner eigenen Beschaffenheit gemäß ließ er auch mancherlei geniale Bestrebung gewähren. Sein Wesen war übersättigt von der ringsum geschlossenen Form, welche bis daher in Frankreich geherrscht hatte, und er öffnete aller Spekulation die Tür. Deshalb kann man sagen, die Revolution habe in Frankreich begonnen von dem Augenblicke an, da Ludwig XIV. die Augen schloß. Gleich das Testament desselben, welches die Regentschaft des Herzogs von Orleans behindern sollte, ward umgestoßen, und als nächster Schritt gründlicher Umänderung folgte die Einsetzung von Konseils, welche die Ministerien in die Rolle bloß folgsam ausführender Behörden zurückdrängten, und welche einen Übergang bilden konnten zu gemischter und mehrfach kontrollierter Regierungsform. Dazu traten die sogleich ausbrechenden Kämpfe mit der römischen Staatskirche, welcher nicht mehr die antinationale Einmischung und Herrschaft gestattet wurde, und diesen

beiden wichtigen Änderungen folgte die ebenso wichtige und in ihren nächsten Folgen am auffallendsten wirkende Reform des Finanzwesens, welches der verwegensten Spekulation preisgegeben wurde.

Der Held dieser Spekulation, der Held aller praktischen Genialität war dieser Emporkömmling namens Law, dessen Haus täglich angefüllt war mit vornehmen und mächtigen Leuten. Es war ein großer, schöner Mann mit ausdrucksvollem Gesicht. Man wollte bemerken, daß dieser Ausdruck zuweilen entstellt werde, bald durch ein unverkennbares Lauern, bald durch eine gewisse Brutalität. Beides erscheine jedoch nur zuweilen, und da die meisten Frauen erklärten, er sei schön und interessant, so ward jene Bemerkung von keinem weitern Gewicht. Über dem linken Auge hatte er eine Narbe, und bei näherem Zusehen schien es, als ob der Blick dieses Auges matter sei als der des rechten, welches in seiner Größe und Schwarzbläue eine durchbohrende Gewalt hatte. Dieser Fehl sollte von einer Mißhandlung herrühren, welche ihm in Italien widerfahren sei. Überhaupt war man über seine Herkunft und seine Lebensschicksale im Streit, und dadurch wurde das Interesse an ihm nur erhöht. Unter demjenigen Teile des vornehmen Adels, welcher streng am Stile des verstorbenen Königs hielt, hatte er entschlossene Feinde. Sie erzählten spöttisch, er sei der liederliche Sohn eines Goldschmiedes in Edinburg, der das kleine Vermögen seines Vaters gemein durchgebracht und dann von Spiel- und Schurkereien gelebt habe. Damals schon habe er dem schottischen Parlamente sein nichtswürdiges System des Papiergeldes vorgeschlagen, sei aber trotz augenblicklicher Geldverlegenheit des Parlaments abgewiesen worden mit dem Bemerken, eine Anstalt, die den Kredit gewaltsam auf Erdichtungen gründen wollte, sei unmoralisch, gesetzwidrig und für den Staat gefährlich. Darauf habe er durch einen Sekretär des Marschalls Turenne an den Kontrolleurgeneral Pelletier schreiben

lassen, er wisse ein Mittel, den König zu bereichern und ihn vor jeder Empörung der Untertanen sicherzustellen. Aber unter dem großen Könige sei solche betrügerische Scharlatanerie mit Unwillen abgewiesen worden, und es sei dem leichtsinnigen Regenten vorbehalten gewesen, dergleichen Schwindelei in Ansehen zu bringen! Noch mehr: die Frauensperson, welche er in Paris als seine Frau vorstelle, und welche sich durch schlechte Manieren zum Ergötzen der Roués auszeichne, sei eine gewöhnliche Dirne, die er einem Engländer entführt habe. „Und in solcher Gesellschaft," setzte ein eisgrauer Herzog hinzu, welcher dies alles dem Marquis von Broglio und dem Chevalier von Milhe vorgehalten hatte, „findet man heutigentags die französische Noblesse!"

„Seit wann zählen Sie sich nicht mehr zu dieser Noblesse?" fragte lächelnd Broglio, indem er auf die Gruppe von Herren und Damen blickte, die zwei Schritte von ihm Law umgab.

„Ich zähle mich nicht dazu," erwiderte mit lauter Stimme der alte Herzog, „wenn ich törichter Neugier halber meinen Fuß über diese Schwelle gesetzt habe."

Law, der diese Worte gehört haben konnte, richtete seine Augen auf den Herzog von Havré, welcher sie gesprochen, und es entstand eine allgemeine Stille. Man machte sich auf eine Szene gefaßt, besonders da Law langsamen Schrittes auf den Herzog zuschritt. Während aber dies geschah, und noch ehe sich eine Unterredung entspinnen konnte, welche den unterhaltungslustigen Franzosen ein pikantes Vergnügen zu werden versprach, da Law als sehr klug und scharf sprechend, der Herzog von Havré als ein geistvoller Vertreter des stolzen Adeltums bekannt war — öffneten sich die Flügeltüren, und eine neue Erscheinung nahm alle Aufmerksamkeit, auch Laws selber in Anspruch. Diese Aufmerksamkeit galt nicht bloß dem höchst auffallenden Äußern des Eintretenden, sondern der Bedeutung dieses Mannes und der Bedeutung, welchen sein

Eintritt bei Law in diesem Augenblicke hatte. Ganz Paris wußte, daß der eintretende, furchtbar aussehende Mann keinen müßigen Besuch machte, und daß also seine jetzige Erscheinung wahrscheinlich einen Entscheid bringe über eine wichtige Stellung im Staate, welche für Law erwartet und von der ganzen alten Partei auf Tod und Leben bekämpft wurde.

Ehe also der magre, in schwarze Farben gekleidete Mann, dessen abschreckend häßliches, dunkelfarbiges Gesicht von buschigen schwarzen Augenbrauen und kohlschwarzer Perücke furchtbar beschattet wurde, näher bezeichnet werden kann, muß über die politische Stellung Laws einiges Nähere mitgeteilt werden. Ob der Ursprung und die frühere Geschichte dieses Mannes so gewesen sei, wie der Herzog von Havré geäußert hatte, mag auf sich beruhen. Ebenso der weitere Verlauf Lawscher Lebensgeschichte, von der seine Feinde aussagten, sie habe in Italien unter lauter unwürdigen Verhältnissen weitergespielt. Er sei aus Venedig und Genua gejagt worden, weil er den jungen Kavalieren durch wunderliche und gewiß betrügerische Zahlenkombination das Geld abgewonnen habe. Im übrigen Italien sei er darauf umhergeschweift und habe sich durch abenteuerliche Wetten und andre raffinierte Schelmereien ernährt. Endlich sei er auch nach Turin gekommen und habe dem Herzog von Savoyen sein berüchtigtes Finanzsystem vorgelegt. Der Herzog aber habe sogleich daraus ersehen, daß es sich darin am Ende nur darum handle, nach und nach alles Geld aus dem Lande zu ziehen, und habe ihn geradezu gefragt, wie denn die Untertanen, wenn sie alles baren Geldes beraubt wären, noch ferner welches liefern sollten in Steuern und Abgaben? Und ob denn ein Fürst andern Reichtum auf die Dauer haben könne als den Reichtum seiner Untertanen? Diese Frage habe den frechen Menschen außer Fassung gebracht, und er habe das Land des Herzogs eiligst verlassen.

Diese Vorgeschichte wurde von Laws Freunden bestritten

und anders erzählt, gewiß war nur, daß er nach Paris gekommen war und noch unter Ludwig XIV. zum zweitenmal seine Finanzpläne vorgelegt hatte, ohne auch bei diesem zweiten Male Gehör zu finden. „Natürlich!“ schrien seine Freunde, „das Finanzwesen war bis daher ein plumpes und geistloses, und es bedurfte zu dessen Reform genialer Einsicht! Dem Regenten ist diese Reform vorbehalten! An den Regenten hatte sich denn auch Law unverzüglich gewendet. Der Regent hatte Laws Pläne dem Herzoge von Noailles, welcher zu Anfang der Regentschaft der wichtigste und tüchtigste Staatsmann war, zur Prüfung vorgelegt, und dieser hatte sie allerdings auch, nachdem er sie mit Sachverständigen geprüft, zurückgewiesen. Aber hierbei war sogleich Laws Geschicklichkeit in günstigem Lichte erschienen: er hatte bescheiden erwidert, daß er wohl einsehe, man müsse erst Vertrauen zu ihm haben, ehe man seinen weitreichenden Plänen Vertrauen schenken könne. Er wolle also zunächst nur ein einfaches und zweifellos sichres Institut vorschlagen und sich selbst dabei mit der ansehnlichen Summe von 300 000 Livres beteiligen. Dieses Institut war eine Bank, welche für Handel und Wandel den Geldumsatz erleichtern solle. Sie sollte aus sechs Millionen Livres Fond bestehen, und dieser Fond werde durch Zusammentritt einer Aktiengesellschaft gebildet werden. Die Aktie sollte 1000 Livres hoch sein, und jedermann, der Vertrauen habe, könne sich dabei beteiligen. Jedermann würde Vorteil davon haben mit Ausnahme einiger Bankiers, die sich jetzt für Wechsel eine hohe Provision zahlen ließen und mit Entstehung der Bank nicht mehr gesucht werden würden, da sich die Bank mit einer geringern Provision begnügen könne.

Dieser Vorschlag fand bei der Regierung Beifall, und es war im Frühjahre 1716 eine Bank errichtet worden mit Privilegien für Law und dessen Teilnehmer. Um den Kredit der Bank zu heben, denn als ungewöhnliche Einrichtung

werde sie dessen anfangs entbehren, setzte es Law durch, daß der königliche Schatz mit Bankbilletts zahle. Diese konnte man unverzüglich bei der Bank in bares Geld umsetzen. So geschah's, da dieser Umsatz in bares Geld prompt erfolgte, daß man Vertrauen faßte und sich allmählich daran gewöhnte, lieber die leichten Bankbilletts als schwere Metallmünze bei sich zu führen.

Von da an war Laws unverkennbares Streben dahin gegangen, die Bank zu erweitern, eine größere Masse Papiergeldes durch sie in Umsatz zu bringen und sie endlich zu einer königlichen erhoben zu sehen, die den ganzen Wert des Reiches in sich darstelle. Dazu mußten aber die Leiter des Staats erst solche sein, welche sich seinen Plänen durchaus geneigt zeigten, und der Herzog von Noailles vor allem mit denjenigen Ministern, die zu ihm hielten, mußte gestürzt werden. Laws Verbündete waren der Abbé Dubois, ein nicht minder verwegener Abenteurer, der es in rein politischer Sphäre durch Begünstigung des Regenten zu hoher Stellung und Macht brachte, und Voyer d'Argenson, der unter dem verstorbenen Könige Polizeileutnant von Paris gewesen war und diese Polizeistelle zu unerhörter Wichtigkeit erhoben hatte. Dem alten Könige und der Frau von Maintenon alle geheimen Dinge der Hauptstadt berichten zu können, war er unermüdlich beflissen gewesen, und um alles dem Könige Feindliche rasch und ganz unterdrücken zu können, hatte er die lettres de cachet aufgebracht. Vermöge dieser durfte nun jedermann ohne weiteres verhaftet und kriminell behandelt werden, während früher stets eine Vollmacht vom Parlamente dazu nötig gewesen war.

Durch diese Stellung, welche er mit erschrecklichem Eifer ausfüllte, war er der Großinquisitor von Frankreich geworden; man nannte ihn „den Satan", man fürchtete ihn wie den Satan. Und dieser Mann hatte es im Frühjahr 1718 dahin gebracht, daß Noailles und d'Aguesseau, die solid fortschreitende

Regierungspartei gestürzt, er selbst aber mit seinen Genossen an die Stelle gesetzt wurde, und dieser selbst von seinen Freunden gefürchtete d'Argenson, „le damné", trat jetzt in Laws Salon in seiner schwarzen, stets schrecklichen Erscheinung.

Law selbst erschrak vor ihm, obwohl er seit langer Zeit in vertraulichem Bunde mit ihm war, und obwohl er günstige Nachricht von ihm erwarten durfte. Unsicherer, als es sonst in seinem Wesen lag, ging er dem schwarzen Minister nur einige Schritte entgegen; alle Welt wich aus dem Wege, und sie trafen wie ein paar Heerführer auf freiem Felde inmitten des freien Saals zusammen. Das Stillschweigen der Gesellschaft war immer feierlicher geworden, sogar an den Spieltischen ruhten die Karten, und an einem derselben blickte sogar die Marquise von Parabère, eine der lustigsten, unbesorgtesten Damen des damaligen Frankreich, mit gespanntem Auge auf die Szene. Bei dieser Stille konnte jedermann die Worte d'Argensons, obwohl er sie hofmäßig nur sehr schwach betonte, deutlich verstehen. Sie lauteten aber: „Seine Königliche Hoheit der Regent erwarten Herrn Law um neun Uhr im Palais Royal!"

Law blickte, wie jedermann in der Gesellschaft, augenblicklich nach der in prachtvoller Goldarbeit blitzenden Uhr des Salons — es fehlte nur noch eine Viertelstunde an neun Uhr. Er verbeugte sich also vor d'Argenson, um diesem anzudeuten, daß er sogleich aufbrechen wolle, und d'Argenson sprach: „Ich werde Sie begleiten." Nach diesen Worten machte er der Gesellschaft ringsum ein Kompliment und überlief dabei mit halb geschlossenem Auge sämtliche Anwesende, als ob er sie zählen und aufzeichnen wolle. Jedermann empfand, daß dieser Blick ihn gefunden habe, und während so jedermann einen Augenblick mit sich und seinem Verhältnisse zu d'Argenson beschäftigt war, hatte dieser mit Law den Salon verlassen.

Als ob ein Raubvogel, welcher eine Zeitlang über einer

Schar Geflügel in der Luft geschwebt und deren Aufmerksamkeit gebannt hatte, als ob ein solcher endlich verschwunden sei und nun alles wieder aufatmen könne, so kam nun erst wieder Leben in die Gesellschaft. Merkwürdig war's, daß man ohne allen Grund der Besorgnis für Law doch für ihn fürchtete, weil d'Argenson ihn zum Regenten zitiert hatte. Alle Sagen über Laws geheimnisvolle Vergangenheit tauchten mit einem Male auf, und man erzählte sich leise, er habe von England aus einen Mord auf dem Gewissen, der jetzt bei Laws plötzlichem Emporkommen von England aus zur Sprache gebracht sei. Dubois, den eine Gesandtschaft nach England geführt, habe ihn opfern müssen, um die Allianz Frankreichs mit England, welche dringend betrieben werde, zu erlangen. Man wußte, daß Dubois sonst Laws Verbündeter gewesen, aber man wollte jetzt genaue Kunde haben, daß er ihn um seiner eignen politischen Zukunft halber geopfert habe. Alle Parteien sprachen einen Augenblick unbefangen miteinander, denn d'Argenson war der alten Königspartei ebenso herkömmlich furchtbar wie der modernen Welt. Eine alte Dame neben der Marquise von Parabère am Spieltische flüsterte leise, ob nicht vielleicht von der Mutter des Regenten, der gröblichen deutschen Hoheit, ein Streich gegen Law ausgehen könne, sie habe offenbar ihr Auge auf den schönen Fremdling geworfen, „und Herr Law — Herr Law ist nicht der Mann, vor einer Zumutung zurückzuschrecken!" unterbrach die Marquise jene alte Dame.

Der Eintritt Jeannes brachte endlich die Gesellschaft auf eine andre Bahn. Diese Tochter Laws fand ungeteilte Gnade vor aller Herrenwelt, und ihre Mutter, deren Toilette nur notdürftig wieder in Ordnung gebracht war, diente allen Damen als Blitzableiter des gutmütig ausgedrückten und schlimm gemeinten Spottes. Madame Law war jeder Französin als eine Vertreterin des geschmacklosen weiblichen Englands unschätzbar und wurde mit Zuvorkommenheit überhäuft,

eine Zuvorkommenheit, welche nur Jeanne nicht täuschte, aber selbst den sonst so scharfsichtigen Law irreführte. Er hätte sonst seine Frau von der Gesellschaftswelt entfernt; die schmerzlich dabei leidende Jeanne konnte aber unter solchen Umständen nicht einmal mit einem vorlauten Rate hervortreten.

Der Chevalier von Milhe, welcher ernstliche Absichten auf Jeannes Hand hegte, hatte außerdem die Meinung verbreitet, diese Madame Law sei nur die Amme Jeannes, und das wichtigste Ereignis in Laws früherem Leben sei ein intimes Liebesverhältnis mit einer englischen Herzogin gewesen. Aus diesem Verhältnis sei ihm Jeanne und ein mörderisches Duell entsprossen, um deswillen er aus England habe flüchten müssen. Broglio pflegte dabei zu sagen, der Roman „Law und Kompanie“ sei die Aktienbank des Chevalier, die Wahrheit sei gleichgültig, und es komme alles darauf an, ob das Papier Kredit habe.

Bei der französischen Galanterie hatte Jeanne, ein schönes, wohlgebildetes, heitres Mädchen, leichtere Stellung als selbst ihr Vater. Sie galt für den zweifellos echten Edelstein des Hauses, ja es bewarben sich außer Milhe, dessen Adel von leichtestem Gewicht war, mehrere stattliche Edelleute um ihre Hand, und da sie meist zugegen waren, so kam die leichte französische Gesellschaft bald über die gespannte Stimmung hinaus, welche d'Argensons Zitation hervorgebracht hatte. Man fragte Jeanne nach ihrer Reise, man scherzte über die Auskunft, als habe sie in der Pikardie eine Seigneurie in Augenschein nehmen und über deren Schönheit oder Nichtschönheit ein Urteil fällen sollen, und doch flüsterte man sich zu, daß dieser Law ein enormes Geld besitzen müsse, da er neben der Bank fortwährend auf Käufe ausgehe. So verging eine Stunde, und Law war plötzlich wieder mitten in der Gesellschaft, ehe man sich dessen versehen hatte. Alles drängte sich um ihn, und er teilte heitern Angesichtes die

Nachricht mit, die Lawsche Bank sei vom morgenden Tage an die Königliche Bank von Frankreich, stelle also den ganzen Wert des Reiches in sich dar.

Nachdem die Gratulationen sich Luft gemacht hatten, fuhr er in demselben Tone fort: „Meine Herrschaften, ich gratuliere Ihnen, daß Sie die ersten sind, welche davon und von dem, was damit zusammenhängt, und was ich Ihnen als Freunden meines Hauses sogleich mitteile, Kunde erhalten. Die Regierung hat nämlich neben meiner Bank eine neue Handlungsgesellschaft konzessioniert, welche den Namen ‚westindische Kompanie' trägt, und welche der ausgebeuteten europäischen Welt neue Kräfte und Hilfsmittel zuführen wird. Die Landstriche am Mississippi, welche von der Natur so verschwenderisch ausgestattet sind, sollen bebaut und in ein einträgliches Paradies verwandelt werden. Dieses Louisiana soll eine neue blühende Jugend Frankreichs werden. Von morgen an werden Aktien auf dieses Land ausgegeben werden, die Quadratmeile für den lächerlich geringen Wert von 30 000 Livres. Es ist Ihnen vorbehalten, dem großen Publikum voraus sogleich hier Mississippiaktien zu zeichnen und sich Herzogtümer und Grafschaften mit Mahagoniwäldern zu sichern."

Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Mitteilung, und jedermann wollte zuerst in das Zimmer gewiesen werden, wo Renard bereit saß, die Aktienzeichnung formell in Empfang zu nehmen. Man umarmte Law, man nannte ihn das Genie Frankreichs, und sogar die, welche ihm bis daher abgeneigt gewesen waren, schienen geblendet zu sein. Indes hätte doch Law trotz der Million, welche im Handumkehren gezeichnet war, durch einige Äußerungen bestürzt werden können, wäre er nicht seiner Sache in betreff der sanguinischen Menschheit allzu sicher gewesen. Der Marquis von Canillac nämlich, ein Günstling des Regenten und bekannt als ein nüchterner, strenger Mann, der nur im Schuldenmachen für leichtsinnig galt, sagte ihm beim Weggehen so laut, daß es die ebenfalls

Abschied nehmende Gesellschaft hören konnte: „Herr Law, Sie haben mir mein System gestohlen, um Geld zu verdienen. Ich mache Billetts, und bezahle sie nicht; Sie werden es ebenso machen. Ich fordre mein System zurück; es ist mein Eigentum."

„Das ist wenigstens eine originelle Art, sich zum Kompagnon anzubieten!" erwiderte Law mit lachender Unverschämtheit, und die Gesellschaft stimmte ein in dieses Lachen. Aber während dieses Gelächters sagte ihm der Marquis von Broglie: „Es wäre ein Wunder, Law, wenn Sie nicht gehenkt würden!"

„Aber, Herr Marquis!" rief entrüstet de Milhe, welcher neben ihm stand und allein diese Bemerkung gehört hatte.

„Still, still, Chevalier!" sagte Law, der nur einen Augenblick ernsthaft drein gesehen hatte, „der Marquis glaubt ja an keine Wunder!"

Broglie achtete nicht darauf und ging. Milhe sprach noch einige Worte leise zu Law, ergriff dabei dessen Hand, ging noch einmal rasch zu Jeanne, um sich deren Wohlwollen zu empfehlen, verbeugte sich respektvoll vor Madame Law und eilte dann rasch der übrigen Gesellschaft nach.

„Was hat dir der Chevalier gesagt?" fragte Jeanne, welche mit ihrem Vater und ihrer Mutter jetzt allein im Salon war, und mit dem Vater auf und nieder ging, während sich die Mutter auf ein Sofa legte und einzuschlafen schien.

„Es betrifft dich!" erwiderte Law; „er hat von neuem um deine Hand angehalten."

„Ach, der ist nicht vornehm genug!" sagte gähnend Madame Law.

„Die Gelegenheit ist unschicklich," bemerkte Jeanne. „Jetzt, da sich deine Laufbahn so glänzend erweitert, mußte er nicht im Augenblicke wieder damit hervortreten."

„Er gefällt dir nicht? Er ist auch dir nicht vornehm und auch nicht hübsch genug?"

„Was frag ich danach! Die hübschen Männer gefallen aller Welt. Ich möchte keinen Mann, von dem alle Welt sagen würde: Die Wahl zeigt einen Geschmack, der nicht übel ist. Milhe sieht charaktervoll aus, das ist beim Manne mehr als Schönheit, und von dieser Seite also hätte ich nichts einzuwenden. Ob er vornehm oder nicht vornehm, das ist mir auch gleichgültig."

„Wir wollen ihn auch schon vornehm machen, Jeanne!"

„Das eben ist mir zuwider! Der Mann muß nicht seiner Frau die Stellung in der Welt verdanken. Er kann schaffen und erobern, dafür ist er Mann, wir können das nicht, uns muß der Mann die große Lebensaussicht bringen. Fehlt ihm das, so ist er uns uninteressant, sei er auch geistreich und gewandt wie Milhe."

„Es täte mir sehr leid, mein Kind, wenn du wirklich so anspruchsvoll wärest. Laß dich doch ja nicht dazu verführen durch meine Stellung in der Welt; ein unerwarteter Windstoß kann sie zertrümmern. Nicht bloß um müßiger Spielerei willen trachte ich danach, auch außerhalb Frankreich Besitzungen zu erwerben, und nicht bloß deiner Reiselust halber habe ich dich mit Renard nach Flandern gesendet und Güter und Schlösser betrachten lassen: Renard hat gekauft, und die Götter mögen wissen, wie schnell wir dort ein Asyl zu suchen haben. Mein Gedeihen dahier hängt von der Gunst, der Macht und dem Leben des Regenten ab. Die Gunst kann mir unter den Füßen hinweggleiten, denn Orleans ist wie alle genialen, gutmütigen Leute von keiner Standhaftigkeit, von keiner Treue. Er rächt sich nicht leicht, aber er schützt auch nicht leicht, und außerdem kann seine Macht wie sein Leben ein rasches Ende nehmen. Die ausschweifenden Lustbarkeiten seiner Nächte, das wilde Leben mit diesen Roués zerstören nicht nur allmählich seinen Körper, sondern können ihn auch einmal rasch in den Tod stürzen. Meine erste Frage des Morgens ist immer: lebt der Regent noch?

Denn ich weiß, daß er in allerlei Verkleidungen des Nachts umherläuft in dieser wüsten Stadt, daß er unbeschützt, unbewacht umherläuft und sich sorglos in die wildesten Gesellschaften mischt. Wie rasch, wie wahllos trifft ein Degenstoß unter Zänkern, wenn ich auch an keinen absichtlichen Degenstoß der beleidigten, ja ergrimmten Königspartei denken will, an keinen Dolchstoß eines der zahlreichen Ehemänner, dem die herrschenden Roués Ansehen und Ehre gekränkt. Darum, Jeanne, weil ich keinen sichern Boden unter mir fühle, weil ich jeden Tag vom Äußersten bedroht sein kann, will ich deine Zukunft sobald wie möglich sicher gestellt wissen. Der Schlag, welcher mich treffen kann, trifft dann dich nicht notwendig mit, du gehörst dann durch einen begüterten französischen Gemahl der französischen Welt an, ja durch deine gesicherte bürgerliche Stellung kann ich selbst wie durch ein Ankertau mit diesem Staatsschiffe Frankreich in Verbindung bleiben. Aber das letztere ist Nebensache: ich liebe nichts auf der Welt als dich, und es liegt mir nichts so am Herzen, als deine Existenz sicher zu begründen. Das muß jetzt geschehen! Ich bin jetzt auf dem höchsten Punkte, den ich erreichen kann. Einem der älteren von deinen Freiern mag ich dich nicht geben, eben weil sie vornehmer sind als Milhe; beträfe mich ein Unfall, so würden sie dich eben ihrer Vornehmheit willen verstoßen. Milhe aber hätte alles, was er wäre, von dir, denn Geld kann ich ihm soviel geben, als die alten Freier zusammen besitzen, und Rang wie Titel verschaff' ich ihm binnen vier Wochen. Dazu ist er mutig und ohne Vorurteil und würde dich zu verteidigen wissen, es ist mir also unter allen Gesichtspunkten erwünscht, wenn du ihm deine Hand gibst, und zwar zwischen heut und acht Tagen."

„Mein Gott!"

„Warum erschrickst du? Du hast ihn gern, du ziehst ihn allen übrigen vor."

„Nein."

„Nein? Seit wann nein? Liebst du einen andern, sprich! Es ist fast alles möglich in der Welt! Ist's nicht ein Prinz von Geblüt, so verschaffe ich dir auch den Ehebund mit einem andern. Sprich, wer ist's?"

Wie hätte aber Jeanne sprechen können! Vor ihrem Herzen stand in diesem Augenblicke nur das Bild jenes Grafen Anton, den sie nicht kannte, der so abenteuerlich zudringlich und ihr deshalb im ersten Augenblicke lästig gewesen war. Was gaukelte dies Bild vor ihr umher? Was übten die brennenden Augen des schwarzen Grafen für eine Verblendung über sie aus?!

„Sprich, Jeanne, vertraue deinem Vater, liebst du einen Mann mehr als Milhe?"

„Nein, das nicht."

„Nun, dann zögre nicht! Es ist noch andere Gefahr im Verzuge. Der Regent hat von deiner Schönheit gehört, er will dich sehen. Das kann ich nicht verhindern, aber das darf nur geschehen, wenn du einen andern Beschützer als mich zur Seite hast. Im Theater sucht dich sein Auge, wie sehr du auch dieses Gaukelspiel liebst, du darfst es nicht eher wieder besuchen, als bis ein Verlobter oder Gatte neben dir erscheint. Entschließe dich! Für die wichtigsten Entschlüsse ist uns die Zeit immer am kürzesten zugemessen. Drei Tage lasse ich dir zur Überlegung, ob du einen andern Mann dem Chevalier vorziehen wolltest. Weißt du mir nach Verlauf dieser Frist keinen zu nennen, so ist deine Unentschlossenheit die gewöhnliche Mädchenart, welche vor jeder ausschließlichen Handlung stockt, und ich nehme dann keine Rücksicht weiter, und verheirate dich mit dem Chevalier. Gute Nacht, mein Kind! Ich muß noch arbeiten; denn Paris wird morgen unser Haus um Missisippiaktien stürmen, und wir müssen bereit sein, den ersten Enthusiasmus vollständig zu benutzen."

Jeanne blieb wohl noch eine Stunde lang mit ihren Gedanken und der schlafenden Mutter allein in dem glänzend

erleuchteten Salon. Sie war gepeinigt vom Verlangen des Vaters, und doch konnte sie vernünftigerweise, ja nicht einmal deutlich etwas dagegen sagen. Ihr schwarzer Graf war ja doch nur ein wunderliches Gespenst. Aber sie war ihres Vaters energische Tochter; für jeden Fall wollte sie wissen, wie jener Graf geheißen und was es mit ihm für eine Bewandtnis habe. So beschloß sie denn, mit nächstem Morgen einen geschickten Kundschafter nach jenem Schlosse an der Maas auszusenden.

Was sind wir mit unserm kleinen Vorsichtsgewebe neben dem großen Netze des Schicksals, welches uns in seine Millionen Maschen einspannt! Am dritten Tage nach jener Unterredung war Graf Anton in Paris, und eben weil Jeanne mit ihrem Entschlusse zögerte und noch einige Zeit vom Vater zu gewinnen suchte, eben deshalb erschien sie jetzt weder in der Kirche, noch im Luxemburggarten, noch im Theater, um vom Regenten nicht gesehn zu werden, und eben deshalb war sie unentdeckbar für den Grafen Anton, wie geflissentlich dieser alle öffentlichen Gelegenheiten aufsuchte. Paris sprach in den ersten Tagen seines Aufenthaltes von nichts als von den Mississippiaktien und von Law, und dadurch hätte er wohl auf das Haus seiner Schönen aufmerksam werden können. Aber teils kümmerte er sich vor dem Verlangen seines Herzens wenig um Finanzangelegenheiten, teils gehörte er in Sinn und Herkunft zur alten royalistischen Partei Frankreichs, welche mit Verachtung auf diese Vorgänge blickte, und eine Teilnahme daran scheute wie die Berührung eines Pestkranken. An diese Partei richtete er denn, weil unter ihr seine Verwandten waren, seine erste Ansprache, und wurde dadurch an jedem auch noch so entfernten Verkehre mit dem Lawschen Hause gehindert. Übrigens erregte seine Erscheinung unter diesen seinen

Standes- und Meinungsgenossen großes Aufsehn. Einmal um seiner Schönheit willen, und dann wegen der plötzlichen, geheimnisvollen Art seines Auftretens. Er brachte an die großen Familien seiner Verwandtschaft nicht das geringste Zeichen der Empfehlung oder Mitteilung von seinem Bruder, dem Haupte seiner Familie, oder von irgend einem Familiengliede. Und doch war sein Äußeres und Wesen so offenbar das Äußere und Wesen eines Grafen Horn, daß alle alten Damen und Herren einstimmig erklärten, er müsse zweifellos als dieser Familie zugehörig aufgenommen werden. Dazu kam, daß ihm der Kastellan die verlangten Papiere richtig nach Maubeuge geliefert hatte, daß er mit ihnen sogleich Tags nach seiner Ankunft unzweifelhafte Ansprüche auf eine Erbschaft der Prinzessin von Epinoy geltend machte, und daß ihm die Besitznahme dieser Erbschaft ohne weiteres gestattet wurde, insofern ein großes Hotel auf dem Theatinerkai und die Renten eines Landgutes in der Pikardie darin einbegriffen waren. So lebte er denn gleich von vorn herein als ein vornehm eingerichteter Seigneur und ward wenigstens von den männlichen Häuptern der großen Adelshäuser mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt. In das Innere der Familien sollte er eingeführt werden, sobald man Nachrichten, die man erbeten, von seinem Bruder erhalten hätte.

Graf Anton hatte zwar von Maubeuge aus keine unmittelbare Veranlassung zu dem Glauben gehabt, seine Schöne sei nach Paris gereist, aber als stolzer Seigneur zweifelte er keinen Augenblick, eine so stattlich ausgerüstete Dame gehöre dem ersten Stande an, und deshalb glaubte er, wenn sie auch nicht in Paris selbst zu finden sei, so werde doch im Mittelpunkte des Landes am leichtesten eine Auskunft oder wenigstens ein Fingerzeig gewonnen werden. Wenn eine so seltene Schönheit außer Landes reise, so werde man bei fleißiger Nachfrage wohl entdecken können, welchem Hause sie angehöre. Niemand jedoch wußte ihm eine Spur an-

zuzeigen, und das kam eben daher, daß er sich mit seiner Nachfrage nur an die Mitglieder des royalistischen Adels wendete, welche sich streng außer allem Verkehr mit dem Lawschen Hause erhielten und deshalb von einer Reise Jeannes keine Kunde hatten. Ebenso fruchtlos war sein aufmerksames Umhersuchen an allen Orten, an denen Damen öffentlich erschienen: Jeanne zeigte sich eben in jener Zeit nirgends öffentlich, weil ihr Vater dies in Verbindung gebracht hatte mit ihrem Entschlusse einer Bräutigamswahl. Nun machte Graf Anton zwar durch seine auffallende und schöne Erscheinung überall das größte Aufsehn, und alle Welt, besonders die Damenwelt sprach mit Anteil und Neugierde von dem geheimnisvollen belgischen Grafen Horn, ja dies Besprechen drang auch bis zu Jeanne, aber Jeanne achtete nicht darauf, weil sie den Namen ihres abenteuerlichen Ritters nicht kannte, und keine Ahnung davon hatte, dieser Graf Horn und das lebhafte Bild ihrer Erinnerung seien dieselbe Person.

Dem Grafen wurde übrigens die Entdeckung plötzlich ganz nahe gebracht. Gemäß der damals einreißenden Sitte, alle Münze durch Papiergeld zu verdrängen, war dem Grafen die ererbte Rentenzahlung ebenfalls in Banknoten geleistet worden. Er haßte diese Neuerung und schickte sogleich nach einem Wechsler. Renard, ein Werkzeug Laws, hatte sich hinter dessen Rücken eine einträgliche Kundschaft dieser Art angelegt und zwar besonders unter den höheren Ständen. Für den sofortigen Umtausch in bares Geld ließ er sich einige Prozente zahlen, und verwandelte bei seiner Rückkehr in Laws Kontor die eingelösten Papiere sogleich in bares Geld, die Namen derer ins Hauptbuch eintragend, welche eben deshalb, weil ihr Stolz einen solchen Verkehr mit der verhaßten Bank umgehen wollten, das Zwischengeschäft mit ihm gemacht hatten. So sicherte er sich Tag für Tag gegen eine mögliche Entwertung der ihm eingehändigten Bankzettel,

und hatte den Wechselgewinn außerdem. Diese Kundschaft führte ihn denn auch zum Grafen Anton, und so fand eine Wiedererkennung statt, welche zu raschen Folgen führen konnte. Aber diese Wiedererkennung war nur einseitig: Renard erkannte den Grafen, dieser aber hatte damals von der Terrasse nur auf Jeanne, und nicht einen Augenblick auf Renard geblickt. Es kam also nur darauf an, ob dieser irgend einen Gebrauch von der Wiedererkennung machen würde. — Dies wollte Renard durchaus nicht, er hatte, wie schon erwähnt, einen auffallenden Widerwillen gegen diesen jungen Seigneur, und als er jetzt Geld zählend dicht neben ihm stand, verwandelte sich dieser Widerwille in eine abergläubische Furcht. Er hätte um alles in der Welt nichts tun mögen, was den Grafen ins Lawsche Haus gebracht hätte. Deshalb erwähnte er weder gegen diesen noch auch bei seiner Heimkehr gegen Jeanne mit einer Silbe seiner Entdeckung.

Am Abende dieses Tages ging Graf Anton ins Theater und machte dort die Bekanntschaft des Chevalier von Milhe, der sich ihm vorstellen ließ, und der sich sehr zuvorkommend zeigte. Graf Anton hätte von diesem Edelmanne geringen Schlags wenig Notiz genommen, wenn sich dieser nicht so überaus gefällig und geistreich erwiesen hätte. Er nannte dem Grafen auf eine sehr unterhaltende Weise alle Damen, welche in den Logen erschienen, erzählte ihm deren Lebensgeschichte und schilderte ihm pikant die verschiedenen Charaktere. Graf Anton verhielt sich dazu als ein stockernsthafter Zuhörer, der Chevalier wurde aber immer beflissener, je deutlicher er entdeckte, daß alle Damen den belgischen Grafen aufmerksam ins Auge faßten, und daß er allgemein mehr zu interessieren schien als das Stück, welches gespielt wurde. Milhe war in diesem Punkte der Eitelkeit schwach, wie es fast immer derjenige ist, welcher nur halb und halb zu einer exklusiven Gesellschaft gehört. Wo es sich um eine Lebensfrage handelte, wie bei der Heirat Jeannes, da war er tapfer

gegen das Herkommen, aber bei gleichgültigen Verhältnissen war er nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche halbvornehmer Menschen, die jede beiläufig auf sie fallende Anerkennung eifrig suchen.

Die Loge des Regenten war bis daher leer geblieben, jetzt erschien darin ein Herr und eine Dame. Die Dame, nicht mehr von frischester Jugend, aber von verführerischer Schönheit einer jungen Frau, zeigte Grazie und Heiterkeit in der lebhaften Unterhaltung mit ihrem Kavalier und sprach so viel und so laut, daß es auffallen konnte, als sie plötzlich schwieg und mit steigender Aufmerksamkeit den Grafen Anton betrachtete. Ja, es war leicht zu unterscheiden, daß sie ihren Begleiter hastig fragte, ob er diesen Fremden kenne. Dieser Begleiter war der Marquis von Broglie, welcher dem vertrauten Kreise des Regenten angehörte, mit der royalistischen Partei, welche übrigens auch seinen Savoyardenadel geringschätzte, selten in Verbindung kam und den belgischen Grafen noch nicht kannte.

„Wer ist diese Dame?" fragte der Graf den Chevalier.

„Eine Dame, vor der ich Sie warne," erwiderte dieser, „ich halte es für ein Unglück, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nicht als ob sie weniger geistreich als schön oder als ob sie von bösem Herzen wäre! Keineswegs. Sie ist von größter Liebenswürdigkeit und soll auch ein allerliebstes Herz haben. Aber sie ist bis zum Äußersten leichtsinnig. Das hätte am Ende auch nichts auf sich, wäre sie eine gewöhnliche Schönheit, deren Verlust durch eine andre ersetzt werden könnte. Aber sie macht alle Welt unglücklich, weil sie die heftigste Leidenschaft einzuflößen versteht und doch mit Gleichgültigkeit den Geliebten wechselt. Man nennt sie, weil sie eben schon mehrere Männer unglücklich gemacht und zu tollen Streichen getrieben hat, die Circe Frankreichs."

„Den Namen, den Namen, Herr Chevalier!" unterbrach ihn ungeduldig der Graf.

„Zudem ist sie jetzt in erklärter Gunst des Regenten, den sie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergestalt in Atem erhalten soll, daß er gegen all seine sonstige Gewohnheit eifersüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht."

„Was Regent!" unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu sein schien, „ich frage nach dem Namen!"

In diesem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieser Reden die Dame verlassen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgestellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er sah mit seinen erschreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquise von Parabère," sprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Ist jene Dame, neben der Sie eben standen, die Frau Marquise von Parabère?" unterbrach ihn entschieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und sie hat mir die Frage aufgetragen, ob sie in Ihnen einen Grafen Horn der belgischen Familie Horn und Overik erblicke?"

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!" erwiderte dieser, dessen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und sanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In diesem Falle", fuhr Broglie fort, „bittet die Marquise den Herrn Grafen, sich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn stets zu freundschaftlichem Dienste verpflichtet gewesen sei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère sehr erfreut sein werde, wenn sie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Beflissenheit in der ihm fremden Hauptstadt ihre Teilnahme dartun könne."

„Das französische Königtum", erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

„Zudem ist sie jetzt in erklärter Gunst des Regenten, den sie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergestalt in Atem erhalten soll, daß er gegen all seine sonstige Gewohnheit eifersüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht."

„Was Regent!" unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu sein schien, „ich frage nach dem Namen!"

In diesem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieser Reden die Dame verlassen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgestellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er sah mit seinen erschreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquise von Parabère," sprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Ist jene Dame, neben der Sie eben standen, die Frau Marquise von Parabère?" unterbrach ihn entschieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und sie hat mir die Frage aufgetragen, ob sie in Ihnen einen Grafen Horn der belgischen Familie Horn und Overik erblicke?"

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!" erwiderte dieser, dessen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und sanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In diesem Falle", fuhr Broglie fort, „bittet die Marquise den Herrn Grafen, sich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn stets zu freundschaftlichem Dienste verpflichtet gewesen sei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère sehr erfreut sein werde, wenn sie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Beflissenheit in der ihm fremden Hauptstadt ihre Teilnahme dartun könne."

„Das französische Königtum", erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

Und sich in die Ecke des Sofas, von welcher sie aufgestanden war, zurücksetzend, rief sie: „Herein!“

Der Diener erschien, verbeugte sich gegen den Grafen und gegen die Marquise und schritt dann dicht zu dieser hin, um ihr ganz leise eine Meldung zu machen. Sie sah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zustimmende Kopfbewegung und sagte zum Grafen, während der Diener hinausging: „Es tut mir leid, Graf Horn, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen, es harrt meiner ein unabweislicher Besuch.“

„Teilen Sie mir, ehe ich scheide, auf alle Unwahrscheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermutung mit über meine Unbekannte!“

„So grausam bin ich nicht!“

„Ich beschwöre Sie!“

„Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen ist Opernball; es ist wahrscheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermutung dort erscheint.“

„Sie ist in Paris?!“

„Gehen Sie hin und suchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenstand der Sehnsucht verbergen.“

„Tausend Dank!“

„Dort hinaus, Herr Graf, ich bitte!“

Aber der Graf, welchen diese Nachricht alles andere überhören und übersehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquise und verließ das Zimmer durch die Tür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Ansehen und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächsten Zimmer begegnete, und welcher auf das Gemach der Marquise zuschritt. Das unhöfliche, hastige Vorübergehen des Grafen, und dessen Äußeres schien diesem Manne aufzufallen; er blieb stehen und sah dem Forteilenden aufmerksam nach. Dieser Mann von mittlerer

Größe hatte in seiner Haltung alle zwanglose, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe sich sein lebhaft gefärbtes Antlitz spannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutselige, feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet gewesen, und jetzt erst bei Anspannung der Augen zeigte sich's, daß diese etwas hervortretenden Augen leicht entzündet seien. Sein Haar war schwarz, und ein scharfer Beobachter hätte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollsaftige Aussehen auf eine schwammige Leibesbeschaffenheit und auf Anlage zum Schlagflusse deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieselbe Zeit war über Jeannes Schicksal entschieden worden. Law hatte sie immer dringender beschworen, einen Entschluß zu fassen, der Chevalier von Milhe hatte sich auf das liebenswürdigste beeifert gezeigt, und ein Wink Renards hatte das, was sie Grille nennen zu müssen glaubte, beiseite gedrängt. Renard nämlich in seiner unbestimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeannes für diesen gefährlichen Seigneur ahnend und unterrichtet von dem Heiratsplane Laws, hatte nach seinem erschreckenden Zusammentreffen mit diesem Grafen in Paris eine Lüge für nötig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältnis zwischen Jeanne und dem Grafen abzuschneiden. Unscheinbar wußte er das Gespräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgischen Schlosse zu bringen, und ebenso unscheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: „Sie wunderten sich damals, Fräulein, daß ich mich so heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kastellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verschwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Tier abgesperrt sei, und warum er sich bei Ihrem

Anblicke so ungebärdig betrug. Der unglückliche Mann ist weibertoll und muß deshalb so sorgfältig behütet werden."

Solch eine grausame Lüge kann die tiefste Neigung vergiften, denn Mann wie Weib sind angewidert von dem Gedanken, die Liebe mit einer sinnlichen Krankhaftigkeit versetzt zu sehen. Jeanne errötete vor ihrem eignen Herzen bei solcher Nachricht und eilte hastig, eine neue, rückzugslose Welt aufzustellen zwischen sich und einer Vergangenheit, deren sie sich schämte. In dieser eiligen Hast, die um Gottes willen nicht den ausgesendeten Boten noch abwarten und das Entsetzliche vor Errichtung schützender Schranken noch einmal hören wollte, bat sie ihren Vater, die Verlobung mit dem Chevalier augenblicks anzusetzen. Dies geschah, und am Tage des Opernballes bat die gepeinigte, der Zerstreuung bedürftige Braut, auf jenen Ball geführt zu sein. Law war nun über ein mögliches Zusammentreffen mit dem Regenten ruhiger, da die Abwehr dem Chevalier zufiel, er hatte also nichts gegen den Besuch des Balles einzuwenden und bat sie nur, sich nicht unvorsichtig zu demaskieren, da der Regent mit der ganzen Schar seiner Roués auf dem Balle erscheinen werde, und da man mit diesen ausgelassenen Leuten niemals sicher sei vor ungebührlichen Auftritten, besonders da sie zu diesen Bällen immer erst nach einem schwelgerischen Souper und zu jeder Tollheit aufgelegt erschienen.

Der Ausdruck „Roué" war damals erst entstanden. Man sagte, der Regent habe ihn erfunden für die leichtsinnigen Genossen lustiger Streiche, welche ihrer Ausschweifungen halber gerädert zu werden verdienten. Die Roués selbst erklärten ihren Beinamen damit, daß sie bereit seien, sich für ihren Herrn und Meister, den Regenten, rädern zu lassen. Broglie und der Graf von Nocé waren die Hauptheiden dieser eigentümlichen Kamarilla, der es viel mehr um Witz und Genuß als um Macht zu tun war. Der alte Hof hieß bei ihnen nicht anders als „antiquaille", denn sie

bildeten die übertreibende Reaktion gegen die übertriebene Steifheit der Maintenonepoche.

Dieser Gattung Leute nun war der Opernball stets eine erwünschte Gelegenheit, praktische Abwechselung in die Palais-Royalsoireen des Regenten zu bringen, und man durfte gewärtig sein, daß die leichtsinnigen Machthaber des damaligen Frankreich sämtlich an solchem Abende unter dem Tanzgewühle zu finden wären. Die Marquise von Parabère hatte infolge der Mitteilungen, welche ihr Graf Anton gemacht, zu dem diesmaligen Balle eine Intrige vor, teils aus französischer Frauenneigung für die Intrige im allgemeinen, teils aus einer wirklich erwachenden Neigung für den jungen Grafen. Solch ein romantischer Seigneur war damals selten und gewann außer durch seine Schönheit auch durch diese Romantik einen ungewöhnlichen Reiz für sie. War doch auch der Regent, in welchem sonst nicht leicht Eifersucht erregt werden konnte, nach der Begegnung des Grafen verdrießlich gewesen, ein Grund mehr für die kokette Dame, den neuen Gegenstand ihrer Vorliebe doppelt interessant zu finden. Die Marquise war an jenem Abende in Laws Hause der von der Reise heimkehrenden Jeanne auf dem Korridor begegnet. Damals schon hatte sie den etwas idealischen Reiseanzug Jeannes allerliebst gefunden, und jetzt sollte er ihr zu einer anmutigen Täuschung dienen. Sie war ungefähr von derselben Größe und Stärke als Jeanne und wollte für den Grafen Anton als verlarvte, aber stockstumme Jeanne auf dem Balle erscheinen. Sie ahnte nicht, daß Jeanne selbst den Ball besuchen könne, denn junge Mädchen wurden gewöhnlich von diesen bereits ein wenig verrufenen Lustbarkeiten zurückgehalten, und Jeanne namentlich hatte sich bisher niemals bei dergleichen öffentlichen Vergnügungen gezeigt. Zufälligerweise führte nun die gesteigerte Stimmung auch Jeanne auf die Idee, in diesem Reitkostüme gleichsam für immer Abschied zu nehmen von einer romantischen, grell abgeschlos-

senen Jugendzeit, besonders da der Chevalier ihr zu wiederholten Malen gesagt hatte, sie sei nie so schön gewesen als damals bei ihrer Heimkehr. Und so erschienen denn in dem glänzend erleuchteten Saale des Opernhauses beinahe gleichzeitig zwei gleichgekleidete Damen. Weil sie nicht gleichzeitig eintraten, so glaubten auch die am Eingange des Ballsaales aufgestellten prüfenden Beobachter, welche dem später kommenden Regenten Bericht erstatten wollten, es sei ein und dieselbe Dame, welche nach einer Promenade durch die Nebenzimmer oder weil sie etwas vergessen, noch einmal durch den Haupteingang gekommen sei. Da sie aber die Marquise und deren Art sich zu tragen und zu bewegen genau kannten, da ferner die Marquise nicht gerade beflissen war, eine Verhüllung, welche nur einen täuschen sollte, für alle Welt undurchsichtig zu machen, und da sie ferner später, als Jeanne eintrat, die Aufmerksamkeit auf dies Kostüm also schon erregt war, so erkannten die aufmerksamen Freunde des Regenten diese jetzige Favoritdame desselben mit leichter Mühe und konnten den Regenten, wenn er käme, vom Anzuge derselben unterrichten.

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als sich dies Maskenspiel zwischen den uns bekannten Personen verbreitete. Graf Anton war schon seit einer Stunde im Ballsaale und saß auf einem Lehnstuhle hinter einer Säule. Er war tief in Gedanken versunken und hatte wenig acht auf das bunte Spiel, welches sich um ihn her bewegte; denn sein Herz war ganz erfüllt von der Liebe zu Jeanne. Man hat oft gespottet über solche Romeoliebe, die nur eines Blicks brauche, um ein ganzes Leben zu entzünden: sie ist aber da, man könnte sagen „Gott sei Dank, sie ist da!“ und bleibt vorhanden wie das Genie, welches nicht erwirbt, sondern findet. Anton war ausgerüstet zu den gröbsten Fehlern seines Standes, und das innere Verhältnis seiner Eigenschaften brachte es mit sich, daß diese Fehler schreiend und beleidigend

hervortreten konnten, wenn das Leben just an dieser starken Seite seiner Schwäche bei ihm anklopfte. Aber es lag auch eine glänzende Aussicht vor ihm. Wenn seine Neigungen in ein Gleis gerieten, welches seinen Vorurteilen zusagte, so konnte er Glück finden und gewähren wie ein Halbgott; wenn seine Eigenschaften angebracht wurden, um eine Masse zu verwenden und fortzureißen, so konnte er riesenhohe Schwierigkeiten besiegen, übermenschliche Drangsale bestehen, eine Welt erobern. Denn er hatte die Zweifellosigkeit des Heldentums in sich: kein Zug moderner Vermittelung, kein Zug moderner Zersplitterung war in ihm vorhanden. Bis zur völligen Selbstvergessung war er jetzt mitten im Getümmel verführerischer Ballreize der Erinnerung an Jeanne hingegeben, seine Seele schwelgte im Anschaun des lieblichen, kecken und sinnigen Antlitzes, der schönen, elastischen Gestalt; mit starken Armen der Seele hielt er sie in die Höhe, in die Region unendlichen Glückes hinein, aus welchem sie seinem glücklichen Lächeln schalkhaft selig zulächelte. Dazu war er als prächtiger Kreuzfahrer in braunen Samt gekleidet, und das rote Kreuz vom weißen Seidenmantel verkündete, daß er ausgezogen sei, den höchsten Schatz seines Herzens zu suchen. Die Larve verhüllte zwar die Augen und die Mitte des Antlitzes, aber die feste Stirn, das glatte schwarze Haar, der volle weiche Bart über der geschlossenen frischen Lippe, das kräftige Kinn, der kräftige Hals verrieten aller neugierig vorüberstreichenden Frauenwelt, daß dieser jugendlich schöne Körper, daß diese jetzt still brennenden Augen einem vollkommen schönen Manne angehören möchten. In diesem Augenblicke strich auch Jeanne am Arme des Chevaliers an der Säule vorüber, hinter welcher Anton träumte. Der Chevalier war der Säule zunächst, Jeanne war jenseits, aber sie blickte doch, vielleicht durch den forschenden Blick des Chevaliers nach dem Kreuzfahrer aufmerksam gemacht, zu diesem hinüber und hemmte einen Moment lang ihren Schritt, als werde sie von einem ab-

Françoisens
lichen Blicke auf
los, ihre Hand
einmal des Königs

Alles war
ſtrommweis über die
zublicken den Verm
beieinander ſtanden,
mit von Tränen erſti
Möge Gott meinen

Sie gingen,
hinweg.

Dieſer unglückl
ſeinem Hauſe; ſpäter
Bretagne zu ordnen
immer gezeichnetes
çoiſens mit einer Grab

Louiſon hat ſie
Baptiſte hat den Dien
und iſt nach Genf ge
dem Schloſſe treu gebl
kehrenden Grafen mit
grüßt.

Über das rein Hiſto
Leſer, welche auch den
wollen, noch folgendes
Das Schickſal der
Forſchungen noch ganz ſo
vor drei Jahren in meine
Das ſcheint befremdlich
bei Franzoſen, welche für
hunderte ſoviele Hilfsmitt
ſogar Jacob le Bibliophile
Details große Kenntnis

lenseite hin, und man schien ihr auszuweichen, als ob
ihre ganze Schönheit trotz der Larve erkenne. Anton
hinzu, er wußte nicht, was er sagen würde, er wußte
, daß er sie sprechen und sich nicht mehr entgehen lassen
se. Ehe er sie erreichte, war sie mit dem Begleiter, der
neben ihr ging, umgekehrt, und so waren sie einander
plich Aug' in Auge gegenüber. Sie tat einen leichten
rei, als sie ihre Hand heftig ergriffen und geküßt fühlte.
r es Schreck? War es Überraschung ob des prachtvoll
sehenden Kreuzritters, der in leidenschaftlichen Aus-
cken ihr schilderte, wie er ihr nachgefolgt sei von jenem
loffe an der Maas, wie er um Vergebung bäte für seine
nalige Heftigkeit, wie er glücklich sei, sie endlich entdeckt
haben.

„Das ist wohl eine Verwechselung, Herr Kreuzfahrer,
n diese Dame," sprach der Begleiter derselben, „welche
ihrer Ekstase schweigt, hat die Ufer der Maas niemals
ehen und kennt Sie schwerlich!"

„Sie kennt mich, Herr!" rief Anton und zog die Larve
n Gesicht, welches in der freudigen Aufregung so über-
chend schön aussah, daß die Umstehenden nicht bloß wegen
ungewöhnlichen Demaskierung erstaunt auf ihn blickten.
Nicht wahr, Sie kennen mich," setzte Anton innig hinzu.

Die Dame nickte mit dem Kopfe.

„Nun, mein Herr," sagte hastig der Begleiter, „da Sie
kannt sind, verletzen Sie nicht ferner das Maskenrecht,
lches bis eine Stunde nach Mitternacht die Demaskierung
rbietet!"

„Sind Sie ein Tanzaufseher?" fragte rasch und ver-
ntlich Graf Anton, wandte sich aber, ohne Antwort ab-
warten, sogleich wieder zu seiner Dame, dieser von neuem
rsichernd, wie glücklich er sei, daß er sie endlich aufgefunden.
Während er so sprach, hatte sich ein roter Domino, welcher
nen alten Herrn einzuhüllen schien — wenigstens war dessen

sonderlichen, das Nachdenken erweckenden Etwas gefesselt. Weil sie an der von Anton abgewendeten Seite des Chevaliers ging und also Antons Augen zum Teil dadurch verborgen wurde, gewahrte er nicht, wie nahe das Bild seines Innern in der Wirklichkeit bei ihm stehe. Auch hatten seine Augen keinen Blick nach außen. Erst als sie vorüber war und sich mit dem Begleiter mehr nach der Mitte des Saals und der Maskentänze wendete, trat die Rückseite ihrer Gestalt voll und frei vor Antons Augen, und er fühlte zunächst mehr, als er es wußte, daß da eine ihn nahe betreffende Erscheinung hinziehe. Das Auge, im innern Verkehr beschäftigt, war zunächst nur imstande, ein ausdrucksloses Schattenbild aufzufassen, und erst als der Geist durch diese tote Überlieferung anders angeregt und bereit war, das körperliche Hilfsmittel durch seine Macht zu beleben, erst da verkündete das Auge dem erwachenden Anton, es ist Jeanne, Jeanne leibhaftig! Mit diesem plötzlichen Gewinn war auch die Tätigkeit des Auges zu Ende; der Chevalier und Jeanne verschwanden in diesem Augenblicke im Getümmel. Aber es war auch in Anton hinein wie der Funke in eine Pulvermine gefallen, er war aufgesprungen, er war nachgeeilt, er wußte es unumstößlich, dieser weiße Nacken, dieser Schulterbau, all diese Linien des Rückens, von den Kleidern gebildet, die er Tag und Nacht vor sich sah, sie waren Jeannes, Jeannes! Wie rasch er aber auch hinzueilte und ungebührlich durch die Masken hindurchdrängte, die Musik begann eben eine neue Quadrille, die antretenden Tänzerpaare hatten die umherwandelnden Masken aus deren angenommener Richtung gedrängt, Jeanne mit ihrem Begleiter war nirgends zu entdecken. Anton drängte sich ungestüm nach allen Seiten, in alle Nebenzimmer, durch alle Korridore, und der ungebührliche Kreuzfahrer war bald überall verrufen. Aber ohne entdeckt zu haben, was er suchte, kam er wieder bis zum großen Tanzsaale zurück, da, da wandelte sie auf der

Säulenseite hin, und man schien ihr auszuweichen, als ob man ihre ganze Schönheit trotz der Larve erkenne. Anton eilte hinzu, er wußte nicht, was er sagen würde, er wußte nur, daß er sie sprechen und sich nicht mehr entgehen lassen müsse. Ehe er sie erreichte, war sie mit dem Begleiter, der frei neben ihr ging, umgekehrt, und so waren sie einander plötzlich Aug' in Auge gegenüber. Sie tat einen leichten Schrei, als sie ihre Hand heftig ergriffen und geküßt fühlte. War es Schreck? War es Überraschung ob des prachtvoll aussehenden Kreuzritters, der in leidenschaftlichen Ausdrücken ihr schilderte, wie er ihr nachgefolgt sei von jenem Schlosse an der Maas, wie er um Vergebung bäte für seine damalige Heftigkeit, wie er glücklich sei, sie endlich entdeckt zu haben.

„Das ist wohl eine Verwechselung, Herr Kreuzfahrer, denn diese Dame," sprach der Begleiter derselben, „welche zu ihrer Ekstase schweigt, hat die Ufer der Maas niemals gesehen und kennt Sie schwerlich!"

„Sie kennt mich, Herr!" rief Anton und zog die Larve vom Gesicht, welches in der freudigen Aufregung so überraschend schön aussah, daß die Umstehenden nicht bloß wegen der ungewöhnlichen Demaskierung erstaunt auf ihn blickten. „Nicht wahr, Sie kennen mich," setzte Anton innig hinzu.

Die Dame nickte mit dem Kopfe.

„Nun, mein Herr," sagte hastig der Begleiter, „da Sie gekannt sind, verletzen Sie nicht ferner das Maskenrecht, welches bis eine Stunde nach Mitternacht die Demaskierung verbietet!"

„Sind Sie ein Tanzaufseher?" fragte rasch und verächtlich Graf Anton, wandte sich aber, ohne Antwort abzuwarten, sogleich wieder zu seiner Dame, dieser von neuem versichernd, wie glücklich er sei, daß er sie endlich aufgefunden. Während er so sprach, hatte sich ein roter Domino, welcher einen alten Herrn einzuhüllen schien — wenigstens war dessen

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

Und sich in die Ecke des Sofas, von welcher sie aufgestanden war, zurücksetzend, rief sie: „Herein!“

Der Diener erschien, verbeugte sich gegen den Grafen und gegen die Marquise und schritt dann dicht zu dieser hin, um ihr ganz leise eine Meldung zu machen. Sie sah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zustimmende Kopfbewegung und sagte zum Grafen, während der Diener hinausging: „Es tut mir leid, Graf Horn, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen, es harrt meiner ein unabweislicher Besuch.“

„Teilen Sie mir, ehe ich scheide, auf alle Unwahrscheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermutung mit über meine Unbekannte!“

„So grausam bin ich nicht!“

„Ich beschwöre Sie!“

„Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen ist Opernball; es ist wahrscheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermutung dort erscheint.“

„Sie ist in Paris?!“

„Gehen Sie hin und suchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenstand der Sehnsucht verbergen.“

„Tausend Dank!“

„Dort hinaus, Herr Graf, ich bitte!“

Aber der Graf, welchen diese Nachricht alles andere überhören und übersehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquise und verließ das Zimmer durch die Tür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Ansehen und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächsten Zimmer begegnete, und welcher auf das Gemach der Marquise zuschritt. Das unhöfliche, hastige Vorübergehen des Grafen, und dessen Äußeres schien diesem Manne aufzufallen; er blieb stehen und sah dem Forteilenden aufmerksam nach. Dieser Mann von mittlerer

Größe hatte in seiner Haltung alle zwanglose, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe sich sein lebhaft gefärbtes Antlitz spannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutselige, feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet gewesen, und jetzt erst bei Anspannung der Augen zeigte sich's, daß diese etwas hervortretenden Augen leicht entzündet seien. Sein Haar war schwarz, und ein scharfer Beobachter hätte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollsaftige Aussehen auf eine schwammige Leibesbeschaffenheit und auf Anlage zum Schlagflusse deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieselbe Zeit war über Jeannes Schicksal entschieden worden. Law hatte sie immer dringender beschworen, einen Entschluß zu fassen, der Chevalier von Milhe hatte sich auf das liebenswürdigste beeifert gezeigt, und ein Wink Renards hatte das, was sie Grille nennen zu müssen glaubte, beiseite gedrängt. Renard nämlich in seiner unbestimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeannes für diesen gefährlichen Seigneur ahnend und unterrichtet von dem Heiratsplane Laws, hatte nach seinem erschreckenden Zusammentreffen mit diesem Grafen in Paris eine Lüge für nötig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältnis zwischen Jeanne und dem Grafen abzuschneiden. Unscheinbar wußte er das Gespräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgischen Schlosse zu bringen, und ebenso unscheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: „Sie wunderten sich damals, Fräulein, daß ich mich so heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kastellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verschwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Tier abgesperrt sei, und warum er sich bei Ihrem

Anblicke so ungebärdig betrug. Der unglückliche Mann ist weibertoll und muß deshalb so sorgfältig behütet werden."

Solch eine grausame Lüge kann die tiefste Neigung vergiften, denn Mann wie Weib sind angewidert von dem Gedanken, die Liebe mit einer sinnlichen Krankhaftigkeit versetzt zu sehen. Jeanne errötete vor ihrem eignen Herzen bei solcher Nachricht und eilte hastig, eine neue, rückzugslose Welt aufzustellen zwischen sich und einer Vergangenheit, deren sie sich schämte. In dieser eiligen Hast, die um Gottes willen nicht den ausgesendeten Boten noch abwarten und das Entsetzliche vor Errichtung schützender Schranken noch einmal hören wollte, bat sie ihren Vater, die Verlobung mit dem Chevalier augenblicks anzusetzen. Dies geschah, und am Tage des Opernballes bat die gepeinigte, der Zerstreuung bedürftige Braut, auf jenen Ball geführt zu sein. Law war nun über ein mögliches Zusammentreffen mit dem Regenten ruhiger, da die Abwehr dem Chevalier zufiel, er hatte also nichts gegen den Besuch des Balles einzuwenden und bat sie nur, sich nicht unvorsichtig zu demaskieren, da der Regent mit der ganzen Schar seiner Roués auf dem Balle erscheinen werde, und da man mit diesen ausgelassenen Leuten niemals sicher sei vor ungebührlichen Auftritten, besonders da sie zu diesen Bällen immer erst nach einem schwelgerischen Souper und zu jeder Tollheit aufgelegt erschienen.

Der Ausdruck „Roué" war damals erst entstanden. Man sagte, der Regent habe ihn erfunden für die leichtsinnigen Genossen lustiger Streiche, welche ihrer Ausschweifungen halber gerädert zu werden verdienten. Die Roués selbst erklärten ihren Beinamen damit, daß sie bereit seien, sich für ihren Herrn und Meister, den Regenten, rädern zu lassen. Broglie und der Graf von Nocé waren die Hauptheiden dieser eigentümlichen Kamarilla, der es viel mehr um Witz und Genuß als um Macht zu tun war. Der alte Hof hieß bei ihnen nicht anders als „antiquaille", denn sie

bildeten die übertreibende Reaktion gegen die übertriebene Steifheit der Maintenonepoche.

Dieser Gattung Leute nun war der Opernball stets eine erwünschte Gelegenheit, praktische Abwechselung in die Palais-Royalsoireen des Regenten zu bringen, und man durfte gewärtig sein, daß die leichtsinnigen Machthaber des damaligen Frankreich sämtlich an solchem Abende unter dem Tanzgewühle zu finden wären. Die Marquise von Parabère hatte infolge der Mitteilungen, welche ihr Graf Anton gemacht, zu dem diesmaligen Balle eine Intrige vor, teils aus französischer Frauenneigung für die Intrige im allgemeinen, teils aus einer wirklich erwachenden Neigung für den jungen Grafen. Solch ein romantischer Seigneur war damals selten und gewann außer durch seine Schönheit auch durch diese Romantik einen ungewöhnlichen Reiz für sie. War doch auch der Regent, in welchem sonst nicht leicht Eifersucht erregt werden konnte, nach der Begegnung des Grafen verdrießlich gewesen, ein Grund mehr für die kokette Dame, den neuen Gegenstand ihrer Vorliebe doppelt interessant zu finden. Die Marquise war an jenem Abende in Laws Hause der von der Reise heimkehrenden Jeanne auf dem Korridor begegnet. Damals schon hatte sie den etwas idealischen Reiseanzug Jeannes allerliebst gefunden, und jetzt sollte er ihr zu einer anmutigen Täuschung dienen. Sie war ungefähr von derselben Größe und Stärke als Jeanne und wollte für den Grafen Anton als verlarvte, aber stockstumme Jeanne auf dem Balle erscheinen. Sie ahnte nicht, daß Jeanne selbst den Ball besuchen könne, denn junge Mädchen wurden gewöhnlich von diesen bereits ein wenig verrufenen Lustbarkeiten zurückgehalten, und Jeanne namentlich hatte sich bisher niemals bei dergleichen öffentlichen Vergnügungen gezeigt. Zufälligerweise führte nun die gesteigerte Stimmung auch Jeanne auf die Idee, in diesem Reitkostüme gleichsam für immer Abschied zu nehmen von einer romantischen, grell abgeschlos-

senen Jugendzeit, besonders da der Chevalier ihr zu wiederholten Malen gesagt hatte, sie sei nie so schön gewesen als damals bei ihrer Heimkehr. Und so erschienen denn in dem glänzend erleuchteten Saale des Opernhauses beinahe gleichzeitig zwei gleichgekleidete Damen. Weil sie nicht gleichzeitig eintraten, so glaubten auch die am Eingange des Ballsaales aufgestellten prüfenden Beobachter, welche dem später kommenden Regenten Bericht erstatten wollten, es sei ein und dieselbe Dame, welche nach einer Promenade durch die Nebenzimmer oder weil sie etwas vergessen, noch einmal durch den Haupteingang gekommen sei. Da sie aber die Marquise und deren Art sich zu tragen und zu bewegen genau kannten, da ferner die Marquise nicht gerade beflissen war, eine Verhüllung, welche nur einen täuschen sollte, für alle Welt undurchsichtig zu machen, und da sie ferner später, als Jeanne eintrat, die Aufmerksamkeit auf dies Kostüm also schon erregt war, so erkannten die aufmerksamen Freunde des Regenten diese jetzige Favoritdame desselben mit leichter Mühe und konnten den Regenten, wenn er käme, vom Anzuge derselben unterrichten.

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als sich dies Maskenspiel zwischen den uns bekannten Personen verbreitete. Graf Anton war schon seit einer Stunde im Ballsaale und saß auf einem Lehnstuhle hinter einer Säule. Er war tief in Gedanken versunken und hatte wenig acht auf das bunte Spiel, welches sich um ihn her bewegte; denn sein Herz war ganz erfüllt von der Liebe zu Jeanne. Man hat oft gespottet über solche Romeoliebe, die nur eines Blicks brauche, um ein ganzes Leben zu entzünden: sie ist aber da, man könnte sagen „Gott sei Dank, sie ist da!“ und bleibt vorhanden wie das Genie, welches nicht erwirbt, sondern findet. Anton war ausgerüstet zu den gröbsten Fehlern seines Standes, und das innere Verhältnis seiner Eigenschaften brachte es mit sich, daß diese Fehler schreiend und beleidigend

hervortreten konnten, wenn das Leben just an dieser starken Seite seiner Schwäche bei ihm anklopfte. Aber es lag auch eine glänzende Aussicht vor ihm. Wenn seine Neigungen in ein Gleis gerieten, welches seinen Vorurteilen zusagte, so konnte er Glück finden und gewähren wie ein Halbgott; wenn seine Eigenschaften angebracht wurden, um eine Masse zu verwenden und fortzureißen, so konnte er riesenhohe Schwierigkeiten besiegen, übermenschliche Drangsale bestehen, eine Welt erobern. Denn er hatte die Zweifellosigkeit des Heldentums in sich: kein Zug moderner Vermittelung, kein Zug moderner Zersplitterung war in ihm vorhanden. Bis zur völligen Selbstvergessung war er jetzt mitten im Getümmel verführerischer Ballreize der Erinnerung an Jeanne hingegeben, seine Seele schwelgte im Anschaun des lieblichen, kecken und sinnigen Antlitzes, der schönen, elastischen Gestalt; mit starken Armen der Seele hielt er sie in die Höhe, in die Region unendlichen Glückes hinein, aus welchem sie seinem glücklichen Lächeln schalkhaft selig zulächelte. Dazu war er als prächtiger Kreuzfahrer in braunen Samt gekleidet, und das rote Kreuz vom weißen Seidenmantel verkündete, daß er ausgezogen sei, den höchsten Schatz seines Herzens zu suchen. Die Larve verhüllte zwar die Augen und die Mitte des Antlitzes, aber die feste Stirn, das glatte schwarze Haar, der volle weiche Bart über der geschlossenen frischen Lippe, das kräftige Kinn, der kräftige Hals verrieten aller neugierig vorüberstreichenden Frauenwelt, daß dieser jugendlich schöne Körper, daß diese jetzt still brennenden Augen einem vollkommen schönen Manne angehören möchten. In diesem Augenblicke strich auch Jeanne am Arme des Chevaliers an der Säule vorüber, hinter welcher Anton träumte. Der Chevalier war der Säule zunächst, Jeanne war jenseits, aber sie blickte doch, vielleicht durch den forschenden Blick des Chevaliers nach dem Kreuzfahrer aufmerksam gemacht, zu diesem hinüber und hemmte einen Moment lang ihren Schritt, als werde sie von einem ab-

Standes- und Meinungsgenossen großes Aufsehn. Einmal um seiner Schönheit willen, und dann wegen der plötzlichen, geheimnisvollen Art seines Auftretens. Er brachte an die großen Familien seiner Verwandtschaft nicht das geringste Zeichen der Empfehlung oder Mitteilung von seinem Bruder, dem Haupte seiner Familie, oder von irgend einem Familiengliede. Und doch war sein Äußeres und Wesen so offenbar das Äußere und Wesen eines Grafen Horn, daß alle alten Damen und Herren einstimmig erklärten, er müsse zweifellos als dieser Familie zugehörig aufgenommen werden. Dazu kam, daß ihm der Kastellan die verlangten Papiere richtig nach Maubeuge geliefert hatte, daß er mit ihnen sogleich Tags nach seiner Ankunft unzweifelhafte Ansprüche auf eine Erbschaft der Prinzessin von Epinoy geltend machte, und daß ihm die Besitznahme dieser Erbschaft ohne weiteres gestattet wurde, insofern ein großes Hotel auf dem Theatinerkai und die Renten eines Landgutes in der Pikardie darin einbegriffen waren. So lebte er denn gleich von vorn herein als ein vornehm eingerichteter Seigneur und ward wenigstens von den männlichen Häuptern der großen Adelshäuser mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt. In das Innere der Familien sollte er eingeführt werden, sobald man Nachrichten, die man erbeten, von seinem Bruder erhalten hätte.

Graf Anton hatte zwar von Maubeuge aus keine unmittelbare Veranlassung zu dem Glauben gehabt, seine Schöne sei nach Paris gereist, aber als stolzer Seigneur zweifelte er keinen Augenblick, eine so stattlich ausgerüstete Dame gehöre dem ersten Stande an, und deshalb glaubte er, wenn sie auch nicht in Paris selbst zu finden sei, so werde doch im Mittelpunkte des Landes am leichtesten eine Auskunft oder wenigstens ein Fingerzeig gewonnen werden. Wenn eine so seltene Schönheit außer Landes reise, so werde man bei fleißiger Nachfrage wohl entdecken können, welchem Hause sie angehöre. Niemand jedoch wußte ihm eine Spur an-

zuzeigen, und das kam eben daher, daß er sich mit seiner Nachfrage nur an die Mitglieder des royalistischen Adels wendete, welche sich streng außer allem Verkehr mit dem Lawschen Hause erhielten und deshalb von einer Reise Jeannes keine Kunde hatten. Ebenso fruchtlos war sein aufmerksames Umhersuchen an allen Orten, an denen Damen öffentlich erschienen: Jeanne zeigte sich eben in jener Zeit nirgends öffentlich, weil ihr Vater dies in Verbindung gebracht hatte mit ihrem Entschlusse einer Bräutigamswahl. Nun machte Graf Anton zwar durch seine auffallende und schöne Erscheinung überall das größte Aufsehn, und alle Welt, besonders die Damenwelt sprach mit Anteil und Neugierde von dem geheimnisvollen belgischen Grafen Horn, ja dies Besprechen drang auch bis zu Jeanne, aber Jeanne achtete nicht darauf, weil sie den Namen ihres abenteuerlichen Ritters nicht kannte, und keine Ahnung davon hatte, dieser Graf Horn und das lebhafte Bild ihrer Erinnerung seien dieselbe Person.

Dem Grafen wurde übrigens die Entdeckung plötzlich ganz nahe gebracht. Gemäß der damals einreißenden Sitte, alle Münze durch Papiergeld zu verdrängen, war dem Grafen die ererbte Rentenzahlung ebenfalls in Banknoten geleistet worden. Er haßte diese Neuerung und schickte sogleich nach einem Wechsler. Renard, ein Werkzeug Laws, hatte sich hinter dessen Rücken eine einträgliche Kundschaft dieser Art angelegt und zwar besonders unter den höheren Ständen. Für den sofortigen Umtausch in bares Geld ließ er sich einige Prozente zahlen, und verwandelte bei seiner Rückkehr in Laws Kontor die eingelösten Papiere sogleich in bares Geld, die Namen derer ins Hauptbuch eintragend, welche eben deshalb, weil ihr Stolz einen solchen Verkehr mit der verhaßten Bank umgehen wollten, das Zwischengeschäft mit ihm gemacht hatten. So sicherte er sich Tag für Tag gegen eine mögliche Entwertung der ihm eingehändigten Bankzettel,

und hatte den Wechselgewinn außerdem. Diese Kundschaft führte ihn denn auch zum Grafen Anton, und so fand eine Wiedererkennung statt, welche zu raschen Folgen führen konnte. Aber diese Wiedererkennung war nur einseitig: Renard erkannte den Grafen, dieser aber hatte damals von der Terrasse nur auf Jeanne, und nicht einen Augenblick auf Renard geblickt. Es kam also nur darauf an, ob dieser irgend einen Gebrauch von der Wiedererkennung machen würde. — Dies wollte Renard durchaus nicht, er hatte, wie schon erwähnt, einen auffallenden Widerwillen gegen diesen jungen Seigneur, und als er jetzt Geld zählend dicht neben ihm stand, verwandelte sich dieser Widerwille in eine abergläubische Furcht. Er hätte um alles in der Welt nichts tun mögen, was den Grafen ins Lawsche Haus gebracht hätte. Deshalb erwähnte er weder gegen diesen noch auch bei seiner Heimkehr gegen Jeanne mit einer Silbe seiner Entdeckung.

Am Abende dieses Tages ging Graf Anton ins Theater und machte dort die Bekanntschaft des Chevalier von Milhe, der sich ihm vorstellen ließ, und der sich sehr zuvorkommend zeigte. Graf Anton hätte von diesem Edelmanne geringen Schlags wenig Notiz genommen, wenn sich dieser nicht so überaus gefällig und geistreich erwiesen hätte. Er nannte dem Grafen auf eine sehr unterhaltende Weise alle Damen, welche in den Logen erschienen, erzählte ihm deren Lebensgeschichte und schilderte ihm pikant die verschiedenen Charaktere. Graf Anton verhielt sich dazu als ein stockernsthafter Zuhörer, der Chevalier wurde aber immer beflissener, je deutlicher er entdeckte, daß alle Damen den belgischen Grafen aufmerksam ins Auge faßten, und daß er allgemein mehr zu interessieren schien als das Stück, welches gespielt wurde. Milhe war in diesem Punkte der Eitelkeit schwach, wie es fast immer derjenige ist, welcher nur halb und halb zu einer exklusiven Gesellschaft gehört. Wo es sich um eine Lebensfrage handelte, wie bei der Heirat Jeannes, da war er tapfer

gegen das Herkommen, aber bei gleichgültigen Verhältnissen war er nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche halbvornehmer Menschen, die jede beiläufig auf sie fallende Anerkennung eifrig suchen.

Die Loge des Regenten war bis daher leer geblieben, jetzt erschien darin ein Herr und eine Dame. Die Dame, nicht mehr von frischester Jugend, aber von verführerischer Schönheit einer jungen Frau, zeigte Grazie und Heiterkeit in der lebhaften Unterhaltung mit ihrem Kavalier und sprach so viel und so laut, daß es auffallen konnte, als sie plötzlich schwieg und mit steigender Aufmerksamkeit den Grafen Anton betrachtete. Ja, es war leicht zu unterscheiden, daß sie ihren Begleiter hastig fragte, ob er diesen Fremden kenne. Dieser Begleiter war der Marquis von Broglie, welcher dem vertrauten Kreise des Regenten angehörte, mit der royalistischen Partei, welche übrigens auch seinen Savoyardenadel geringschätzte, selten in Verbindung kam und den belgischen Grafen noch nicht kannte.

„Wer ist diese Dame?“ fragte der Graf den Chevalier.

„Eine Dame, vor der ich Sie warne,“ erwiderte dieser, „ich halte es für ein Unglück, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nicht als ob sie weniger geistreich als schön oder als ob sie von bösem Herzen wäre! Keineswegs. Sie ist von größter Liebenswürdigkeit und soll auch ein allerliebstes Herz haben. Aber sie ist bis zum Äußersten leichtsinnig. Das hätte am Ende auch nichts auf sich, wäre sie eine gewöhnliche Schönheit, deren Verlust durch eine andre ersetzt werden könnte. Aber sie macht alle Welt unglücklich, weil sie die heftigste Leidenschaft einzuflößen versteht und doch mit Gleichgültigkeit den Geliebten wechselt. Man nennt sie, weil sie eben schon mehrere Männer unglücklich gemacht und zu tollen Streichen getrieben hat, die Circe Frankreichs.“

„Den Namen, den Namen, Herr Chevalier!“ unterbrach ihn ungeduldig der Graf.

„Zudem ist sie jetzt in erklärter Gunst des Regenten, den sie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergestalt in Atem erhalten soll, daß er gegen all seine sonstige Gewohnheit eifersüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht."

„Was Regent!" unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu sein schien, „ich frage nach dem Namen!"

In diesem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieser Reden die Dame verlassen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgestellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er sah mit seinen erschreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquise von Parabère," sprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Ist jene Dame, neben der Sie eben standen, die Frau Marquise von Parabère?" unterbrach ihn entschieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und sie hat mir die Frage aufgetragen, ob sie in Ihnen einen Grafen Horn der belgischen Familie Horn und Overik erblicke?"

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!" erwiderte dieser, dessen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und sanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In diesem Falle", fuhr Broglie fort, „bittet die Marquise den Herrn Grafen, sich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn stets zu freundschaftlichem Dienste verpflichtet gewesen sei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère sehr erfreut sein werde, wenn sie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Beflissenheit in der ihm fremden Hauptstadt ihre Teilnahme dartun könne."

„Das französische Königtum", erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

Und sich in die Ecke des Sofas, von welcher sie aufgestanden war, zurücksetzend, rief sie: „Herein!“

Der Diener erschien, verbeugte sich gegen den Grafen und gegen die Marquise und schritt dann dicht zu dieser hin, um ihr ganz leise eine Meldung zu machen. Sie sah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zustimmende Kopfbewegung und sagte zum Grafen, während der Diener hinausging: „Es tut mir leid, Graf Horn, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen, es harrt meiner ein unabweislicher Besuch.“

„Teilen Sie mir, ehe ich scheide, auf alle Unwahrscheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermutung mit über meine Unbekannte!“

„So grausam bin ich nicht!“

„Ich beschwöre Sie!“

„Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen ist Opernball; es ist wahrscheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermutung dort erscheint.“

„Sie ist in Paris?!“

„Gehen Sie hin und suchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenstand der Sehnsucht verbergen.“

„Tausend Dank!“

„Dort hinaus, Herr Graf, ich bitte!“

Aber der Graf, welchen diese Nachricht alles andere überhören und übersehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquise und verließ das Zimmer durch die Tür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Ansehen und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächsten Zimmer begegnete, und welcher auf das Gemach der Marquise zuschritt. Das unhöfliche, hastige Vorübergehen des Grafen, und dessen Äußeres schien diesem Manne aufzufallen; er blieb stehen und sah dem Forteilenden aufmerksam nach. Dieser Mann von mittlerer

Größe hatte in seiner Haltung alle zwanglose, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe sich sein lebhaft gefärbtes Antlitz spannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutselige, feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet gewesen, und jetzt erst bei Anspannung der Augen zeigte sich's, daß diese etwas hervortretenden Augen leicht entzündet seien. Sein Haar war schwarz, und ein scharfer Beobachter hätte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollsaftige Aussehen auf eine schwammige Leibesbeschaffenheit und auf Anlage zum Schlagflusse deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieselbe Zeit war über Jeannes Schicksal entschieden worden. Law hatte sie immer dringender beschworen, einen Entschluß zu fassen, der Chevalier von Milhe hatte sich auf das liebenswürdigste beeifert gezeigt, und ein Wink Renards hatte das, was sie Grille nennen zu müssen glaubte, beiseite gedrängt. Renard nämlich in seiner unbestimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeannes für diesen gefährlichen Seigneur ahnend und unterrichtet von dem Heiratsplane Laws, hatte nach seinem erschreckenden Zusammentreffen mit diesem Grafen in Paris eine Lüge für nötig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältnis zwischen Jeanne und dem Grafen abzuschneiden. Unscheinbar wußte er das Gespräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgischen Schlosse zu bringen, und ebenso unscheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: „Sie wunderten sich damals, Fräulein, daß ich mich so heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kastellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verschwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Tier abgesperrt sei, und warum er sich bei Ihrem

Anblicke so ungebärdig betrug. Der unglückliche Mann ist weibertoll und muß deshalb so sorgfältig behütet werden."

Solch eine grausame Lüge kann die tiefste Neigung vergiften, denn Mann wie Weib sind angewidert von dem Gedanken, die Liebe mit einer sinnlichen Krankhaftigkeit versetzt zu sehen. Jeanne errötete vor ihrem eignen Herzen bei solcher Nachricht und eilte hastig, eine neue, rückzugslose Welt aufzustellen zwischen sich und einer Vergangenheit, deren sie sich schämte. In dieser eiligen Hast, die um Gottes willen nicht den ausgesendeten Boten noch abwarten und das Entsetzliche vor Errichtung schützender Schranken noch einmal hören wollte, bat sie ihren Vater, die Verlobung mit dem Chevalier augenblicks anzusetzen. Dies geschah, und am Tage des Opernballes bat die gepeinigte, der Zerstreuung bedürftige Braut, auf jenen Ball geführt zu sein. Law war nun über ein mögliches Zusammentreffen mit dem Regenten ruhiger, da die Abwehr dem Chevalier zufiel, er hatte also nichts gegen den Besuch des Balles einzuwenden und bat sie nur, sich nicht unvorsichtig zu demaskieren, da der Regent mit der ganzen Schar seiner Roués auf dem Balle erscheinen werde, und da man mit diesen ausgelassenen Leuten niemals sicher sei vor ungebührlichen Auftritten, besonders da sie zu diesen Bällen immer erst nach einem schwelgerischen Souper und zu jeder Tollheit aufgelegt erschienen.

Der Ausdruck „Roué" war damals erst entstanden. Man sagte, der Regent habe ihn erfunden für die leichtsinnigen Genossen lustiger Streiche, welche ihrer Ausschweifungen halber gerädert zu werden verdienten. Die Roués selbst erklärten ihren Beinamen damit, daß sie bereit seien, sich für ihren Herrn und Meister, den Regenten, rädern zu lassen. Broglie und der Graf von Nocé waren die Hauptheldeu dieser eigentümlichen Kamarilla, der es viel mehr um Witz und Genuß als um Macht zu tun war. Der alte Hof hieß bei ihnen nicht anders als „antiquaille", denn sie

bildeten die übertreibende Reaktion gegen die übertriebene Steifheit der Maintenonepoche.

Dieser Gattung Leute nun war der Opernball stets eine erwünschte Gelegenheit, praktische Abwechselung in die Palais-Royalsoireen des Regenten zu bringen, und man durfte gewärtig sein, daß die leichtsinnigen Machthaber des damaligen Frankreich sämtlich an solchem Abende unter dem Tanzgewühle zu finden wären. Die Marquise von Parabère hatte infolge der Mitteilungen, welche ihr Graf Anton gemacht, zu dem diesmaligen Balle eine Intrige vor, teils aus französischer Frauenneigung für die Intrige im allgemeinen, teils aus einer wirklich erwachenden Neigung für den jungen Grafen. Solch ein romantischer Seigneur war damals selten und gewann außer durch seine Schönheit auch durch diese Romantik einen ungewöhnlichen Reiz für sie. War doch auch der Regent, in welchem sonst nicht leicht Eifersucht erregt werden konnte, nach der Begegnung des Grafen verdrießlich gewesen, ein Grund mehr für die kokette Dame, den neuen Gegenstand ihrer Vorliebe doppelt interessant zu finden. Die Marquise war an jenem Abende in Laws Hause der von der Reise heimkehrenden Jeanne auf dem Korridor begegnet. Damals schon hatte sie den etwas idealischen Reiseanzug Jeannes allerliebst gefunden, und jetzt sollte er ihr zu einer anmutigen Täuschung dienen. Sie war ungefähr von derselben Größe und Stärke als Jeanne und wollte für den Grafen Anton als verlarvte, aber stockstumme Jeanne auf dem Balle erscheinen. Sie ahnte nicht, daß Jeanne selbst den Ball besuchen könne, denn junge Mädchen wurden gewöhnlich von diesen bereits ein wenig verrufenen Lustbarkeiten zurückgehalten, und Jeanne namentlich hatte sich bisher niemals bei dergleichen öffentlichen Vergnügungen gezeigt. Zufälligerweise führte nun die gesteigerte Stimmung auch Jeanne auf die Idee, in diesem Reitkostüme gleichsam für immer Abschied zu nehmen von einer romantischen, grell abgeschlos-

senen Jugendzeit, besonders da der Chevalier ihr zu wiederholten Malen gesagt hatte, sie sei nie so schön gewesen als damals bei ihrer Heimkehr. Und so erschienen denn in dem glänzend erleuchteten Saale des Opernhauses beinahe gleichzeitig zwei gleichgekleidete Damen. Weil sie nicht gleichzeitig eintraten, so glaubten auch die am Eingange des Ballsaales aufgestellten prüfenden Beobachter, welche dem später kommenden Regenten Bericht erstatten wollten, es sei ein und dieselbe Dame, welche nach einer Promenade durch die Nebenzimmer oder weil sie etwas vergessen, noch einmal durch den Haupteingang gekommen sei. Da sie aber die Marquise und deren Art sich zu tragen und zu bewegen genau kannten, da ferner die Marquise nicht gerade beflissen war, eine Verhüllung, welche nur einen täuschen sollte, für alle Welt undurchsichtig zu machen, und da sie ferner später, als Jeanne eintrat, die Aufmerksamkeit auf dies Kostüm also schon erregt war, so erkannten die aufmerksamen Freunde des Regenten diese jetzige Favoritdame desselben mit leichter Mühe und konnten den Regenten, wenn er käme, vom Anzuge derselben unterrichten.

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als sich dies Maskenspiel zwischen den uns bekannten Personen verbreitete. Graf Anton war schon seit einer Stunde im Ballsaale und saß auf einem Lehnstuhle hinter einer Säule. Er war tief in Gedanken versunken und hatte wenig acht auf das bunte Spiel, welches sich um ihn her bewegte; denn sein Herz war ganz erfüllt von der Liebe zu Jeanne. Man hat oft gespottet über solche Romeoliebe, die nur eines Blicks brauche, um ein ganzes Leben zu entzünden: sie ist aber da, man könnte sagen „Gott sei Dank, sie ist da!“ und bleibt vorhanden wie das Genie, welches nicht erwirbt, sondern findet. Anton war ausgerüstet zu den gröbsten Fehlern seines Standes, und das innere Verhältnis seiner Eigenschaften brachte es mit sich, daß diese Fehler schreiend und beleidigend

hervortreten konnten, wenn das Leben just an dieser starken Seite seiner Schwäche bei ihm anklopfte. Aber es lag auch eine glänzende Aussicht vor ihm. Wenn seine Neigungen in ein Gleis gerieten, welches seinen Vorurteilen zusagte, so konnte er Glück finden und gewähren wie ein Halbgott; wenn seine Eigenschaften angebracht wurden, um eine Masse zu verwenden und fortzureißen, so konnte er riesenhohe Schwierigkeiten besiegen, übermenschliche Drangsale bestehen, eine Welt erobern. Denn er hatte die Zweifellosigkeit des Heldentums in sich: kein Zug moderner Vermittelung, kein Zug moderner Zersplitterung war in ihm vorhanden. Bis zur völligen Selbstvergessung war er jetzt mitten im Getümmel verführerischer Ballreize der Erinnerung an Jeanne hingegeben, seine Seele schwelgte im Anschaun des lieblichen, kecken und sinnigen Antlitzes, der schönen, elastischen Gestalt; mit starken Armen der Seele hielt er sie in die Höhe, in die Region unendlichen Glückes hinein, aus welchem sie seinem glücklichen Lächeln schalkhaft selig zulächelte. Dazu war er als prächtiger Kreuzfahrer in braunen Samt gekleidet, und das rote Kreuz vom weißen Seidenmantel verkündete, daß er ausgezogen sei, den höchsten Schatz seines Herzens zu suchen. Die Larve verhüllte zwar die Augen und die Mitte des Antlitzes, aber die feste Stirn, das glatte schwarze Haar, der volle weiche Bart über der geschlossenen frischen Lippe, das kräftige Kinn, der kräftige Hals verrieten aller neugierig vorüberstreichenden Frauenwelt, daß dieser jugendlich schöne Körper, daß diese jetzt still brennenden Augen einem vollkommen schönen Manne angehören möchten. In diesem Augenblicke strich auch Jeanne am Arme des Chevaliers an der Säule vorüber, hinter welcher Anton träumte. Der Chevalier war der Säule zunächst, Jeanne war jenseits, aber sie blickte doch, vielleicht durch den forschenden Blick des Chevaliers nach dem Kreuzfahrer aufmerksam gemacht, zu diesem hinüber und hemmte einen Moment lang ihren Schritt, als werde sie von einem ab-

Standes- und Meinungsgenossen großes Aufsehn. Einmal um seiner Schönheit willen, und dann wegen der plötzlichen, geheimnisvollen Art seines Auftretens. Er brachte an die großen Familien seiner Verwandtschaft nicht das geringste Zeichen der Empfehlung oder Mitteilung von seinem Bruder, dem Haupte seiner Familie, oder von irgend einem Familiengliede. Und doch war sein Äußeres und Wesen so offenbar das Äußere und Wesen eines Grafen Horn, daß alle alten Damen und Herren einstimmig erklärten, er müsse zweifellos als dieser Familie zugehörig aufgenommen werden. Dazu kam, daß ihm der Kastellan die verlangten Papiere richtig nach Maubeuge geliefert hatte, daß er mit ihnen sogleich Tags nach seiner Ankunft unzweifelhafte Ansprüche auf eine Erbschaft der Prinzessin von Epinoy geltend machte, und daß ihm die Besitznahme dieser Erbschaft ohne weiteres gestattet wurde, insofern ein großes Hotel auf dem Theatinerkai und die Renten eines Landgutes in der Pikardie darin einbegriffen waren. So lebte er denn gleich von vorn herein als ein vornehm eingerichteter Seigneur und ward wenigstens von den männlichen Häuptern der großen Adelshäuser mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt. In das Innere der Familien sollte er eingeführt werden, sobald man Nachrichten, die man erbeten, von seinem Bruder erhalten hätte.

Graf Anton hatte zwar von Maubeuge aus keine unmittelbare Veranlassung zu dem Glauben gehabt, seine Schöne sei nach Paris gereist, aber als stolzer Seigneur zweifelte er keinen Augenblick, eine so stattlich ausgerüstete Dame gehöre dem ersten Stande an, und deshalb glaubte er, wenn sie auch nicht in Paris selbst zu finden sei, so werde doch im Mittelpunkte des Landes am leichtesten eine Auskunft oder wenigstens ein Fingerzeig gewonnen werden. Wenn eine so seltene Schönheit außer Landes reise, so werde man bei fleißiger Nachfrage wohl entdecken können, welchem Hause sie angehöre. Niemand jedoch wußte ihm eine Spur an-

zuzeigen, und das kam eben daher, daß er sich mit seiner Nachfrage nur an die Mitglieder des royalistischen Adels wendete, welche sich streng außer allem Verkehr mit dem Lawschen Hause erhielten und deshalb von einer Reise Jeannes keine Kunde hatten. Ebenso fruchtlos war sein aufmerksames Umhersuchen an allen Orten, an denen Damen öffentlich erschienen: Jeanne zeigte sich eben in jener Zeit nirgends öffentlich, weil ihr Vater dies in Verbindung gebracht hatte mit ihrem Entschlusse einer Bräutigamswahl. Nun machte Graf Anton zwar durch seine auffallende und schöne Erscheinung überall das größte Aufsehn, und alle Welt, besonders die Damenwelt sprach mit Anteil und Neugierde von dem geheimnisvollen belgischen Grafen Horn, ja dies Besprechen drang auch bis zu Jeanne, aber Jeanne achtete nicht darauf, weil sie den Namen ihres abenteuerlichen Ritters nicht kannte, und keine Ahnung davon hatte, dieser Graf Horn und das lebhafte Bild ihrer Erinnerung seien dieselbe Person.

Dem Grafen wurde übrigens die Entdeckung plötzlich ganz nahe gebracht. Gemäß der damals einreißenden Sitte, alle Münze durch Papiergeld zu verdrängen, war dem Grafen die ererbte Rentenzahlung ebenfalls in Banknoten geleistet worden. Er haßte diese Neuerung und schickte sogleich nach einem Wechsler. Renard, ein Werkzeug Laws, hatte sich hinter dessen Rücken eine einträgliche Kundschaft dieser Art angelegt und zwar besonders unter den höheren Ständen. Für den sofortigen Umtausch in bares Geld ließ er sich einige Prozente zahlen, und verwandelte bei seiner Rückkehr in Laws Kontor die eingelösten Papiere sogleich in bares Geld, die Namen derer ins Hauptbuch eintragend, welche eben deshalb, weil ihr Stolz einen solchen Verkehr mit der verhaßten Bank umgehen wollten, das Zwischengeschäft mit ihm gemacht hatten. So sicherte er sich Tag für Tag gegen eine mögliche Entwertung der ihm eingehändigten Bankzettel,

und hatte den Wechselgewinn außerdem. Diese Kundschaft führte ihn denn auch zum Grafen Anton, und so fand eine Wiedererkennung statt, welche zu raschen Folgen führen konnte. Aber diese Wiedererkennung war nur einseitig: Renard erkannte den Grafen, dieser aber hatte damals von der Terrasse nur auf Jeanne, und nicht einen Augenblick auf Renard geblickt. Es kam also nur darauf an, ob dieser irgend einen Gebrauch von der Wiedererkennung machen würde. — Dies wollte Renard durchaus nicht, er hatte, wie schon erwähnt, einen auffallenden Widerwillen gegen diesen jungen Seigneur, und als er jetzt Geld zählend dicht neben ihm stand, verwandelte sich dieser Widerwille in eine abergläubische Furcht. Er hätte um alles in der Welt nichts tun mögen, was den Grafen ins Lawsche Haus gebracht hätte. Deshalb erwähnte er weder gegen diesen noch auch bei seiner Heimkehr gegen Jeanne mit einer Silbe seiner Entdeckung.

Am Abende dieses Tages ging Graf Anton ins Theater und machte dort die Bekanntschaft des Chevalier von Milhe, der sich ihm vorstellen ließ, und der sich sehr zuvorkommend zeigte. Graf Anton hätte von diesem Edelmanne geringen Schlags wenig Notiz genommen, wenn sich dieser nicht so überaus gefällig und geistreich erwiesen hätte. Er nannte dem Grafen auf eine sehr unterhaltende Weise alle Damen, welche in den Logen erschienen, erzählte ihm deren Lebensgeschichte und schilderte ihm pikant die verschiedenen Charaktere. Graf Anton verhielt sich dazu als ein stockernsthafter Zuhörer, der Chevalier wurde aber immer beflissener, je deutlicher er entdeckte, daß alle Damen den belgischen Grafen aufmerksam ins Auge faßten, und daß er allgemein mehr zu interessieren schien als das Stück, welches gespielt wurde. Milhe war in diesem Punkte der Eitelkeit schwach, wie es fast immer derjenige ist, welcher nur halb und halb zu einer exklusiven Gesellschaft gehört. Wo es sich um eine Lebensfrage handelte, wie bei der Heirat Jeannes, da war er tapfer

gegen das Herkommen, aber bei gleichgültigen Verhältnissen war er nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche halbvornehmer Menschen, die jede beiläufig auf sie fallende Anerkennung eifrig suchen.

Die Loge des Regenten war bis daher leer geblieben, jetzt erschien darin ein Herr und eine Dame. Die Dame, nicht mehr von frischester Jugend, aber von verführerischer Schönheit einer jungen Frau, zeigte Grazie und Heiterkeit in der lebhaften Unterhaltung mit ihrem Kavalier und sprach so viel und so laut, daß es auffallen konnte, als sie plötzlich schwieg und mit steigender Aufmerksamkeit den Grafen Anton betrachtete. Ja, es war leicht zu unterscheiden, daß sie ihren Begleiter hastig fragte, ob er diesen Fremden kenne. Dieser Begleiter war der Marquis von Broglie, welcher dem vertrauten Kreise des Regenten angehörte, mit der royalistischen Partei, welche übrigens auch seinen Savoyardenadel geringschätzte, selten in Verbindung kam und den belgischen Grafen noch nicht kannte.

„Wer ist diese Dame?“ fragte der Graf den Chevalier.

„Eine Dame, vor der ich Sie warne,“ erwiderte dieser, „ich halte es für ein Unglück, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nicht als ob sie weniger geistreich als schön oder als ob sie von bösem Herzen wäre! Keineswegs. Sie ist von größter Liebenswürdigkeit und soll auch ein allerliebstes Herz haben. Aber sie ist bis zum Äußersten leichtsinnig. Das hätte am Ende auch nichts auf sich, wäre sie eine gewöhnliche Schönheit, deren Verlust durch eine andre ersetzt werden könnte. Aber sie macht alle Welt unglücklich, weil sie die heftigste Leidenschaft einzuflößen versteht und doch mit Gleichgültigkeit den Geliebten wechselt. Man nennt sie, weil sie eben schon mehrere Männer unglücklich gemacht und zu tollen Streichen getrieben hat, die Circe Frankreichs.“

„Den Namen, den Namen, Herr Chevalier!“ unterbrach ihn ungeduldig der Graf.

„Zudem ist sie jetzt in erklärter Gunst des Regenten, den sie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergestalt in Atem erhalten soll, daß er gegen all seine sonstige Gewohnheit eifersüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht."

„Was Regent!" unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu sein schien, „ich frage nach dem Namen!"

In diesem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieser Reden die Dame verlassen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgestellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er sah mit seinen erschreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquise von Parabère," sprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Ist jene Dame, neben der Sie eben standen, die Frau Marquise von Parabère?" unterbrach ihn entschieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und sie hat mir die Frage aufgetragen, ob sie in Ihnen einen Grafen Horn der belgischen Familie Horn und Overik erblicke?"

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!" erwiderte dieser, dessen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und sanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In diesem Falle", fuhr Broglie fort, „bittet die Marquise den Herrn Grafen, sich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn stets zu freundschaftlichem Dienste verpflichtet gewesen sei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère sehr erfreut sein werde, wenn sie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Beflissenheit in der ihm fremden Hauptstadt ihre Teilnahme dartun könne."

„Das französische Königtum", erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

Und sich in die Ecke des Sofas, von welcher sie aufgestanden war, zurücksetzend, rief sie: „Herein!“

Der Diener erschien, verbeugte sich gegen den Grafen und gegen die Marquise und schritt dann dicht zu dieser hin, um ihr ganz leise eine Meldung zu machen. Sie sah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zustimmende Kopfbewegung und sagte zum Grafen, während der Diener hinausging: „Es tut mir leid, Graf Horn, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen, es harrt meiner ein unabweislicher Besuch.“

„Teilen Sie mir, ehe ich scheide, auf alle Unwahrscheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermutung mit über meine Unbekannte!“

„So grausam bin ich nicht!“

„Ich beschwöre Sie!“

„Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen ist Opernball; es ist wahrscheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermutung dort erscheint.“

„Sie ist in Paris?!“

„Gehen Sie hin und suchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenstand der Sehnsucht verbergen.“

„Tausend Dank!“

„Dort hinaus, Herr Graf, ich bitte!“

Aber der Graf, welchen diese Nachricht alles andere überhören und übersehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquise und verließ das Zimmer durch die Tür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Ansehen und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächsten Zimmer begegnete, und welcher auf das Gemach der Marquise zuschritt. Das unhöfliche, hastige Vorübergehen des Grafen, und dessen Äußeres schien diesem Manne aufzufallen; er blieb stehen und sah dem Forteilenden aufmerksam nach. Dieser Mann von mittlerer

Größe hatte in seiner Haltung alle zwanglose, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe sich sein lebhaft gefärbtes Antlitz spannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutselige, feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet gewesen, und jetzt erst bei Anspannung der Augen zeigte sich's, daß diese etwas hervortretenden Augen leicht entzündet seien. Sein Haar war schwarz, und ein scharfer Beobachter hätte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollsaftige Aussehen auf eine schwammige Leibesbeschaffenheit und auf Anlage zum Schlagflusse deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieselbe Zeit war über Jeannes Schicksal entschieden worden. Law hatte sie immer dringender beschworen, einen Entschluß zu fassen, der Chevalier von Milhe hatte sich auf das liebenswürdigste beeifert gezeigt, und ein Wink Renards hatte das, was sie Grille nennen zu müssen glaubte, beiseite gedrängt. Renard nämlich in seiner unbestimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeannes für diesen gefährlichen Seigneur ahnend und unterrichtet von dem Heiratsplane Laws, hatte nach seinem erschreckenden Zusammentreffen mit diesem Grafen in Paris eine Lüge für nötig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältnis zwischen Jeanne und dem Grafen abzuschneiden. Unscheinbar wußte er das Gespräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgischen Schlosse zu bringen, und ebenso unscheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: „Sie wunderten sich damals, Fräulein, daß ich mich so heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kastellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verschwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Tier abgesperrt sei, und warum er sich bei Ihrem

Standes- und Meinungsgenossen großes Aufsehn. Einmal um seiner Schönheit willen, und dann wegen der plötzlichen, geheimnisvollen Art seines Auftretens. Er brachte an die großen Familien seiner Verwandtschaft nicht das geringste Zeichen der Empfehlung oder Mitteilung von seinem Bruder, dem Haupte seiner Familie, oder von irgend einem Familiengliede. Und doch war sein Äußeres und Wesen so offenbar das Äußere und Wesen eines Grafen Horn, daß alle alten Damen und Herren einstimmig erklärten, er müsse zweifellos als dieser Familie zugehörig aufgenommen werden. Dazu kam, daß ihm der Kastellan die verlangten Papiere richtig nach Maubeuge geliefert hatte, daß er mit ihnen sogleich Tags nach seiner Ankunft unzweifelhafte Ansprüche auf eine Erbschaft der Prinzessin von Epinoy geltend machte, und daß ihm die Besitznahme dieser Erbschaft ohne weiteres gestattet wurde, insofern ein großes Hotel auf dem Theatinerkai und die Renten eines Landgutes in der Pikardie darin einbegriffen waren. So lebte er denn gleich von vorn herein als ein vornehm eingerichteter Seigneur und ward wenigstens von den männlichen Häuptern der großen Adelshäuser mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt. In das Innere der Familien sollte er eingeführt werden, sobald man Nachrichten, die man erbeten, von seinem Bruder erhalten hätte.

Graf Anton hatte zwar von Maubeuge aus keine unmittelbare Veranlassung zu dem Glauben gehabt, seine Schöne sei nach Paris gereist, aber als stolzer Seigneur zweifelte er keinen Augenblick, eine so stattlich ausgerüstete Dame gehöre dem ersten Stande an, und deshalb glaubte er, wenn sie auch nicht in Paris selbst zu finden sei, so werde doch im Mittelpunkte des Landes am leichtesten eine Auskunft oder wenigstens ein Fingerzeig gewonnen werden. Wenn eine so seltene Schönheit außer Landes reise, so werde man bei fleißiger Nachfrage wohl entdecken können, welchem Hause sie angehöre. Niemand jedoch wußte ihm eine Spur an-

zuzeigen, und das kam eben daher, daß er sich mit seiner Nachfrage nur an die Mitglieder des royalistischen Adels wendete, welche sich streng außer allem Verkehr mit dem Lawschen Hause erhielten und deshalb von einer Reise Jeannes keine Kunde hatten. Ebenso fruchtlos war sein aufmerksames Umhersuchen an allen Orten, an denen Damen öffentlich erschienen: Jeanne zeigte sich eben in jener Zeit nirgends öffentlich, weil ihr Vater dies in Verbindung gebracht hatte mit ihrem Entschlusse einer Bräutigamswahl. Nun machte Graf Anton zwar durch seine auffallende und schöne Erscheinung überall das größte Aufsehn, und alle Welt, besonders die Damenwelt sprach mit Anteil und Neugierde von dem geheimnisvollen belgischen Grafen Horn, ja dies Besprechen drang auch bis zu Jeanne, aber Jeanne achtete nicht darauf, weil sie den Namen ihres abenteuerlichen Ritters nicht kannte, und keine Ahnung davon hatte, dieser Graf Horn und das lebhafte Bild ihrer Erinnerung seien dieselbe Person.

Dem Grafen wurde übrigens die Entdeckung plötzlich ganz nahe gebracht. Gemäß der damals einreißenden Sitte, alle Münze durch Papiergeld zu verdrängen, war dem Grafen die ererbte Rentenzahlung ebenfalls in Banknoten geleistet worden. Er haßte diese Neuerung und schickte sogleich nach einem Wechsler. Renard, ein Werkzeug Laws, hatte sich hinter dessen Rücken eine einträgliche Kundschaft dieser Art angelegt und zwar besonders unter den höheren Ständen. Für den sofortigen Umtausch in bares Geld ließ er sich einige Prozente zahlen, und verwandelte bei seiner Rückkehr in Laws Kontor die eingelösten Papiere sogleich in bares Geld, die Namen derer ins Hauptbuch eintragend, welche eben deshalb, weil ihr Stolz einen solchen Verkehr mit der verhaßten Bank umgehen wollten, das Zwischengeschäft mit ihm gemacht hatten. So sicherte er sich Tag für Tag gegen eine mögliche Entwertung der ihm eingehändigten Bankzettel,

und hatte den Wechselgewinn außerdem. Diese Kundschaft führte ihn denn auch zum Grafen Anton, und so fand eine Wiedererkennung statt, welche zu raschen Folgen führen konnte. Aber diese Wiedererkennung war nur einseitig: Renard erkannte den Grafen, dieser aber hatte damals von der Terrasse nur auf Jeanne, und nicht einen Augenblick auf Renard geblickt. Es kam also nur darauf an, ob dieser irgend einen Gebrauch von der Wiedererkennung machen würde. — Dies wollte Renard durchaus nicht, er hatte, wie schon erwähnt, einen auffallenden Widerwillen gegen diesen jungen Seigneur, und als er jetzt Geld zählend dicht neben ihm stand, verwandelte sich dieser Widerwille in eine abergläubische Furcht. Er hätte um alles in der Welt nichts tun mögen, was den Grafen ins Lawsche Haus gebracht hätte. Deshalb erwähnte er weder gegen diesen noch auch bei seiner Heimkehr gegen Jeanne mit einer Silbe seiner Entdeckung.

Am Abende dieses Tages ging Graf Anton ins Theater und machte dort die Bekanntschaft des Chevalier von Milhe, der sich ihm vorstellen ließ, und der sich sehr zuvorkommend zeigte. Graf Anton hätte von diesem Edelmanne geringen Schlags wenig Notiz genommen, wenn sich dieser nicht so überaus gefällig und geistreich erwiesen hätte. Er nannte dem Grafen auf eine sehr unterhaltende Weise alle Damen, welche in den Logen erschienen, erzählte ihm deren Lebensgeschichte und schilderte ihm pikant die verschiedenen Charaktere. Graf Anton verhielt sich dazu als ein stockernsthafter Zuhörer, der Chevalier wurde aber immer beflissener, je deutlicher er entdeckte, daß alle Damen den belgischen Grafen aufmerksam ins Auge faßten, und daß er allgemein mehr zu interessieren schien als das Stück, welches gespielt wurde. Milhe war in diesem Punkte der Eitelkeit schwach, wie es fast immer derjenige ist, welcher nur halb und halb zu einer exklusiven Gesellschaft gehört. Wo es sich um eine Lebensfrage handelte, wie bei der Heirat Jeannes, da war er tapfer

gegen das Herkommen, aber bei gleichgültigen Verhältnissen war er nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche halbvornehmer Menschen, die jede beiläufig auf sie fallende Anerkennung eifrig suchen.

Die Loge des Regenten war bis daher leer geblieben, jetzt erschien darin ein Herr und eine Dame. Die Dame, nicht mehr von frischester Jugend, aber von verführerischer Schönheit einer jungen Frau, zeigte Grazie und Heiterkeit in der lebhaften Unterhaltung mit ihrem Kavalier und sprach so viel und so laut, daß es auffallen konnte, als sie plötzlich schwieg und mit steigender Aufmerksamkeit den Grafen Anton betrachtete. Ja, es war leicht zu unterscheiden, daß sie ihren Begleiter hastig fragte, ob er diesen Fremden kenne. Dieser Begleiter war der Marquis von Broglie, welcher dem vertrauten Kreise des Regenten angehörte, mit der royalistischen Partei, welche übrigens auch seinen Savoyardenadel geringschätzte, selten in Verbindung kam und den belgischen Grafen noch nicht kannte.

„Wer ist diese Dame?“ fragte der Graf den Chevalier.

„Eine Dame, vor der ich Sie warne,“ erwiderte dieser, „ich halte es für ein Unglück, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nicht als ob sie weniger geistreich als schön oder als ob sie von bösem Herzen wäre! Keineswegs. Sie ist von größter Liebenswürdigkeit und soll auch ein allerliebstes Herz haben. Aber sie ist bis zum Äußersten leichtsinnig. Das hätte am Ende auch nichts auf sich, wäre sie eine gewöhnliche Schönheit, deren Verlust durch eine andre ersetzt werden könnte. Aber sie macht alle Welt unglücklich, weil sie die heftigste Leidenschaft einzuflößen versteht und doch mit Gleichgültigkeit den Geliebten wechselt. Man nennt sie, weil sie eben schon mehrere Männer unglücklich gemacht und zu tollen Streichen getrieben hat, die Circe Frankreichs.“

„Den Namen, den Namen, Herr Chevalier!“ unterbrach ihn ungeduldig der Graf.

„Zudem ist sie jetzt in erklärter Gunst des Regenten, den sie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergestalt in Atem erhalten soll, daß er gegen all seine sonstige Gewohnheit eifersüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht."

„Was Regent!" unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu sein schien, „ich frage nach dem Namen!"

In diesem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieser Reden die Dame verlassen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgestellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er sah mit seinen erschreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquise von Parabère," sprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Ist jene Dame, neben der Sie eben standen, die Frau Marquise von Parabère?" unterbrach ihn entschieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und sie hat mir die Frage aufgetragen, ob sie in Ihnen einen Grafen Horn der belgischen Familie Horn und Overik erblicke?"

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!" erwiderte dieser, dessen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und sanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In diesem Falle", fuhr Broglie fort, „bittet die Marquise den Herrn Grafen, sich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn stets zu freundschaftlichem Dienste verpflichtet gewesen sei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère sehr erfreut sein werde, wenn sie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Beflissenheit in der ihm fremden Hauptstadt ihre Teilnahme dartun könne."

„Das französische Königtum", erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

Standes- und Meinungsgenossen großes Aufsehn. Einmal um seiner Schönheit willen, und dann wegen der plötzlichen, geheimnisvollen Art seines Auftretens. Er brachte an die großen Familien seiner Verwandtschaft nicht das geringste Zeichen der Empfehlung oder Mitteilung von seinem Bruder, dem Haupte seiner Familie, oder von irgend einem Familiengliede. Und doch war sein Äußeres und Wesen so offenbar das Äußere und Wesen eines Grafen Horn, daß alle alten Damen und Herren einstimmig erklärten, er müsse zweifellos als dieser Familie zugehörig aufgenommen werden. Dazu kam, daß ihm der Kastellan die verlangten Papiere richtig nach Maubeuge geliefert hatte, daß er mit ihnen sogleich Tags nach seiner Ankunft unzweifelhafte Ansprüche auf eine Erbschaft der Prinzessin von Epinoy geltend machte, und daß ihm die Besitznahme dieser Erbschaft ohne weiteres gestattet wurde, insofern ein großes Hotel auf dem Theatinerkai und die Renten eines Landgutes in der Pikardie darin einbegriffen waren. So lebte er denn gleich von vorn herein als ein vornehm eingerichteter Seigneur und ward wenigstens von den männlichen Häuptern der großen Adelshäuser mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt. In das Innere der Familien sollte er eingeführt werden, sobald man Nachrichten, die man erbeten, von seinem Bruder erhalten hätte.

Graf Anton hatte zwar von Maubeuge aus keine unmittelbare Veranlassung zu dem Glauben gehabt, seine Schöne sei nach Paris gereist, aber als stolzer Seigneur zweifelte er keinen Augenblick, eine so stattlich ausgerüstete Dame gehöre dem ersten Stande an, und deshalb glaubte er, wenn sie auch nicht in Paris selbst zu finden sei, so werde doch im Mittelpunkte des Landes am leichtesten eine Auskunft oder wenigstens ein Fingerzeig gewonnen werden. Wenn eine so seltene Schönheit außer Landes reise, so werde man bei fleißiger Nachfrage wohl entdecken können, welchem Hause sie angehöre. Niemand jedoch wußte ihm eine Spur an-

zuzeigen, und das kam eben daher, daß er sich mit seiner Nachfrage nur an die Mitglieder des royalistischen Adels wendete, welche sich streng außer allem Verkehr mit dem Lawschen Hause erhielten und deshalb von einer Reise Jeannes keine Kunde hatten. Ebenso fruchtlos war sein aufmerksames Umhersuchen an allen Orten, an denen Damen öffentlich erschienen: Jeanne zeigte sich eben in jener Zeit nirgends öffentlich, weil ihr Vater dies in Verbindung gebracht hatte mit ihrem Entschlusse einer Bräutigamswahl. Nun machte Graf Anton zwar durch seine auffallende und schöne Erscheinung überall das größte Aufsehn, und alle Welt, besonders die Damenwelt sprach mit Anteil und Neugierde von dem geheimnisvollen belgischen Grafen Horn, ja dies Besprechen drang auch bis zu Jeanne, aber Jeanne achtete nicht darauf, weil sie den Namen ihres abenteuerlichen Ritters nicht kannte, und keine Ahnung davon hatte, dieser Graf Horn und das lebhafte Bild ihrer Erinnerung seien dieselbe Person.

Dem Grafen wurde übrigens die Entdeckung plötzlich ganz nahe gebracht. Gemäß der damals einreißenden Sitte, alle Münze durch Papiergeld zu verdrängen, war dem Grafen die ererbte Rentenzahlung ebenfalls in Banknoten geleistet worden. Er haßte diese Neuerung und schickte sogleich nach einem Wechsler. Renard, ein Werkzeug Laws, hatte sich hinter dessen Rücken eine einträgliche Kundschaft dieser Art angelegt und zwar besonders unter den höheren Ständen. Für den sofortigen Umtausch in bares Geld ließ er sich einige Prozente zahlen, und verwandelte bei seiner Rückkehr in Laws Kontor die eingelösten Papiere sogleich in bares Geld, die Namen derer ins Hauptbuch eintragend, welche eben deshalb, weil ihr Stolz einen solchen Verkehr mit der verhaßten Bank umgehen wollten, das Zwischengeschäft mit ihm gemacht hatten. So sicherte er sich Tag für Tag gegen eine mögliche Entwertung der ihm eingehändigten Bankzettel,

und hatte den Wechselgewinn außerdem. Diese Kundschaft führte ihn denn auch zum Grafen Anton, und so fand eine Wiedererkennung statt, welche zu raschen Folgen führen konnte. Aber diese Wiedererkennung war nur einseitig: Renard erkannte den Grafen, dieser aber hatte damals von der Terrasse nur auf Jeanne, und nicht einen Augenblick auf Renard geblickt. Es kam also nur darauf an, ob dieser irgend einen Gebrauch von der Wiedererkennung machen würde. — Dies wollte Renard durchaus nicht, er hatte, wie schon erwähnt, einen auffallenden Widerwillen gegen diesen jungen Seigneur, und als er jetzt Geld zählend dicht neben ihm stand, verwandelte sich dieser Widerwille in eine abergläubische Furcht. Er hätte um alles in der Welt nichts tun mögen, was den Grafen ins Lawsche Haus gebracht hätte. Deshalb erwähnte er weder gegen diesen noch auch bei seiner Heimkehr gegen Jeanne mit einer Silbe seiner Entdeckung.

Am Abende dieses Tages ging Graf Anton ins Theater und machte dort die Bekanntschaft des Chevalier von Milhe, der sich ihm vorstellen ließ, und der sich sehr zuvorkommend zeigte. Graf Anton hätte von diesem Edelmanne geringen Schlags wenig Notiz genommen, wenn sich dieser nicht so überaus gefällig und geistreich erwiesen hätte. Er nannte dem Grafen auf eine sehr unterhaltende Weise alle Damen, welche in den Logen erschienen, erzählte ihm deren Lebensgeschichte und schilderte ihm pikant die verschiedenen Charaktere. Graf Anton verhielt sich dazu als ein stockernsthafter Zuhörer, der Chevalier wurde aber immer beflissener, je deutlicher er entdeckte, daß alle Damen den belgischen Grafen aufmerksam ins Auge faßten, und daß er allgemein mehr zu interessieren schien als das Stück, welches gespielt wurde. Milhe war in diesem Punkte der Eitelkeit schwach, wie es fast immer derjenige ist, welcher nur halb und halb zu einer exklusiven Gesellschaft gehört. Wo es sich um eine Lebensfrage handelte, wie bei der Heirat Jeannes, da war er tapfer

gegen das Herkommen, aber bei gleichgültigen Verhältnissen war er nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche halbvornehmer Menschen, die jede beiläufig auf sie fallende Anerkennung eifrig suchen.

Die Loge des Regenten war bis daher leer geblieben, jetzt erschien darin ein Herr und eine Dame. Die Dame, nicht mehr von frischester Jugend, aber von verführerischer Schönheit einer jungen Frau, zeigte Grazie und Heiterkeit in der lebhaften Unterhaltung mit ihrem Kavalier und sprach so viel und so laut, daß es auffallen konnte, als sie plötzlich schwieg und mit steigender Aufmerksamkeit den Grafen Anton betrachtete. Ja, es war leicht zu unterscheiden, daß sie ihren Begleiter hastig fragte, ob er diesen Fremden kenne. Dieser Begleiter war der Marquis von Broglie, welcher dem vertrauten Kreise des Regenten angehörte, mit der royalistischen Partei, welche übrigens auch seinen Savoyardenadel geringschätzte, selten in Verbindung kam und den belgischen Grafen noch nicht kannte.

„Wer ist diese Dame?“ fragte der Graf den Chevalier.

„Eine Dame, vor der ich Sie warne,“ erwiderte dieser, „ich halte es für ein Unglück, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nicht als ob sie weniger geistreich als schön oder als ob sie von bösem Herzen wäre! Keineswegs. Sie ist von größter Liebenswürdigkeit und soll auch ein allerliebstes Herz haben. Aber sie ist bis zum Äußersten leichtsinnig. Das hätte am Ende auch nichts auf sich, wäre sie eine gewöhnliche Schönheit, deren Verlust durch eine andre ersetzt werden könnte. Aber sie macht alle Welt unglücklich, weil sie die heftigste Leidenschaft einzuflößen versteht und doch mit Gleichgültigkeit den Geliebten wechselt. Man nennt sie, weil sie eben schon mehrere Männer unglücklich gemacht und zu tollen Streichen getrieben hat, die Circe Frankreichs.“

„Den Namen, den Namen, Herr Chevalier!“ unterbrach ihn ungeduldig der Graf.

„Zudem iſt ſie jetzt in erklärter Gunſt des Regenten, den ſie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergeſtalt in Atem erhalten ſoll, daß er gegen all ſeine ſonſtige Gewohnheit eiferſüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht.“

„Was Regent!“ unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu ſein ſchien, „ich frage nach dem Namen!“

In dieſem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieſer Reden die Dame verlaſſen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgeſtellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er ſah mit ſeinen erſchreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquiſe von Parabère,“ ſprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Iſt jene Dame, neben der Sie eben ſtanden, die Frau Marquiſe von Parabère?“ unterbrach ihn entſchieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und ſie hat mir die Frage aufgetragen, ob ſie in Ihnen einen Grafen Horn der belgiſchen Familie Horn und Overik erblicke?“

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!“ erwiderte dieſer, deſſen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und ſanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In dieſem Falle“, fuhr Broglie fort, „bittet die Marquiſe den Herrn Grafen, ſich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn ſtets zu freundſchaftlichem Dienſte verpflichtet geweſen ſei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère ſehr erfreut ſein werde, wenn ſie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Befliſſenheit in der ihm fremden Hauptſtadt ihre Teilnahme
önne.“

s franzöſiſche Königtum“, erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

„Zudem ist sie jetzt in erklärter Gunst des Regenten, den sie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergestalt in Atem erhalten soll, daß er gegen all seine sonstige Gewohnheit eifersüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht."

„Was Regent!" unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu sein schien, „ich frage nach dem Namen!"

In diesem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieser Reden die Dame verlassen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgestellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er sah mit seinen erschreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquise von Parabère," sprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Ist jene Dame, neben der Sie eben standen, die Frau Marquise von Parabère?" unterbrach ihn entschieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und sie hat mir die Frage aufgetragen, ob sie in Ihnen einen Grafen Horn der belgischen Familie Horn und Overik erblicke?"

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!" erwiderte dieser, dessen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und sanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In diesem Falle", fuhr Broglie fort, „bittet die Marquise den Herrn Grafen, sich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn stets zu freundschaftlichem Dienste verpflichtet gewesen sei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère sehr erfreut sein werde, wenn sie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Beflissenheit in der ihm fremden Hauptstadt ihre Teilnahme dartun könne."

„Das französische Königtum", erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

Und sich in die Ecke des Sofas, von welcher sie aufgestanden war, zurücksetzend, rief sie: „Herein!“

Der Diener erschien, verbeugte sich gegen den Grafen und gegen die Marquise und schritt dann dicht zu dieser hin, um ihr ganz leise eine Meldung zu machen. Sie sah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zustimmende Kopfbewegung und sagte zum Grafen, während der Diener hinausging: „Es tut mir leid, Graf Horn, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen, es harrt meiner ein unabweislicher Besuch.“

„Teilen Sie mir, ehe ich scheide, auf alle Unwahrscheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermutung mit über meine Unbekannte!“

„So grausam bin ich nicht!“

„Ich beschwöre Sie!“

„Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen ist Opernball; es ist wahrscheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermutung dort erscheint.“

„Sie ist in Paris?!“

„Gehen Sie hin und suchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenstand der Sehnsucht verbergen.“

„Tausend Dank!“

„Dort hinaus, Herr Graf, ich bitte!“

Aber der Graf, welchen diese Nachricht alles andere überhören und übersehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquise und verließ das Zimmer durch die Tür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Ansehen und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächsten Zimmer begegnete, und welcher auf das Gemach der Marquise zuschritt. Das unhöfliche, hastige Vorübergehen des Grafen, und dessen Äußeres schien diesem Manne aufzufallen; er blieb stehen und sah dem Forteilenden aufmerksam nach. Dieser Mann von mittlerer

Größe hatte in seiner Haltung alle zwangloſe, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe sich sein lebhaft gefärbtes Antlitz spannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutselige, feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet gewesen, und jetzt erst bei Anspannung der Augen zeigte sich's, daß diese etwas hervortretenden Augen leicht entzündet seien. Sein Haar war schwarz, und ein scharfer Beobachter hätte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollsaftige Aussehen auf eine schwammige Leibesbeschaffenheit und auf Anlage zum Schlagflusse deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieselbe Zeit war über Jeannes Schicksal entschieden worden. Law hatte sie immer dringender beschworen, einen Entschluß zu fassen, der Chevalier von Milhe hatte sich auf das liebenswürdigste beeifert gezeigt, und ein Wink Renards hatte das, was sie Grille nennen zu müssen glaubte, beiseite gedrängt. Renard nämlich in seiner unbestimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeannes für diesen gefährlichen Seigneur ahnend und unterrichtet von dem Heiratsplane Laws, hatte nach seinem erschreckenden Zusammentreffen mit diesem Grafen in Paris eine Lüge für nötig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältnis zwischen Jeanne und dem Grafen abzuschneiden. Unscheinbar wußte er das Gespräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgischen Schlosse zu bringen, und ebenso unscheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: „Sie wunderten sich damals, Fräulein, daß ich mich so heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kastellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verschwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Tier abgesperrt sei, und warum er sich bei Ihrem

„Zudem ist sie jetzt in erklärter Gunst des Regenten, den sie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergestalt in Atem erhalten soll, daß er gegen all seine sonstige Gewohnheit eifersüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht."

„Was Regent!" unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu sein schien, „ich frage nach dem Namen!"

In diesem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieser Reden die Dame verlassen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgestellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er sah mit seinen erschreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquise von Parabère," sprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Ist jene Dame, neben der Sie eben standen, die Frau Marquise von Parabère?" unterbrach ihn entschieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und sie hat mir die Frage aufgetragen, ob sie in Ihnen einen Grafen Horn der belgischen Familie Horn und Overik erblicke?"

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!" erwiderte dieser, dessen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und sanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In diesem Falle", fuhr Broglie fort, „bittet die Marquise den Herrn Grafen, sich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn stets zu freundschaftlichem Dienste verpflichtet gewesen sei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère sehr erfreut sein werde, wenn sie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Beflissenheit in der ihm fremden Hauptstadt ihre Teilnahme dartun könne."

„Das französische Königtum", erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf," sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein."

„Warum?"

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre."

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige."

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener."

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!"

Und sich in die Ecke des Sofas, von welcher sie aufgestanden war, zurücksetzend, rief sie: „Herein!“

Der Diener erschien, verbeugte sich gegen den Grafen und gegen die Marquise und schritt dann dicht zu dieser hin, um ihr ganz leise eine Meldung zu machen. Sie sah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zustimmende Kopfbewegung und sagte zum Grafen, während der Diener hinausging: „Es tut mir leid, Graf Horn, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen, es harrt meiner ein unabweislicher Besuch.“

„Teilen Sie mir, ehe ich scheide, auf alle Unwahrscheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermutung mit über meine Unbekannte!“

„So grausam bin ich nicht!“

„Ich beschwöre Sie!“

„Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen ist Opernball; es ist wahrscheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermutung dort erscheint.“

„Sie ist in Paris?!“

„Gehen Sie hin und suchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenstand der Sehnsucht verbergen.“

„Tausend Dank!“

„Dort hinaus, Herr Graf, ich bitte!“

Aber der Graf, welchen diese Nachricht alles andere überhören und übersehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquise und verließ das Zimmer durch die Tür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Ansehen und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächsten Zimmer begegnete, und welcher auf das Gemach der Marquise zuschritt. Das unhöfliche, hastige Vorübergehen des Grafen, und dessen Äußeres schien diesem Manne aufzufallen; er blieb stehen und sah dem Forteilenden aufmerksam nach. Dieser Mann von mittlerer

Größe hatte in seiner Haltung alle zwanglose, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe sich sein lebhaft gefärbtes Antlitz spannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutselige, feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet gewesen, und jetzt erst bei Anspannung der Augen zeigte sich's, daß diese etwas hervortretenden Augen leicht entzündet seien. Sein Haar war schwarz, und ein scharfer Beobachter hätte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollsaftige Aussehen auf eine schwammige Leibesbeschaffenheit und auf Anlage zum Schlagflusse deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieselbe Zeit war über Jeannes Schicksal entschieden worden. Law hatte sie immer dringender beschworen, einen Entschluß zu fassen, der Chevalier von Milhe hatte sich auf das liebenswürdigste beeifert gezeigt, und ein Wink Renards hatte das, was sie Grille nennen zu müssen glaubte, beiseite gedrängt. Renard nämlich in seiner unbestimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeannes für diesen gefährlichen Seigneur ahnend und unterrichtet von dem Heiratsplane Laws, hatte nach seinem erschreckenden Zusammentreffen mit diesem Grafen in Paris eine Lüge für nötig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältnis zwischen Jeanne und dem Grafen abzuschneiden. Unscheinbar wußte er das Gespräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgischen Schlosse zu bringen, und ebenso unscheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: „Sie wunderten sich damals, Fräulein, daß ich mich so heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kastellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verschwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Tier abgesperrt sei, und warum er sich bei Ihrem

Anblicke so ungebärdig betrug. Der unglückliche Mann ist weibertoll und muß deshalb so sorgfältig behütet werden."

Solch eine grausame Lüge kann die tiefste Neigung vergiften, denn Mann wie Weib sind angewidert von dem Gedanken, die Liebe mit einer sinnlichen Krankhaftigkeit versetzt zu sehen. Jeanne errötete vor ihrem eignen Herzen bei solcher Nachricht und eilte hastig, eine neue, rückzugslose Welt aufzustellen zwischen sich und einer Vergangenheit, deren sie sich schämte. In dieser eiligen Hast, die um Gottes willen nicht den ausgesendeten Boten noch abwarten und das Entsetzliche vor Errichtung schützender Schranken noch einmal hören wollte, bat sie ihren Vater, die Verlobung mit dem Chevalier augenblicks anzusetzen. Dies geschah, und am Tage des Opernballes bat die gepeinigte, der Zerstreuung bedürftige Braut, auf jenen Ball geführt zu sein. Law war nun über ein mögliches Zusammentreffen mit dem Regenten ruhiger, da die Abwehr dem Chevalier zufiel, er hatte also nichts gegen den Besuch des Balles einzuwenden und bat sie nur, sich nicht unvorsichtig zu demaskieren, da der Regent mit der ganzen Schar seiner Roués auf dem Balle erscheinen werde, und da man mit diesen ausgelassenen Leuten niemals sicher sei vor ungebührlichen Auftritten, besonders da sie zu diesen Bällen immer erst nach einem schwelgerischen Souper und zu jeder Tollheit aufgelegt erschienen.

Der Ausdruck „Roué" war damals erst entstanden. Man sagte, der Regent habe ihn erfunden für die leichtsinnigen Genossen lustiger Streiche, welche ihrer Ausschweifungen halber gerädert zu werden verdienten. Die Roués selbst erklärten ihren Beinamen damit, daß sie bereit seien, sich für ihren Herrn und Meister, den Regenten, rädern zu lassen. Broglie und der Graf von Nocé waren die Hauptheldeu dieser eigentümlichen Kamarilla, der es viel mehr um Witz und Genuß als um Macht zu tun war. Der alte Hof hieß bei ihnen nicht anders als „antiquaille", denn sie

bildeten die übertreibende Reaktion gegen die übertriebene Steifheit der Maintenonepoche.

Dieser Gattung Leute nun war der Opernball stets eine erwünschte Gelegenheit, praktische Abwechselung in die Palais-Royalsoireen des Regenten zu bringen, und man durfte gewärtig sein, daß die leichtsinnigen Machthaber des damaligen Frankreich sämtlich an solchem Abende unter dem Tanzgewühle zu finden wären. Die Marquise von Parabère hatte infolge der Mitteilungen, welche ihr Graf Anton gemacht, zu dem diesmaligen Balle eine Intrige vor, teils aus französischer Frauenneigung für die Intrige im allgemeinen, teils aus einer wirklich erwachenden Neigung für den jungen Grafen. Solch ein romantischer Seigneur war damals selten und gewann außer durch seine Schönheit auch durch diese Romantik einen ungewöhnlichen Reiz für sie. War doch auch der Regent, in welchem sonst nicht leicht Eifersucht erregt werden konnte, nach der Begegnung des Grafen verdrießlich gewesen, ein Grund mehr für die kokette Dame, den neuen Gegenstand ihrer Vorliebe doppelt interessant zu finden. Die Marquise war an jenem Abende in Laws Hause der von der Reise heimkehrenden Jeanne auf dem Korridor begegnet. Damals schon hatte sie den etwas idealischen Reiseanzug Jeannes allerliebst gefunden, und jetzt sollte er ihr zu einer anmutigen Täuschung dienen. Sie war ungefähr von derselben Größe und Stärke als Jeanne und wollte für den Grafen Anton als verlarvte, aber stockstumme Jeanne auf dem Balle erscheinen. Sie ahnte nicht, daß Jeanne selbst den Ball besuchen könne, denn junge Mädchen wurden gewöhnlich von diesen bereits ein wenig verrufenen Lustbarkeiten zurückgehalten, und Jeanne namentlich hatte sich bisher niemals bei dergleichen öffentlichen Vergnügungen gezeigt. Zufälligerweise führte nun die gesteigerte Stimmung auch Jeanne auf die Idee, in diesem Reitkostüme gleichsam für immer Abschied zu nehmen von einer romantischen, grell abgeschlos-

senen Jugendzeit, besonders da der Chevalier ihr zu wiederholten Malen gesagt hatte, sie sei nie so schön gewesen als damals bei ihrer Heimkehr. Und so erschienen denn in dem glänzend erleuchteten Saale des Opernhauses beinahe gleichzeitig zwei gleichgekleidete Damen. Weil sie nicht gleichzeitig eintraten, so glaubten auch die am Eingange des Ballsaales aufgestellten prüfenden Beobachter, welche dem später kommenden Regenten Bericht erstatten wollten, es sei ein und dieselbe Dame, welche nach einer Promenade durch die Nebenzimmer oder weil sie etwas vergessen, noch einmal durch den Haupteingang gekommen sei. Da sie aber die Marquise und deren Art sich zu tragen und zu bewegen genau kannten, da ferner die Marquise nicht gerade beflissen war, eine Verhüllung, welche nur einen täuschen sollte, für alle Welt undurchsichtig zu machen, und da sie ferner später, als Jeanne eintrat, die Aufmerksamkeit auf dies Kostüm also schon erregt war, so erkannten die aufmerksamen Freunde des Regenten diese jetzige Favoritdame desselben mit leichter Mühe und konnten den Regenten, wenn er käme, vom Anzuge derselben unterrichten.

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als sich dies Maskenspiel zwischen den uns bekannten Personen verbreitete. Graf Anton war schon seit einer Stunde im Ballsaale und saß auf einem Lehnstuhle hinter einer Säule. Er war tief in Gedanken versunken und hatte wenig acht auf das bunte Spiel, welches sich um ihn her bewegte; denn sein Herz war ganz erfüllt von der Liebe zu Jeanne. Man hat oft gespottet über solche Romeoliebe, die nur eines Blicks brauche, um ein ganzes Leben zu entzünden: sie ist aber da, man könnte sagen „Gott sei Dank, sie ist da!“ und bleibt vorhanden wie das Genie, welches nicht erwirbt, sondern findet. Anton war ausgerüstet zu den gröbsten Fehlern seines Standes, und das innere Verhältnis seiner Eigenschaften brachte es mit sich, daß diese Fehler schreiend und beleidigend

hervortreten konnten, wenn das Leben just an dieser starken Seite seiner Schwäche bei ihm anklopfte. Aber es lag auch eine glänzende Aussicht vor ihm. Wenn seine Neigungen in ein Gleis gerieten, welches seinen Vorurteilen zusagte, so konnte er Glück finden und gewähren wie ein Halbgott; wenn seine Eigenschaften angebracht wurden, um eine Masse zu verwenden und fortzureißen, so konnte er riesenhohe Schwierigkeiten besiegen, übermenschliche Drangsale bestehen, eine Welt erobern. Denn er hatte die Zweifellosigkeit des Heldentums in sich: kein Zug moderner Vermittelung, kein Zug moderner Zersplitterung war in ihm vorhanden. Bis zur völligen Selbstvergessung war er jetzt mitten im Getümmel verführerischer Ballreize der Erinnerung an Jeanne hingegeben, seine Seele schwelgte im Anschaun des lieblichen, kecken und sinnigen Antlitzes, der schönen, elastischen Gestalt; mit starken Armen der Seele hielt er sie in die Höhe, in die Region unendlichen Glückes hinein, aus welchem sie seinem glücklichen Lächeln schalkhaft selig zulächelte. Dazu war er als prächtiger Kreuzfahrer in braunen Samt gekleidet, und das rote Kreuz vom weißen Seidenmantel verkündete, daß er ausgezogen sei, den höchsten Schatz seines Herzens zu suchen. Die Larve verhüllte zwar die Augen und die Mitte des Antlitzes, aber die feste Stirn, das glatte schwarze Haar, der volle weiche Bart über der geschlossenen frischen Lippe, das kräftige Kinn, der kräftige Hals verrieten aller neugierig vorüberstreichenden Frauenwelt, daß dieser jugendlich schöne Körper, daß diese jetzt still brennenden Augen einem vollkommen schönen Manne angehören möchten. In diesem Augenblicke strich auch Jeanne am Arme des Chevaliers an der Säule vorüber, hinter welcher Anton träumte. Der Chevalier war der Säule zunächst, Jeanne war jenseits, aber sie blickte doch, vielleicht durch den forschenden Blick des Chevaliers nach dem Kreuzfahrer aufmerksam gemacht, zu diesem hinüber und hemmte einen Moment lang ihren Schritt, als werde sie von einem ab-

sonderlichen, das Nachdenken erweckenden Etwas gefesselt. Weil sie an der von Anton abgewendeten Seite des Chevaliers ging und also Antons Augen zum Teil dadurch verborgen wurde, gewahrte er nicht, wie nahe das Bild seines Innern in der Wirklichkeit bei ihm stehe. Auch hatten seine Augen keinen Blick nach außen. Erst als sie vorüber war und sich mit dem Begleiter mehr nach der Mitte des Saals und der Maskentänze wendete, trat die Rückseite ihrer Gestalt voll und frei vor Antons Augen, und er fühlte zunächst mehr, als er es wußte, daß da eine ihn nahe betreffende Erscheinung hinziehe. Das Auge, im innern Verkehr beschäftigt, war zunächst nur imstande, ein ausdrucksloses Schattenbild aufzufassen, und erst als der Geist durch diese tote Überlieferung anders angeregt und bereit war, das körperliche Hilfsmittel durch seine Macht zu beleben, erst da verkündete das Auge dem erwachenden Anton, es ist Jeanne, Jeanne leibhaftig! Mit diesem plötzlichen Gewinn war auch die Tätigkeit des Auges zu Ende; der Chevalier und Jeanne verschwanden in diesem Augenblicke im Getümmel. Aber es war auch in Anton hinein wie der Funke in eine Pulvermine gefallen, er war aufgesprungen, er war nachgeeilt, er wußte es unumstößlich, dieser weiße Nacken, dieser Schulterbau, all diese Linien des Rückens, von den Kleidern gebildet, die er Tag und Nacht vor sich sah, sie waren Jeannes, Jeannes! Wie rasch er aber auch hinzueilte und ungebührlich durch die Masken hindurchdrängte, die Musik begann eben eine neue Quadrille, die antretenden Tänzerpaare hatten die umherwandelnden Masken aus deren angenommener Richtung gedrängt, Jeanne mit ihrem Begleiter war nirgends zu entdecken. Anton drängte sich ungestüm nach allen Seiten, in alle Nebenzimmer, durch alle Korridore, und der ungebührliche Kreuzfahrer war bald überall verrufen. Aber ohne entdeckt zu haben, was er suchte, kam er wieder bis zum großen Tanzsaale zurück, da, da wandelte sie auf der

Säulenseite hin, und man schien ihr auszuweichen, als ob man ihre ganze Schönheit trotz der Larve erkenne. Anton eilte hinzu, er wußte nicht, was er sagen würde, er wußte nur, daß er sie sprechen und sich nicht mehr entgehen lassen müsse. Ehe er sie erreichte, war sie mit dem Begleiter, der frei neben ihr ging, umgekehrt, und so waren sie einander plötzlich Aug' in Auge gegenüber. Sie tat einen leichten Schrei, als sie ihre Hand heftig ergriffen und geküßt fühlte. War es Schreck? War es Überraschung ob des prachtvoll aussehenden Kreuzritters, der in leidenschaftlichen Ausdrücken ihr schilderte, wie er ihr nachgefolgt sei von jenem Schlosse an der Maas, wie er um Vergebung bäte für seine damalige Heftigkeit, wie er glücklich sei, sie endlich entdeckt zu haben.

„Das ist wohl eine Verwechselung, Herr Kreuzfahrer, denn diese Dame," sprach der Begleiter derselben, „welche zu ihrer Ekstase schweigt, hat die Ufer der Maas niemals gesehen und kennt Sie schwerlich!"

„Sie kennt mich, Herr!" rief Anton und zog die Larve vom Gesicht, welches in der freudigen Aufregung so überraschend schön aussah, daß die Umstehenden nicht bloß wegen der ungewöhnlichen Demaskierung erstaunt auf ihn blickten. „Nicht wahr, Sie kennen mich," setzte Anton innig hinzu.

Die Dame nickte mit dem Kopfe.

„Nun, mein Herr," sagte hastig der Begleiter, „da Sie gekannt sind, verletzen Sie nicht ferner das Maskenrecht, welches bis eine Stunde nach Mitternacht die Demaskierung verbietet!"

„Sind Sie ein Tanzaufseher?" fragte rasch und verächtlich Graf Anton, wandte sich aber, ohne Antwort abzuwarten, sogleich wieder zu seiner Dame, dieser von neuem versichernd, wie glücklich er sei, daß er sie endlich aufgefunden. Während er so sprach, hatte sich ein roter Domino, welcher einen alten Herrn einzuhüllen schien — wenigstens war dessen

Schnurrbart ſilbergrau — dicht zu ihm gedrängt und flüſterte ihm ins Ohr: „Ich warne Sie, Graf Horn, dem Begleiter der Dame unhöflich zu begegnen! Sein Rang darf es nicht dulden, und ſeine Macht könnte ihn zu unwiderſtehlicher Strafe veranlaſſen.“

„Was Strafe!“ rief Anton, „welcher dreiſte Machthaber hätte Strafe für ein perſönliches Zuſammentreffen mit einem Seigneur! Man verleumdet Sie, mein Herr,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich an den Begleiter der Dame, einen Mann im ſchwarzen Domino, wendete, „indem man die Beſorgnis ausſpricht, Sie würden unwürdige Schutzmittel in Bewegung ſetzen gegen einen Edelmann, welcher endlich die Dame ſeines Herzens wiederfindet, und welcher allerdings geſonnen iſt, ſie der ganzen Welt ſtreitig zu machen.“

„Sie ſcheinen in Ihrem Streite überaus zuverſichtlich zu ſein!“ entgegnete der ſchwarze Domino.

„Das kümmert nur den Gegenſtand meiner Liebe und mich! Sind Sie der Vater, oder Vormund, oder Bruder dieſer Dame?“

Unterdes hatte ſich die Dame, welche der lebhafter werdende Streit zu peinigen ſchien, entfernt, und Anton wurde jetzt deſſen inne. Ohne eine Antwort des ſchwarzen Dominos abzuwarten, ſtürmte er nun ſogleich an dieſem vorüber, ihn rückſichtslos auf die Seite drängend, und eilte ins Getümmel hinein.

„Eure Königliche Hoheit würden wohltun,“ flüſterte ein grüner Domino dem ſchwarzen zu, „den Ball zu verlaſſen.“

„Des unhöflichen Fremden halber?“

„Ja, Hoheit! Die Unhöflichkeit dieſes Mannes kann leicht in Brutalität ausarten und eine für Eure Hoheit unziemliche Szene herbeiführen.“

„Lieber Canillac, ich werde mich doch nicht mitten in Paris von einem belgiſchen Grafen fortjagen laſſen? Und vor Skandal ſchützt ja die Larve. Helfen Sie mir die

Marquise wieder auffinden! Vorwärts! Nach welcher Seite, Nocé, ist sie gegangen?"

„Dort rechtshin nach dem halbdunklen, kühlen Nebenzimmer, Königliche Hoheit!"

„Erlaßt mir die Hoheit, wenn Ihr mir Aufsehen erlassen wollt. Da ist ja auch der verwirrte Belgier wieder! Der Mensch wird unbequem."

Wirklich war Graf Anton ebenfalls in das halbdunkle Gemach getreten, der Marquise folgend so rasch, als es das Gedränge erlaubt hatte. Denn es war die Marquise von Parabère gewesen, welche er als Jeanne angesprochen hatte. In dieses Nebenzimmer aber war soeben Jeanne selbst mit dem Chevalier eingetreten, um der Hitze des Saals auf eine Zeitlang zu entgehen. Die Marquise sah zu ihrer Überraschung das Kostüm vor sich, welches sie selber trug, und erkannte schnell, besonders da der Chevalier die Larve abgenommen, wen sie vor sich hatte. Teils wäre ihr die Erläuterung lästig geworden, warum sie einen Anzug Jeannes nachgeahmt habe, teils erwartete sie, daß ihr Graf Anton folgen würde, und wollte ihn um keinen Preis solchergestalt mit seinem Ideal in Verkehr setzen. Sie stand also nur einen Augenblick unentschlossen still und eilte dann rasch aus dem Gemache in ein anstoßendes Zimmer, um aus diesem wieder in den Saal zu treten und Anton aufzusuchen. Dieser Augenblick des Verweilens und das rasche Vorübergehen hatten aber hingereicht, den Chevalier auf die befremdlich gleiche Tracht mit der Tracht seiner Braut aufmerksam zu machen. Er sprang eilig in die Höhe von dem Diwan und eilte an die Tür zum Nebengemache, um die Doppelgängerin Jeannes genauer ins Auge zu fassen. Jeanne selbst war zerstreut und achtete nicht auf sein Weggehen. Sie sah gedankenvoll vor sich auf den Teppich des Fußbodens und ward den vom Saale aus eintretenden Anton nicht eher gewahr, als bis er zu ihren Füßen kniete, ihre

Hand ergriffen hatte und sie mit dem innigsten Liebestone fragte, warum sie ihn denn nicht eines Wortes der Erwiderung würdige?

Sie erzitterte in tiefster Seele, denn sie erkannte diese Stimme, sie wußte plötzlich, trotz der verbergenden Larve Antons, daß er es sei, der ihre Hand halte und drücke, er, das wunderbare Bild ihrer Träume.

Aber es ward ihr nicht die Zeit gegönnt, die stürmischen, einander widerstrebenden Eindrücke, welche ihr Herz bewegten, zu ordnen. Ehe sie etwas erwidern konnte, war der Chevalier herbeigeeilt, war der schwarze Domino mit seinen Begleitern an der Eingangstür erschienen. Dem einen, wie dem andern — denn der letztere hielt Jeanne für die Marquise — war Antons feurige Liebeserklärung auf den Knien und unter leidenschaftlichem Küssen der Damenhand nicht nur befremdlich, sondern ärgerlich und beleidigend. Dergleichen überstieg doch den Galanteriestil eines Maskenballs; der Chevalier war als junger Bräutigam zu keiner Nachsicht aufgelegt, und der schwarze Domino war in gesteigerter Entrüstung, da er diesen Fremden soeben erst in Zudringlichkeit gegen dieselbe Dame, wie er vermeinte, gestört hatte. Von links und rechts also flogen im nächsten Augenblicke heftige Fragen und Vorwürfe auf den Grafen Anton, und da der Chevalier noch obenein unsanft genug seinen Arm faßte, um ihn zur Freigebung der Damenhand zu nötigen, so sprang Graf Anton, die Hand Jeannes loslassend, in die Höhe und wendete sich mit heftiger Rede zunächst an den Chevalier. Dabei riß er wiederum seine Larve ab und zeigte sich dem erstaunten von Milhe als zornroten Bekannten, der so brutale Begegnung züchtigen wolle. Ein eigentümlicher Ausruf der Dame, welcher die Entlarvung Antons begleitete, wurde überhört, der schwarze Domino aber bot der aufstehenden Jeanne den Arm, und bat sie, sich seinem Schutze anzuvertrauen. Er werde der Ordnungsbehörde des Hauses Anzeige machen,

und für Entfernung ungebührlicher Besucher sorgen lassen. Diese Äußerung war für den jähen Sinn Antons zuviel: mit einem raschen und festen Griffe hatte er dem schwarzen Domino die Larve abgerissen und Namen und Genugtuung verlangt für so freche Äußerung.

„Der Regent!“ riefen mit einem Male Jeanne, der Chevalier und einige Masken, die der Wortwechsel herbeigezogen hatte. Die Begleiter des Regenten aber traten hastig zwischen ihn und den Grafen Anton, um eine weitere Tätlichkeit des letzteren, den die Erscheinung des Regenten nicht im mindesten erschreckte, jedenfalls zu verhüten.

Der Chevalier, welcher sich und seine Braut um keinen Preis in die Angelegenheiten dieser Roués gemischt haben wollte, griff in dem Gedränge nach Jeannes Hand, aber das bestürzte Mädchen ward von einem, dem Regenten ganz ähnlichen schwarzen Domino unter die Zuschauer hineingezogen, welche sich jetzt in Haufen herzudrängten. Denn es war doch pikant genug, daß der Regent des Reiches in handgreiflichen Streit mit einem fremden Seigneur geraten sei. Unter den sich also Herzudrängenden war auch die Marquise, deren Hauptanteil nur darauf gerichtet war, ob Jeanne ihre Larve abgetan habe. Sie sah an dem nacheilenden Chevalier, wohinaus die Braut mit dem hohen schwarzen Manne geführt werde, sie sah, daß Jeannes Larve unverrückt zu sein schien, sie sah, daß ein Begleiter des Regenten diesem die Larve vor das Antlitz steckte, und daß Anton unbekümmert um die drohenden Gebärden der Roués, welche den Regenten umringten, hierhin und dorthin blickte, offenbar suchend, wohin ihm sein Schatz schon wieder entrückt sei, und sie trat schnell auf ihn zu, ihren Arm auf den seinigen legend. Als dies geschah, wendete sich eben der Regent mit seiner Umgebung nach der Seitentür links, und ihr Anblick war ihm entzogen durch seine vorstehende Begleitung. Anton aber folgte wie der Blitz ihrem Wink, ergriff ihren Arm und führte sie schnell

nach der Seitentür rechter Hand. Von dort gab's einen Ausgang unmittelbar auf den Korridor; die Marquise deutete dahin, und ohne daß ein Wort gewechselt worden wäre, kamen sie in den Hof und in den Wagen der Marquise, welchen ein harrender Diener auf einen Wink seiner Herrin herbeirief, öffnete und schloß.

Anton war selig in dem Irrtume, er habe sein Ideal gefunden und neben sich. Die Marquise aber wußte, daß ihm die Doppelgängerin unbekannt geblieben sei, daß er folglich an kein weiteres Nachforschen denken könne, sobald er jetzt den Irrtum entdecke. Sie nahm also jetzt in dem hell erleuchteten Wagen die Larve ab und lachte in bester Laune über die Bestürzung des Liebhabers.

„Aber woher kennen Sie dies Kostüm?" fragte er nach einer langen Pause.

„Von Ihrem Ideal!"

„Sie kennen es also wirklich?"

„Gewiß. Sie müssen doch damals arg von der Sonne geblendet worden sein, daß Sie mich durchaus nicht wiedererkennen wollen!"

„Sie haben ja schwarzes Haar!"

„Es hat einen goldnen Schimmer im Sonnenschein!"

Anton drückte sich die Hand vor die Augen und schüttelte das Haupt. Er verfiel in ein tiefsinniges Schweigen, das mehr beunruhigend als beleidigend für die Marquise wurde. Er schien ganz zu vergessen, daß er maschinenmäßig in ihre Zimmer mit hinaufgestiegen war, daß die schönste Frau von Paris teilnehmend bei ihm saß und ihn bat, sein Herz durch Sprechen zu erleichtern. Zuweilen blickte er ihr unverwandt lange in die Augen, seine eignen füllten sich mit Tränen, und er drückte einen heißen Kuß auf ihren Arm.

Sein Wesen war für diese Dame eine Mischung von erschreckender und von anziehender Melancholie, erschreckend, weil ihr ein stiller, von weitem drohender Wahnsinn darin

eingeschlossen zu sein schien, anziehend, weil eine schwärmerische Anhänglichkeit auch auf die leichtsinnigste Frau einen Zauber ausübt. Ein Franzose kann niemals so empfinden, kann sich niemals so gebärden, und von einem solchen Menschen umarmt und geliebt zu werden, muß ja eine wunderbare Wonne sein! dachte sie halblaut, und ließ ihre Augen ungewöhnlich nachdenklich ruhn auf den schönen, jetzt soviel Traurigkeit ausdrückenden Gesichtszügen Antons, der ihren schönen Arm betrachtete, als stünden auf ihm alle Geheimnisse seines Lebens verzeichnet.

Das menschliche Herz gleicht auch einem Instrumente; wird es vollständig auf eine neue Tonart gestimmt, so verlieren die alten Melodien ihre Anziehungskraft. Dies stand vielleicht in jener Nacht dem Grafen Anton bevor, wenn seine Einsamkeit mit der schönen Marquise nicht gestört wurde. Aber die Störung bedrohte ihn. Denn auch der Chevalier von Milhe und Jeanne hatten nach jener Szene den Ball verlassen, und der Regent hatte weder die eine noch die andre Maske, von denen ihm jede für seine kokette Marquise galt, wiederfinden können, ja einer der Spione hatte am Ende schüchtern mitzuteilen gewagt, die gesuchte Maske habe mit einem Kreuzritter schon vor einer Viertelstunde das Opernhaus verlassen. — Man braucht nicht zur Eifersucht geneigt zu sein, um dabei eifersüchtig zu werden! Dieser belgische Graf konnte auch die Langmut des Regenten erschüttern, und mit ungewöhnlicher Hast eilte dieser nach dem Hotel Parabère, mit ungewöhnlicher Reizbarkeit nahm er den Bericht der Domestiken auf, die Frau Marquise empfange niemand mehr.

Wie billig und liebenswürdig man seinem Herzen nach sein möge, man bleibt nicht unberührt von dem Einflusse, an der Spitze einer Staatsgesellschaft all seinen Willen ohne weiteres in Tat verwandelt zu sehen. Man gewöhnt sich an ein Zucken der Augenbrauen, an ein schwertscharfes Zucken

der Hand, vor welchen jedermann weicht, und denen die beftgeschulten Diener aus dem Wege gehen. So gelangte der Regent ohne Aufenthalt in das Zimmer der Marquise, und stand vor ihr und dem über ihren Arm gebeugten Anton wie ein unerwartetes Wetter.

Die Marquise war stolz genug, um nicht auffallend zu erschrecken und um unbeweglich ihren Platz zu behalten; Graf Anton blieb ebenfalls sitzen, und sah ruhigen, fast zerstreuten Ausdrucks dem Regenten in das zornesrote Antlitz.

„Kennen Sie mich?“ fragte dieser.

„Ich habe offiziell nicht die Ehre,“ erwiderte gelassen der Graf Anton.

„Entfernen Sie sich!“

„Entfernen wir uns! wäre die richtigere Ausdrucksweise eines alten Edelmannes.“

„Sie irren sich, meine Herrn,“ sprach die Marquise aufstehend, „es ist an mir, mich zu entfernen, da mein Hausrecht nicht geachtet wird.“

Und sie schritt, da sich Anton nun auch erhoben hatte, zwischen beiden Männern hindurch, und verließ das Zimmer. Anton geleitete sie bis an die Tür, machte ihr eine tiefe Verbeugung, als sie durch dieselbe hinausschritt, ging dann nach der entgegengesetzten Ausgangstür, machte dem Regenten eine leichte Verbeugung und verließ ebenfalls das Gemach, ruhigen Schrittes durch die Vorzimmer nach dem Hofe des Hotels hinabgehend. Ehe er bis an den Torweg kam, überholte ihn der rascher schreitende Regent. Dieser eilte stumm an ihm vorüber und stieg in die harrende Karosse. Es zeigte sich keine weitere Begleitung, und auch die Livree des Kutschers und der Diener war nicht die rote des Hauses Orleans. Nur ein einzelner Mann, eng in einen Mantel gehüllt, war neben ihm, als das Tor sich hinter ihm geschlossen hatte, und Anton wußte nicht, ob dieser Mann ebenfalls aus dem Hotel gekommen sei, oder sich erst von

außen zu ihm gefunden habe. Es war allgemein bekannt, daß der Regent seinen nächtlichen Abenteuern oft ganz allein und ohne die geringste Begleitung nachginge.

Der Wagen Antons harrte seiner am Opernhause, und der sorglose Graf ließ ihn, da seine Wohnung näher am Hotel Parabère war als das Opernhaus, natürlich warten, und schlug zu Fuße den Weg nach seiner Wohnung ein. Der Mann im Mantel hielt sich immer dicht zu ihm, und da Paris damals von abenteuerlichem Gesindel wimmelte, so lag der Gedanke nahe, es könne auf einen räuberischen Überfall abgesehen sein. Der Regent war auch schon auf dem Balle vom Grafen beleidigt worden — war dieser hochgewachsene dunkle Begleiter vielleicht schon ein strafender Agent des beleidigten Herrschers, der ihn durch einen guten Degenstoß am Ufer der Seine züchtigen sollte. Anton war zuerst sorglos, kam aber doch auf solche Gedanken, als der Mann im Mantel fortwährend hinter ihm blieb und auch auf den Kai mit ihm heraustrat. Hier zog denn also Anton still sein Kreuzrittersschwert aus der Scheide, wendete sich rasch, hielt es dem Fremden entgegen, und rief ihm zu, sich einen andern Weg zu suchen. — Der Fremde schien nicht blöde zu sein, sondern trat nur einen Schritt zurück, und zeigte in der Dunkelheit ebenfalls einen entgegenblitzenden Degen. Dazu sprach er die Worte: „Der Weg ist mein wie Euer, aber ich freue mich, durch Eure Ungeduld eine Bekanntschaft zu machen."

Dabei senkte er seinen Degen und trat zur Seite neben Anton, soweit dessen fortwährend vorgehaltener Degen es gestattete. „Bemüht Euern Arm nicht weiter," setzte der Fremde hinzu, „ich bin weder Räuber noch Feind, und der Regent läßt nicht leicht jemand töten, am wenigsten aus Eifersucht."

Graf Anton erkannte diesen Fremden, der so wohl unterrichtet zu sein schien, auch dann nicht, als der volle

Schein einer Laterne auf das Antlitz desselben fiel, denn der Mann trug eine Larve vor dem Gesicht. Und dem Manne war es wirklich nur darum zu tun, Antons Bekanntschaft zu machen. Es war niemand anders als Law. Tags nach Heimkunft seiner Tochter hatte er aus Renards Reisebericht erfahren, was Jeanne und ihm auf einem Schlosse an der Maas begegnet sei. Dies hatte der erfahrene und sein Kind aufmerksam beobachtende Vater sogleich zusammengebracht mit Jeannes wunderlicher und unklarer Abneigung vor einer Ehe mit dem Chevalier. Obgleich nun Renard kein Wort davon erwähnte, daß er jenem wilden Grafen in Paris begegnet sei, so kam dem aufmerksamen Law doch bald eine Bestätigung seines Verdachts, daß Jeanne jener schwarze Graf im Sinne liege. Er entdeckte nämlich als ein Mann, der sein Hauswesen sehr genau zu beaufsichtigen pflegte, Jeannes Anstalten zur Absendung eines Boten nach Niederland. Der Bote ward ausgefragt, und übrigens in seinem Abgange nicht gehindert; denn um der geliebten Tochter willen interessierte es den Vater, für jeden möglichen Fall genaue Kunde von dem jungen Manne zu haben, welcher für Jeanne eine so plötzliche Neigung gezeigt, und für welchen Jeanne selbst eine gewisse Teilnahme zu hegen schien. Dies alles hatte indes vorderhand nichts Aufregendes in sich gehabt, und Law hatte ihm keine lebhafte Aufmerksamkeit zugewendet, da Jeanne sich zur Verlobung entschlossen hatte. — Seine Hauptsorge, die Sorge um und für den Regenten war immer im Vordergrunde geblieben und hatte ihn denn an diesem Abende auch auf den Maskenball geführt. Er wollte nicht nur ein Zusammentreffen seiner Tochter mit dem Regenten immer noch verhindern, sondern er pflegte auch bei solcher Gelegenheit die aufmerksamste Schutzwache für den Regenten selbst zu sein, da dieser nach dem Balle noch in der Stadt umherzuschwärmen gewohnt war. Law war denn der lange Mann auf dem Balle, welcher ganz

wie der Regent in einen schwarzen Domino gehüllt war; er stand in der Nähe, als das erste Zusammentreffen neben der Marquise von Parabère stattgefunden hatte, und entdeckte nicht ohne Besorgnis, daß diese wie Jeanne gekleidete Dame nicht seine Tochter sei, entdeckte aber auch in den Äußerungen Antons und in dem Titel eines belgischen Grafen, den man ihm gab, daß hier ein Zusammenhang mit Jeanne stattfinden könne. Das ward ihm unzweifelhaft, als er Anton im Nebenzimmer zu Füßen Jeannes erblickte — denn der herbeieilende unverlarvte Chevalier deutete ihm deutlich genug an, hier sei Jeanne selbst und keine Doppelgängerin. Er also war es gewesen, der Jeanne im entstehenden Tumult fortgezogen hatte. Ehe aber der Chevalier sich wieder zu ihnen fand, erfuhr Law in dieser Aufregung seiner Tochter ein Geständnis derselben, welches alle bisherige Pläne umstürzte, und grenzenlose Verlegenheiten heraufzubeschwören schien. „Er ist es! Er ist es!" flüsterte ihm Jeanne zitternd zu, „er ist es, Vater! Nun kann ich um keinen Preis der Welt den Chevalier heiraten!"

Dies Geständnis hatte ihn genötigt, um nur jeder voreiligen Szene zwischen den Verlobten auszubeugen, den herzukommenden Chevalier für diesen Abend bei Jeanne zu verabschieden und sein Kind selbst nach Hause zu bringen. Der Chevalier mußte sich mit der Nachricht bescheiden, Jeanne sei vom Schreck über die heftige Szene mit dem Fremden unwohl, der Vater ließ im vollen Rosseslaufe fahren, tat keine weitere Frage an Jeanne und kehrte ebenso schnell nach dem Opernhause zurück, vor dem er eben ankam, als der Regent, dessen wappenloser Wagen und schlicht gekleidete Bedienung ihm wohlbekannt waren, in die Karosse stieg. Er folgte mit der seinigen auf der Stelle, erfuhr zu seinem Schrecken vom Portier, der seinem Golde redselig war, daß der belgische Graf bei der Marquise sei, und wollte eben zum Schutze des Regenten hinaufstürmen, als dieser

schon zurückkam. Law stellte sich in den Schatten einer Wandecke, und folgte dann dem langsam, also friedlich hinauswandelnden Grafen, den er jetzt nach vielen Seiten hin auskundschaften mußte.

Anton war wohl ein wenig überrascht, den nächtlichen Begleiter so unterrichtet zu sehen über sein nagelneues Verhältnis zum Regenten, aber er war zu stolz, um besonders neugierig zu sein, und führte das Gespräch nicht fort. Law mußte sich entschließen, da des Grafen Wohnung bei jedem Schritte erreicht sein konnte, eine mißliche aber für Anton wahrscheinlich wohlklingende Saite anzuschlagen. Er fragte den Grafen also unmittelbar, ob er über das täuschende Spiel seiner Damen im Reitkleide aufgeklärt worden sei?

„Der Damen? Ich kenne nur eine."

„Nein, Herr Graf. Wenn die Marquise von Parabère die falsche war, so muß es doch eine richtige geben."

„Das wohl, aber nicht in Paris."

„Ich meine, nicht nur in Paris, sondern auf dem Opernballe selbst!"

„Was sagst du, Freund?"

„Ich bin nicht Ihr Freund, solange ich Ihren Charakter nicht von einer andern Seite kenne, als ich ihn bisher kennen gelernt habe. Wenn Sie so fortfahren gegen das Haupt dieses Landes, so sehen Sie in kurzem Paris und Ihr heimatliches Schloß an der Maas nicht wieder!"

„Sondern, mein kundiger Bürgersmann?"

„Sondern begnügen sich für die Lebenszeit des Regenten mit der Bastille."

„Verschwenden Sie nicht Drohungen des Herzogs von Orleans, der sich unwürdig beträgt, und den ich verachte. Das sind Nebensachen für mich. Unterrichten Sie mich lieber, ob wirklich eine Doppelgängerin der Marquise von Parabère auf dem Balle war, und also in Paris existiert. Ist dem so, und ist es die Dame, welche ich suche, so erweisen Sie dem

Herzoge von Orleans einen wesentlichen Dienst, denn der Herzog von Orleans hat vollständig Ruhe vor mir, wenn ich meine Dame finde."

„Was haben Sie vor mit dieser Dame?"

„Naive Frage!"

„Die Dame ist rein und unbefleckt wie eine Perle!"

„Wehe dem, der daran zweifelte! Mann, Sie kennen sie wirklich?"

„Ich kenne sie."

„Sie ist in Paris?"

„Sie war wenigstens heute nacht in Paris."

„Ich weiche nicht mehr von Ihrer Seite, bis Sie mich zu ihr geführt!"

„Das geschieht nicht, bis ich weiß, ob Ihre Absichten anständig und edel sind."

„Schweigen Sie, Törichter, ich liebe die Dame!"

„Aber wenn sie arm ist?"

„Was kümmert mich Armut! Ist Armut Schande?"

„Nein, aber ein Fehler. Und wenn sie niedrig geboren ist?"

„Das ist sie nicht. Der schönste Adel strahlt von ihr aus."

„Liebesphrase. Edel sein heißt nicht von Adel sein. Wenn sie nicht von Adel ist?"

„So wird sie durch mich von Adel."

„Sie wollen sie heiraten?"

„Bei meinem Wappen, das will ich!"

„Und ihre Familie?"

„Ich bin meine Familie."

„Sie sind nicht der älteste Graf Horn!"

„Es gibt keinen ältesten Grafen Horn."

„Der Fürst Horn ist aber Ihr ältester Bruder, und Sie sind abhängig von ihm."

„Abhängig bin ich nur von meinem Herzen und meinem Degen. Führen Sie mich, statt mich zu fragen."

„Die Familie der Dame ist abhängig vom Regenten; Ihre feindliche Stellung gegen diesen ist ein Hindernis Ihrer Liebe.“

„Der Regent kennt meine Dame? Trachtet nach ihr?“

„Er kennt sie nicht.“

„Führen Sie mich! Ich weiche nicht mehr von Ihrer Seite.“

Law war durchaus nicht geneigt, diesem stürmischen Ansinnen Folge zu leisten. Obwohl ihm die Äußerungen einer ernsthaften und anständigen Neigung für Jeanne angenehm waren, so erledigten sie doch noch keineswegs all die Bedenklichkeiten, welche seinem Scharfblicke nur zu deutlich vor Augen standen. Und diese Bedenklichkeiten entstanden nicht bloß aus Rücksicht auf den Regenten, der eine Verbindung Laws mit diesem unehrerbietigen Grafen Horn dem der Gunst bedürftigen Law sehr übelnehmen konnte. Law wußte, daß der Regent am Ende doch ein sehr gutmütiger Herr sei, welcher einer jeglichen groben Feindschaft gern auswich, und wohl auch diesem wilden Grafen verzeihen könne. Aber dieser wilde Graf selbst war für Law noch lange nicht aufgeklärt und sicher genug. Law wußte sehr gut, wie sehr er selbst dem hohen Adel verhaßt sei, und er konnte voraussehn, daß Graf Anton, auch wenn er zur Ehe mit einem unadligen Mädchen geneigt wäre, doch wahrscheinlich die Tochter Laws verschmähen würde. Darüber hätt' er vor allen Dingen gern Aufklärung gehabt! Und doch sagte ihm sein guter Verstand, daß es töricht sei, solche Aufklärung herauszufordern. Die leidenschaftliche Liebe des Grafen werde vielleicht auch über diesen schwierigen Punkt hinwegeilen, wenn ihm der Name Law zuerst von den Lippen Jeannes entgegenkomme, der Graf werde sich aber wahrscheinlich entrüstet und beleidigend äußern und für immer vermessen und verschwören, wenn er von einem Unbekannten im voraus höre, seine Geliebte sei die Tochter Laws.

Unentschlossen darüber, wie er es am geschicktesten anzufangen habe, ging Law eine Zeitlang schweigend neben dem Grafen an der Seine hin.

„Sie erwarten doch nicht," begann er endlich, „daß ich Sie mitten in der Nacht zu einer Dame führe, auch wenn diese Dame noch in Paris wäre?"

„Ist sie nicht mehr in Paris, so rufen wir meinen Wagen, und ist sie in Paris, so führen Sie mich an die Schwelle ihres Hauses, damit ich dort harre, bis der Tag sie weckt!"

„Mein Herr Graf, die Äußerungen über Ihre Neigung sind so würdig und tüchtig, daß sie mir Anteil einflößen. Ich will Ihnen unter gewissen Umständen behilflich sein, aber jetzt und heut noch nicht. Vielleicht schon heute abend. Es steht heute am zeitigen Vormittage eine wichtige Konferenz im Palais Royal über Finanzangelegenheiten bevor. Ich muß zu diesem Ende noch vorher eine lange Unterredung mit Law führen — ist dies alles beendigt, will ich dem Regenten Ihre Lage und gereizte Stimmung schildern und dessen Nachsicht für Sie in Anspruch nehmen."

„Was brauch' ich dessen Nachsicht!"

„Er wird sie nicht verweigern, sobald er erfährt, daß Sie nicht die Marquise von Parabère, sondern deren Doppelgängerin mit Ihrer Liebeserklärung gemeint haben. Er wird besonders zur Versöhnung geneigt sein, wenn ihn die vielversprechenden Angelegenheiten Laws in gute Laune versetzt haben."

„Die vielversprechenden Schwindeleien dieses Abenteurers. Was hat meine Herzensangelegenheit mit diesen gemeinen Verhältnissen zu tun?"

„Mehr als Sie glauben. Diese Verhältnisse, denen nur Ihre Unkenntnis ein so unrichtiges und beleidigendes Beiwort geben kann, umspannen bereits tausend Familienfragen Frankreichs, und auch Ihre Herzensangelegenheit hängt in

seinen Fäden damit zusammen, ja kann nur zu Ihrem Vorteile erledigt werden, wenn Sie aufhören, dieser neuen politischen Welt feindlich gesinnt zu sein."

„Warum nicht gar! Und der Ausdruck ‚neue politische Welt' ist ein viel zu schmeichelhafter für diese unverschämte Welt eines kaufmännischen Betruges. Ich kann nichts damit zu tun haben, solange ich Edelmann bin, und meine Liebe ist die eines Edelmannes, welcher keinerlei Beziehungen haben mag mit solchen Nichtswürdigkeiten!"

„Mich dünkt aber, Sie haben schon damit zu tun!"

„Was, Mann?!"

„Ich habe erst vorgestern das Lawsche Hauptbuch durchgesehen, und unter den Renten sovieler hohen Familien figurieren auch die Ihrigen darin."

„Was?!"

„Sie ziehen also in der Stille den kaufmännischen Nutzen von diesen sogenannten Nichtswürdigkeiten und spielen öffentlich den Verächter derselben!"

„Unverschämter Lügner!" rief der Graf und zog aufs neue sein Schwert, um ihn abzustrafen. Aber Law war ein gewandter Fechter und im richtigen Augenblicke zur Verteidigung bereit. Die Angelegenheit war auch für ihn so hoffnungslos geworden, daß es ihm nicht mehr darauf ankam, den gröblichen Edelmann vom Leben zum Tode zu befördern. Der Kampf begann in einer engen Straße, die nicht viel mehr Licht dazu bot als das Leuchten der blanken Klingen und der Funken, welche sie aneinander weckten. Es wäre unter solchen Umständen wohl ein lebensgefährlicher Ausgang eingetreten, hätte nicht die Nachtrunde der Polizeisoldaten, welche in der engen Straße heraufkam, ihre Schritte beschleunigt und die hitzig Fechtenden überrascht, getrennt und festgehalten.

Law nannte dem Anführer der Runde leise seinen Namen, und als darauf der Feuerwächter seine Blendlaterne

enthüllt und Law vor das Antlitz gehalten hatte, erklärte der Anführer, er kenne den Herrn und überlasse demselben die weitere Verantwortung vor dem Polizeileutnant. Darauf entfernte sich Law ohne weitere Behinderung und ohne sich weiter um den von Bajonetten eingeschlossenen Grafen zu kümmern.

„Wer ist der Mann?“ schrie dieser dem Anführer der Runde entgegen.

„Wer sind Sie selbst?“ erwiderte dieser.

„Graf von Horn und Overick. Befehlt Euren Leuten, zurückzutreten.“

Auch ihn schien der Anführer zu kennen, denn Graf Anton war in der Tat durch d'Argensons Zutun der Polizei bekannt. Der Anführer schwankte einen Augenblick, ob er ihn als öffentlichen Ruhestörer und Duellanten verhaften solle, aber das stolze Seigneurwesen desselben, welches für die Polizei noch lange gebieterisch war, vermochte ihn zu einer beschwichtigenden Handbewegung gegen seine Leute. Die Bajonette hoben sich, und ehe der Anführer mit seiner Runde weitere Maßregeln anordnen konnte, war Anton aus dem Kreise hinaus und vollen Laufes in der Verfolgung Laws begriffen. Die Runde setzte ihm zwar augenblicklich nach, hatte aber schon am Ende der Straße seine Spur verloren und ward im Horchen durch das Rasseln der vom Opernball heimkehrenden Karossen gehindert.

Anton selbst war glücklicher in seiner Verfolgung. Es war alles dies in dem Straßenviertel vorgefallen, welches zwischen dem Boulevard St. Denis und der Seine liegt. Sie waren vom Flusse nach der Rue St. Denis eingebogen, und in der Rue des écrivains waren sie in Kampf geraten. Am Ausgange dieser engen Straße hatte sich Law links in die Rue des diamans gewendet, in deren Verlängerung, Rue de Quicampoix genannt, sein Hotel lag. Auch Anton wandte sich links, und bei dem weither schimmernden Scheine der

Pechpfannen vor dem Lawschen Hotel sah er seinen Mann nach dieser Richtung zuschreiten.

„Steh, Mann des Orleans!“ rief er hinter ihm her.

Law hörte es und übersah im Nu, wohin diese neue Begegnung führen könne. In sein Hotel durfte er nicht treten, sonst verriet er dem Grafen, wo er und die Spur der Dame zu finden sei. Mit Jeanne aber wollte er ihn, nachdem er an der unvertilgbaren Feindschaft dieses Edelmanns nicht mehr zweifeln durfte, niemals in irgend einen Verkehr treten sehen. Es tat dem Vater weh, des Kindes Neigung mit Füßen treten zu müssen, aber er war durch ein abenteuerliches Leben an verwegene und durchgreifende Entschlüsse gewöhnt, und er entschloß sich in diesem kritischen Momente schnell und ganz, diesen heillosen belgischen Grafen aus der Welt zu schaffen, wenigstens aus der europäischen Welt. Die Gelegenheit zu diesem Frevel war dicht *neben* ihm. Die Straße Quicampoix ward von der Diamantenstraße durch eine Quergasse, namens Rue Aubry le boucher, getrennt, und an der Ecke dieser Quergasse stand er eben. Das Eckhaus dieser Gasse hatte er gemietet für den geheimnisvollen Betrieb seiner Kolonie am Mississippi, welche durch Errichtung einer Aktiengesellschaft erst vor kurzem einen gesetzlichen Anstrich erhalten hatte. In diesem Eckhause hatte er nach Art der holländischen und englischen Matrosenpressung eine abscheuliche Fanganstalt anlegen lassen.

Es handelte sich nämlich darum, mit Güte oder Gewalt Kolonisten anzuwerben, die nach Louisiana geschickt werden könnten, und da sich nicht genug Freiwillige meldeten, der Kredit der Mississippibank aber den Nachweis zahlreich abgesandter Kolonisten brauchte, so fing man ihrer seit einigen Tagen in ziemlicher Menge. Dies geschah folgendermaßen: Ein eisernes Gitter schloß den Eingang zu einem ganz schmalen Hofe, welcher zu jenem Hause führte. Außer dem gewöhnlichen Klingelzuge war ein verborgener angebracht;

wurde an diesem dreimal rasch hintereinander gezogen, so war dies das Signal, es nahe ein Opfer, und es sei der Fangapparat vorzubereiten. Dieser bestand aus einer Falltür im Hausflure, welche für gewöhnlich unterhalb durch starke Riegel festgehalten, nach solchem Signale aber von den Riegeln befreit wurde. Wer nun darauf trat, sank in ein Kellergeschoß, wurde von zwei darauf lauernden Kerlen sogleich gefesselt und mit einem Koloniſtentransport nachts auf der Seine gen Havre geschafft.

Diesem Schicksale trat der heftige Graf Anton entgegen, als er aufs neue von Law verlangte, zu der Dame seines Herzens geführt zu sein. „Ich weiche nicht mehr von Eurer Ferse," setzte er hinzu, „bis Ihr mein Verlangen erfüllt habt."

„Dann schreibt es Euch zu und nicht meiner Absicht, wenn Ihr in üble Hände geratet!" erwiderte Law, wendete sich und zog dreimal an dem verborgenen Klingelknopfe. Das Gittertor, welches durch einen Drahtzug mit dem Innern des Hauses in Verbindung stand, öffnete sich nach einer Weile knarrend, und Law trat in den Vorhof, Anton folgte ihm. Sie schritten über den schmalen Hof und fanden einen Flügel der Haustür geöffnet. Der Hausflur war von einem Lämpchen spärlich und zwar so erhellt, daß der Schatten eines breiten Pfeilers die Falltür bedeckte. Sie bestand übrigens äußerlich aus ebensolchen Eichenbohlen, wie der ganze Fußboden des Flurs, und konnte auch am Tage keinen Verdacht erregen. Zur Rechten des Flurs, an dem Pfeiler befindlich, ließ sie zur linken Seite für einen Mann hinreichenden festen Boden zum Vorübergehen.

Als sie eintraten, stellte Law seinen Degen an die Wand und forderte Anton auf, desgleichen zu tun, denn die Sitte des Hauses gestatte nicht, bewaffnet einzutreten.

„Ein Edelmann verläßt niemals seine Waffen," entgegnete Anton.

„Dann kann der Edelmann dies Haus nicht betreten!"

„Geht voraus!“

„Ziemt es einem Edelmann, befehlerisch gegen jemand aufzutreten, der sich freiwillig seiner Waffe begibt! — Kehrt um oder fügt Euch der unerläßlichen Sitte dieses Hauses!“

Anton empfand die Richtigkeit dieser Logik und empfand doch auch eine entschiedene Scheu, sich wehrlos diesem Manne und einem finstern, geheimnisvollen Hause anzuvertrauen. Er war auf dem Punkte umzukehren. Aber die Hoffnung, seine Geliebte endlich zu finden, und der Stolz, welcher um möglicher Gefahr willen nicht zurücktreten wollte, drängten ihn vorwärts. Er stand nur einen Moment unschlüssig, dann stellte er hastig sein Schwert an die Wand, rief „Vorwärts!“ und schritt in den Flur hinein.

Law war gleich beim Eintritte darauf bedacht gewesen, daß er dem Grafen zur Linken bliebe. Das eilige Vorwärtsschreiten Antons machte aber selbst diese Vorsicht überflüssig; Anton war auf der Falltür, ehe Law wieder an seiner Seite war, und die Falltür verschlang den unvorsichtigen jungen Mann lautlos und blitzgeschwind.

Law blieb vor der Öffnung stehen und horchte aufmerksam auf das Gepolter, welches unten entstand. Es dauerte nicht lang, denn die Falltür war so eingerichtet, daß sie weiter unten ihre horizontale Lage in eine geneigte verwandelte, und daß solchergestalt das Schlachtopfer seinen Henkern entgegenfiel. Es verging keine Minute, so war die Tür wieder oben, und als Law gleich darauf die inneren Riegel vorschieben hörte, so ging er getrost über die trügerische Brücke hinweg, um in dem nächtlichen Bureau des Kolonistentransports Anweisungen zu erteilen in betreff des neuen Ankömmlings.

Dies Bureau war ein gewölbtes, langes Zimmer mit einem großen Bogenfenster, welches nach der Straße Quicampoix hinausführte und eng mit Eisenstäben vergittert war. In einem Schreibekäfig, wie er heutigestags noch auf alten

Ratsstuben gefunden wird, saß ein einzelner Mann, welcher durch das Holzgitterwerk des Käfigs nur deutlich sichtbar wurde, sobald er den Kopf bewegte. Dieser Mann hatte von einem haarlosen Scheitel die Perücke abgehoben und war tief in Rechnungen versenkt. Eine Adlernase, stechende graue Augen, eine gelbe, trockne Gesichtshaut, ein mit Grau untermischter schwarzer Bart, der Mund und Kinn verhüllte, gaben ihm ein strenges Ansehen. Aber eigentlich mochte er nur furchtbar sein, wo er sich gefürchtet und sicher wußte, und er war vielleicht selbst furchtsam. Wenigstens schrak er überaus zusammen und klappte mit zitternder Hand das Rechnungsbuch zu, als er plötzlich Laws Stimme nahe bei sich hörte. Es war jener Geschäftsführer Laws, Renard, welcher Jeanne begleitet hatte. Er hörte mit unverkennbarer Angst den Bericht, daß der Graf Horn unten eingefangen und für den nächsten Transport bestimmt sei, und unterbrach Law mit den Worten: „Das kann unsre Köpfe kosten, Mister Law!"

„Hasenfuß! Unsre Köpfe hängen nicht an einem einzigen Faden, und wer erzählt denn, wo dieser tolle Graf geblieben?"

„Der Mond oder die Sonne, Mister! Nichts von Bedeutung bleibt verborgen!"

„Gewöhne dir den ‚Mister' und die Angst des Lombarden ab! Ist Vorrat da für einen Transport zur nächsten Nacht?"

„Ja; aber morgen beginnt Mondschein!"

„Sorge dafür, daß der freche Edelmann morgen mit hinabschwimme nach dem Havre, und daß weder in Rouen noch im Havre jemand vom Lande ihn zu sehen bekomme. Je ängstlicher du bist, desto vorsichtiger wirst du sein. Mißglückte es doch, und gelänge es ihm, jemand von seinem Stande zu unterrichten, so heißt's, er sei dem Narrenhause entsprungen, und wir brauchten am Mississippi auch einen

Tollen zur Unterhandlung mit wilden Nachbarstämmen, bei denen jeder Geisteskranke heilig gehalten würde. Basta."

Damit entfernte sich Law. — Renard aber war in einer dem Anscheine nach unbegreiflichen Bestürzung. Er fürchtete den Grafen wie einen reißenden Löwen und fürchtete doch nicht bloß, daß dies reißende Geschöpf jetzt unter ihm sei und jeden Augenblick die Wächter erwürgen, die Türen sprengen und zu ihm heraufdringen könne, sondern er fürchtete auch, gegen dies Geschöpf so was Entsetzliches wie solche Transportation unternehmen zu helfen. Über kurz oder lang werde dies unzähmbare Geschöpf doch wieder da sein und werde unbarmherzig all seine Henker zerfleischen. Die unsichere Lebensstellung solch eines Wucherers, der jetzt in großes Spiel verflochten war, und der eingewohnte Respekt vor einem Seigneur hoher Stellung konnten wohl eine natürliche Antipathie zu solchen Ängsten steigern.

Und doch zog's ihn wie mit Krallen hinab in die Keller, um zu sehen und zu befühlen, ob dies gefährliche Wesen auch fest verwahrt sei. „Was ist fest?!" sprach er klagend vor sich hin, der gepeinigte Renard, der nach der Klingelschnur griff, um Bericht zu hören über die Bewältigung des neuen Ankömmlings.

Dieser Bericht ließ nichts zu wünschen übrig. Die beiden Häscher, welche unter der Falltür angestellt waren, hatten den neuen Ankömmling bei dessen Herabfallen glücklich gefangen und rasch gefesselt. Sie setzten aber hinzu, es sei ihnen angst und bange bei diesem vornehmen Herrn — denn ein solcher sei er offenbar. Er habe sich fürchterlich gewehrt und liege jetzt bewußtlos und in Zuckungen da, die Augen seien ihm weit aus dem Kopfe herausgetreten, und Schaum stehe vor seinem Munde. Er werde wahrscheinlich vom Schlage gerührt werden, wenn man ihn nicht losbinde, und losbinden könne man ihn nicht, denn er sei sehr stark und würde sie sicherlich totschlagen. Dieser Fang sei ein Un-

glück; er tauge nicht zum Transport, und da es ihm jedermann ansehe, daß er ein vornehmer Herr sei, so würde er der Anstalt große Gefahr bringen und ihnen, den beiden Häschern, die allergrößte. Wie gut Herr Law sie auch bezahle, und wie mächtig er auch sei, entschädigen und schützen werde er sie doch nicht können, wenn dieser gegen einen Seigneur verübte Frevel herauskäme.

Renard teilte all diese Besorgnisse und war aus lauter Besorgnis und Furcht geneigt, das anscheinend Gefährlichste zu wagen; nämlich den Grafen zu befreien. Um alles in der Welt wollte er diesen gefährlichen, ihm entsetzlichen Grafen aus seiner Nähe und aus allem Verkehr mit seinem Lebenskreise entfernt wissen. Der Aberglaube flüsterte ihm zu: „Wenn dies gesetzwidrige Treiben einmal zur Verantwortung kommt oder wenn dieser Mann, dein böser Dämon, dich einmal bei der Gurgel faßt, so kann dich das Geständnis retten, du habest ihn aus seiner größten Not befreit."

Die Häscher, ebenfalls von einem bösen Gewissen gepeinigt, dachten ebenfalls für den unglücklichen Fall einer Entdeckung auf eine Milderung der Strafe, welche ihnen die für einen Seigneur dargetane Rücksicht bewirken könne, und so war eine Vereinigung zwischen ihnen und Renard leicht bewerkstelligt. Das persönliche Attentat gegen einen Nichtedelmann war damaliger Zeit noch von keinem großen Belang, und so war diese Schurkenlogik, daß ihnen um Befreiung eines Seigneurs der Fang hundert armer Teufel verziehen werden könne, ganz in der Ordnung. Es blieb nur die unverfängliche Art der Befreiung und ein wahrscheinlicher Vorwand gegen Herrn Law zu erwägen. Letzterer schien nicht so schwierig zu sein, da der gefangene Seigneur noch nicht aus dem Fallkeller herausgekommen, und somit dessen Anwesenheit den übrigen Gefangenen und Wächtern noch unbekannt sei. Man konnte also getrost Herrn Law erzählen, der Fremde habe nicht überwältigt werden können,

sondern habe die beiden Häscher halb totgeschlagen. Sie seien einer nach dem andern bewußtlos niedergestürzt, und als sie erst gegen Morgen wieder zu sich gekommen, sei der Fremde verschwunden gewesen, offenbar auf dem Wege der Falltür, deren Riegel er zurückgeschoben, und deren Mechanismus er entdeckt habe. Man könne noch von großem Glück sagen, daß niemand zu ihnen herabgestürzt sei, denn die Falltür sei solchergestalt bis an den Morgen unverwahrt geblieben. Wie er durch das Hofgitter gekommen sei, bliebe freilich unbegreiflich, da dessen Aufzug des Nachts auch nur vom Fallkeller ausgehe — entweder sei während des Kampfes unversehens an die Feder geschlagen worden oder der fürchterliche Fremde habe auch diese Vorrichtung zum Aufzuge entdeckt. Die kleine, in der Blende versteckte Lampe wenigstens habe er zweifelsohne zum Herumsuchen benutzt, denn sie habe sich des Morgens oben im Hausflure gefunden.

Dies wurde die Übereinkunft gegen Law. Dieser konnte auch nicht eben mit leichter Mühe strafen, denn er war Urheber dieses so gesetzlosen Preßsystems; ja außer der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Flucht konnte er gar keinen Grund des Mißtrauens haben.

Die Fortschaffung des Grafen selbst war einfach und leicht zu bewerkstelligen. Er war bewußtlos, und die beiden Häscher fanden nicht den geringsten Widerstand, als sie ihn aus dem Hause und Hofe hinaustrugen. Es war noch finster, als dies geschah, und sie trugen ihn größerer Sicherheit wegen bis an den Pont neuf hinab, lösten ihm dort die Bande und lehnten ihn an die Mauer. Renard setzte voraus, er werde durchaus nicht wissen, in welcher Gegend der Stadt oder wenigstens nicht in welcher Straße ihm der Unfall begegnet sei, da er Paris so gut wie gar nicht kenne. Wahrscheinlich werde er sich nach so völliger Bewußtlosigkeit gar nicht genau der Vorgänge erinnern, welche ihm in dieser Nacht begegnet, und aus seiner verworrenen Darstellung werde

kein Mensch einen richtigen Verdacht schöpfen können. Daß ihm Law persönlich unbekannt sei, wußte Renard, und in dieser Nacht hatte Law seinem Berichte nach stets die Larve getragen. Es stand also auch von dieser Seite keine Entdeckung zu besorgen, da der Graf in keinerlei geselliger Verbindung mit Law war, niemals und nirgends mit ihm zusammentraf, also auch durch Gestalt und Stimme nicht auf einen Verdacht geleitet werden konnte.

Dennoch betrachtete Renard den bewußtlos an der Brückenmauer lehnenden Grafen mit Angst und Schauer. Er tat dies aus der Ferne, denn es schauerte ihn auch, dem halbtoten jungen Manne nahezutreten. Er war den Häschern, die ihn getragen, nur von weitem gefolgt, hatte sie heimgesendet und war auch im Begriff gewesen, sich nach Hause zu begeben. Die magische Qual, welche für ihn von diesem Grafen ausging, hatte ihn aber noch einmal zum Umsehen veranlaßt. Bewegte sich nicht der Graf? Nein. „Es wäre ganz gut, wenn er auf diese Weise in der kalten Nachtluft völlig des Todes würde! Dann wärst du ihn los! Fasse dir ein Herz und stürze ihn über die Mauerlehne, dann verschlingt ihn der Fluß, und es kräht kein Hahn danach!"

So sprach Renard und kehrte um. Aber er fühlte in sich, daß es ihm unmöglich sei, diesen Körper anzufassen, und am Ende schlüge der Graf eben die Augen auf, wenn er hinzutrete — fort, fort!

Und so eilte Renard von dannen, hastig, als ob ihn der Blick des Grafen wie ein Pfeil verfolge.

Law war in der Nacht mit den Schwertern, die er aus dem Hausflur an sich genommen, sorgenlos zu Hause angelangt und hatte einen sorgenlosen Schlaf gefunden. Er hatte in wildbewegtem Leben die Ruhe homerischer Helden sich angeeignet, Abgetanes spurlos, freud- und reuelos hinter

sich zu lassen. Die Welt war ihm ein Kampf auf Leben und Tod: wo ihm ein großer oder kleiner Feind als unzweifelhafter Feind entgegentrat, da trachtete er nach dem völligen Verderben desselben, und zwar mit eben der Sicherheit, wie man auf Unterdrückung einer Krankheit ausgeht. Mitleid oder irgend eine Sentimentalität mit dem erliegenden Gegner war ihm ebenso fremd wie dem Krieger, der die feindlichen Reihen niederwirft, unbekümmert um Wunden und Schmerz derselben. Er hätte gern diesen Grafen für sein Kind gewonnen, weil er in Jeannes Ausruf mit Schauer erkannt hatte, es kauere hier die Leidenschaft eines ganzen Lebens auf dem Grunde der Seele. Aber der Graf hatte ihm ebenso deutlich enthüllt, daß zwischen ihm und Laws Kinde eine wohltätige Gemeinschaft nicht möglich sei. So hatte denn Law seiner Natur nach den sicheren Feind auf den Tod bekämpft, und beim Erwachen am nächsten Morgen zögerte er auch keinen Augenblick, sich einen neuen sicheren Feind zu erregen. Nicht um einen Feind zu haben, sondern um aus einem vergifteten Verhältnisse alles Gift auf eine Person zusammenzudrängen und Haus und Kind vor Siechtum zu bewahren. Der neue Feind mußte von Milhe werden, es gab da für Law keine Wahl. Er schrieb ihm unumwunden, die Verlobung mit Jeanne müsse als aufgelöst betrachtet werden. Der Chevalier solle nicht nach weiteren Gründen forschen — der eine Grund möge ihm genügen, daß diese Auflösung auf Jeannes ausdrückliches Verlangen stattfinde. Er, der Chevalier selbst, habe nicht die geringste Veranlassung zu diesem Bruche gegeben, und Law bedaure schmerzlich, daß er diesen Bruch durchaus nicht vermeiden könne.

Als dieser Brief abgesendet war, ging Law zu Jeanne und teilte ihr mit, daß er in betreff des Chevaliers ihren Wünschen gewillfahrt habe. „In betreff des Kreuzritters," setzte er hinzu, „den du auf dem Balle gesehen —"

„Des Grafen Horn —"

„Ah, dein Bote ist zurück? — In betreff des Grafen also, den du wieder gesehen, bitte ich dich, einen herzhaften Entschluß der Entsagung zu fassen. Er ist bis zu kindischer Tollheit Grandseigneur und würde nie dein Gatte werden, auch wenn er noch lebte."

„Um Gottes willen, Vater, er lebt nicht mehr?!"

„Ich erfahre eben, daß er diese Nacht bei einem Streite, zu dem ihn sein verbranntes Blut getrieben, ums Leben gekommen ist."

„O, mein Gott!"

„Weine, laß es den Schmerz deines Lebens sein. Mit dem großen Schmerze eines Mädchenherzens ist Lebensglück nicht unvereinbar — aber sprich nie davon, verrate nie, daß du diesen Mann gekannt, es soll unwürdig hergegangen sein bei dem Untergange dieses zügellosen Menschen, und die Behörden wollen, daß sein Gedächtnis spurlos verschwinde!"

Als dies gesprochen wurde, erwachte Graf Anton eben aus seiner Betäubung und sah sich um. Die Marktleute, welche am frühen Morgen über den Pont neuf gekommen waren, hatten ihn erstarrt auf dem Pflaster gefunden, und eine mitleidige Bäuerin hatte ihn auf ihren Gemüsewagen heben lassen, um ihn im Vorüberfahren auf einer Wachtstube oder in einem Hospitale ins Trockene zu bringen. Denn es regnete seit der Morgendämmerung in Strömen. Die gute Frau fand aber bis zu ihrem Marché des Innocents keine schickliche Gelegenheit und fragte dort die junge Bäckersfrau an der Ecke, was sie wohl mit dem armen bunten Herrn anfangen solle? „Heiliger Eustachius!" rief diese, als sie herangetreten war und auf das Antlitz des Grafen geschaut hatte, „das ist ja der schöne belgische Graf! Und der ist tot!" „Nein," sagte die Bauerfrau, „er hat sich gerüttelt, als der Wagen durch den Rinnstein dort gepoltert war! Wenn Ihr ihn aber kennt, so bringt ihn unter!" „Ich

kenne ihn weiter nicht, aber da drüben wohnt ein junger Edelmann, der wird ihn kennen, und dessen Dienerschaft will ich's melden!"

Dies war die Dienerschaft des Chevaliers von Milhe; sie kannte den Grafen und weckte den Chevalier. Dieser ließ anspannen, und so war Anton in seine Wohnung am Theatinerkai gebracht, von einem herbeigerufenen Arzte behandelt und gepflegt worden und erwachte jetzt mitten unter Bekannten und Standesgenossen, denn der Chevalier hatte den Unfall rasch dem Herzog von Havré, dem Herrn von Créquy und noch einigen der hohen Aristokratie mitteilen lassen, die er dem Grafen sehr zugetan wußte. Sie saßen jetzt in Antons Zimmer und blickten teilnehmend und neugierig auf den Erwachenden.

Die Hauptfrage war, ob er sich dessen, was ihm begegnet sei, erinnere. Er erinnerte sich des ganzen Hergangs bis zu dem Sturze in die Tiefe, nach welchem er angefallen und niedergeschlagen worden sei. Alle fragten, ob er die Gegend wiederfinden könne, in welcher das Haus liegen müsse — er selbst sei am Pont neuf gefunden worden!

Schwerlich; aber in jenem Stadtteile, rechts von der Seine, müsse es gewesen sein.

„Das wird uns nichts helfen," entgegnete der Herzog von Havré, „jener Stadtteil ist der bevölkertste. Es wäre entsetzlich, wenn es von ihm ausginge!"

„Von wem?"

„Und daß man Sie mißhandelt und dann ausgesetzt, nicht aber beraubt hat, spricht nur zu sehr für diese unedelmännische Natur, die nicht einmal den Mut blutiger Rache besitzt. Erinnern Sie sich, Herr Graf, des roten Dominos, der Sie auf dem Balle warnte vor dem schwarzen Domino? Ich war's, und Ihr späteres Schicksal wird die Strafe gewesen sein, welche Ihnen der schwarze Domino zugedacht hat."

„Der Regent?!"

„Prüfen wir näher, ehe wir richten," bemerkte Herr von Créquy, „und lassen wir den armen Grafen sich erst erholen und stärken!"

Die Seigneurs gingen, und es blieb nur von Milhe zurück, weil ihm sein Diener eben Laws Brief übergeben hatte, und weil er diesen Brief eilig lesen wollte. „Law weiß nun alles," rief er Anton zu, „vielleicht schreibt er mir schon eine Aufklärung Ihres Vorfalls!"

Wir wissen, welcher Art diese Aufklärung war. Sie versetzte Milhe in leidenschaftlichen Zorn, und der Zorn ist schwatzhaft, Anton wurde also der erste Mitwisser dieser Abdankung des Bräutigams.

„Lieber Chevalier! Wer sich mit niedrig trachtenden Leuten einläßt, der muß auf niedrigen Ausgang gefaßt sein!"

„Einläßt! Einläßt! Die ganze Welt läßt sich damit ein! Das Staatsoberhaupt wie der Grandseigneur verkehrt mit Law, erholt sich Rats bei ihm und läßt sich Zinsen von ihm zahlen! Sie selbst handeln in diesem Punkte anders, als Sie sprechen! Ihr Name steht im Lawschen Bankbuche so gut und so deutlich wie einer!"

Anton war mit einem Sprunge von seinem Lager neben dem Chevalier. Wie ein Blitz fuhr es durch seinen Sinn, daß diese Anschuldigung ihm zum zweiten Male entgegentrete, und daß der nächtliche Fremde sie mit ebensolcher Sicherheit ausgesprochen habe. Er konnte also nicht mehr an der Richtigkeit zweifeln, und er brannte vor Verlangen, diesen Betrug zu strafen.

Sobald Milhe einsah, daß hierbei wirklich eine Täuschung von seiten Laws zugrunde liegen müsse, und daß hiermit Veranlassung geboten sei zu einer gellenden Rache an dem Bankier, hörte er auf, dem körperlich noch erschöpften Anton Ruhe anzuempfehlen und das Ausgehen abzuraten.

Die Diener konnten nicht eilig genug die Kleidung des Grafen und das Vorfahren der Karosse besorgen — „mit

der Reitpeitsche will ich den frechen Händler züchtigen für Mißbrauch meines Namens!" rief Anton und eilte mit dem Chevalier in den Wagen hinab. Als dieser von der Diamantenstraße nach der Straße Quicampoix über die Quergasse Aubry le boucher hinwegrollte, dämmerte dem herausblickenden Anton eine dunkle Erinnerung auf an diese Örtlichkeit, aber ehe er sie zu einer Vorstellung sammeln konnte, hielten sie im Hofe des Lawschen Hotels an der Haustreppe.

Der Chevalier führte Anton nach dem Bankkontor hinauf, und zwar nach dem Zimmer, in welchem Law sich aufzuhalten pflegte. Der Chevalier selbst fühlte sich arg gepeinigt: teils durch den Verlust einer schönen Braut, die ihm hier bei jedem Schritte entgegentreten konnte; teils durch den Verlust eines Vermögens, für welches er auch seinen kleinen Adel durch offene Bewerbung bloßgestellt hatte; teils durch ein Schamgefühl über eine so jäh ergriffene Rache, wie er sie in dem wilden Grafen unmittelbar nach Empfang des Absagebriefes in dies Haus führte. Er setzte sich also vor — denn wir verstecken immer eine Schwäche hinter einer andern — sich gegen Law zu benehmen, als habe er dessen Brief noch gar nicht erhalten.

Die unbefragten Diener verhinderten den Eintritt der beiden Herren in die sonst nicht öffentlichen Zimmer darum nicht, weil sie dem Bräutigam des Fräuleins vom Hause nicht in den Weg treten mochten, obwohl es ihnen befremdlich aussah, daß zwei Diener des Grafen mit großen Rohrstöcken hinter ihm herschritten.

Das Privatarbeitszimmer Laws war leer; aber links und rechts waren die Türen nur angelehnt. Die Tür links führte zu den Gemächern Jeannes, und Law war in der Tat zu seiner Tochter gegangen, um dem armen Kinde, dem er die Lebenshoffnung zerstört hatte, Mut einzusprechen. Die Tür rechter Hand führte zum heimlichen Arbeitszimmer

Renards. Dieser saß dort hinter den großen Zahlenbüchern, nicht ahnend, daß ihm die Vergeltung der nächtlichen Tat so unerwartet nahetrete. Dorthin nämlich richteten die Seigneurs ihre Schritte, und sie standen dicht hinter ihm, ehe dieser den Kopf wendete.

Als er den Grafen Horn, der noch viel bleicher als gewöhnlich aussah, hinter sich erblickte, und als dessen erhobene Reitpeitsche auf das große Buch wies mit den Worten: „Schlage auf, und zeige die Seite, welche den Namen des Grafen Horn trägt!“ — da vergingen ihm die Sinne. Er übersah den natürlichen Zusammenhang dieser Nachfrage, und seine unnatürliche Furcht flüsterte ihm zu: „Jetzt springt der Tod auf deine Schulter!“

Anton war gar nicht geneigt, eine artige Rücksicht auf Körperschwäche zu nehmen: er riß den Stuhl samt dem darauf sitzenden Renard dergestalt zur Seite, daß beide schwankten und dem Umsturze nahe waren. Dann trat er vor das aufgeschlagene Bankbuch, und deutete dem Chevalier mit einer Pantomime an, die behauptete Stelle nachzuweisen; von Milhe, in diesem Buche ziemlich bewandert, tat es sogleich, und als dem Grafen wirklich sein Name entgegentrat, riß er die Folioseite von oben bis unten heraus, unbekümmert darum, daß auf der Rückseite ein andrer Name und andrer Posten vernichtet würden. Renard, obwohl halb tot vor Schreck, zuckte zusammen bei dieser Ungebühr, welche starken Geldverlust mit sich führen konnte, und zum ersten Male ermannte er sich zu einer zornigen Wallung. Da ihn also selbigen Augenblicks Graf Horn fragte, wer den Namen Horn in dies Schandbuch geschrieben, erwiderte Renard trotzig: „Herr Law!“

„Wo ist er?“

„Dort drüben.“ — Und er wies nach der Tür, welche links vom Eintritte belegen war. Anton, das ausgerissene Folioblatt in der Hand haltend, schritt sogleich nach dieser

Seite hinüber. Der Chevalier, mit Renards Handschrift wohl bekannt, blieb bei diesem stehn, und sagte mit halblauter Simme zu ihm: „Diese Lüge, Renard, kann Euch das Leben kosten, sobald der Graf ihrer kundig wird."

„Helfen Sie, daß er es nicht erfahre!"

„Wofür?"

„Für Ihre Schuldscheine an Law!"

„Topp! Her damit! Ich werde sie zahlen, aber wenn es mir gefällt."

Während Renard die Schuldscheine mit fliegender Hand suchte und dem Chevalier einhändigte, vernahmen sie aus den anstoßenden Gemächern den Ruf des Grafen: „Law! Law!" und bald darauf einen heftigen, der Entfernung wegen aber unverständlichen Wortwechsel. Als der Chevalier hinzueilte und dem halb bestürzten, halb zürnenden Law als ein höchst unwillkommener Zeuge erschien, sah er, daß Anton soeben hastig ein breites Schwert ergriff, welches in einem Winkel lehnte, und Law zurief: „Mein Herr, wie kommen Sie zu diesem Schwerte?"

Law schwieg.

„Chevalier," fuhr Anton zu diesem gewendet fort, „dies ist mein Schwert von heute nacht! Was sagen Sie, wenn ich hinzusetze, daß Gestalt und Stimme dieses Mannes mir aus dieser Nacht erinnerlich sind —?"

„Es ist diesem Manne ohne Treu und Glauben wohl zuzutraun, daß er einen Seigneur räuberisch anfalle!"

Die uns schon bekannte Röte schoß auf das blasse Antlitz des Grafen Anton, die schwarzen Augen drängten sich glühend hervor, er hob das Kreuzritterschwert, und Law, der verlegen und unbewaffnet dem heftigen Grafen gegenüberstand, war zweifelsohne in Lebensgefahr. Da trat eine Dame zwischen die Schwertesspitze und das Ziel derselben. — „Heiliger Gott, sie ist es!" schrie Anton, ließ das Schwert fallen, daß es schmetternd klirrte, und flog in die Arme der Dame,

welche ihm halb geöffnet zu sein schienen, und welche ihn wenigstens bald ebenso lebhaft umschlossen, als er sie an sein Herz drückte.

Es war Jeanne, welche ihrem Vater gefolgt war, welche die Stimme des totgeglaubten Geliebten mit unsäglichem freudigen Schreck erkannt hatte, und welche ohne Rücksicht auf Streit und Schwert zu ihm getreten war.

Law wie Milhe sahen grimmig einer rettenden Erscheinung zu, welche den einen nicht minder bedrohte, als das vorher gezückte Schwert, und welche dem andern zeigte, daß er auch ohne Laws Zurückweisung kein Liebesglück gehabt hätte. Die Liebenden achteten indes nicht im geringsten auf ihre Umgebung; es war endlich der Augenblick da, in welchem sie Herz und Gedanken voreinander eröffnen konnten. Denn auch Jeanne war durch Trennung und Todesnachricht in ihrer Neigung so gesteigert worden, daß Renards Nachricht und alle sonstige Besorgnis untergingen im Schimmer der geliebten Augen. Anton führte sie in die tiefe Fensterbrüstung, um in hellerem Lichte ihres Anblicks genießen zu können, und dort erzählten sie sich ihre Eindrücke und Schicksale seit der ersten wunderbaren Bekanntschaft mit all jener reißenden, unerschöpflichen Schnelligkeit, welche Liebenden eigen ist, und welche die ganze Welt umher vergessen kann.

Law gewann dadurch Zeit zur Fassung. Eine Aussöhnung war ihm unter allen Umständen das willkommenste Ergebnis. Diese schien aber nach den Äußerungen Antons über Law unwahrscheinlich, um so unwahrscheinlicher, je gewaltsamer sie herbeigeführt würde. Jedenfalls war es wünschenswert, daß Jeanne nicht zugegen sei bei solcher entscheidenden Entwicklung. Der Vater konnte nicht wollen, daß sie Dinge hörte, welche ihn herabsetzten, und er konnte nicht wollen, daß der heftige Seigneur einen gewaltsamen Entführungsversuch mache, sobald er die Herkunft Jeannes kennen lerne, und der Tochter eine Lossagung von unwürdigen

Eltern vorschlagen könne. Law wollte für all diese Erklärungen allein sein mit dem Grafen. Er nahm also den Chevalier bei der Hand und flüsterte ihm zu, daß er ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe, und daß der Chevalier ihm zu dem Ende ins Nebenzimmer folgen möge. Der Chevalier hätte kein Ohr dafür gehabt, wenn er nicht geglaubt hätte, Law wolle auf die abgelehnte Heirat seiner Tochter mit ihm, dem Chevalier zurückkommen, um ein Verhältnis Jeannes mit dem Grafen, welches bei den bekannten Gesinnungen dieses Grafen keine Heirat zum Ziel haben könne, mit einem raschen Streiche zu endigen. So ging Milhe mit Law nach der Seite hinaus, von welcher er vor kurzer Zeit mit dem Grafen eingetreten war, und folgte Law bis auf den Vorsaal. Dort sagte ihm dieser denn auch wirklich, die Leidenschaft des Grafen Horn für Jeanne sei die einzige Ursache gewesen, welche ihn zur Auflösung der Verlobung zwischen Jeanne und ihm, dem Chevalier, veranlaßt habe. Es sei nur zu hoffen gewesen, daß die Zeit und sorgfältige Vermeidung eines Zusammentreffens mit dem Grafen sie beruhigen werde. Das sei nun alles zerstört, und es sei wahrscheinlich ein rascher Entschluß in kurzem notwendig. Jeanne nämlich müsse vielleicht in den nächsten vierundzwanzig Stunden verheiratet werden, damit dem Grafen alle Hoffnung, aller Zugang abgeschnitten werde. Der rasch erwählte Gemahl müsse sich indessen, wie Jeannes an den Tag gelegte Neigung nur zu deutlich zeige, zunächst mit der formellen Heirat begnügen, und ihm, dem Vater, für die nächste Zeit die junge Gattin insoweit ganz überlassen, daß sie der Pariser Gesellschaft ganz entzogen und in tröstende Einsamkeit gebracht werde. Der Chevalier möge sich erklären, ob er für den eintretenden Fall dieser formelle Gemahl Jeannes werden wolle.

„Das will ich!“ erwiderte Milhe.

„Gut,“ sprach Law, „so lassen Sie mir jetzt freies Feld,

alles vorzubereiten. In wenig Stunden haben Sie Nachricht, und ich bitte Sie deshalb, sich daheim zu halten."

Unter diesem Bescheid war Milhe hinausgeschoben, und die erste Absicht Laws erreicht. Es konnte wohl sein, daß alles was er eben gesprochen in solcher oder ähnlicher Weise herbeigeführt werden müsse, aber es konnte der Hergang auch ein ganz andrer sein — jedenfalls war die Hauptsache, dem Grafen Horn diesen Verbündeten zu entziehn.

Nun eilte Law zu seiner Gattin und führte diese von der inneren Gemächerseite neben das Zimmer, in welchem Jeanne und Anton waren. Dort sollte sie nach Verlauf einer Minute Jeannes Namen zu wiederholten Malen und dringend rufen, denn Jeanne gerate in dringende Gefahr, wenn sie ihr nicht sogleich in die inneren Gemächer folge. Madame Law wußte durchaus nicht, was das zu bedeuten habe, war aber gewohnt, ihrem Gemahle blindlings zu folgen, und liebte zärtlich ihre Tochter.

Nach diesen Vorbereitungen trat Law wieder in das Zimmer der Liebenden und schritt nach der Fensterbrüstung bis dicht zu ihnen. Hier sprach er: „Graf Horn! Diese Dame ist die Tochter Laws, ist meine Tochter."

„Die Tochter Laws!" schrie Anton, indem er Jeannes Hände frei gab.

„Jeanne, Jeanne!" rief jetzt die Stimme der Madame Law, und Law hatte richtig vorausgesehen, daß Jeanne dieser Stimme sogleich Folge leisten und der Graf in erster Bestürzung ihr nicht folgen würde. Sobald also Jeanne hinaus war, folgte ihr Law bis an die Tür, schloß diese und nahm den Schlüssel zu sich. — Graf Anton bemerkte es kaum, die Nachricht, welche nur ein Liebender so leidenschaftlicher Art wie er nicht voraussehen konnte, hatte ihn betäubt. Law trat wieder zu ihm und sprach weiter:

„Wir müssen uns verständigen, Herr Graf. Entschiedene Feindschaft liegt hinter uns, entschiedene Freundschaft kann

vor uns liegen. Sie haben zu wählen, ob die Vergangenheit fortgesetzt oder vergessen sein soll. Ihr Charakter bringt es mit sich, und meine Stellung in der Welt, meine Stellung Ihrem Charakter gegenüber nötigt mich ebenfalls dazu, auf Tod und Leben Krieg zu führen, wenn eine Freundschaft auf Tod und Leben nicht möglich ist. Die Äußerungen, welche Sie in vergangener Nacht über Law ausstießen, und die mir damals schon bekannte Liebe zwischen Ihnen und meiner Tochter nötigten mich zu einem Attentate, da Sie unter Verwünschungen des Vaters zur Tochter desselben dringen, meiner Tochter also sich bemächtigen wollten außerhalb der kirchlich und bürgerlich gesetzlichen Form. Zu solcher Gewalttätigkeit bleibe ich fortwährend genötigt, wenn mein Kind nicht Gräfin Horn werden soll. Ich habe keinen andern Grund, Sie zum Eidam zu wünschen als die Liebe meiner Tochter. Wollen Sie also nicht das dauernde Glück meines Kindes begründen, so hab' ich auch keinen Grund, zu zögern und zu schonen. Im Gegenteil! Ist Ihnen meine Tochter nicht gut genug zur Gattin, so ist doch auch kein Mensch auf der Welt, kein Fürst und kein Graf gut genug zum bloßen Liebhaber für sie, denn ich halte auf meine Familienehre strenger, als die vornehmen Häuser der Mortemar und ähnlicher in letzter Zeit getan. Im letzteren Falle werden Sie Jeanne nie wieder sehen, und schonungslosen Widerstand von mir zu befahren haben."

„Das ist brav von Ihnen," entgegnete Graf Horn in halber Zerstreuung. „Sie sind also doch wohl von Adel?!"

„Ich bin nicht von Adel; aber ich halte auf Adel meiner Familie. — Übereilen Sie einen Entschluß nicht, der für unser ganzes Leben bestimmend ist. Ich erwarte erst in einigen Tagen Ihren Bescheid, und muß mich jetzt bei Ihnen beurlauben, da mich Geschäfte ins Palais Royal rufen."

In tiefes Sinnen versenkt schritt Graf Horn hinaus, kaum seine eignen Diener bemerkend, die noch drohend im

Vorzimmer aufgepflanzt standen, und die ihm nun mechanisch folgten. Er schien im Innersten verwandelt. Oder war er in einer Wandelung des Innersten begriffen? Es ist nicht zu beschreiben, wie starke, tiefe Wurzeln die so jählings erzeugte Neigung für Jeanne in seinem Herzen, in diesem starken, alles so tüchtig wollenden Herzen geschlagen hatte, nicht zu beschreiben, wie er jetzt nach endlichem, endlichem Wiederfinden, nach der ersten berauschenden Umarmung nur in dieser Liebe lebte! Und doch fühlte er, wie die andere Hälfte seines Wesens, die erzogene, zur andern Natur gewordene Hälfte gezückten Schwertes, furchtbar drohend in ihm sich erhoben hatte, drohend dem leisesten Gedanken an eine öffentliche eheliche Gemeinschaft mit der Tochter des Geldhändlers. Noch war die Liebe in überwiegender Kraft, es schaukelten sich die Gegensätze noch fast behaglich in ihm, er fühlte den Hauch der Geliebten noch auf seinen halb geschlossenen Augenlidern, auf seiner leicht geröteten Wange, da er in seine Karosse steigen wollte. Als er seine Diener schelten hörte, als er sich am Kleide gezogen fühlte, sah er nicht streng, wie er wohl sonst getan, rückwärts nach solcher Störnis, sondern zerstreut, sanftmütig — Renard hatte dies gewagt. Vor einer Stunde noch hätte er sich um keinen Preis zu solch verwegenem Schritte entschlossen. Er hätte den Tod vom bloßen Umblicken des Grafen gefürchtet. Aber auch ein Lebensinteresse stand auf dem Spiele, und ein Instinkt, wie sonst seine Furcht vor dem Grafen, sagte ihm jetzt, als er vom versteckten Winkel aus den unglaublich veränderten Anton vorüberschreiten sah, in diesem Augenblicke töte ihn dieser junge Mann gewiß nicht. Jenes Lebensinteresse Renards war das Geld, und dieser entsetzliche Besuch der zwei jungen Edelleute konnte wohl einen Kommis Laws ruinieren, wäre er noch reicher gewesen, als Renard. Die Summen, welche er für den Grafen Horn in Gold umgewandelt und sich in der Bank wieder in Gold umgesetzt

hatte, waren sehr bedeutend. Wenn Law seiner Erzählung von dem Überfalle, von dem Eingriffe ins Bankbuch nicht unbedingten Glauben schenkte, wenn Law ihn zur Verantwortung zog, so konnte ihm dies ein lebensgefährlicher Schlag werden. Und Spießgesellen trauen einander am wenigsten! Law hatte bei niemand geringern Kredit, als bei Renard, und Renard war überzeugt, es ginge ihm bei Law ebenso. Nun hatte er aber genau gesehen, denn sein entsetztes Auge war nicht von dem herausgerissenen Blatte gewichen, daß der Graf dies Blatt gräßlich zusammengeknittert und in die Tasche des Kleides gesteckt hatte. Und dies Blatt Papier mußte er wieder haben, für dies Blatt Papier hätte er Löwenmut entwickelt. Blieb ihm doch der halbe Diebstahl Milhes, das Entwenden der Schuldscheine, außerdem noch gut zu machen übrig. Aber dies hatte er jetzt eben im Hausflur eiligst Law mitteilen können, als er dem langsam schreitenden Grafen nachgeeilt und dem von der Abschiedsverbeugung zurückkehrenden Law begegnet war, und Law hatte eine gleichgültige Handbewegung dazu gemacht! Nun galt es, die Hauptsache wiederzugewinnen. So bündig und so höflich zugleich als möglich schilderte er dem Grafen, welcher mit einem Fuße schon auf dem Wagentritte stand, seine unverschuldet üble Lage, und bat flehentlich, der Herr Graf möge gnädigst in die linke Tasche greifen, als in welche das für den Herrn Grafen wichtige und für ihn armen Mann hochwichtige Blatt Papier geschoben worden sei.

Der Graf hörte und hörte nicht. Es schien als wollte er mit der Hand nach der Tasche greifen, aber diese Hand hielt seinen Körper dadurch im Gleichgewichte, daß sie in die Troddel im Innern der Karosse gefaßt hatte. Der Weg nach der Tasche schien also bloß deshalb zu unterbleiben, und der Graf fragte mit sanfter Stimme: „Kennst du Fräulein Jeanne?“

„Zu Befehl, gnädigster Herr Graf.“

„Du magst dir das Papier bei mir holen?“

Bei diesen Worten stieg der Graf in den Wagen, und der den Tritt beseitigende Diener stieß Renard zur Seite und rief dem Kutscher sein „Allez!“ zu.

Der arme Renard sah mit Schmerz die Karosse davon eilen. Er wußte nur zu gut, wie mißlich jede Bewilligung, die nicht tatsächlich gleich gewährt wird, einzufordern, und gar von einem Seigneur einzufordern sei, welcher Diener und Launen hat. — Zunächst mußte jedenfalls Law von dem Attentate auf das Bankbuch unterrichtet werden.

Aber Law war nicht zu finden, und der Leibdiener desselben versicherte Renard, Herr Law sei heute für niemand zu sprechen, und wenn der Herr Regent selber käme.

Anton blieb den übrigen Teil des Tages einsam auf seinem Zimmer. Die Diener durften niemand zu ihm lassen, es schien, als wollte er um jeden Preis allein seine Lage ergründen und den nötigen Entschluß reiflich aus sich erzeugen. Aber es dauerte lange, ehe er aus den Träumen heraus zum Sinnen kam, und das Sinnen ging immer wieder unter in Träumen, und wenn er endlich dies Träumen mit Heftigkeit verscheuchte, so sprang die aufgereizte Überlegung ins Grübeln um, und das Grübeln artete aus in Ungeduld und stillen Grimm. „Auf diesem Wege liegt Wahnsinn!“ rief er, wenn auch nicht mit diesen Worten, sprang von seinem Sitz in die Höhe, bemerkte jetzt erst, daß es dunkel geworden sei, und schellte dem Diener. Dieser wollte melden, daß der Herzog von Havré, der Chevalier und soeben eine Dame dagewesen sei, welche sich Madame Law genannt, und für den Herrn Grafen hinterlassen habe, um neun Uhr werde ihre Tochter das Haus der Eltern verlassen, um in eine unentdeckbare Verborgenheit gebracht zu werden. Wenn der Herr Graf diese Unentdeckbarkeit abwenden wolle, so möge

er um neun Uhr in der Straße Quicampoix sich bereit halten, einer schmucklosen Kutsche zu folgen.

Aber Graf Anton unterbrach den Diener bei den ersten Worten der Meldung, er wollte nichts von der Welt hören, er wollte ungestört die wichtige Lebensfrage in sich allein lösen, und er befahl jetzt, ihm ein Pferd zu satteln und vorzuführen. Der Diener, seines Herrn Antipathie genau kennend, wagte noch weniger, ihm zu melden, daß heute wieder eine Zahlung in Banknoten eingegangen sei. Er fürchtete, Graf Anton, welcher das Paket in seine Tasche schiebe, tue dies nicht in Zerstreutheit, sondern in der Absicht, das widerwärtige Geld um jeden Preis sogleich einzuwechseln.

So ritt Anton in die Nacht hinaus mit seinen schmerzlichen Gedanken. Er glaubte, daß die schwüle Zimmerluft ihm die freie Entscheidung erschwere, ach eine Entscheidung, welche entweder seine geschichtliche Welt oder seine Liebeswelt töten mußte. Der stärkste Mensch glaubt ungern daran, daß jede Wahl einen Totschlag heische, und daß ihre Schwierigkeit eben darin bestehe, sich für dies oder jenes Todesopfer zu entscheiden; der stärkste Mensch glaubt lange Zeit, es ließe sich eine Vermittlung finden zwischen Tod und Leben.

Durch den Chevalier kam unterdessen diese Angelegenheit in den Mund der Leute. Er hatte lange vergeblich darauf gewartet, in Laws Hotel zurückgerufen zu werden, er hatte sich bald nicht mehr verhehlt, daß er von Law wohl nur trügerisch fortgeschickt sein könne, er hatte endlich ein Billett Laws mit dem lakonischen Ausdruck: „Wir müssen alles aufgeben!“ erhalten, er hatte beim Grafen Horn selber sich erkundigen wollen, und war, als er dort abgewiesen wurde, zu dem Glauben gekommen, dieser Nebenbuhler trage den Sieg über ihn davon. Mit diesem Glauben stieg die Lust, zu verderben, die Lust, sich im Vernichten zu rächen in seiner Seele auf. Denn er war der gemeine Emporkömmling, der nur ein äußerlich stattliches Ziel mit energischer

Absicht erstrebte, für sich selbst aber, für seine eigne innere Genugtuung keinen gediegenen Kern in sich besaß. Außerdem fühlte er sich leider in dieser Angelegenheit gehetzt, denn die Dinge übereilten ihn, und deshalb tat er Schlimmeres, als er sonst getan hätte. Umstände machen uns tugendhaft, Umstände machen uns lasterhaft: in ruhigerer Laune hätte Milhe nimmermehr die Schuldscheine an sich gerissen, wie er es neben Anton tat; er tat's, weil er durch diesen in eine Faustrechtsstimmung versetzt war, und weil er es getan hatte, fühlte er sich und ward er weiter getrieben. Wenigstens glaubte er sich nun von den Umständen ergriffen wie von den rastlos weiter fassenden Zähnen einer Maschine, denen man ein wertvolles Glied seines Leibes opfern müsse, um nicht ganz zermalmt zu werden. Es fehlte ihm, wie den meisten Emporkömmlingen, die moralische Energie, welche zum Eingestehn eines unrechten Schrittes drängt, auch wenn dies Eingestehn größere Gefahr droht als ein neuer das Unrecht beschönigender Schritt.

Was stand also von solchem Manne zu erwarten, als er an jenem Abend in die Gesellschaft der Marquise von Parabère trat? Er spielte gegen Broglie und Nocé und gegen die Marquise selbst den Naiven, welcher nicht das geringste Hehl daraus machte, daß er einen Korb erhalten habe, und zwar durch den Grafen Horn verdrängt worden sei. Dies umgab er aber mit so mannigfachen geheimnisvollen Andeutungen, daß sein Ärger allerlei Nahrung finden konnte, daß Law, Jeanne und Graf Horn in befremdliches Licht gerückt wurden, und daß ihm selbst doch einem jeden dieser einzelnen gegenüber ein Ausweg übrig blieb. Law anlangend erzählte er besonders den einzelnen royalistischen Seigneurs, welche noch in dem Hotel der Marquise erschienen, und unter denen der Herzog von Havré die Hauptfigur war, die Vorfälle der vergangenen Nacht, und stellte das Attentat auf den Grafen in ein empörendes Licht.

Es sei unbegreiflich, setzte er hinzu, wie Graf Horn nach solchem Vorfalle noch an eine Verbindung mit diesem banditenartigen Hause denken könne! Man müßte an Zaubertränke glauben, und jedenfalls sei der Graf in größter Gefahr. Law könne nur einer unbedingten Hingebung des Grafen den Angriff desselben auf das Bankbuch und die wichtigsten Papiere des Bankiers verzeihen; denn Graf Horn habe in der ersten Wut jenes wichtige Buch und eine Handvoll wichtiger Schuldverschreibungen zerrissen. Jedenfalls werde es ein unberechenbares Ereignis für den hohen Adel, wenn Graf Horn nach solchen Vorgängen die Tochter des Bankiers heirate.

Der Herzog von Havré entfernte sich nach diesen Mitteilungen unverzüglich aus der Gesellschaft.

Gegen Broglie und Nocé erzählte der Chevalier das nächtliche Attentat Laws auf den Grafen Horn der Tatsache nach ebenso, stellte es aber unter ganz andere Gesichtspunkte und in den Schatten ganz andrer Bemerkungen. Danach sah es halb wie ein von den Royalisten erfundenes Märchen aus, welches die Regierung in das gehässigste Licht setzte, da die Regierung solches Banditenwesen offenbar begünstige.

Gegen die Marquise sprach er nur von jenem Zaubertranke, welcher dem sonst so stolzen Grafen die Sinne berückt habe. Die Marquise war aber nicht ihrer sonstigen Munterkeit nach geneigt, diese Angelegenheit wie eine gewöhnliche interessante Neuigkeit aufzufassen. Sie schwieg dazu, und die ganze Gesellschaft erschien verstimmt, als der Regent eintrat. Broglie und Nocé unterrichteten ihn auf der Stelle, und sein Antlitz, sonst immer heiter und sorglos, verfinsterte sich. Daß die Marquise zerstreut und unaufmerksam war, steigerte seinen Unmut. Dieser belgische Graf wurde ihm in der Tat unerträglich: jeder Tag brachte neue Unannehmlichkeiten mit ihm, und das Märchen von der Menschenpresse konnte geradezu politisch gefährlich werden. d'Argenson, der eben ein-

trat, kam dem Regenten also ganz erwünscht, denn dieser alte Polizeimann werde wohl einen Rat zur Hand haben, wie diesem lästigen Unwesen eines Ausländers rasch ein Ende zu machen sei.

Das Maß der Ungeduld wurde dem Regenten übervoll, als der kundige Minister erwiderte: „Die Sache ist schwer und wichtig. Die Aussage des Hauptmanns der nächtlichen Runde," setzte er hinzu, indem er langsam sprach und sich während des Sprechens die Sache selbst erst zurechtzulegen schien, „diese Aussage ist schon stadtkundig, da man nicht voraussehen konnte, es werde unser Vorteil sein, das nächtliche Abenteuer des Grafen Horn zu verschleiern. So ist nun dem Publikum eine sehr wahrscheinliche Einleitung geboten für die darauffolgende Falltür und Menschenpresse."

„Ich will nicht hoffen, daß Law sich dergleichen unterfteht?!"

„Jedenfalls wäre es im schlimmsten Falle nur ein Abzugskanal für das Gesindel, welches täglich zunimmt in Paris, Königliche Hoheit, und für welches die Gefängnisse nicht mehr zureichen. Könnten wir diesen Auswurf zur Vorbereitung einer Kolonie an den Mississippi transportieren, so wäre dies ein doppelter Gewinn: Urwälder auszurotten kostet zahlreiche Menschenleben, und wir ersparten hier die großen Atzungskosten, welche sich in den Gefängnissen aufhäufen. In betreff des Grafen Horn aber wäre eine dauernde Versöhnung dieses heftigen Seigneur mit der Lawschen Familie nicht nur die beste Auskunft, sondern es wäre dieselbe, wenn sie gar in Form einer Verheiratung erschiene, ein höchst interessanter Sieg gegen die Grandseigneurs."

„Dazu wird sich ja der übermütige belgische Graf, dessen Ungebührlichkeiten ich Prinzips halber auf die Länge nicht dulden darf, niemals entschließen!"

„Vergebung, Königliche Hoheit, er ist in Ansichten aufgewachsen, welche einem tiefen und starken Gefühle alle Vor-

teile aufopfern, er ist überspannt, und mir ist eben hinterbracht worden, daß er ganz wie ein Liebesträumer zur Stadt hinausgeritten sei bei einbrechender Nacht. Entweder er kehrt nicht zurück — und dies ist allerdings auch ein Ausweg, den ich als einen durch Kürze empfehlenswerten vorschlagen könnte — oder er kehrt wie ein Ritter zurück, welcher die Augen zudrückt für die ganze Welt, um nur seine Schöne zu sehn."

„Ist denn Laws Tochter wirklich schön?"

„Möcht ich nicht behaupten. Jugend und Gesundheit befängt wohl einen unerfahrnen Liebhaber über Mangel an feinen Formen und Reizen."

„Letztere haben wir hier genug, und schöne tüchtige Gesundheit wird immer seltener — warum seh ich das Mädchen nirgends?"

„Law ist wohl in diesem Punkte etwas englisch geblieben. Aber es wäre doch ein Wink Königlicher Hoheit wünschenswert, ob der belgische Graf entfernt werden solle, wenn er auf seiner nächtlichen Wanderung nicht zu einem Heiratsentschlusse käme, denn den Ungebührlichkeiten dieses Fremden möchte allerdings, wie Königliche Hoheit andeuteten, ein Ende gemacht werden."

„Allerdings ist ein Ende nötig, ein friedliches oder unfriedliches — Basta!"

Damit wendete sich der Regent zu Broglie und Nocé, welche sich bei jeder Unterredung des Herrschers mit d'Argenson in einige Entfernung zurückzogen, und d'Argenson selbst verließ die Gesellschaft, nachdem er einige Worte mit der Frau Marquise gewechselt hatte.

Der Regent fragte die Roués, ob sie was vorzuschlagen wüßten, hier sei heute kein Reiz, und für das Souper im Palais Royal sei heute nichts Besonderes angeordnet. Nocé wußte etwas, und gerade diese Gattung reizte den Regenten, der ein leichtfertiger, aber doch sehr unterrichteter und sinniger

Mann war. Alles tiefere, geheimnisvolle Wissen interessierte ihn, und wenn seine bayrische Mutter etwas weniger derb gewesen wäre, so hätte man sagen können, er habe einen deutschwissenschaftlichen Tiefsinn von seiner Mutter geerbt. Ehe die Regentschaft seine Zeit in Anspruch nahm, hatte er einen großen Teil derselben auf chemische Studien und Experimente verwendet, und dies war einer der vielen Gründe gewesen, daß man ihm Kenntnis der Giftbereitung zugeschrieben, und die raschen Todesfälle der Kinder und Kindeskinder Ludwigs XIV., welche kurz vor dem Tode des alten Königs eintraten, ihm, dem nahen Verwandten, aufgebürdet hatte. Der Verdacht hatte arge Wahrscheinlichkeit: wenn auch der letzte kleine Ludwig, nachmals der fünfzehnte genannt, der Krankheit erlag, so ward er, der Chemie betreibende Herzog von Orleans, König von Frankreich. Dennoch hat sich die besonnene Geschichtsforschung mehr und mehr dem Urteile Ludwigs XIV. zugewendet, der im größten Schmerze all solchen Verdacht von sich wies. Aller Schilderung nach war eine wirkliche Gutmütigkeit und Menschenfreundlichkeit ein Grundzug des Herzogs von Orleans, eine Menschenfreundlichkeit, mit welcher solche Freveltat durchaus unvereinbar ist. Nur vorurteilsvolle Historiker haben in des Regenten Verhältnis zum Grafen Horn eine Bestätigung des frühern Verdachts finden mögen.

Was Nocé an jenem Abende zur Unterhaltung vorschlug, das war unter allen Umständen lockend für den Regenten. Man bezeichnet ihn zwar oft als den Vorgänger der freigeistigen und ungläubigen Richtung in Frankreich. Aber wenn er auch freigeistig war, ungläubig war er nicht, er trachtete im Gegenteile dilettantisch eifrig nach ungewöhnlichen Haltpunkten für neuen Glauben. Nun erzählte Nocé von einer weisen Frau, der Pöbel nenne sie Hexe, die könne die Zukunft voraussagen.

„Alter Weiber Possen!“ rief Broglie.

„In der Neugier sind wir sämtlich alte Weiber!“ sagte lächelnd der Regent und fuhr gegen Nocé fort: „Wißt Ihr die Wohnung der Frau, Graf Nocé?“

„Nicht genau, Königliche Hoheit. Im äußersten Zipfel des Boulogner Holzes soll sie dergestalt versteckt liegen, daß Sonne und Mond sich nur hinfinden, wenn sie scheitelrecht am Himmel stehen. Aber der kleine Chevalier Mithe kann uns einen Führer verschaffen. Der alte Agent Laws nämlich, jener Lombarde Renard, ein sehr wahrscheinlicher Jud', der Zeit seines Lebens für sein Leben fürchtet, soll mit der Hexe in Verkehr stehen, um sich öfter guten Rat bei ihr zu holen.“

„So schickt nach dem Lombarden! — Ist d'Argenson fort? Er kennt die Person sicherlich. Es war, soviel ich mich erinnere, schon vor dem Tode des Königs von einer solchen Frau die Rede, die zu einer Zeit, als noch gar keine Aussicht dafür vorhanden war, prophezeit haben soll, ich würde Frankreich regieren.“

„Das soll dieselbe sein!“ sprach Broglie, der allein beim Regenten stehen geblieben war.

Der Regent wollte Renards Ankunft hier erwarten und setzte sich neben die Marquise.

Unterdessen waren in Laws Hause schon entscheidende Schritte vorbereitet. Law war ein energischer Mann, der sich nicht leicht sanguinischen Täuschungen hingab: er hielt es für durchaus unwahrscheinlich, daß Graf Horn seinen aristokratischen Vorurteilen so weit entsagen würde, um die Tochter eines verhaßten Notäriers zu ehelichen. Geschehe es dennoch, so sollte es ihm sehr lieb sein, aber nicht für diesen unwahrscheinlichen, sondern für den wahrscheinlichen Fall der Verweigerung von seiten Antons hielt er Vorkehrungen für nötig. Denn sein Kind sollte außerhalb der Kämpfe bleiben, welche jedenfalls eintreten würden. Es war nur zu gewiß, daß ein Grandseigneur, auch wenn er die Ehe zurückwiese,

deshalb doch die Geliebte nicht aufgeben würde. Dagegen sollte Jeanne um jeden Preis gesichert sein. Einmal um ihres Rufes und dann um ihrer eignen Ruhe willen. „Wenn sie hört," meinte Law, „daß der Graf ihre Hand zurückweist, und wenn ihrer Einsamkeit keine persönliche Verlockung nahetreten kann, so wird Stolz und Ungestörtheit am günstigsten zur Genesung ihres Herzens wirken."

Er war also gleich, nachdem er Anton aus seinem Hause entfernt hatte, zu seiner Tochter geeilt, hatte, wie wir gesehen haben, jedwede Störung abweisen lassen, die Türen geschlossen und seiner Tochter die ganze Lage blank und bar vorgestellt. Aus dieser Vorstellung ergab sich, warum er sie bisher über die Nähe und Existenz des Grafen zu täuschen gesucht habe, und insofern war die Vorstellung allerdings geeignet, ihm das Vertrauen der Tochter wiederzugewinnen. Jeanne war stolzer als er, und wie sehr es ihr das Herz zerriß, sie zweifelte nicht daran, daß keine weitere Gemeinschaft zwischen ihr und Anton stattfinden könne, wenn dieser ihre Hand ausschlüge. „Das wird er nicht, nein, das wird er nicht!" dachte sie, „was sind denn äußerliche Liebesverhältnisse neben einer Liebe, die tief und allmächtig alles Äußere zurückdrängt!" setzte sie hinzu.

Sie hörte also ziemlich gleichgültig zu, als der Vater nun den Plan des nächsten Verhaltens vorzeichnete. „Ist die Liebe des Grafen echt und tüchtig," sagte er, „so wird er noch heute kommen und deine Hand begehren. Siegt die Liebe heute nicht über seine Standesvorurteile, so siegt sie schwerlich. Denn je länger es dauert, desto sichrer verlautet die Angelegenheit durch den ergrimmten Chevalier, und je mehr sie ruchbar wird, desto mehr dringen die Standesgenossen auf den Grafen ein, solche Mißheirat nicht zu schließen. Heute also nur dürfen wir mit einiger Zuversicht hoffen und haben für nichts zu sorgen, als daß kein gleichgültig störender Besuch zu uns dringe. Erscheint der Graf

heute nicht, so mußt du das Haus verlassen und in unentdeckbare Einsamkeit gebracht werden. Damit ist nicht gesagt, daß dadurch bereits über deine Zukunft entschieden werde, nein, nur jeder zudringlichen Störung wird vorgebeugt. — Ich fahre jetzt aus, dir einen Zufluchtsort zu suchen; versprichst du mir, Jeanne, diesen meinen Anordnungen gewissenhaft nachzukommen?"

„Ich verspreche dir's, Vater! Wann ist das Heute zu Ende?"

„So spät als möglich: um Mitternacht also! Nun sei gefaßt!"

Bei dieser Unterredung war Madame Law nicht zugegen gewesen, aber als der Abend hereinbrach und Anton nicht erschien, schüttete die geängstigte Tochter ihr Herz aus gegen die dringend fragende Mutter.

Madame Law freute sich sehr, daß ein vornehmer Graf ihr Schwiegersohn werden solle, und sprach ihrer Tochter den besten Trost ein. Ihrem nicht eben feinen Naturell gemäß hielt sie es aber doch für passend, den Grafen davon zu unterrichten, daß er sich bis Mitternacht entschieden haben müsse. Sie hielt es für eine gute Kriegslist, hinzuzusetzen, daß nach Mitternacht Jeanne für ihn verloren sei. Im Kontor nachfragend, erfuhr sie von Renard die Wohnung des Grafen. Er hätte sie ihr wohl verschwiegen, aber sie erzählte ihm alles, und seiner Furcht schien es nach dieser Erzählung viel ratsamer zu sein, daß eine freundliche Verbindung befördert werde zwischen Law und dem Grafen. Wenn diese Verbindung zustande käme, so würde der wilde Seigneur gezähmt, und der Übelstand mit dem zerrissenen Bankbuche ließe sich unter Blutsverwandten leichter ausgleichen. Aus solchen Beweggründen nannte er ihr die Wohnung des Grafen Horn. Wir wissen, daß sie nicht zu ihm dringen konnte, und daß Antons Ausreiten in der Abendzeit wenig Aussicht darbot für die Mitternachtsstunde.

Anton war aber bereits so umstrickt und bewacht durch d'Argensons Späher, daß er keinen Schritt mehr unbemerkt tun konnte. Er war noch nicht weit über Paris hinaus auf der Straße von St. Cloud, als ihm auch schon zwei anständig gekleidete Reiter folgten, deren Benehmen von d'Argenson vorgezeichnet war. d'Argenson nämlich, wie grimmig er erschien, war nichts mehr und nichts weniger als der Prinzipienagent des juste milieu in der damaligen Zeit. Er glich die Gegensätze aus und suchte die feindlichen Stände untereinander zu vermischen. So faßte er seine polizeiliche Aufgabe, jedem ausbrechenden Skandal vorzubeugen. Das war eine ganz brauchbare Art gewesen selbst unter Ludwig XIV., da dessen Hauptsorge dahin gerichtet war, den Thron turmhoch über alle Stände zu erhöhen, eine Sorge, welche unter den Ständen eine Mischung vorbereitete, obwohl der persönliche Sinn Ludwigs XIV. solche Mischung allerdings nicht liebte. In Eröffnung der Bastille für Grandseigneur und Rotürier, in gleichmäßiger Gültigkeit der lettres de cachet bestätigte er aber tatsächlich d'Argensons Prinzip. Dies Prinzip kam unter dem Regenten zu vollständiger Anerkennung, und d'Argenson erinnerte sich nun selber, daß er ein Edelmann sei, und zeigte persönliche Rücksichten gegen seine Standesgenossen, welche der Regent ohne Rücksicht behandelte. Sein Prinzip ließ er indes dabei nicht aus den Augen, und dies war im wohligsten Elemente, als er von Law die Kunde erhielt, was sich zwischen dem Grafen Horn und Fräulein Law vorbereite. Solch eine Heirat war ihm nach allen Seiten willkommen; dieser belgische Graf, dies sah d'Argenson als unvermeidlich vor sich, trieb über kurz oder lang irgend einen Exzeß bis zum Skandale, und solchen Skandal verabscheute niemand so als d'Argenson, der Zeit seines Lebens mit Bekämpfung des Skandals zu tun gehabt hatte. Dieser belgische Graf in seinem altmodischen Seigneurstolze war aber ein unschätzbares Beispiel, wenn er zu einer

heute nicht, so mußt du das Haus verlassen und in unentdeckbare Einsamkeit gebracht werden. Damit ist nicht gesagt, daß dadurch bereits über deine Zukunft entschieden werde, nein, nur jeder zudringlichen Störung wird vorgebeugt. — Ich fahre jetzt aus, dir einen Zufluchtsort zu suchen; versprichst du mir, Jeanne, diesen meinen Anordnungen gewissenhaft nachzukommen?"

„Ich verspreche dir's, Vater! Wann ist das Heute zu Ende?"

„So spät als möglich: um Mitternacht also! Nun sei gefaßt!"

Bei dieser Unterredung war Madame Law nicht zugegen gewesen, aber als der Abend hereinbrach und Anton nicht erschien, schüttete die geängstigte Tochter ihr Herz aus gegen die dringend fragende Mutter.

Madame Law freute sich sehr, daß ein vornehmer Graf ihr Schwiegersohn werden solle, und sprach ihrer Tochter den besten Trost ein. Ihrem nicht eben feinen Naturell gemäß hielt sie es aber doch für passend, den Grafen davon zu unterrichten, daß er sich bis Mitternacht entschieden haben müsse. Sie hielt es für eine gute Kriegslist, hinzuzusetzen, daß nach Mitternacht Jeanne für ihn verloren sei. Im Kontor nachfragend, erfuhr sie von Renard die Wohnung des Grafen. Er hätte sie ihr wohl verschwiegen, aber sie erzählte ihm alles, und seiner Furcht schien es nach dieser Erzählung viel ratsamer zu sein, daß eine freundliche Verbindung befördert werde zwischen Law und dem Grafen. Wenn diese Verbindung zustande käme, so würde der wilde Seigneur gezähmt, und der Übelstand mit dem zerrissenen Bankbuche ließe sich unter Blutsverwandten leichter ausgleichen. Aus solchen Beweggründen nannte er ihr die Wohnung des Grafen Horn. Wir wissen, daß sie nicht zu ihm dringen konnte, und daß Antons Ausreiten in der Abendzeit wenig Aussicht darbot für die Mitternachtsstunde.

Anton war aber bereits so umstrickt und bewacht durch d'Argensons Späher, daß er keinen Schritt mehr unbemerkt tun konnte. Er war noch nicht weit über Paris hinaus auf der Straße von St. Cloud, als ihm auch schon zwei anständig gekleidete Reiter folgten, deren Benehmen von d'Argenson vorgezeichnet war. d'Argenson nämlich, wie grimmig er erschien, war nichts mehr und nichts weniger als der Prinzipienagent des juste milieu in der damaligen Zeit. Er glich die Gegensätze aus und suchte die feindlichen Stände untereinander zu vermischen. So faßte er seine polizeiliche Aufgabe, jedem ausbrechenden Skandal vorzubeugen. Das war eine ganz brauchbare Art gewesen selbst unter Ludwig XIV., da dessen Hauptsorge dahin gerichtet war, den Thron turmhoch über alle Stände zu erhöhen, eine Sorge, welche unter den Ständen eine Mischung vorbereitete, obwohl der persönliche Sinn Ludwigs XIV. solche Mischung allerdings nicht liebte. In Eröffnung der Bastille für Grandseigneur und Rotürier, in gleichmäßiger Gültigkeit der lettres de cachet bestätigte er aber tatsächlich d'Argensons Prinzip. Dies Prinzip kam unter dem Regenten zu vollständiger Anerkennung, und d'Argenson erinnerte sich nun selber, daß er ein Edelmann sei, und zeigte persönliche Rücksichten gegen seine Standesgenossen, welche der Regent ohne Rücksicht behandelte. Sein Prinzip ließ er indes dabei nicht aus den Augen, und dies war im wohligsten Elemente, als er von Law die Kunde erhielt, was sich zwischen dem Grafen Horn und Fräulein Law vorbereite. Solch eine Heirat war ihm nach allen Seiten willkommen; dieser belgische Graf, dies sah d'Argenson als unvermeidlich vor sich, trieb über kurz oder lang irgend einen Exzeß bis zum Skandale, und solchen Skandal verabscheute niemand so als d'Argenson, der Zeit seines Lebens mit Bekämpfung des Skandals zu tun gehabt hatte. Dieser belgische Graf in seinem altmodischen Seigneurstolze war aber ein unschätzbares Beispiel, wenn er zu einer

Heirat des Fräuleins Law bewogen, wenn er selbst hierdurch gezähmt, und wenn der hohe Adel durch so unerwarteten Schritt bestürzt und in seiner Standeslogik beirrt werden konnte.

Als Law am Nachmittage dem Minister den Stand der Dinge vorgestellt, hatte dieser besonders gefragt, in welcher Stimmung Graf Horn das Lawsche Haus verlassen habe? „In tiefsinniger!“ „Das ist ein gutes Zeichen!“

Gegen Abend erhielt er von seinen Spähern die Kunde, Graf Horn lasse niemand vor sich. Bald darauf kam die Nachricht, Graf Horn bestelle das Satteln seines Pferdes und werde allem Anscheine nach allein ausreiten. Und auf diese Nachricht schickte d'Argenson die zwei Reiter hinter ihm her.

Als sie dem langsam reitenden Grafen etwa eine kleine halbe Stunde über Paris hinaus gefolgt waren, verließ einer von ihnen die Straße und lenkte rechts in den Wald, der sich zwischen Paris und der Seine nach St. Cloud und St. Germain zu damals noch ziemlich wohlerhalten ausdehnte. Viele der jetzigen kleinen Ortschaften, welche ihn allmählich gelichtet haben, bestanden damals schon, aber waren noch von geringer Ausdehnung, und es gab damals noch wirklich verschwiegene Waldpartien in dieser Gegend, besonders an den Ufern der Seine, welche sich an den Höhen von Meudon und Sevres rechts wendet und in zahlreichen Krümmungen bis nach St. Germain hin die Ebene schlangenförmig durchzieht. Im tiefsten Versteck dieser Waldung lag ein kleines, steinernes Haus, welches in der Umgegend verrufen war. Dorthin richtete der Reiter d'Argensons sein Pferd, dort wohnte die weise Frau, von welcher Nocé zum Regenten gesprochen hatte. d'Argenson konnte nicht erwarten, daß der Regent an demselben Abende nach diesem Häuschen und dieser Frau trachten könne, ihm war es nur darum zu tun, seinen unentschlossenen Schwärmer dort bearbeiten zu

lassen, wenn es gelänge, ihn dorthin zu bringen. Für die weise Frau nämlich brauchte es seiner Meinung nach nur genauer Anweisungen, damit die Prophezeiung im erwünschten Sinne ausfiele, denn diese Frau ward von ihm nur geduldet, weil sie sich dienstbar erwies. Der Reiter, welcher im Mondesdämmer zwischen den Buchen und Eschen dahinritt, war kein Neuling in diesem Geschäfte, und der Genosse, welchen er auf der Landstraße verlassen, war ein so feiner Menschenkenner, daß er in d'Argensons Kabinett mit vollem Rechte den Beinamen „Autor" führte. Ein solches Kabinett geheimer Polizei bedarf erfinderischer Talente, und was sich jetzt als „Faiseur" und als Erzähler in den Feuilletons zu Paris hervortut, das war damals im Dienste d'Argensons.

Dieser „Autor" versuchte auf der Landstraße keine Anknüpfung mit dem Grafen Horn. Er hoffte zuversichtlich darauf, die romantische Stimmung werde den Schwärmer bald veranlassen, von der Heerstraße abzulenken in den Wald, besonders da die Equipagen der Seigneurs, welche mit Vorreitern und Fackeln hier auf dem Wege nach und von Versailles zahlreich hin und her wechselten, dem der Einsamkeit bedürftigen Reiter lästig werden mußten. Denn ein großer Teil des Adels bewohnte noch von der Ludwigzeit her seine Hotels in Versailles. Aber er irrte sich. Graf Anton blieb trotz der Störung auf der großen Straße, und sie waren bereits unweit Sevres. War die Brücke einmal passiert, so lag die Seine zwischen ihnen und dem Hause der weisen Frau, und es war geringere Aussicht, den Grafen dahin zu bringen. Der „Autor" spornte also sein Pferd und jagte am Grafen Horn vorüber, ohne eine Anknüpfung zu versuchen. Nach einigen Minuten aber kehrte er zurück und rief dem Grafen schon von weitem zu, er solle sich nicht weiter bemühen, die Brücke bei Sevres sei schadhaft geworden, und man könne nicht hinüber, es wimmle davor von Equipagen und sei wie auf dem Jahrmarkte. Dabei ritt der „Autor"

langsam und so entfernt wie möglich am Grafen vorüber, als ob er weiter kein Wort mit ihm zu sprechen wünsche, und als ob es ihm ganz gleichgültig sei, daß dieser wirklich umkehre. Bei der nächsten Querstraße aber lenkte er links in den Wald hinein und hörte mit Entzücken hinter sich die Frage des Grafen, wohin dieser Waldweg führe?

„Auf die Straße nach St. Germain," rief er gleichgültig zurück und ritt ohne anzuhalten weiter.

Anton hatte den Zügel angezogen, und sein Pferd wieherte nach dem des „Autors", der im Walde verschwand. Den Grafen kümmerten aber andere Dinge, in welche sich sein Geist sogleich wieder vertiefte. Er hatte den Plan vor der Seele, wie er sich mit Jeanne für seine Lebenszeit auf ein Schloß in den Ardennen zurückziehen wolle, der Welt und deren Unterschieden für immer den Rücken zu kehren und nur der Neigung seines Herzens zu leben. Er bemerkte es nicht, daß ihm sein Roß den Zügel leise durch die Finger zog, und daß es weiten Schrittes dem Pferde des „Autors" in den Wald hinein folgte. Die träumerische Ruhe, welche einem mühsam gefaßten Entschlusse zu folgen pflegt wie ein milder, günstiger Wind, machte ihn gleichgültig für die Außenwelt. Die frische Nachtluft wollte er noch eine Zeitlang genießen, dann wollte er heimkehren und sicher in seinem Lebensplane schlummern, um anderen Tags fest und still seine Geliebte in eine leere Kapelle und von da in die Einsamkeit der Waldberge zu führen. Er ahnte nicht, daß alles dies nur leicht und gut geschehen könne, wenn er rasch auf ebner Straße nach Paris zurückkehre und vor Mitternacht in der Straße Quicampoix anklopfe.

So ritt er unaufmerksam auf Weg und Steg wohl eine Viertelstunde in der Entfernung von etwa zehn Schritten hinter dem „Autor" her und war dann plötzlich neben diesem. Der „Autor" nämlich hatte sein Roß angehalten, als er sein Opfer dergestalt in die Irre geführt, daß aus dem Fahrwege

erst ein Rasenweg, aus dem Rasenwege ein unwegsames Dickicht geworden war.

„Wir sind vom Wege abgekommen, Herr — das macht die heillose Hexe! Wißt Ihr Rat?"

„Ich meinte, Ihr wäret hier bekannt!" entgegnete Anton.

„Das bin ich! Aber man soll sich nur bei Neumond in die Nähe der weisen Frau wagen, sie zieht einen an wie der Magnet das Eisen, und man verirrt sich immer zu ihr!"

„Wer ist die weise Frau?"

„Wer weiß es! Aus der Berberei soll sie sein — fürchtet Ihr Euch vor ihr?"

„Nein."

„Nun, dann wollen wir unsern Pferden den Zügel lassen — dorthin bringen sie uns zuverlässig, denn wenn man in dieser Gegend keinen Weg findet, so führen alle Tiere zu ihr."

„Ihr glaubt also an die übernatürliche Macht dieser Frau?"

„Das tu' ich, Herr."

„Aus welchem Grunde glaubt Ihr, und was kann die Frau?"

„Aus welchem Grunde? Braucht der Glaube Gründe? Mich dünkt: so wenig als die Liebe. Beide gehen auf andere Dinge hinaus als auf die blöden Gründe dieser Welt, beide sind unabhängige Mächte."

„Da mögt Ihr recht haben."

„Und außerdem hab' ich in betreff dieser Frau Erfahrung — sie hat mir vor drei Jahren meine Zukunft vorhergesagt, und leider ist meine Zukunft geworden, wie sie gesagt hat."

„Die Zukunft kann sie vorhersagen?"

„Das kann sie zur Zeit des Neumonds wie heute; aber wenn Ihr etwa Lust dazu hättet, so laßt Euch von mir ab-

raten, man erfährt
nur irre im Leben.
„Sind wir
„Ja, Herr,
schon das Haus,
dieses Schornsteins
haftes. Hier weiß
Straße von St.
ja wohl auch."
„Erst will ich
„Tut
ein, wenn
einen
Dies
Vorsatze
hinzuzufüge
die Sechne
„Dam
dann lohnt'
„O
kennen, und
Euren Zügel
Nun habt
die Tür
Euch melde
Das
früher

stieg ihm auf, ob er nicht in eine Gefahr renne wie in der vergangenen Nacht zu Paris, und ob es nicht gerateuer sei, umzukehren und die Vereinigung mit Jeanne, welche er seinen Vorurteilen abgerungen, sogleich ins Werk zu setzen. Da hörte er von fern eine tiefe Frauenstimme und folgende Worte derselben:

„Wollt Ihr es wagen, einen Blick in Eure Zukunft zu , so schreitet fünf Schritte gerade vor Euch hin und legt e Waffen und was Ihr an Geld wie Geldeswert bei tragt auf den Fußboden, denn die Geisterwelt verabscheut m rohen Metall und vor dem, was unter den Menschen hat. Ist dies geschehen, so wendet Euer Antlitz

war ein starker Kräutergeruch in dem Raume, und pfand, er wußte nicht, ob es nur von dem be- Dufte herrührte, eine wohlige Erregung, welche Bilder der Zukunft vorgaukelte. Er tat ihm die Frauenstimme geheißen, schritt vor. d Börse auf den steinernen Fußboden und . Da entstand vor seinen Augen eine lle wie das Grün der Buchenblätter im . Diese Helle war aber nicht größer eines Alkoven, der durch einen grünen mochte, und sie erstreckte sich nur etwa Gemach herein. Dieses selbst blieb prach die Frauenstimme plötzlich neben ch an der Hand ergriffen und rechts mer in die Tiefe des Raumes hinein- waren sie über eine neue Schwelle eine Tür hinter sich schließen und s es hier noch dunkler sei. Die eine, und als die Führerin einige sein mochte, hörte er die Worte Gleich darauf ward wiederum

raten, man erfährt selten was Gutes, und 's macht einen nur irre im Leben."

„Sind wir denn so schwach?"

„Ja, Herr, wir sind alle schwach! Da, da, ich rieche schon das Haus, der Wind steht von da, und der Rauch dieses Schornsteins hat immer etwas wunderbar Kräuterhaftes. Hier weiß ich nun schon Bescheid, uns nach der Straße von St. Germain zu bringen — dorthin wollt Ihr ja wohl auch."

„Erst will ich die Frau sprechen, wie heißt sie?"

„Tut das nicht, Herr, laßt Euch mit der Sochne nicht ein, wenn Ihr sie noch nicht kennt, und wenn Ihr nicht einen entscheidenden Lebensrat braucht."

Dies war allerdings der geeignete Ton, Anton in seinem Vorsatze zu bestärken, und der „Autor" hatte kaum noch Zeit hinzuzufügen, man müsse eingeführt werden von einem, den die Sochne schon kenne.

„Damit sie erfahre, was der Frager hören will — dann lohnt's allerdings nicht der Mühe!"

„O nein, Herr! Ich habe nicht die Ehre, Euch zu kennen, und frage nicht nach Eurem Namen — erlaubt mir Euren Zügel, hier sind eiserne Ringe, die Pferde anzufesseln. Nun habt die Güte, wenn Ihr's nicht vorzieht zurückzutreten, die Tür links zu öffnen und eine Weile zu warten; ich will Euch melden."

Das Gebäude paßte ganz zu der Vermutung, es sei früher eine Kapelle gewesen: es bestand aus dicken steinernen Mauern, war gewölbt und hatte schmale Kirchenfenster, durch welche der schwache Mondschein dämmernd einstrahlte. Zu der Tür, welche Anton bezeichnet worden war, führten steinerne Stufen hinauf. Als er über die Schwelle der Tür geschritten war, fiel diese von selbst dröhnend hinter ihm ins Schloß, und er befand sich in einem völlig dunkeln Raume. Einige Minuten blieb er regungslos stehen, und der Gedanke

stieg ihm auf, ob er nicht in eine Gefahr renne wie in der vergangenen Nacht zu Paris, und ob es nicht geratener sei, umzukehren und die Vereinigung mit Jeanne, welche er seinen Vorurteilen abgerungen, sogleich ins Werk zu setzen. Da hörte er von fern eine tiefe Frauenstimme und folgende Worte derselben:

„Wollt Ihr es wagen, einen Blick in Eure Zukunft zu tun, so schreitet fünf Schritte gerade vor Euch hin und legt Eure Waffen und was Ihr an Geld wie Geldeswert bei Euch tragt auf den Fußboden, denn die Geisterwelt verstummt vor dem rohen Metall und vor dem, was unter den Menschen Geltung hat. Ist dies geschehen, so wendet Euer Antlitz rechts."

Es war ein starker Kräutergeruch in dem Raume, und Anton empfand, er wußte nicht, ob es nur von dem berauschenden Dufte herrührte, eine wohlige Erregung, welche ihm lockende Bilder der Zukunft vorgaukelte. Er tat unverweilt, wie ihm die Frauenstimme geheißen, schritt vor, legte Schwert und Börse auf den steinernen Fußboden und wendete sich rechts. Da entstand vor seinen Augen eine matte, unsichere Helle wie das Grün der Buchenblätter in der Abenddämmerung. Diese Helle war aber nicht größer als der offene Bogen eines Alkoven, der durch einen grünen Vorhang verhüllt sein mochte, und sie erstreckte sich nur etwa einen Schritt in das Gemach herein. Dieses selbst blieb dunkel. „Folgt mir!" sprach die Frauenstimme plötzlich neben ihm. Und er fühlte sich an der Hand ergriffen und rechts abwärts von dem Schimmer in die Tiefe des Raumes hineingeleitet. Wahrscheinlich waren sie über eine neue Schwelle geschritten, denn er hörte eine Tür hinter sich schließen und glaubte zu bemerken, daß es hier noch dunkler sei. Die Frauenhand ließ hier die seine, und als die Führerin einige Schritte von ihm entfernt sein mochte, hörte er die Worte von ihr: „Harrt eine Minute!" Gleich darauf ward wiederum

vor ihm eine Tür geschlossen, und darauf ward es still. Er hatte wirklich nur eine Minute zu harren und kam während derselben zu keiner bestimmten Fassung, denn in einer Entfernung von etwa zehn Schritten hörte er jetzt zu seiner Linken dieselbe Stimme, welche rief: „Tretet ein und ergreift meine Hand!“ Er wendete sich nach links, sah denselben grünlichen Dämmer in Größe eines offnen Mauerbogens vor sich und schritt beherzt darauf zu. In die Nähe dieses Dämmers kommend, erkannte er, daß es ein Vorhang von grüner Serge sei, schlug ihn zurück und trat in einen viereckigen, engen Raum, der auf zwei Seiten von grünen Sergevorhängen geschlossen war und auf der dritten Seite eine Tür hatte. Im Licht einer matten Ampel zeigte sich an der einzigen festen Wand des Raumes ein Ruhelager, welches stuhlartig an der Kopfseite sich erhob, und auf welchem eine weibliche Gestalt sitzend lag. Diese Gestalt war in ein rotes, sehr weites Samtkleid gehüllt, von dessen tiefer Farbe ein eingefallnes, bleiches Antlitz, schneeweiße magre Hände und Unterarme grell abstachen. Das schwarze Haar dieser Frau war aufgelöst, die Augen waren geschlossen.

Anton schauerte, aber er folgte der Weisung und ergriff die herabhängende Hand dieses Wesens, welches bei dieser Berührung krampfhaft zusammenzuckte. „Du tust mir weh!“ sprach mit schmerzlicher Stimme die rote Frau, „denn du hast das Geld nicht von dir getan, das falsche Geld, welches soviel Menschen unglücklich macht! Laß mich los! Laß mich los! Wirf es von dir! Da, da links in deiner Tasche krümmt es sich, wie Schlangen sich krümmen!“

Anton hatte eine plötzliche Erinnerung, daß er daheim ein Paket eingesteckt: er riß es heraus und sah, daß es zusammengeknitterte Lawsche Banknoten waren. Hastig warf er es nach dem Vorhange zu seiner Linken und schob, da der Vorhang sich dem Wurfe nicht öffnete, die zur Erde fallenden Papiere mit dem Fuße unter dem Vorhange hinaus.

Dann griff er hastig wieder nach der Hand der jetzt unbeweglichen roten Frau. Denn ein gläubiger Taumel hatte ihn ergriffen nach dieser unbegreiflichen Probe.

„Ah, jetzt bist du sauber," sprach sie und wurde belebt, „o, du hast heißes Blut, das kocht nur so und wird verderblich übersieden, wenn du in Verbindung bleibst oder trittst mit jener falschen Geldeswirtschaft!"

Es ließ sich ein leises Geräusch hinter der Tür hören, die rote Frau fuhr aber unbekümmert fort: „Du bist von einer wunderlichen Art, o, das ist eine gefährliche Art, wenn eine linke Hand an diese eigentümliche Säule rührt. So was hab' ich noch nie gesehen! Vom Lebermunde steigt eine feine, ganz feine Säule in dir auf und schlängelt sich nach dem Hirn in die Höhe — es ist schon einmal daran gedrückt worden, dort, dort hat sie eine kleine Falte. Wenn noch einmal daran gedrückt wird, dann weicht dein Hirn aus den Fugen — nimm dich in acht! Dein Herz drängt all sein Blut unregelmäßig nach dieser Seite zu! Wenn du dem Herzen nachgibst, so bist du verloren!"

In diesem Augenblicke entstand von zwei Seiten gleichzeitig Geräusch und Störung. In den finstern Vorsaal nämlich, in welchen auch Anton zuerst getreten, und von welchem er jetzt zu seiner Linken nur durch den Sergevorhang geschieden war, traten mit großem Geräusch mehrere Männer. Die Finsternis des Saales schien sie erstaunlich zu überraschen und zu belustigen, denn sie lärmten und lachten über die Maßen. Und doch war die Störung, welche aus der Tür des Alkovens hereindrang, noch ärger für den begierig, ja zitternd horchenden Anton, welchen die Kenntnis der roten Frau in die gläubigste Spannung versetzte. Aus der Tür des Alkovens nämlich drang sein Gefährte, der „Autor", welcher dort gehorcht und mit Unwillen die schlechte Wendung der Prophezeiung vernommen hatte, ungestüm herein, riß die Hand der roten Frau heftig aus der Hand Antons

und rief: „Possenspiel, Graf, Ihr seid an die Falsche geraten! Die hinter mir ist die weise Frau!“

Ehe er aber die letzten Worte aussprechen konnte, lag er von einem Faustschlage Antons am Boden, denn diesem war mit der Bezeichnung „Herr Graf!“ nicht nur der Verdacht aufgeblitzt, es sei hier auf ein Experiment mit ihm abgesehen gewesen, sondern er war auch auf dem empfindlichsten Punkte seiner Gemütsstimmung, welche der geringsten Störung unverweilt und blindlings entgegenschlug, gestört worden. Er sah und hörte nur noch undeutlich, so war ihm das Blut zu Kopf und Hirn emporgewallt: er sah die orientalisch gekleidete braune Frau nicht mehr, welche ihn wahrscheinlich durch die dunklen Gemächer in den Alkoven geführt hatte, und welche jetzt händeringend herbeieilte; er hörte den herzzerschneidenden Schrei der roten Frau nur halb, welche aus ihrem Seherzustande gerissen zu sein schien und wimmernd sich auf ihrem Lager wand; er stürzte, den Vorhang durchbrechend, nach der Gegend des finstern Vorsaales hinaus, von welchem das Gelächter drang. Er war wie ein gereizter Stier, und dies frivole Gelächter wirkte auf ihn wie das rote Tuch, welches der spanische Caçador dem Stier entgegenhält — wehe dem, der ihm in den Weg trat!

Der Sergevorhang war an einer Seite unbefestigt gewesen, hatte nachgegeben und war wieder zugefallen, so daß Anton, einen Augenblick Lichtschimmer verbreitend, die Ankömmlinge unklar sehend und von ihnen gesehen, und doch gleich darauf wieder im Finstern in den Saal getreten und hastig auf die Ankömmlinge zugeschritten war, als müsse er niederrennen, was störend ihm entgegenstände, oder seinen eigenen Kopf zerstoßen an der nächsten Wand.

„Eine prächtige Komödie!“ „Der Mann der Pythia!“ „Holla, genug gerannt!“ und schallendes Gelächter empfing ihn, und ein kriegerischer Fluch und der rasselnde Fall eines Mannes folgte unmittelbar.

Es trat eine augenblickliche Stille ein, aber nur eine augenblickliche. An der fluchenden Stimme hatten die Begleiter erkannt, wer betroffen worden ſei, und mit größter Stimmengewalt ſchrien ſie jetzt: „Licht! — Fackeln! Fackeln!“ Der eine ſtürzte nach dem Vorhange und riß ihn auf, und bei der ſchwachen Helle, die ſich dadurch verbreitete, rannte der andere nach der Eingangstür, riß ſie auf und ſchrie hinaus: „Fackeln! Fackeln!“ Der dritte aber beſchäftigte ſich mit dem Manne, der am Boden lag. — Niemand hatte einen Blick für die rote und die orientaliſche Frau, welche ebenfalls, ohne auf etwas anderes zu achten, miteinander beſchäftigt waren. Inmitten dieſes Tumults, der jetzt durch eintretende Fackelträger grell beleuchtet wurde, ſtand nur Anton unbeweglich. Er hatte ſeine Augen mit beiden Händen bedeckt, als ränge er gewaltſam nach Sammlung und Ruhe.

„Wer liegt? Hier! Wer? Die Hoheit! Die Hoheit ſelbſt! Ein Attentat! Ein Attentat! Wer iſt der Frevler? Schließt die Türen!“

So klang es im erſten Schrecken, als Licht und Fackeln eindrangen, als Nocé ſah, daß Broglie ſich zu dem niederbeugte, der am Boden lag, als Broglie bei dem Fackelſcheine erkannte, der Chevalier von Milhe ſei an der Tür, der Regent liege am Boden, und der wilde Fremde ſtehe noch vor ihnen.

„Ruhig, meine Freunde!“ ſprach der Regent, indem er ſich mühſam aufrichtete, „keine Übereilung! Das kann ein Zufall ſein!“

„Ein Zufall? Da liegt das Schwert!“

„Und dies Schwert war allerdings ſchuld an meinem Falle. Aber es ſteckt in der Scheide. Diable! Das war eine harte Lehre für meinen Kopf und kann für Frankreich und mich Folgen haben — ſachte, Broglie! Wartet, laßt mich eine Weile ſo ſitzen, damit ich mich ſammle zum Stehen — wer iſt der Mann, der uns ſo ſchädigte?“

Ehe man daran gehen konnte, den Grafen Horn zu veranlassen, daß er die Hände vom Antlitz nehme und sich erkennen lasse, stürzte Renard, welcher die Herrschaften geführt und an der Haustür sich gleich ins Innere gewendet hatte, gerade wie der „Autor" vorher neben Anton getan, durch den Alkoven herbei und schrie: „Rettet Euch, Königliche Hoheit, die Sochne sagt, es sei ein Teufel im Hause, und drinnen an der Schwelle liegt ein Freund des Herrn Ministers d'Argenson erschlagen."

„Erschlagen?"

„Der Teufel ist unter euch!" rief jetzt die Stimme Sochnes hinter dem Vorhange, welcher wieder zugefallen war.

Alle prallten zurück von Anton, nur der Regent blieb auf dem steinernen Boden sitzen, richtete seine Blicke auf Anton und rief: „Mein Herr, den man den Teufel nennt, wir bitten, uns mit Eurem Angesichte zu begnadigen, damit wir wissen, welcher unsrer Roués uns die überraschende Szene hier bereitet hat oder ob —"

„Graf Horn!" riefen alle, da Anton die Arme sinken ließ und die Augen öffnete. Sein Gesicht war verzerrt, und er schien niemand zu erkennen. Offenbar war sein Geist nicht mit dem beschäftigt, was seinen Körper umgab.

Nach einer Pause sprach der Regent, indem er Broglies Hand ergriff und sich mühsam aufrichtete, zu dem zitternden Renard: „Seht nach, ob der erschlagene Mann ein Mann des Todes ist! Dies ist die Hauptsache."

Warum Renard zitterte? Ein Blick Antons hatte ihn gestreift, und er hatte ja das Unglück gehabt, wie ein Ankläger des Grafen zu erscheinen. Was hätte er darum gegeben, den „Autor" wieder lebendig vorzufinden, und wie eilte er deshalb hinter den grünen Vorhang zurück.

Zwischen der Partei des Regenten und Anton herrschte unterdes eine Pause, die durch Flüstern etwas Peinliches erhielt. Broglie, der die Impertinenz des Grafen Horn in

der Theaterloge nicht vergaß und überhaupt als nicht Altadliger den stolzen Ansprüchen des Grafen abgeneigt war, flüsterte dem Regenten zu, es sei jetzt die Gelegenheit da, diesen unehrerbietigen Störenfried zu beseitigen. Man schließe die Türen dieses festen Gebäudes und schicke nach d'Argenson; die Nacht sei noch lang genug, dieses Seigneurungetüm in die Bastille zu bringen.

Der Chevalier aber, dem Nocé Verdacht gezeigt hatte, als ob Graf Horn auf seine, des Chevaliers, Anstiftung jetzt in dies Haus der weisen Frau bestellt worden sei, um dem Regenten eine neue Beleidigung anzutun, der Chevalier zeigte deshalb mehr Anteil am Grafen Horn, als er ohne diese erbitternde Anschuldigung gezeigt haben würde, und flüsterte ihm zu, er möge sich um Gottes willen auf und davon machen, wenn ihm Freiheit und Leben lieb sei. — Anton sah ihn gleichgültig und schweigend an bei diesem Rate. Er hatte noch kein Wort gesprochen, schien aber jetzt einige Einsicht zu gewinnen in das, was ihn umgab. Sein Auge richtete sich auf den Regenten, und die Forderung der Sitte schien ihm klar zu werden, daß er um Entschuldigung zu bitten habe, wie man um Entschuldigung bittet, wenn man absichtslos einem absichtslosen Nachbar wehgetan. Er trat einen Schritt auf den Regenten zu — Broglie stellte sich dazwischen und rief: „Was wollt Ihr, Graf!"

„Savoyardischer Müller, du faselst!" entgegnete Anton verächtlich. Nicht der Verstand, nicht das Herz, sondern das voreilige adelsstolze Gedächtnis gab ihm diese Beleidigung ein, weil die Broglies beim hohen Adel für geadelte Müller galten. Und mit dieser Richtung seines Sinns war die gute Absicht gegen den Regenten ausgelöscht, und er bückte sich nur, um sein Schwert aufzuheben. Broglie aber wandte sich, vor Zorn bebend, nach dem Herzog von Orleans und bat um die Erlaubnis, diesen frechen Fremdling abstrafen zu dürfen.

Der Regent war in der Tat gut- und langmütig: er winkte Broglie, beiseite zu treten, näherte sich Anton um einen Schritt und sprach mit sanfter Stimme: „Graf von Horn, Sie sind jung und heftig und haben mit uns kein Glück. Absichtliche und unabsichtliche Verletzung bringt auf uns ein von Ihnen. Wieviel Überlegenheit des Sinns müssen wir zeigen, um mit unserer Macht diesen Verletzungen, welche von einem fremden Edelmanne ausgehn, nicht mit einem Streiche ein Ende zu machen! Begreifen Sie doch, daß ein adeliger Sinn solche Überlegenheit nicht einräumen darf, indem er sie täglich herausfordert!“

„Ein adliger Sinn?! Herr Herzog von Orleans und Regent von Frankreich, ist es ein adeliger Sinn, welcher die nichtswürdigen Spekulationen zur Herrschaft bringt? Welcher die Standesunterschiede leichtsinnig unter die Füße der Abenteurer wirft? Welcher das adligste Land der Welt, das Land des heiligen Ludwig, der du Guesclin, der Tremouille, der Bayard, der Condé zum Tummelplatze gemeiner Leidenschaften macht? Ist es ein adeliger Sinn, in seinem Familienleben der Nation ein Vorbild zu bieten, daß diese Nation von Blutschande wie von einem Zeitvertreibe reden darf? Der fremde Edelmann verletzt Euch, weil er von diesem adeligen Sinn nichts wissen will!“

Broglie und Nocé hatten ihre Schwerter gezogen, als Graf Horn am Schluß dieser Worte sich zum Gehen wendete, der Regent aber verbot ihnen durch eine Handbewegung jede Gewalttat und ließ den Grafen ungefährdet das Haus verlassen, eben als Renard zurückkehrte, um für seinen Schreckensfeind die mildere Nachricht zu bringen, der niedergeschmetterte Mann atme noch. Broglie und Nocé flehten zum Regenten, er möge ihnen Züchtigung des Frevlers gestatten, und Renard sah mit Spannung auf das ungewöhnliche ernste und nachdenkliche Gesicht des Staatsoberhauptes. „Die Züchtigung ist ihm sicher wie der Tod!“ sprach der Regent halb vor

sich hin nach einer Pause, „aber sie ist keine, wenn sie heimlich geschieht. — Fort, meine Herren, dies ist ein garstig Haus!“

Renard eilte vor ihm aus der Tür, als wollte er die Pferde bestellen, in der Tat aber, um Anton zu sagen, daß nur bis Mitternacht Jeanne zu gewinnen sei. Es war zehn Uhr, also noch Zeit, und der Dämon trieb ihn, immer noch gnädiger Stimmung des gefürchteten Grafen nachzulaufen.

Er kam zu spät: Anton sprengte bereits in den Wald hinein. Von den verdrießlichen hohen Herrschaften war kein Dank, kein Lohn, keine Berücksichtigung zu erwarten, er eilte also, als diese aus dem Hause getreten waren, in den Saal zurück, um das aufzuheben, was sein mit dem Hergange der Prophezeiungen vertrautes Auge am steinernen Boden des Saales entdeckt hatte: die Börse und die Banknoten Grafen Antons.

Sochne verstand aber auch ihr Handwerk und war unter dem Sergevorhange hervor schon tätig gewesen, ehe er eintrat. Die Fackelträger waren mit dem Regenten fort, Renard fand also den Saal wieder dunkel und fand Sochne, welche des Lombarden leisen Schritt kannte, mit dem geschlagenen „Autor“ beschäftigt. Es konnte ihm kein Verdacht aufsteigen, und beim Schein einer kupfernen Handlampe suchte er die Banknoten in Gesellschaft Sochnes zusammen, zählte sie unter ihren Augen, legte sie in seine Brieftasche, zählte die Goldstücke der Börse desgleichen, wiederholte dem braunen Weibe die Summe, überreichte ihr ein Goldstück des Grafen als Lohn für Mühe und Schreck und verließ das Haus mit der Absicht, dem Grafen Horn durch Einhändigung dieser verlorenen Summen ein Zeugnis seiner Bravheit abzulegen. „So brav bin ich in meinem Leben nicht gewesen,“ lächelte er, „aber so denke ich den Erbgroll dieses Edelmanns zu bannen.“

Es war in der Ordnung, daß Graf Anton irre ritt. Er war nicht eben bekannt in der Umgegend von Paris, und sein Inneres war in gewaltiger Gärung. Ach, die Einheit seines Wunsches war dahin! Dahin der Wille einer unverweilten Heirat Jeannes, dem Chaos der widersprechenden Neigungen und Absichten war er preisgegeben. Er empfand es nicht, daß der Regen stromweis vom Himmel auf ihn niederstürzte, daß sein Leib vom Frost geschüttelt wurde. Aber daß es Mitternacht schlug in Paris hörte er, als ob doch einer Ahnung in ihm gelebt hätte von der Wichtigkeit dieser Stunde. Er hielt dabei sein Pferd an und gewahrte, daß es sich von selbst auf eine Heerstraße gefunden habe. Dem Glockenschalle sich zuwendend fand er sich nach Paris.

Daheim ankommend erfuhr er von seinem Diener, daß der Herzog von Havré seit mehreren Stunden oben sei und der Rückkehr des Grafen harre. — Beim Umkleiden untersuchte der sorgsame Diener die Taschen der Kleider, da er das Paket mit Banknoten nicht einen Augenblick vergessen hatte, und vermißte nicht nur dies, sondern auch die Börse seines Herrn. Er fragte schüchtern, ob der Herr Graf das Geld ausgegeben oder vielleicht verloren habe? Der Graf antwortete nicht; was kümmerte ihn jetzt Geld! Der Diener wagte es, darauf zurückzukommen, als Graf Anton zu dem harrenden Herzoge hinüberschreiten wollte, und um eine Beachtung der Frage zu erzwingen, nannte der Diener die Summe der Banknoten, welche als ein Nachschuß der d'Epinoyschen Erbschaft eingegangen seien, und über deren Eingang eine Quittung vom Herrn Grafen geheischt werde. Bis jetzt habe er selbst nur in Abwesenheit des Herrn Grafen den Empfang von 50000 Frank in Banknoten bescheinigen können.

„Fünfzigtausend —?"

„Zu Befehl, erlauchter Herr, und da ich sie nicht mehr in Dero Kleidern vorfinde, meiner Verantwortlichkeit aber doch erledigt sein möchte."

„Sie werden bei der weisen Frau hinter dem Boulogner Holze liegen geblieben sein. Schicke danach."

Es blieb dem Diener keine Zeit, nähere Angabe zu erbitten; der Graf trat in das Zimmer, in welchem der Herzog ihn erwartete. Der Herzog las eine Tragödie Corneilles und war sehr ruhig. Er begrüßte den Grafen mit väterlicher Freundlichkeit und setzte ihm wohlwollend auseinander, daß ihn persönliches Interesse für Anton und das Interesse des adeligen Standes hergeführt habe, damit ein Sprößling des edlen Hauses Horn freundlich aber nachdrücklich vor einer Mißheirat gewarnt werde, die in diesem Augenblicke mehr als je vom sämtlichen Adel wie ein großes Unglück betrachtet werden müsse.

Nun erzählte er ihm die Äußerungen, welche er bei der Marquise von Parabère vernommen, schilderte ihm die Stellung der Parteien, die Stellung d'Argensons, der in dieser Heirat offenbar einen Triumph seiner gemeinen Verschmelzungs- und Vermischungstheorie erblicke, schilderte den abenteuerlichen und überaus verdächtigen Charakter Laws, der über kurz oder lang mit einem niederträchtigen Bankerott endigen werde, und beschwor Anton, von diesem Verhältnis abzustehen.

„Aber ich liebe Jeanne!" entgegnete Anton mit weicher Stimme.

„Ei den Teufel, Graf, das bezweifle ich nicht! Wenn Sie nicht liebten, so gäb's ja gar keine Schwierigkeit. Aber wenn wir vornehm sein wollen, so müssen wir auch größere Kraft haben, ein Opfer zu bringen, denn gemeine Leute. Höherer Rang soll ja doch nur ein Symptom höherer Gesinnung sein, nicht bloß größerer Vermögensmittel. Übrigens ist ja Liebe nicht ausgeschlossen, wenn Heirat ausgeschlossen ist. Hätten Sie sich nur vorsichtiger benommen und sich den Aufenthalt nicht so erschwert durch Ihre zur Schau gelegte Verachtung des Regenten und der Kreaturen desselben. Aber

Sie hörten nicht, als ich Ihnen auf dem Opernballe zuflüsterte, mit welchem schwarzen Domino Sie zu tun hätten. Allerdings freut uns Ihr offenes Wesen, und es ist uns eine Genugtuung, daß unsern Widersachern so verächtlich die Stirn geboten wird, aber ich nehme um Ihrer Familie und um Ihrer selbst willen innigen Anteil an Ihrer Person, und sage Ihnen, daß ein übelwollender Regent furchtbare Macht in Händen hat auch gegen einen Seigneur, seit dieser d'Argenson die lettres de cachet ohne Ansehen der Person ins Werk setzt. Daß Sie nicht Franzose sind, käme hinzu. Kurz, es wäre kaum Hilfe zu schaffen, wenn dieser Orleans noch ferner von Ihnen gereizt, sich an Ihrer Person vergriffe."

„Was also?" rief Anton, wie aus Zerstreutheit auffahrend.

„Lieben Sie nach Neigung und handeln Sie mit Vorsicht. Jeanne ist eines Abenteurers Kind."

„Sie ist rein und edel wie mein Wappen!"

„Keinen Zweifel! Vom Blute ihres Vaters wird ihr einige Verwegenheit eigen sein. Schildern Sie ihr die Verhältnisse — die Zukunft braucht dabei nicht verschlossen zu werden, wer beherrscht die Zukunft! — und bewegen Sie das schöne Mädchen zu augenblicklicher Flucht mit Ihnen. Eins meiner Waldschlösser in der Bretagne oder im Berry, die noch kein unberufen neugieriges Auge gesehen hat, steht Ihnen zu Dienst. Denn auf einem Ihrer Schlösser wären Sie vor dem unverschämten Bankier nicht sicher genug. Kommt Zeit, kommt neuer Rat. Der Schwindel dieses Law wird nicht viel Zeit vor sich haben, und dann gewinnt alles ein ander Ansehen. Geschähe auch nichts, so wächst doch der junge König, und die heillose Regentschaft nimmt ein Ende und mit ihr unsere Machtlosigkeit. Was sagen Sie dazu?"

„Ich muß Jeanne sprechen!" rief Anton und sprang vom Sitze auf.

„Natürlich! Nur keine Ehe! Das ist abgemacht — nicht? Und bedienen Sie sich all meiner Hilfsmittel. Jetzt adieu!

Es ist spät in der Nacht: schlafen Sie, um Ruhe zu gewinnen. Lesen Sie, das beschwichtigt das Blut und bringt auf edle Gedankenwege; dieser Cid des Corneille ist unschätzbar! Adieu, mein Lieber!"

Ach, Anton konnte nicht lesen, konnte nicht schlafen! Er war aus dem einfachen Entschlusse herausgeschleudert. Stolz und Liebe waren wieder gleich stark in ihm, oder wenigstens hatte der Stolz alle Wucht des Herkommens und der Gewohnheitspflichten zur Unterstützung für sich.

Mit anbrechendem Tage eilte er nach Laws Hotel, während sein Leibdiener nach Ermittelung der weisen Frau aussendete.

Daß Graf Horn erwarten konnte, bei so früher Tageszeit eine Dame sprechen zu können, darf für ein Zeichen der Störnis gelten, welche in ihm vorhanden war, und dieser Mangel an Überlegung trug auch unverweilt seine Früchte. Law nämlich kehrte eben erst zurück von der Unterbringung Jeannes: das arme Mädchen war so betroffen gewesen von dem Wechsel seines Schicksals, daß der liebende Vater alle ersinnliche Überredungskunst aufzubieten und nicht den Mut gehabt hatte, vor anbrechendem Tage von ihr zu gehen. Er war also schwerlich in günstiger Stimmung für den Urheber dieses Schicksals, oder wenigstens mußte dieser Urheber unzweifelhafte Zeichen der Hingebung bringen, wenn von einem freundlichen Empfange die Rede sein sollte. Der totenbleiche, verstörte, gegen Gewohnheit zu Fuß in den Hof tretende Graf Horn sah aber nicht nach einem Bräutigam aus, welcher um Liebe alles hinter sich geworfen. Der aus dem Wagen steigende Law sah, daß Graf Anton ihn entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte, und hörte, daß er nach Fräulein Jeanne fragte.

„Wollen Sie hier hereintreten, Herr Graf!" rief der Bankier, indem er auf ein leeres Domestikenzimmer des Erdgeschosses deutete.

Es ist nicht nötig Frage und Antwort dieser Unterhaltung aufzuzählen: das gestörte, durchaus nicht reiflich überlegte Wesen Antons konnte dem klugen Weltmanne nicht verbergen, daß keine Absicht einer gesetzlichen Ehe vorhanden sei. Law machte denn auch keine weiteren Umstände und sagte dem Herrn Grafen mit dürren Worten die blanke Wahrheit: Jeanne sei für ihn nicht mehr zu sehn, und wenn sich der Herr Graf auf gewaltsamen Versuchen betreffen lasse, so werde die Polizei den fremden Ruhestörer als einen bloßen Ruhestörer behandeln, denn Herr Boyer d'Argenson harre nur auf Auskunft, ob Graf Horn legal oder illegal nach Laws Tochter trachte. „Danach richten Sie sich, Herr Graf," schloß Law, „mein Kind haben Sie unglücklich gemacht, was kümmert das einen gebornen vornehmen Herrn! Sich selbst machen Sie unglücklich, wenn Sie Ihrer Leidenschaft ebensowenig wie Ihrem Vorurteil entsagen können. Mein Kind ist in unnahbarer Sicherheit vor Ihnen, und jeder gewaltsame Versuch kann nur Sie selbst verderben."

Damit verließ ihn Law, die Tür hinter sich offen lassend zum Zeichen, daß Anton nur der Weg aus dem Hause offen stehe.

Anton war zerknirscht und unmächtig wie er nie gewesen, denn sein Herz, wie sehr es im gewöhnlichen Leben von Vorurteil befangen sein mochte, empfand in diesem Augenblicke doch die gerechte Anschauungsweise eines unglücklichen Vaters. Er taumelte von dannen und sank daheim in konvulsivischen Fieberschauern aufs Lager.

Es ward ein sonniger Vormittag für das übrige Paris, aber außer Anton empfand auch Renard den wohltätigen Eindruck desselben nicht. Ehe er bis ins Geschäftszimmer gelangen konnte, ward er durch Madame Law aufgehalten, die seiner harrte, die in erstaunlicher Aufregung und Trostlosigkeit war und Beistand von ihm heischte, Beistand für ihr unglückliches Kind, welchem Law ein Rabenvater sei.

Ohne Erbarmen habe er sie fortgeschleppt in dieser Nacht — „Wohin? In irgend ein Kloster, Gott weiß in welches! Sie stirbt in Verzweiflung, denn sie liebt den Grafen über alles. Renard, eilt zu ihm, er muß sie befrein, sie stirbt mir sonst.“

„Erfahrt nur erst, in welches Kloster sie gebracht sei!“

„Renard!“ rief plötzlich Law aus dem Geschäftszimmer. Madame Law entfloh auf Renards Wink, und er selbst gehorchte verdrießlich dem Rufe. Verdrießlich, denn er wäre lieber ohne Aufforderung zum ersten Male wieder vor Law erschienen, den er seit gestern nicht gesehen hatte. Er mußte ihm ja so unangenehme Mitteilungen machen über das zerrissene Bankbuch, über die entwendeten Schuldscheine Milhes, und er mußte sich zu größerer Glaubwürdigkeit darauf berufen, daß Law die augenblickliche Anzeige gestern morgen zurückgewiesen und sich den ganzen gestrigen Tag auf dem Geschäftszimmer nicht eingefunden habe. Daß Law jetzt schon im Geschäft, vielleicht gar schon unterrichtet sei über die Entwendungen, das war für Renard widerwärtig und nachteilig.

Law hatte die Kraft des Charakters, das Familienunglück im Geschäft vergessen zu können: er arbeitete in der Tat seit er Anton verlassen angestrengt in seiner Bankangelegenheit, und er hatte soeben entdeckt, daß ein Blatt aus dem Bankbuche gerissen sei. Renard war nun nicht mehr der Diner, welcher anzeigte, sondern welcher sich entschuldigte, und Law war schonungslos. „Gestern,“ warf er Renard vor, „auf frischer Tat konnte der verwegene Edelmann festgehalten, von Polizei wegen zur Verantwortung gezogen werden, heute ist die Verantwortung dein. Herr Voyer d'Argenson will in diesen Tagen das Bankbuch revidieren, ich habe selbst zur Steigerung meines Kredits darum gebeten — was ist zu sagen bei solchem Fehl? Du schaffst das ausgerissene Blatt, so lieb dir dein Eigentum ist, an das ich mich halten werde, wenn meinem Kredite das kleinste Titelchen Nachteil erwächst!“

Zitternd, halb vor Wut, halb vor Angst — denn Law gegenüber war er nicht eben furchtsam — stieß Renard auch das Attentat des Chevalier, den Raub der Schuldbriefe heraus, welchen doch Law schon kannte, als ob alles in einem Regenguſſe weggeschwemmt werden solle, oder als ob er dem ungerechten Prinzipal das Unrecht durch größern Ärger vergelten müsse. Law, durch all die angreifenden Vorfälle der letzten vierundzwanzig Stunden überreizt, und auf Erwerb um so begieriger, je erfolgloser sein Zudringen zur höheren Familiengesellschaft zu bleiben schien, Law faßte Renard bei der Gurgel, und mißhandelte ihn tätlich. Dadurch ward Renard zum Äußersten getrieben, und drohte unumwunden, das trügerische Treiben des Bankiers aller Welt zu entlarven.

„Wurm, der du bist!“ entgegnete Law, „was hast du zu entlarven?! Sprichst du vom Kolonistenpressen, so sorgt d'Argenson, daß du selbst nach dem Mississippi gebracht wirst als erster und einziger Kolonist. Du bist als Jude eine nur geduldete Kreatur, mit der man wenig Umstände macht, wenn man sie zischt. Und sonst hast du nichts zu entlarven. Das Bank- und Kreditwesen ist ein Wagnis der Erfindung, welches aller Welt offen vorliegt, und welches der künstlich aufgehäuften Staatsgesellschaft unerläßlich ist. Mein künstlicher Kredit ist der künstliche Kredit aller, vernichten sie ihn, so vernichten sie ihren eignen und bezahlen meinen Sturz mit ihrem Gelde. Sie haben sich einmal dem Teufel der Fiktion verschrieben, und der holt sie alle, sobald sie die Fiktion zerstören. Was kannst du daran ändern!? Jetzt oder später, aber gewiß wird ganz Europa in diesem Netz der Fiktion hin und her gehn, handeln und wandeln! Als ob nicht aller Geldwert Fiktion wäre! Rede doch den Leuten ein, daß ein Diamant oder ein Klümpchen Gold nichts wert sei im Vergleich mit einer Quadratmeile fruchtbaren Landes, und sieh zu, ob du Gläubige findest! — Nun geh hin und

entlarve, und sei versichert, daß mir dein zusammengescharrtes Besitztum, welches du dir durch Umschreibung eingelöster Bankzettel wie ein Spitzbube im Detail erschlichen hast, daß mir deine Person einstehn werde, wenn du nicht binnen vierundzwanzig Stunden das Blatt des Grafen und die Schuldbriefe des Chevalier beigebracht hast. Marsch!"

Erschreckt und ergrimmt eilte Renard aus dem Hause, sein Heil zu versuchen bei dem Grafen und dem Chevalier. Es war noch ziemlich früh am Vormittage, aber schon hatte er Mühe, sich durch die zuströmende Menge hindurchzudrängen, welche ihr gutes Geld in Aktienscheine verwandeln wollte, ein Zudrang, der jetzt alle Tage stattfand. „Monsieur Renard, Monsieur Renard," schrie man von allen Seiten, „werden wir unser Geld noch anbringen?"

„Seid unbekümmert," erwiderte er, „ihr werdet noch all euer Geld los werden!"

Unter der Menge entdeckte er den Diener des Chevaliers, denn besonders die Dienerschaft vornehmer Leute war auf Aktienscheine versessen. Durch diesen erfuhr er, der Chevalier sei daheim und sei sehr schlechter Laune. Ein Abenteuer mit dem Herrn Regenten in vergangener Nacht müsse schlecht abgelaufen sein, und die vornehmen Herren müßten dem Chevalier etwas übelgenommen haben.

Nocé hatte ihm in der Tat die Vertraulichkeit mit dem Grafen Horn, und daß er diesem im entscheidenden Augenblicke etwas zugeflüstert, übelgenommen. Die Roués waren natürlich in schlechtester Laune gewesen, daß der Regent auf ihre Veranlassung in eine so mißliche Lage gebracht worden sei, und der Chevalier, welcher zum ersten Male in so hohe Gesellschaft zugelassen worden, mußte ihrem Zorne als Blitzableiter dienen, denn an solchen Blitzableitern sucht jeder heftige Mensch eine Entschädigung. Sie beschuldigten den Chevalier, daß er als ein Vertrauter Antons von dessen gleichzeitigem Besuche bei der weisen Frau unterrichtet ge-

wesen sei und wohl gar absichtlich die für den Regenten so widerwärtige Szene mit herbeigeführt habe. Seine heftigen Versicherungen des Gegenteils hatten nur gesteigerte Heftigkeit der Roués zur Folge gehabt, und in voller Ungnade bei der Regierungspartei war der Chevalier nach Hause gekommen. So sah er denn an diesem Morgen auf seine Laufbahn wie auf eine total verschüttete: die reiche Heirat und die Aussicht auf Erhebung im Staate waren zerstört, und es war natürlich, daß er in verzweifeltster Stimmung Renard empfing und abfertigte. Hatte er mehr in frechem Leichtsinne als in geradezu betrügerischer Absicht am Tage vorher nach seinen Schuldverschreibungen gegriffen, so war er doch jetzt auf dem Punkte, vor keiner Freveltat zurückzuschrecken, wenn sie zu seiner Erhaltung nötig sei. Sobald also Renard, dessen Vermögen dabei auf dem Spiele stand, eine nachdrücklich drohende Sprache sich erlaubte, zog der Chevalier seinen Degen aus der Scheide, legte ihn vor sich auf den Tisch, und versicherte dem erschreckten Mahner mit einer furchtbaren Bestimmtheit, er werde ihn auf der Stelle über den Haufen stechen, wenn er noch mit einem Worte auf die Schuldscheine zurückkomme, ja dieser Degen werde auch dann jedenfalls nähere Bekanntschaft mit ihm machen, wenn Sieur Renard die Entwendung der Schuldscheine noch einmal gegen Law oder gegen irgend jemand behaupte.

Der also abgewiesene arme Renard sah mit Grimm auf den glitzernden Sonnenschein, welcher die Seine hinabtanzte, und stand am Theatinerkai einen Augenblick mit dem Gedanken still, ob es nicht geratener sei, die Summe, welche Graf Horn verloren, ohne weiteres zu behalten und im Fall der Nachfrage ebenso abzuleugnen, wie dieser noble Chevalier seine Betrügereien ableugne. Aber er war ehrlicher und furchtsamer als der junge Abenteurer, furchtsamer besonders, diesem entsetzlichen Grafen irgend eine gerechte Veranlassung des Zornes zu geben. „Im Gegenteil," flüsterte ihm sein ängst-

liches Herz zu, „ist dies eine Gelegenheit, dir diesen gefährlichen Seigneur ein für allemal zu verpflichten.“

Mit diesem Gedanken trat er in des Grafen Hotel. Der Leibdiener wollte ihn abweisen, und öffnete ihm erst die Türen zu seinem kranken Herrn, als Renard hoch und teuer versicherte, er habe dem Herrn Grafen wichtige und lauter angenehme Dinge zu melden.

Anton lag halb bewußtlos auf einer Ottomane und nahm keinen Anteil an der für Renard so äußerst wichtigen Mitteilung, daß er dem Herrn Grafen die Börse mit neunundzwanzig Louisdor und eine Summe Banknoten von 45000 Frank gerettet habe und überbringe.

Der Leibdiener bat statt des schweigenden Grafen, das Geld auf den Tisch zu legen. — Renard blickte zögernd bald auf diesen Diener, bald auf den Grafen, der mit entsetzlich gläsernem Auge teilnahmslos ins Zimmer sah, konnte sich aber nach solcher Eröffnung nicht weigern, dem Verlangen des Dieners Folge zu leisten.

„Es waren nur 45000 Frank?“ fragte der Diener, und seine Frage schien ebenso dem Grafen wie Renard zu gelten. Jener schwieg, und dieser fuhr auf: „Wie? Nur?“

„Der Herr Graf hatten 50000 Frank bei sich!“ fuhr der Diener fort.

Scheu blickte Renard, wie von einem Messerstich getroffen, nach dem Grafen um — dasselbe gläserne Auge starrte ihm entgegen. Der Messerstich war die Idee, auch seine ehrlichste und beste Tat könne an diesem Unglückstage in Fluch verkehrt werden durch jene Sechne, die seiner behenden Kombination auf der Stelle einfiel.

Dieser scheue Blick, diese Pause wurden ihm auch wahrhaft gefährlich bei dem aufmerksamen Leibdiener, dessen erst flüchtiger Verdacht dadurch bestärkt wurde, und der nun auf Renards hastige, entrüstet klingende Versicherung nur mit halbem Ohre hörte. Als nun Renard mit halblauter Stimme

auf das überging, was ihn vor allem interessierte, auf das ausgerissene Blatt, und den Diener beschwor, es in der Tasche des Grafen zu suchen, und es ihm, der in größte Not dadurch geriete, einzuhändigen, da wurde der Diener entschieden mißtrauisch. „In der Tasche des gnädigsten Herrn Grafen," erwiderte er rasch, „die ich nach dem Paket Banknoten durchsucht, hat sich nichts derartiges vorgefunden."

„Um alles in der Welt, dann wäre ich der unglücklichste Mensch! Law überliefert mich dem Minister, wenn ich das Blatt nicht schaffe! Vielleicht haben der Herr Graf das Kleid gewechselt, als er von Fräulein Jeanne nach Hause kam."

„Wo ist sie, Lombard!" klang auf einmal mit donnernder Bestimmtheit die Stimme des Grafen dicht am Ohre Renards, und dieser fühlte zusammenzuckend die Hand des ihm schrecklichen Mannes auf seiner Schulter, eine Hand kalt und eisern fassend. Denn Anton war bei dem Namen Jeanne aufgesprungen, und sein Auge war plötzlich feurig belebt.

„Ach, gnädigster Herr Graf, ich weiß es nicht genau."

„Bei deinem Leben wirst du mich flugs zu ihr führen!"

„Soll mir Gott helfen, ich weiß es nicht genau! Ich weiß nur von Madame Law, daß sie in einem Kloster eingesperrt sei."

„In welchem?"

„Bei meiner armen Seele, gnädigster Herr Graf, ich weiß es nicht — ich will aber von Kloster zu Kloster suchen bis ich sie finde, wenn Sie's befehlen."

„Ich befehl' es dir! — Den Wagen vor, Prokop! — Vorwärts, Lombard! Ich führe dich von Kloster zu Kloster. Die Summe da auf dem Tisch ist dein, wenn du mich zum Ziele bringst. Dein Leben ist mein, wenn du mich täuschen, wenn du mir entweichen willst. Ich finde dich auch unter der Erde, wenn du entschlüpfest. Heda, Prokop! All meine Leute sollen mit, und jedes Kloster umstellen, vor welchem die Karosse hält, und in welches der Lombarde tritt. Sobald

er durch eine Seiten- oder Hinterpforte entschlüpfen will, wird er erstochen. Vorwärts!"

Die Klöster in Paris waren damals tief in die Gelüste und Intrigen der Gesellschaft verflochten und bildeten Zufluchtsstätten der verschiedenartigsten Dinge. Mademoiselle von Orleans zum Beispiele, diejenige Tochter des Regenten, welche ihm in rastlos experimierender Genialität am ähnlichsten war, zog sich damals auf einige Zeit nach dem Kloster von Challes zurück und führte dort die auffallendste Lebensweise. Musikalische Aufführungen, Disputationen, Gastmähler, skurrille Maskeraden gingen bunt durcheinander, und wenn sich auch einige Klöster immer frei erhielten von dem frivolen Zudrange der Welt, so waren doch auch diese durch irgend ein verborgenes Interesse mit der Pariser Welt in Verbindung, und es war deshalb sehr schwer, unter der Masse Pariser Klöster die richtige Auswahl derer zu treffen, in welchen Law Anknüpfung haben, in welchen man also mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges Jeanne Law suchen könne.

Der Abend war bereits eingebrochen, Anton hatte schon vor fünf Klöstern gehalten, Renard war fünfmal im Auftrage Laws hineingeschickt worden, und es war keine Spur Jeannes zu entdecken gewesen. Nicht Anton, nicht Renard hatten den ganzen Tag über die geringste Nahrung zu sich genommen; jenen hielt eine krampfhafte Spannung aufrecht, dieser, von tausendfacher Angst gepeinigt, drohte zusammenzuknicken und bat flehentlich, ihm einen Bissen Brot, einen Schluck Wein reichen zu lassen. Anton ließ den Wagen halten, schickte einen Diener aus, um ein Wirtshaus in der Nähe auszukundschaften, und ging mit Renard in dasselbe, damit dieser zu weiterer Expedition gestärkt würde. An der Tür des Wirtshauses beauftragte er den Diener, nach Haus zu eilen

ins Hotel auf dem Theaterkai und beim Leibdiener anzufragen, ob von Madame Law oder sonstwoher irgend ein Wink über den Aufenthalt Fräulein Laws eingegangen sei. Darauf winkte er den übrigen Dienern, beim Wagen zurückzubleiben, und trat allein mit Renard in die Gaststube. Nachdem er Speise und Trank für Renard bestellt, setzte er sich schweigend in eine Ecke des kellerartigen Raumes — dies furchtbare Schweigen, welches nur von einzelnen raschen Befehlsworten unterbrochen wurde, erhöhte die Seelenangst Renards, der hastig verschlang, was ihm der einäugige, neugierig dreinsehende Wirt vorsetzte.

Es war eine sehr untergeordnete Kneipe, in die sie geraten waren; an den grobhölzernen Tischen hingen Messer und Gabel an langen Ketten, damit sie vor Entwendung sichergestellt seien, in der Mitte des Gewölbes stand ein dicker steinerner Pfeiler, um welchen ein steinerner Sitz sich herumschlängelte. Ein runder Tisch machte diesen Platz zum Mittelpunkte des Raumes, welcher durch eine einzige Öllampe spärlich erleuchtet wurde. Der steinerne Fußboden war feucht und schmutzig.

Um jenen Pfeiler und runden Tisch saßen drei Kerle mit Galgenphysiognomien. Sie tranken Wein und unterbrachen jetzt einen Augenblick ihre Unterhaltung, um den edelmännisch gekleideten Herrn und den schüchtern umblickenden Renard anzusehen. Als der Edelmann aber fortwährend schwieg, auch nachdem jener mit seiner Mahlzeit zu Ende gekommen war, nahmen sie ihr Gespräch wieder auf. Es bewegte sich auch unter dieser Klasse Menschen wie damals überall in Paris um Laws Bankaktien. Die Arbeiterklasse ist immer besonders mißtrauisch gegen Papiergeld, und solch Mißtrauen schien auch im Grunde diesen Leuten inzuwohnen, aber sie legten doch keinen besondern Nachdruck darauf und schienen in anderer Weise lebhaften Anteil an Law zu nehmen. Der eine sagte: „Gebt acht, wir erleben's noch, daß Law

alle Leute zu vornehmen Leuten, und die vornehmen Herrn zu armen Teufeln macht!" „Wie meinst du das?" entgegnete der andre nach einigem Besinnen, „wenn die vornehmen Herrn arme Teufel und wir vornehme Herrn werden, so gibt's ja nichts mehr als lauter arme Teufel?!" „Ach was," sagte der einäugige Wirt, der zu ihnen getreten war, „so viel ist gewiß, Handel und Wandel kommt in Flor, denn jedermann gibt noch einmal so leicht einen Louisdor Papiergeld als einen Louisdor Silbergeld aus!" „Ja, das muß wahr sein, ich werde alle Tage schneller fertig mit meinem Verdienste!" sprach derjenige, welcher vor dem Wirt gesprochen hatte, und welcher ein untersetzter Kerl mit rabenschwarzem Haare und ein paar kleinen, überaus beweglichen schwarzen Augen war. „Gott erhalte nur", setzte er etwas leiser hinzu, „unsern Satan noch eine Zeitlang in guter Lage. Seit er den Law befördert, und seit die Mausefalle erfunden worden ist, fehlt's doch keinen Tag an Aufträgen. Wißt Ihr denn noch immer nicht, Meister Brouillard," wendete er sich zum Wirt, „wo diese Mausefalle eigentlich steckt?" Der Wirt sagte nicht nein, er sagte aber auch nicht ja, sondern drückte nur seine Verwunderung aus, daß Leute, die so viel zu tun hätten, über solch eine wichtige Sache nicht besser unterrichtet waren. „In der Nähe der St. Denisstraße muß sie sein, und wenn wir's dem Satan einmal nicht recht machen, dann erfahren wir's an den eigenen Knochen ganz genau. Der Law ist aber doch ein Hauptkerl! Wie lang ist's her, so war er nicht viel mehr als wir, war ein Spekulant — hatte nur so und so viel Mittel mehr zum Spekulieren!" „Na, ein paar hundert Livres mehr oder weniger, das ändert doch im Charakter nichts! Denkt ihr denn, daß die Bankeinlage sein Geld ist?! Possen! Kredit war's, Kredit ist's, Kredit ist alles, wie ich immer gesagt habe, Kredit ist so viel mehr als bar Geld, wie ein kluger Kopf mehr wert ist als ein schönes Gesicht. Das bare Geld

kann mir gestohlen werden — und den Kredit kannst du verlieren!" „Ja, aber was kostet das für eine Arbeit von Unglücksfällen, eh' ich den verliere. Ein einziger geschickter Spitzbube dagegen kann mich ums bare Geld bringen. Freilich, Leben bleibt Leben, und man ist darum noch nicht sicher vor Verdruß. Dem Law soll auch was Fatales passiert sein; er sah garstig aus, als ich heute das dicke Fräulein zu ihm brachte in die Quicampoix mit dem Wagen voller Goldsäcke, und es kommt mir immer vor, als ob der heutige Auftrag des Satans mit Laws verdrießlichem Gesicht zusammenhinge. Wißt ihr wohl," setzte er ganz leise hinzu, „warum ich vorhin den feinen Herrn da so aufmerksam betrachtete? Ich dachte einen Augenblick, es wäre der, dem wir uns anhängen sollen. Ganz blaß soll er sein. Aber 's war ein dummer Gedanke, denn 's ist der hochmütigste Seigneur in Frankreich, und der tritt sein Lebtag nicht in Brouillards Keller, wenn nicht vorher alles ausgeräuchert ist mit Orangeneſſenz." „Als ob's hier stänke!" schaltete mißmutig der Wirt ein. „Als ob!" fuhr der Schwarzkopf fort, „hört doch mit Unparteilichkeit! Ich wollt' mich drauf hängen lassen oder der alte Esser neben ihm ist Laws Kassierer oder so was aus dem Lawschen Hause, zu dem man nur kommt, wenn's um große Summen geht. Heute freilich war er nicht da. Aber unser Horn, der dem Law die Tochter hat sitzen lassen, läuft in Ewigkeit nicht mit dem Kassierer umher!" „Na," unterbrach ihn ein anderer, „die genaueren Instruktionen werden wohl heute kommen; der Beschreibung nach hab' ich kein groß Verlangen, diesem Grafen auf den Fuß zu treten, es soll ein Satan mit kurzem Prozeß sein, wie unser Satan einer mit langem Prozesse ist." „Der lange wird den kurzen schon unterkriegen," lachte der Schwarzkopf laut, „und 's schwant mir immer so, als ob unser Alter dabei zwei Hände nach zwei Seiten im Spiele hätte. Das Lawsche Mädchen soll wunderschön sein, und

wer weiß, ob er sie nicht im Traisnelharem hat!" Sie lachten alle, und einer meinte, dies Harem im Kloster sei doch d'Argensons schönste Erfindung.

„Welches Kloster ist dies?" fragte unter dem lärmenden Gelächter Anton den betrübten Renard.

„Das Kloster Madelaine de Traisnel," erwiderte dieser.

„Da müssen wir hin!" rief Anton und sprang auf.

„Um Gottes willen nicht, gnädigster Herr Graf! Das kostet uns allen die Köpfe, d'Argenson ist in diesem Punkte fürchterlich."

„Was d'Argenson! Vorwärts!"

Die Trinker am Pfeiler waren hierdurch still und aufmerksam geworden, und es gab sogleich noch mehr zu hören und zu sehen für sie. Der Chevalier von Milhe nämlich trat ein mit Antons rückkehrendem Diener. In seiner verzweifelten Lage nämlich hatte er sich entschlossen, sein zerschelltes Lebensboot dem verwegen segelnden Schiffe des Grafen Horn anzuhängen. Gleichviel, was es für ein Ende nehme; auf der andern Seite war doch alle Aussicht abgeschnitten, und neben dem reichen Grafen gab es doch Hoffnung auf kecke Unternehmungen, auf beiläufige Rache, auf irgendwelchen Gewinn. In Antons Hotel kommend, traf er den Herzog von Havré, welcher in großer Sorge war, den Grafen Horn nicht zu finden und ihn, den Äußerungen des Leibdieners nach, in unbedachtem Wagnis glauben zu müssen. Obwohl er dem Chevalier nicht eben hold war, so nahm er doch in so drängendem Augenblicke das Anerbieten desselben an, dem Grafen nachzueilen und die Bitte des Herzogs um schleunige Rückkehr zu überbringen. Der Herzog schrieb zu größerm Nachdrucke sogleich ein Billett, welches der Chevalier dem Grafen einhändigen sollte. Mit diesem Billett trat er jetzt zu Anton in Brouillards Keller. Anton, im Fortstürmen begriffen, riß es auf und trat damit an die Öllampe, halblaut vor sich hinlesend: „Sie sind in größter

Gefahr, lieber Graf, die Marquise von Parabère versichert mir soeben, d'Argenson sei bevollmächtigt gegen Sie, und dessen Leute seien beauftragt, Sie in irgend einen Exzeß zu verwickeln und zu verhaften. Sie setzt hinzu, Ihr Verderben sei unzweifelhaft beschlossen, und sobald man sich unter irgend einem Vorwande Ihrer bemächtigt, werde Ihre für verleumderisch erklärte Aussage von Laws Menschenpresse und was weiß ich sonst noch dergestalt zugestutzt werden, daß, solange der Regent herrsche, die Bastille Sie nicht mehr freigebe. Kehren Sie eiligst heim, ich habe alles vorbereitet für Ihre Flucht und Sicherheit — die Marquise sagte, Sie müßten Orleans aufs empfindlichste beleidigt haben, sie habe ihn, der sonst ohne Rachedurst, nie so entschlossen gesehen zum Verderben eines Edelmannes."

„Possen!" rief der Chevalier, „man kann nicht gegen einen Grafen Horn verfahren, wie gegen einen von der Rotüre!"

Auf Anton schien diese Mitteilung gar keinen Eindruck gemacht zu haben; er griff, ohne eine Miene zu wechseln, nach einem zweiten Briefe, welchen ihm der Diener auf einen eiligst dazu verwendeten zinnernen Teller Brouillards überreichte. Der Brief war vom Leibdiener des Grafen und enthielt die Anzeige, die Wohnung der weisen Frau sei ausgemittelt und diese über die Summe Banknoten befragt worden. Sie habe ausgesagt, die Summe habe volle 50000 betragen. Danach müsse der Lombard 5000 für sich behalten haben.

Nur ein flüchtiger Blick Antons streifte Renard, dann schob er die Briefe in die Tasche, und mit den Worten: „Fort nach Traisnel," verließ er den Keller. Der Chevalier und der Diener drängten Renard hinter ihm hinaus.

„Es ist der belgische Graf!" rief der Schwarzkopf. „Ihm nach! Ihm nach! Und den Satan warnen!"

„Ja, wenn Ihr so gut traben könntet wie flandrische

Rosse," sprach Brouillard, als die drei Gäste hinauseilten. „Blitz!" setzte er hinzu, „das Essen ist ja nicht bezahlt." Als er vor die Tür kam, fand er seine Vermutung, die Edelleute hätten Rosse in der Nähe, bestätigt, indem er die Kutsche fortrollen hörte. Es war so stockfinster, daß nicht das mindeste zu sehen war. Die Einforderung der Zeche bis auf günstigere Gelegenheit verschiebend, stellte Brouillard für seine Kunden ein Lämpchen über die Haustür, welches bei der großen Finsternis weit zu sehen war und die Spießgesellen der Nacht anlocken sollte. Er zweifelte nicht, daß der Schwarzkopf und dessen zwei Begleiter im Laufe des Abends oder der Nacht wieder einsprechen würden, möge ihnen nun der Vorsprung nach dem Traisnelkloster gelingen oder nicht.

Sie kannten alle Schlüpf- und Richtgassen sehr genau, blieben aber doch zurück hinter dem scharfen Trabe der Rosse. Und diese Rosse führten einen Herrn, dem für Zögerung kein Augenblick Zeit verloren gehen durfte, sobald sein Fuß die Schwelle des Klosters überschritten. Je mehr Gefahr und Hindernis dem Grafen Anton entgegentrat, desto gesteigerter und jacher wurde sein Wesen, desto rücksichtsloser warf er alles neben und hinter sich, was nicht auf der geraden, einzigen Linie zu seinem Ziele lag. Jeanne, Jeanne herausholen aus dem tiefsten Gewirr, sie herausholen aus einem einschließenden Feindesheere, aus der Hölle selbst, um sie an sein Herz zu ziehen, dies allein war sein Augenpunkt, und insofern war er bereits für die ganze übrige Welt außer sich. All sein Denken und Trachten war im Herzen zusammengedrängt, im Herzen, welches Jeanne liebte, und welches den Stolz eines Edelmanns zusammenpreßte, den Stolz, welcher auf Erden keine Macht über sich anerkannte.

Solch einer Stimmung allein in solch einem Menschen war es möglich, in das geheimste Innere eines Hauses einzudringen, welches halb Kloster, halb Haus des mächtigsten

Ministers war, ein Schloß d'Argensons in ursprünglicher Bedeutung des Wortes Schloß. Es gab nämlich gar keinen offenen Zugang zum Hause d'Argensons, welches er sich unmittelbar am Kloster gebaut hatte, es war ein stets verschlossenes Haus, dessen Zugang nur mitten durch die Klosterhöfe und -gänge erreichbar war. Diese Kenntnis der Örtlichkeit wurde unterwegs Renard abgepreßt, denn Renard war in Lawschen Aufträgen einige Male in diese verschlossene Herrlichkeit d'Argensons gesendet worden, wenn es sich um eine unverzügliche Maßregel gehandelt hatte. Von später Abendstunde an war nämlich d'Argenson nie in seiner offiziellen Wohnung zu finden, und bei dringlichen Angelegenheiten wurde von seinen Vertrauten hierher berichtet. Der Pförtner dieses Frauenklosters war aber natürlich nicht geneigt, ein paar zudringliche Edelleute, denen die von d'Argenson angeordnete Parole unbekannt war, ohne weiteres einzulassen. Renard verriet diese Parole nicht, weil er von dieser Zudringlichkeit eine Katastrophe befürchtete, in die er durch Verrat der d'Argensonschen Parole mitverwickelt würde. Überhaupt faßte er sich auf diesem, wie er meinte, äußersten Punkte ein Herz und widersprach und widerstrebte mehr als vorher. Anton aber machte keine Umstände mit dem hartnäckigen Pförtner; er zog sein Schwert, setzte es dem erschrockenen Laienbruder auf die Kutte und befahl ihm, als Führer vorauszugehen bis in den innersten Schlupfwinkel d'Argensons, wenn er nicht auf der Stelle vom Leben zum Tode befördert sein wolle. In einer friedlichen, sonst vorzugsweise respektierten Klosterwelt mußte solch ein Attentat von augenblicklicher Wirkung sein, namentlich da es von einem Manne ausging, der mit seinem totenblassen, von Spannung fast verzerrten Antlitze furchtbar aussah. Der Laienbruder ließ sich also mit der Spitze des Schwerts über Höfe und Gänge treiben, und Renard, der sich bei dieser Gelegenheit gern entfernt hätte, ward vom Chevalier, welcher dessen Ver-

derben nur zu gern gesehen hätte, hinterher genötigt. Aus der Klosterkirche drang schwach der Horengesang in das Ende des Kreuzgewölbes, bis zu welchem sie in solcher kriegerischer Weise vorgedrungen waren, ohne jemand zu begegnen. Eine hohe geschlossene Tür war am Ende dieses Kreuzganges, und vor dieser Tür standen sie. „Hier beginnt das Haus Seiner Exzellenz, und hier ist das Ende meines Klosters und meines Dienstes," stotterte der Laienbruder.

„Öffne und führe mich bis zu Fräulein Jeanne Law, welche in vergangener Nacht hierher gebracht worden ist!"

„Gott sei mir armen Sünder gnädig, gnädigster Herr, ich kenne diese Dame nicht, ich weiß nur, daß der Minister hier zur Nacht speist mit seinen Bekannten und vielleicht mit einigen Kostgängerinnen des Klosters."

„Öffne!"

Hinter dieser Tür entwickelte sich eine eigentümliche Hauseinrichtung. Das Gebäude war in der Grundform klostermäßig angelegt, aber Fußboden und Wände waren mit ostindischen Teppichen und Kattuntapeten bedeckt, prächtige Bilder in goldenen Rahmen lockten von den Wänden des Vorsaals, Diener in Mönchskutten aus feinen Stoffen und mit zierlichen Stutzperücken trugen silberne Schüsseln mit Speisen ab und zu, große Angorakatzen saßen auf Lehnstühlen, schlanke, hochbeinige Hunde sprangen auf und knurrten den Fremdlingen entgegen, und eine nach Myrrhen und Weihrauch duftende Luft strömte den Eintretenden zu. Die mönchisch angetanen Diener, denen das Weltkind von den feisten Backen lächelte, blieben erstaunt stehen mit ihren Schüsseln, als sie eine so unglückliche Gruppe hereindringen und darunter den hohen, blassen Grafen mit nacktem Schwerte sahen. Dieser aber erkannte, daß er an Ort und Stelle sei und zunächst keines Führers mehr bedürfe, er schritt also allein vorwärts den offenen Türen nach, welche ihn in einen kleinen, runden Saal führten. Dort fand er um einen runden Tisch fünf

oder sechs junge Damen zum Nachtessen versammelt. Sie bemerkten ihn nicht sogleich, und mit einem raschen Blicke musterte er die meist jungen, teils novizen-, teils nonnenartig, teils weltlich gekleideten Damen — er sah Jeanne nicht darunter. Plötzlich schrie eine auf, die ihn erblickte, schreiend flogen alle übrigen von ihren Sesseln, als nun auch sie des fremden, furchtbar dreinschauenden Mannes ansichtig wurden.

„Was gibt's?!" rief eine männliche Stimme aus einer Nische, die durch einen rotseidenen Vorhang verdeckt wurde.

„Nachfrage gibt es, Le Voyer!" sprach Graf Anton, den Vorhang zurückschlagend und in die Nische tretend, welche ein prachtvolles kleines Eizimmer bildete. Die überall runde Mauer war durchaus gepolstert und mit Seide überzogen, und auf einem Diwan saß in brokatenem Schlafrocke barhäuptig Voyer d'Argenson, unter den Armen, hinter dem Nacken von Kissen gestützt wie ein Sultan. Neben ihm je zur Rechten und je zur Linken eine bildschöne Dame, vor ihm ein lockend angerichteter Eßtisch. Er schrie auf wie von einem Schuß getroffen, als er den Grafen eintreten sah. Hinter dem Grafen aber fiel der Vorhang wieder zu, und es ist nie genau ermittelt worden, was zwischen diesen beiden Männern damals vorgegangen ist. „Die Le Voyers sind entartet!" wollen noch einige der flüchtenden Damen verstanden haben, im übrigen wird nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit behauptet, d'Argenson habe den Grafen zu beruhigen gewußt, habe ihm überzeugend auseinandergesetzt, daß er niemals gegen das Verhältnis zu Jeanne eingenommen, ja daß er demselben bisher immer förderlich gewesen sei. Fräulein Jeanne ferner befinde sich nicht in diesem Kloster, es solle aber Sorge getragen werden, den wahrscheinlichen Versteck derselben binnen einer Stunde auszukundschaften und dem Grafen mitzuteilen. Kurz, d'Argenson habe mit der Kunst eines Polizeimeisters und mit dem Grimme eines

überraschten und rachedurstigen Schwelgers alles das vorbereitet, was sich in der nächsten Stunde über den Grafen zusammendrängte. Gewiß ist's, daß die drei Kreaturen d'Argensons aus Brouillards Keller während dieser geheimen Unterredung ankamen und dem Leibdiener des Ministers ihre Meldung zukommen ließen, daß der Diener diese Meldung auf ein Blatt Papier schrieb und dem Minister überreichte, als dieser mit dem Grafen Anton endlich aus der Nische hervortrat. Während des Abschiedskompliments warf d'Argenson einen Blick auf das Blatt und sprach: „Noch einen Augenblick schenken Sie mir, Graf Horn, ich bitte. Soeben kommt mir eine Nachricht zu, durch deren Benutzung wir rascher zum Ziele kommen, als bei den beschlossenen Maßregeln möglich wäre. Man meldet mir soeben, daß Sie durch den vertrautesten Agenten Laws, einen gewissen Renard, hierhergeführt worden und überhaupt den Ratschlägen dieses Mannes geneigt seien. Welch eine Politik, Graf Horn! Dieser Mann führt Sie ja offenbar im Interesse Laws in der Irre umher! Dieser Mensch weiß ja doch offenbar den Aufenthalt des Fräuleins Jeanne. Allen Andeutungen nach ist dieser Aufenthalt ganz in der Nähe eines Wirtshauses, in welchem Sie ganz vor kurzem mit diesem Renard gewesen sein sollen, und in welches er Sie offenbar nur geführt hat, um nebenher irgend eine neue Vorkehrung für den sicheren Versteck anzuordnen, denn dieser Mensch ist der durchtriebenste Schuft in Paris!"

Anton riß den Brief seines Dieners aus der Tasche, und es flog ihm dabei durch den Kopf, wie ihn Renard mit dem Wechselgeschäfte betrogen, wie er sich ferner bei der weisen Frau unerwartet eingestellt und ihn also wahrscheinlich dorthin gelockt und dort verwickelt habe — die Mitteilung des Dieners zeige untrüglich, daß er spitzbübisch mit dem Gelde umgegangen sei.

„Sie werden recht haben!" sprach der Graf, als er

einen Blick in den Brief geworfen hatte. „Auch alle Reden in jenem Wirtshause beschäftigten sich mit Law!“ setzte er hinzu.

„Also benutzen Sie den Schlüssel, der sich Ihnen selbst in die Hände gegeben! Führen Sie ihn in das Wirtshaus zurück, welches dem Aufenthalte Fräulein Jeannes nahe sein soll, und zwingen Sie ihn dort, Sie ans nahe Ziel zu bringen. Machen Sie keine Umstände, es ist ein Jud! Gold und Eisen sind wirksam gegen ihn.

So schieden äußerlich die beiden Herren in Friede und Freundschaft. d'Argensons Freundlichkeit verwandelte sich freilich, als Graf Horn das Zimmer verlassen hatte. Er winkte seinem Diener, und griff nach seiner schwarzen Perücke. Der Diener öffnete eine unsichtbare Tapetentür und schritt leuchtend voraus. d'Argenson, der burlesk in seiner bunten Tracht erscheinen konnte, wäre doch jedem Zuschauer furchtbar erschienen, so grell sprang die Wut auf seinem vergelbten Antlitze umher. Er folgte nach einer kleinen Weile raschen Schrittes dem Diener auf jenem Wege, der in ein Gemach des Untergeschosses führte. Hierher gelangte man wahrscheinlich durch einen versteckten Eingang unmittelbar von der Straße oder unmittelbar aus einem versteckten Winkel des Klosterhofes. Der Mann selbst, der eingeführt war, um eine Mitteilung zu machen, stand mit verbundenen Augen bereits mitten im Zimmer. Es war jener „Schwarzkopf“ aus Brouillards Schenke, dessen Bericht dem Minister schon zugefertigt worden war durch den Hauptdiener. Denn jener wohlgeschulte Diener hatte sogleich erkannt, daß dieser Bericht mit dem Überfalle des Grafen zusammenhänge und auf der Stelle mitgeteilt werden müsse. So hatte denn der Schwarzkopf nicht mehr viel zu erzählen, sondern nur die Befehle des Ministers zu empfangen. Sie lauteten dahin, daß er stracks mit seinen beiden Genossen in Brouillards Keller zurückkehren, den Grafen zum Exzeß gegen Renard oder sonst jemand reizen, und zur Verhaftung desselben beiwirken solle.

Soldaten würden binnen einer Viertelstunde das Wirtshaus besetzt haben, um die etwa nötige Unterstützung und den Ausschlag zu leisten.

Wie schnell aber auch der Schwarzkopf mit den Seinigen nach der Schenke zurückeilte, er kam schon zu spät, einen Streit einzuleiten, der bereits durch d'Argensons Vorsorge in drohendster Entwicklung begriffen war. Es stand zu besorgen, daß die erwünschte Katastrophe früher eintreten werde, als die militärische Macht zum Ausschlage herbeigeeilt sei. Denn ohne eine solche Macht den wilden Grafen zu überwältigen, schien den drei Schergen ein allzu gefährliches Wagstück. Und das Schicksal Renards war in der Tat einer gefährlichen Wendung schon ganz nahe gerückt, als sie eintraten: neben dem Tische, an welchem der Unglückliche vor einer halben Stunde seine Mahlzeit verzehrt, stand der Graf, die Hand auf die Tischkante stützend; vor ihm kniete Renard, und verschwor sich hoch und teuer, er wisse den Aufenthalt Jeannes nicht, und er habe den Herrn Grafen um keinen Sou betrogen! Fehlten wirklich 5000 Livres an jener Summe, so müsse sie die Sochne unterschlagen haben, und er wolle sie, um nur den Herrn Grafen zu beruhigen, aus seiner Tasche ersetzen. — „Hier, gnädigster Herr Graf," rief er in gepeinigter Hast, indem er sein Taschenbuch herauszog, „hier sind 5000 Livres in Bankscheinen, die ich morgen in Gold einwechseln will."

„Was schiert mich dein Lumpengeld!" stieß mit unterdrückter, von furchtbarer innerer Bewegung zitternder Stimme Graf Anton hervor und schlug dem armen Manne die Brieftasche aus der Hand, daß die Banknoten ringsumher flatterten, „nenne den Aufenthaltsort des Fräuleins, oder du bist des Todes!"

„Ich weiß ihn nicht, gnädigster Herr, soll mir Gott in meiner letzten Stunde helfen."

„So helfe er dir!" schrie der Graf, und riß an seinem

Degen, verwickelte ihn aber in der Wut, die sich seiner bis zur Sinnlosigkeit zu bemeistern schien, dergestalt im Gehenk, daß er ihn nicht herausziehn konnte, und daß Renard Zeit gewann, einen Versuch zur Flucht zu machen, indem er, sich aufraffend wie ein Verzweifelter, dem seitwärts die Brieftasche aufhebenden Chevalier zuschrie: „Helfen Sie mir, Herr Chevalier, und kein Mensch soll etwas von den Schuldscheinen erfahren!“

Diese Erinnerung an die Schuldscheine war aber das schlechteste Mittel, diesen, der vor der Welt davon nichts verlautbart sehn wollte, zum Beistande zu bewegen. Er stürzte sich dem Aufspringenden entgegen und stieß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß er neben dem Grafen zu Boden stürzte. Der Graf aber hatte, da er des Schwertes nicht mächtig werden konnte, nach dem an der Kette hängenden Tischmesser gegriffen und stieß damit nach Renard. Renard war nicht nahe genug am Tische, und das angekettete Messer reichte nicht weit genug, der arme Mann ward nur gestreift, und warf sich in der Todesangst wieder rückwärts auf den Chevalier zu, in dieser Todesangst nichts weiter vorbringend als „Die Schuldscheine! Die Schuldscheine!“

„Da sind sie!“ rief dieser, der sein Schwert gezogen hatte und es ihm unter dem Nacken tief in den Leib stieß. Renard hauchte einen einzigen Seufzer aus, und sein Leib schlug tot auf das feuchte Kellerpflaster.

Der Augenblick des Entsetzens, welcher diesem Morde folgte, war der geeignete für den Schwarzkopf und dessen Genossen, den Akt der Verhaftnahme eiligst ins Werk zu setzen, obwohl die militärische Hilfe zu ihrem Leidwesen noch immer ausblieb. Der Schwarzkopf faßte sich denn auch ein Herz, gab den Seinigen ein Zeichen, und stürzte mit ihnen auf den Chevalier, welcher ihnen den Rücken zukehrte, und welchem sie im ersten Anfalle das Schwert aus der Hand wanden. Hiermit war er für seine Person verloren, denn

die beiden Schergen hielten ihn mit eisernen Fäusten an den Armen. Aber die Hauptperson, der Graf, blieb davon unberührt, und es war als ob eine leichte Schaumwelle gegen einen Granitfels spritzte, da der Schwarzkopf ihn anredete und um Auslieferung des Degens bat. Dabei sah er sich obenein nach Brouillard um, der sich vielleicht zur Hilfe erboten hatte, dem es aber jetzt an Mut gebrach angesichts dieses hohen, mehr und mehr wieder totenbleich werdenden Grafen, dessen Augen nur mühsam ihre Stätte in den Augenhöhlen einzunehmen schienen, so grauenvoll waren sie vorgedrängt gewesen, dessen Sinn und Trachten endlich allem Anscheine nach über den Mord und die Szene in diesem Keller hinausgerichtet war. Wäre Graf Horn vollkommen bei sich gewesen, so hätte er diesen Augenblick noch zu seiner Rettung benutzen können. Schweigend trat er über die Leiche hinweg, schweigend schleuderte er den Schwarzkopf, der sich entgegenstellen wollte, mit einem Faustgriffe zur Seite, daß dieser in den morschen Pfeilertisch hineinflog, und ihn mit seiner Körperschwere prasselnd zusammenbrach, schweigend schritt Anton auf den furchtsam ausweichenden Brouillard zu, und folgte diesem, der sich verloren glaubte, bis in den äußersten Winkel des Kellers, wo der einäugige Wicht nicht mehr rück- noch seitwärts weichen konnte, und mörderlich den übrigen zuschrie, ihm zu helfen. „Höre!" sprach Graf Anton mit halber Stimme, „führe mich zu dem Aufenthaltsorte des Fräuleins, und ich will dich fürstlich belohnen — ich zermalme dich aber, wenn du dich weigerst."

„Wie Sie befehlen — gnädigster Herr Graf!" stotterte die Verschmitztheit Brouillards die ihm treu blieb in dieser Not, und ihm eingab, nur um jeden Preis Zeit zu gewinnen. Sein feines Ohr hatte nur einen Moment lang den ihm wohlbekannten Takt eins, zwei! Eins, zwei! heran marschierender Soldaten aus der Ferne gehört, un er bat den Grafen, ihm nur so viel Zeit zu lassen, daß er die Blend-

laterne anzünde, deren ſie bedürften. Als ob es ſich darum handle, wendete er ſich ſogleich nach einem Wandſchrank, der hinter ihm war, und kramte in dem Gerät darin.

„Du weißt? Du kannſt?“ ſchrie jubelnd und am ganzen Körper zitternd Graf Anton.

„Ich denke,“ erwiderte Brouillard, „wenn ich nur die Laterne finde.“

Jetzt hörte man das Aufſtoßen der Gewehre im Hauſe, und ein Offizier trat ein. Es war derſelbe, welcher damals zur Nachtzeit das Duell Laws und Antons geſtört hatte. Nur der Graf bemerkte nichts, ſeine Augen waren leuchtend auf Brouillards Hantierung gerichtet. Der Schwarzkopf winkte dem Offizier, und hinkte ihm entgegen. Nach kurzer leiſe abgemachter Mitteilung trat der Offizier wieder bis an die Tür zurück, und gab Befehl wegen des Wagens, der unweit der Türe hielt. Man hörte übrigens jetzt auch das eintönige Geräuſch, welches heranrückende Reiter auf dem Steinpflaſter erregen.

„Raſch, Brouillard,“ rief nun der Offizier, „du brauchſt die Laterne nicht. Seine Exzellenz Herr von Argenſon haben mich beauftragt, den Herrn Grafen von Horn an Ort und Stelle zu führen!“

„Kennt er den Weg?“ fragte Graf Anton den Wirt, welchen die Zutraulichkeit dieſer Frage wie ein Schauer des Wahnſinns durchrieſelte.

„Ja, Herr Graf, er kennt ihn!“

„Alſo vorwärts, mein Herr!“ ſprach Anton und ſchritt unter die Soldaten hinaus, deren er weder dort noch außen, wo Kavallerie ſeinen Wagen umgab, achtete. Er war ſo eilig, daß der nicht mehr von ihm weichende Offizier kaum Gelegenheit fand, wegen Abführung des Chevalier Befehl zu erteilen. Damit jeder Aufenthalt vermieden werde, ſollte dieſer zu Fuß folgen, eine Unanſtändigkeit, die man ſich nur gegen einen kleinen Edelmann zuſchulden kommen ließ.

Des Grafen Karosse fuhr im Trabe von dannen und rollte bald inmitten der sie umgebenden Reiter über eine schwanke Zugbrücke, durch ein finsteres Tor. Sie rollte in die Bastille.

In den Gesellschaftszimmern der Marquise von Parabère, welche sonst so belebt waren, zeigte sich die Gesellschaft jetzt ohne die sonstige Munterkeit. Graf Horns Schicksal hatte die Marquise verstimmt und den vornehmen Adel der Hauptstadt in eine peinliche Spannung versetzt. Broglie hatte als wie von etwas ganz Wahrscheinlichem von einem peinlichen Prozesse gegen den Grafen Horn gesprochen und hinzugesetzt, daß er für die Ermordung eines friedlichen Menschen wohl den Tod durch Henkershand erleiden werde. Das klang entsetzlich für die Standesgenossen Antons! Sie sahen darin eine bei den Haaren herbeigezogene Gelegenheit, den hohen Adel zu erniedrigen. In der Hitze einen Lombarden über den Haufen gestoßen zu haben, war doch nie und nimmermehr für einen Edelmann ersten Ranges ein Verbrechen gewesen, welches den Tod für den Täter verwirkt hätte! Und hier war obenein durch die Aussage von Antons Diener, welcher vom Flur aus zugesehen, erwiesen, daß der Chevalier von Milhe der Mörder gewesen sei, Graf Anton aber den unglücklichen Renard nur leicht verwundet habe.

Das Gericht schien aber des Dieners Aussage mißtrauisch aufgenommen zu haben, weil der Diener günstig parteiisch für seinen Herrn aussagen könne, und man konnte sich's an jenem Abende bei der Marquise von Parabère nicht mehr verhehlen, daß der Urteilsspruch des Gerichts dahin zu erwarten sei: Graf Horn und Chevalier Milhe seien gleichmäßig des Mordes schuldig. Bei dem Gerichte nämlich war ebenfalls scharfe Parteinahme gegen den Adel vorauszusetzen: es waren über Vertretungsrechte im Parla-

mente feindselige Kämpfe im Gange, und eine beißende Schrift gegen den hohen Adel, worin die Herkunft der ältesten Familien bitterlich heruntergesetzt worden war, hatte das gegenseitige Verhältnis zwischen diesen beiden Ständen, dem Erbadel und dem Adel der Robe, äußerst schwierig gemacht.

„Mein armer Horn", sprach der Herzog von Havré zur Marquise, „soll das Opfer dieser widerwärtigen Streitigkeiten und Prätensionen werden, und ich beklage es bitterlich, Frau Marquise, daß Sie Ihres Standes nicht lebhafter eingedenk sind und sich nicht lebhafter zu seinen Gunsten verwenden!"

„Sie überschätzen den Grafen Horn, Herr Herzog, der doch offenbar einen krankhaften Trieb hatte, mit den Rotüriers, die ihn ins Unglück gestürzt, sich einzulassen, und Sie überschätzen meinen Einfluß auf den Regenten. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie ungewöhnlich streng er mich unterbrach, als ich gestern die Angelegenheit des Grafen Horn seiner Gnade empfehlen wollte. Es muß da ein mir unbegreiflich tief wurzelnder Grimm zugrunde liegen, denn mit unerhörter Heftigkeit verbat sich der Regent, ihn mit dem Namen dieses belgischen Grafen zu behelligen. Soll ich mich einer Szene aussetzen, Herr Herzog, für diesen allerdings unglücklichen, aber auch allerdings beispiellos unbesonnenen jungen Mann? Ich kenne mein Terrain und versichre Ihnen: nur bei den Richtern haben Sie Aussicht auf Milderung."

„Aber mein Gott! Sie wissen ja, in welcher unglückseligen Stellung Grandseigneurs und Parlamentsräte einander gegenüberstehen?!"

Die Marquise zuckte die Achseln und schwieg. Ein Diener trat in diesem Augenblicke zum Herzoge und meldete ihm, daß von der Dienerschaft des Herrn Herzogs ein fremder Mann, der sich Kastellan des Fürsten von Horn und Overik nenne, ins Vorzimmer geführt worden, und daß dieser Mann dringend bitte, den Herrn Herzog sprechen zu dürfen. Der Herzog

folgte dem Diener sogleich. An der Türe begegneten ihm der Regent und d'Argenson, die in eifrigem Gespräche eintraten. Der Regent war ungewöhnlich ernsthaft und grüßte die vornehmen Edelleute kalt, welche seit Graf Horns Verhaftung zahlreicher als sonst die Gesellschaftszimmer der Marquise besuchten. Er zog sich auch in die entfernteste Ecke des Saales zurück, nachdem er der Marquise einige Worte geschenkt hatte, und schien aufmerksam dem Vortrage d'Argensons zuzuhören. Nur Nocé und Broglie waren in seiner Nähe und schienen geflissentlich die Annäherung der Gesellschaft zu verhindern. Die Marquise blieb auf ihrem Sofa, etwa zehn Schritte von seiner Ecke entfernt, und versuchte es mit geringem Erfolge, eine heitere Unterhaltung mit den herzutretenden Edelleuten anzuknüpfen. Jedermann empfand es, daß eine drohende Gewitterwolke über dem französischen Adel stehe. Nachdem auf solche Weise eine unersprießliche Viertelstunde vergangen war, trat der Herzog von Havré wieder ein, und zwar zeigte sich der alte, durch vornehme Haltung sonst ausgezeichnete Herr auffallend erregt. Alle sahen ihn fragend an. Er schritt bis zum Sofa der Marquise, blickte einen Augenblick starr auf den Regenten und sah sich dann im Kreise um, als winke er mit den Augenlidern alle Anwesenden herbei.

„Was ist, Herr Herzog? Doch kein Unglück?" fragte hastig die Marquise, indem sie einen halben Blick nach dem Regenten warf.

„Allerdings ein Unglück, gnädigste Frau!" erwiderte der Herzog mit so lauter Stimme, daß der Regent jedes Wort vernehmen konnte. „Aber ein Unglück, welches hoffentlich nur erschienen ist, um ein größeres zu verhüten. Ein Kastellan des Fürsten von Horn und Overick, nach Paris geführt durch die Nachricht von der Anwesenheit des Grafen Anton von Horn, hat mir soeben Mitteilungen gemacht, welche die Lage des Grafen Anton in ein neues Licht stellen. Es ist seit

zwei Generationen eine erbliche Geisteskrankheit bei einigen Gliedern der Hornschen Familie sichtbar geworden, die sich bis zur Wut steigert, wenn ihr ein unbilliger Widerstand entgegentritt. Unter den jetzigen Mitgliedern des Hauses Horn hat der Oberforstmeister von Flandern und Artois seine Frau, eine Agnes von Créquy, in einem Anfalle von Wut getötet. Der Ursprung solcher entsetzlichen Krankheit scheint von der Mutter der jetzigen Herren von Horn, einer Prinzessin von Ligne, herzustammen. Deren Vater ist toll gewesen und deren Bruder desgleichen, und unser unglücklicher Graf Anton hat leider schon früher gezeigt, daß er solcher traurigen Erbschaft nicht entgangen sei. Sehr jung noch ist er in österreichische Dienste getreten, und hat dort schon die Eigenschaft großer Heftigkeit, welche keinerlei Widerspruch ertragen kann, verraten: er hat dem Generale der österreichischen Heere, dem Prinzen von Baden, den ordnungsmäßigen Respekt verweigert. Daraus ergibt sich, daß es nur seinem krankhaften Naturell, nicht aber einer andern Absicht zuzuschreiben ist, wenn er hochgestellten Personen ungebührlich entgegentritt. Auch seinem älteren Bruder, dem Fürsten Maximilian Emanuel, hat er sich auf eine unschickliche Weise widersetzt, und dieser hat sich genötigt gesehen, ihn festzusetzen. Leider hat er zu solchem Orte der Haft das alte Schloß Wert im Lande Horn auserwählt, welches von einem rohen Manne, einem Enkel des berühmten Johann von Wert, einem Bastarde der Horn, befehligt ward. Dieser Wert hat ihn so gröblich behandelt, daß die krankhafte Anlage zum Äußersten gesteigert wurde und in völlige Wut ausbrach. Nach sechs Monaten gelang es dem jungen Grafen, der eine große Körperkraft besitzt, zwei seiner Kerkermeister niederzuschmettern und aus dem alten Schlosse Wert zu entkommen. Wert hatte dem Fürsten Horn von alledem nichts mitgeteilt, und man kann sich dessen Schreck vorstellen, als sein Bruder Anton plötzlich wie ein Gespenst zu Boussigny bei ihm erschien.

Fürst Horn behandelte ihn mit der zartesten Fürsorge, er ließ ihn in seinem eignen Zimmer wohnen und schlafen und bei Tage und bei Nacht von drei Dienern sorgfältig bewachen und pflegen. Dieser Sorgfalt gelang es denn auch, den Grafen Anton leidlich wiederherzustellen. Namentlich die liebevolle Behandlung schien den besten Einfluß zu üben. Graf Anton fand die Herrschaft über seine Geisteskräfte wieder, nur vor jeder rauhen Begegnung, vor jedem Widerspruche mußte er aufmerksam behütet werden, diese weckten immer wieder den ruhenden Sturm seines Innern. So standen die Sachen, als der Fürst eines Morgens von seinem Schlosse an der Maas auf die Jagd ritt. Graf Anton war seit mehreren Wochen im wesentlichen hergestellt, und der Fürst hatte ihn schon öfter ohne irgend einen Nachteil allein gelassen; ein treuer Diener, eben jener Kastellan, der jetzt angekommen ist, wußte jede Störung von ihm abzuhalten. Da führt das Unglück eine schöne Dame in das Schloß, Graf Anton sieht sie und will ihr um jeden Preis nahen. Die Dame ist erschreckt und entflieht. Graf Anton will ihr nach, und der Kastellan wagt es nicht, ihn zurückzuhalten, weil mit Recht zu besorgen stand, es werde ein nachdrücklicher Widerspruch die Krankheit wieder erwecken. So dringt Graf Anton ungestüm wieder in die Welt heraus, so ungestüm, daß ihm der Diener nicht folgen kann. Ärzte, welche man um Rat fragt, erklären, man solle eine erwachte Liebe nicht im geringsten behindern, sie sei vollkommen geeignet, den Grafen gründlich zu heilen. Deshalb geschah von seiten des Fürsten gar nichts mehr, um des Bruders wieder habhaft zu werden, im Gegenteile ward der Kastellan auf unsre Anfrage in Boussigny wegen des Grafen hierhergesendet, damit er alles fördern helfe, was dem Grafen wünschenswert sei. Zum Beispiele die Versicherung des Fürsten mitzuteilen, daß ihm die Herzensdame Antons willkommen sein werde, sie möge hoch oder niedrig geboren sein. Hier ankommend erfährt der

Kastellan das Schicksal seines Herrn und sucht mich, an den er Briefe vom Fürsten hat. Mich dünkt, er komme mit seiner Kunde zur rechten Zeit, die Begnadigung eines unglücklichen Mannes zu erwirken, den man nicht für zurechnungsfähig erklären kann."

Während dieser Erzählung hatte auch d'Argenson geschwiegen, und es herrschte, nachdem der Herzog geendet hatte, eine Totenstille.

„Warum unterbrechen Sie Ihren Vortrag?" sprach nach dieser Pause allgemein verständlich der Regent zu d'Argenson, und dies schien ein sicheres Zeichen zu sein, daß der Regent keine weitere Notiz von diesen Aufklärungen nehmen wollte.

Die zahlreich versammelten Edelleute waren entrüstet über diese Gleichgültigkeit und vereinigten sich auf der Stelle, alle nur möglichen offiziellen Schritte für Befreiung des Grafen Horn zu tun. Der Regent gab ihnen volle Freiheit dafür, indem er nach kurzer Unterhaltung mit der Marquise die Gesellschaft verließ. Die Marquise selbst war sehr verstimmt: es war schwer zu unterscheiden, ob ihre Eitelkeit durch das frühere Benehmen Antons verletzt oder ob sie niedergeschlagen sei. Das letztere war das wahrscheinlichere, denn sie wiederholte nach dem Weggange des Regenten gegen den Herzog von Havré, daß sie kein Vertrauen fassen könne. Es müsse da noch eine unbekannte Macht zum Verderben Horns wirksam sein, sie habe den Regenten niemals so abgeschlossen und unzugänglich gefunden.

„Ist es Law?" entgegnete der Herzog, „oder hat Graf Anton in der Widerrede, welche er einige Male gegen den Regenten erhoben, irgend einen empfindlichen Familienfleck verletzt?"

„Nicht daß ich wüßte. Aber ich kann das abscheuliche Bild nicht los werden, welches mir fortwährend den Grèveplatz zeigt mit einem Schafott und auf dem Schafott den bleichen, schönen Grafen, der links einen Henker niederschlägt,

während rechts ein andrer Henker ihm einen Strick um den Hals wirft."

„Davor bewahre uns Gott! Das ist ja nicht möglich! Das wäre ja eine unauslöschliche Schmach für den Adel!"

Man kam denn überein, in den nächsten Tagen sich zahlreich nach dem Justizpalaste zu begeben, und — mit Verleugnung aller Mißverhältnisse, die zwischen Adel und den Landesrichtern herrschten — die Richter zu „begrüßen". Dies war eine alte Sitte, durch welche symbolisch ausgedrückt wurde, man empfehle den Angeklagten dringend der richterlichen Milde. Es wurde eine beratende Zusammenkunft auf übermorgen beim Herzog von Havré festgesetzt, und eben wollte man sich trennen, als der Fürst Claude von Ligne kam und die bestürzende Nachricht brachte, das Urteil des Grafen Horn werde ungewöhnlich beeilt, ein Todesurteil sei nur zu wahrscheinlich, und der Ausspruch desselben stehe morgen schon, spätestens übermorgen bevor. Diese Nachrichten kämen aus einer nur zu sichern Quelle, nämlich vom ersten Präsidenten de Mesmes.

Dieser Bericht, welcher anfangs die größte Verwirrung erzeugte, führte nach vielen leidenschaftlichen Äußerungen zu dem Beschlusse, sich am nächsten Vormittage schon in den Justizpalast zu begeben, und zwar vom Hotel Créquy aus. Das Haus Créquy sei am nächsten verwandt mit dem Hause Horn, und jedermann, der nur in entfernter verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Berührung zum Hause Horn stehe, habe sich dieser „Begrüßung" anzuschließen.

Nach dieser Bestimmung, die eiligst allen Familien des hohen Adels mitgeteilt werden solle, trennte man sich.

Um den Chevalier bekümmerte sich niemand. Die Marquise von Parabère, die sich bei so gefährlicher Wendung des Grafen Anton Lage mehr und mehr zu Herzen nahm, schickte eilig einen Diener der scheidenden Gesellschaft nach, um den alten Kastellan rufen zu lassen. Die Äußerung des

Fürsten, daß er in jegliche Vermählung Antons willigen werde, gab ihr einen neuen Hoffnungsschimmer, und sie wollte den alten Diener zu Law führen, damit er dort die Aussage wiederholen könne. „Gewinnen wir Law, der ihn ins Verderben gestürzt," sagte sie zu sich, „so haben wir sichrere Aussicht auf leidlichen Ausgang, als die Begrüßung der Richter oder sonst ein Schritt gewähren mag."

Es war ein rauher Morgen, und weißer Reif lag auf den Dächern, als man einen unabsehbaren Zug reichbespannter Karossen in langsamer Bewegung über den Pont neuf rollen und am linken Seineufer vor den Justizpalast fahren sah. Aus mancher Karosse blickte flüchtig und mit trauriger Miene ein Damenhaupt rechts auf das schwarze unregelmäßige Gemäuer, welches zur Conciergerie gehörte, und welches den unglücklichen Grafen Horn barg, seit er, um gerichtet zu werden, hierher gebracht worden war. Niemand wußte, wie es ihm persönlich erginge, denn niemand wurde zu ihm gelassen.

Aus den Karossen stieg in voller Pracht damaliger Kleidung die Blüte des französischen Adels in erstaunlicher Anzahl, denn man zählte der Karossen gegen sechzig. Die Türsteher des Gerichtshauses geleiteten die hohen Gäste die beiden Treppen hinauf, nach dem sogenannten Gemach des heiligen Ludwig, wo die Richter in ihren langen Talaren des Besuches harrten. Die Szene der Begrüßung, welche sich nun ereignete, in ihrer stummen Förmlichkeit an China erinnernd, hätte etwas Lächerliches haben können, wenn nicht der Grundgedanke, die Bitte um Rettung eines Menschenlebens, schweren Ernst über die Zeremonie gebreitet hätte. Die Richter nämlich machten ihre Verbeugung nach Art der Frauen, und zwar einzeln vor jedem der sie Begrüßenden. Diese wunderliche Verbeugung war damals noch all den

Ständen eigen, welche lange Gewänder trugen, und Memoiren aus jener Zeit erzählen, daß die Einübung solcher Knixe ein Bestandteil der Knabenerziehung gewesen sei.

Das Ansehen der Richter im Gemache des heiligen Ludwig war übrigens so erschreckend ernst und feierlich, daß es nichts Gutes weissagte, und daß die gefügigeren unter den Edelleuten beim Hinweggehen wieder auf den Vorschlag zurückkamen, auch dem Regenten in corpore die Aufwartung zu machen. Dieser Vorschlag war heute schon einmal im Hotel Créquy verworfen worden, weil der Adel dem Regenten allzu abgeneigt war, als daß er ohne äußerste Not zu solcher Bittweise sich verstanden hätte. Die Ligne, Havré und Créquy erklärten sich auch jetzt auf der Treppe des Justizpalastes gegen einen solchen Schritt, und die Ankunft der Marquise von Parabère und die Nachrichten, welche sie dem Herzoge von Havré mitteilte, schienen auch eine bessere Aussicht zu eröffnen. Law hatte sich anfangs zurückhaltend, später aber, nachdem die Marquise die Stimmung des französischen Adels geschildert, und die Äußerung des Fürsten Horn erzählt, mild und persönlich gezeigt. Man tue ihm sehr unrecht, habe er erklärt, ihm irgend eine besondere Einwirkung auf das Schicksal des Grafen Horn zuzuschreiben, obwohl er allerdings durch diesen in vielfachen Nachteil gebracht worden sei. Denn der Verlust seines Geschäftsführers Renard und all der wichtigen Papiere, welche mit ihm abhanden gekommen, sei kein geringer. Aber er werde sich ja doch nicht in einer den ganzen Adel so nahe betreffenden Sache parteiisch dem Adel, dessen er für den Kredit seines Instituts bedürfe, gegenüberstellen! Deshalb habe er sich bis jetzt ganz passiv verhalten, werde aber auf Wunsch der Frau Marquise und des hohen Adels heute noch sich mit Fürsprache an den Herrn Regenten wenden.

„Ich will nicht hoffen, Frau Marquise, daß Sie in unserm Namen diesen Menschen um eine Gefälligkeit ersucht

haben!" unterbrach sie hierbei der etwas hitzige Fürst von Ligne.

„In meinem Namen, Herr Fürst, hab' ich's getan, und der gehört meines Wissens zum hohen Adel."

Der Fürst von Ligne verbeugte sich, und man begab sich nach den Karossen. Nur dem Herzoge von Havré sagte die Marquise noch, daß sie bei alledem in größter Besorgnis für den Grafen Anton bleibe. Es sei eine geheimnisvolle Feindschaft hierbei tätig, und dies habe auch Law angedeutet. Law selbst sei schwer zu beurteilen, und es sei nicht zu ermessen, wie weit er bei jener Feindschaft tatsächlich beteiligt sei. Seine Tochter halte er auch noch immer verborgen, selbst vor der Mutter, deren Verzweiflung ihn ununterbrochen, aber vergeblich bestürme. Ich habe eine Ahnung, setzte sie beim Scheiden hinzu, daß d'Argenson den Dolch wetzt.

Und ihre Ahnung war sehr richtig. Jenseits des Flusses flog soeben Laws Wagen vorüber, er trug den Bankier zu d'Argenson. Der abenteuerliche Charakter dieses Mannes hatte durch das Gespräch mit der Marquise einen sanguinischen Aufschwung gewonnen, wie er ihn mitten in feindlicher Welt nur selten noch gewann; die Äußerung des Fürsten Horn hatte ihm noch einmal die Hoffnung für seine Jeanne belebt, und er hatte den Kastellan, welchen die Marquise zur Bestätigung ihrer Aussage bei sich gehabt, rufen, er hatte sich von der Verzweiflung seiner Gattin rühren lassen. Dieser nämlich hatte er den Aufenthalt der Tochter mitgeteilt, und den Kastellan nahm er zu sich in den Wagen, um eine Unterredung mit dem Grafen Anton nachzusuchen. Dies sollte bei d'Argenson geschehen, und Law zweifelte nicht an Erreichung derselben. Vor der amtlichen Wohnung des Ministers anlangend ließ er also den Kastellan im Wagen zurück, weil er meinte, es werde nur einer kurzen Audienz für ihn bedürfen.

Aber der Kastellan hatte eine volle Stunde im kalten Wagen zu warten, und als Law endlich wiederkam, war sein

zuversichtliches Wesen sehr verändert. Er sagte zu dem alten zitternden Manne, es sähe übler aus, als er vermutet habe; jetzt sei der Zutritt zum Grafen durchaus nicht gestattet. Vielleicht gelinge dies heut abend; um zehn Uhr also erst möge sich der Kastellan wieder einstellen in die Straße Quicampoix.

Law selbst war bestürzt: d'Argenson hatte mit eisiger Kälte vom Grafen Anton wie von einem rettungslos verlornen Mann gesprochen, und Law gewarnt vor jeder Verwendung beim Regenten, der in dieser Angelegenheit einen unerschütterlichen Beschluß gefaßt zu haben scheine. Auf Laws Mitteilung dessen, was Fürst Horn geäußert, was eine Vermählung des Grafen mit einer Nichtadeligen zugebe und was jedenfalls von entscheidender Wirkung auf des Grafen Lebensplan sein werde, hatte d'Argenson, nachdem er das Wort „Lebensplan" mit einem entsetzlichen Lächeln wiederholt, nach einigem Besinnen entgegnet, er glaube nicht mehr an solche Möglichkeit, er wolle indessen seine Vermittlung nicht vorenthalten. Man solle ihm nicht nachsagen, daß er für den Untergang dieses Mannes tätig gewesen sei. Eins nur bedinge er sich, Law solle den Namen d'Argensons mit keiner Silbe gegen den Grafen erwähnen. Wahrscheinlich werde noch heute in den Abendstunden das Urteil desselben gesprochen. Erst nachdem dies geschehen sei, könne eine Unterredung mit ihm bewilligt werden. Vor zehn Uhr also dürfe Herr Law keine Zufertigung der Art erwarten.

Law hatte den Minister noch niemals so gesehen, und da er selbst kein gutes Gewissen hatte, so trieb es ihn, die Unterhaltung noch auf andre Gegenstände auszudehnen. Teils wollte er erfahren, ob die Eiseskälte nur das Verhältnis des Grafen Horn beträfe, teils wollte er den zusammenschnürenden Eindruck, welchen der mächtige Minister auf ihn ausübte, zerstreut sehn. Und d'Argenson war in andern Punkten allerdings freundlicher, wenn ihm auch eine

gewisse Feierlichkeit heute vorherrschend eigen blieb. Law wurde den peinlichen Eindruck nicht los, daß die mächtigen Herren bei einem Gunstwechsel das ganze Wesen furchtbar wechseln können, und er fragte bei der Heimkehr hastiger als sonst, ob nichts vorgefallen sei im Bankgeschäft. Jedes Symptom einer Kreditabnahme wäre ihm heute doppelt erschreckend gewesen. Aber es war kein solches vorhanden.

Am späten Abende erhielt er auch die Zufertigung d'Argensons, welche ihm das Gefängnis des Grafen öffnen sollte, und er fuhr mit dem alten Kastellan nach der Conciergerie. Er hatte eine große Scheu vor Gefängnissen und schritt unter großer Aufregung durch die feuchten düstern Gänge. Als der Schließer die Gefängnistüre öffnete, drang ihm eine Stimme, welche ihm wohl bekannt, aber nicht die des Grafen war, mit den Worten entgegen: „Könnt ihr den Tag nicht erwarten! Es wird euch niemand stören, auch wenn mich am lichten Tage der Henker mißhandelt!"

Es war die Stimme des Chevalier, der ebenso wie Law über die Begegnung erstaunt war. Law sah sich nach dem Grafen um, den er nun in demselben Gemache vermutete, und während dieser Pause fuhr der Chevalier mit einem wilden Gelächter fort: „Willst du noch Schulden eintreiben, Schwiegervater?! Unter dem Rade bezahl' ich alles in Bausch und Bogen!"

Law entsetzte sich über den verwilderten jungen Mann und fuhr den Schließer an, wo der Graf Horn sei, zu dem er ihn habe führen sollen. Dadurch klärte sich's auf, daß er nur durch Mißverständnis des Schließers in ein falsches Gefängnis gebracht worden sei. Als sie aber zurücktreten wollten, stürzte der Chevalier auf Law zu, ergriff ihn am Arme, und beschwor ihn in den wildesten Ausdrücken um Verwendung und Rettung. „Ich will Euch dienen statt Renards," rief er halblaut und hastig, „ich will die schmutzigsten Wege für Euch gehn, nur rettet mir das Leben, Law!

Seid billig, Law! Wir gehören zueinander, ich hab's nur ungeschickter angefangen als Ihr, und wenn Euer Tag der Verantwortung kommt, so sollt Ihr an mir einen tüchtigen Helfer zu Flucht und Rettung finden. Verblendet Euch nicht! Dauerndes gibt es nicht für uns Parvenüs, und wie lange Ihr es treibt, die Wucht des festen Besitzes bricht Euer Schwindelgerüst doch einmal entzwei. Dann helf' ich Euch, Gewinn und Leben in Sicherheit bringen. Rettet mich, rettet Euch in mir einen Menschen, der Euch alles zu verdanken hat, und der dann alles für Euch wagt!"

Es schien unmöglich, sich von der krampfhaft haltenden Faust des Chevalier loszumachen, und Law erwiderte ihm leise: „Stellt mich nicht bloß vor dem Schließer, ich bin auch Euretwegen hier. Aber erst muß ich mit dem Grafen sprechen. Wenn ich dann wiederkomme, so redet nicht eher, als bis der Schließer uns allein gelassen. Es wird keine Hexerei sein, Euch zu retten!"

„Wirklich?" rief Milhe und ließ ihn los, und ehe er sich anders besinnen konnte, war Law außerhalb der Tür, und diese war wieder geschlossen.

Unter heftigen Vorwürfen trieb Law den Schließer den Gang aufwärts vor sich her, vor dem Eintritte in ein neues Gefängnis fragend, ob es auch wirklich das des Grafen Horn wäre.

„Es ist's, es ist's!" rief der Kastellan, der durch die halb geöffnete Tür seinen Herrn erblickte und der hineinstürzte, ihn schluchzend zu begrüßen. Anton saß in dem großen gewölbten Raume auf einem hölzernen Lehnstuhle und schien wenig betroffen zu sein von der Erscheinung des alten Dieners, der seine Knie umschlang. Sein bleiches Gesicht, schwach vom Schein einer Lampe beleuchtet, hatte einen ruhigen Ausdruck und zeigte nichts mehr von der Verzerrung, die in den letzten Tagen der Freiheit darauf gelagert gewesen war. Freundlich legte er die Hand auf

das graue Haar des Kastellans, und ließ sich dann von der Heimat erzählen. Erst als der Kastellan selbst den Namen Laws nannte, sah Anton auf nach diesem und er schien ihn erst jetzt gewahr zu werden, nachdem der Schließer auf Laws Wink das Gemach verlassen hatte. Aber nur der Blick Antons war ein fragender, über seine Lippen kam keine Frage.

Law schilderte nun sein Verhältnis zu ihm und sprach von dem Schmerze, welchen er über das Unglück seiner Tochter empfinde. Diese könne ihm verloren sein, wenn des Grafen Schicksal einen unglücklichen Ausgang nehme, denn sie liebe den Grafen schwärmerisch. Nach den Mitteilungen des Kastellans nun über die Ansicht des Herrn Fürsten von Horn wäre wohl die Schranke, welche den Grafen früher erschreckt, so gut wie beseitigt, und wenn der Graf ebenso dächte, so böte er ihm all seine Verwendung an zur Wiedererlangung der Freiheit.

„Freiheit?! — Ich bin verurteilt!“

„Verurteilt?!“ riefen Law und der Kastellan, und letzterer sprang vom Boden auf.

„Zum Tode verurteilt!“

„Heilige Mutter Gottes!“ schrie der Kastellan mit herzzerreißender Stimme.

„Noch mehr! Zum schimpflichen Tode durchs Rad!“

Dabei stürzte sich der Kastellan über seinen Herrn, als wolle er ihn mit seinem Leibe decken, und Law fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich einen Nebel von den Augen streifen. Man hörte in der eintretenden Pause nur das Wimmern des Kastellans.

„Haben Sie d'Argenson beleidigt?“ fragte endlich Law.

„O ja!“ erwiderte Anton.

„Daher muß der Streich kommen, und dann ist die Rettung sehr schwer.“

„Wo gäbe es Rettung? Kann ich aus diesen Mauern heraus und mitten durch Frankreich hindurch entfliehn?“

„Nein.“

„Und kann ich das würdig tun, nachdem ich einen Menschen am Leben beschädigt, nachdem ich wenigstens beigetragen habe, daß er getötet wurde? Wäre es meiner würdig, zu entfliehn, wenn der Unglückliche, welcher neben mir den Todesstreich geführt, dafür hingerichtet würde!? Wo gäbe es also Rettung für mich?!“

„In der Gnade des Regenten!“

„Schweigen Sie! Gnade suche ich nur bei Gott. Die Geburt hat mich so hoch gestellt, daß ich gelernt habe, von keinem Menschen Gnade zu erbitten. Ich habe Wert gelegt auf diese hohe Stellung, so ist es denn auch meine Schuldigkeit, die strengen Anforderungen derselben zu achten. Was wäre es für eine Vornehmheit, wenn sie sich zum Betteln erniedrigte, weil es ums Leben geht! Nur weil wir als freie Edelleute sterben können, haben wir das Recht, als freie Edelleute zu leben. Und von diesem Herzoge von Orleans Gnade erbitten, von diesem Manne der Unsittlichkeit! O nein, mein Herr. Wir haben uns nicht verstanden, eh' mir das Unglück begegnete, wir werden uns heut nicht miteinander verständigen, obwohl Sie mich ruhiger finden als ich je im Leben gewesen bin. Diese Ruhe verdanke ich Gott und Ihrer Tochter, und weil diese letztere einen schönen Teil daran hat, bin ich nachsichtiger gegen Ihre — alltäglichen Vorschläge, als ich es sonst gewesen wäre und als ich es sein sollte.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Dann wären wir auch nicht durch einen Abgrund voneinander getrennt, wenn Sie mich verstünden. Aber Sie sind der Vater Jeannes, scheiden wir in Frieden. O mein Herr, der Zusammenhang zwischen Geist und Seele war sonst überall leicht zu stören in mir, und als ich zur Nachtzeit in der Bastille mich fand, getäuscht und gefangen, da stand mir der Ausbruch wahnsinniger Raserei bevor — aber die

Augen Ihres Kindes, die in der Stille des Gefängnisses keinen Augenblick von mir wichen, die wie magnetisches Licht fortwährend auf meiner Stirn ruhten, sie haben mein gärendes Innre beschwichtigt. Ich habe die Kraft gefunden, alle Gegensätze unsers Lebens, alle Hindernisse zwischen mir und Jeanne aufmerksam zu betrachten. Diese Aufmerksamkeit hat mich gelehrt, daß wir um unsrer Stellung in der Welt, um unsrer Angehörigen in der Welt willen nimmer vereinigt werden könnten, wenn nicht eins von uns beiden die ihm organisch zugehörige Welt aufgeben wolle. Ich könnte dies nicht, und diese Entäußerung, diese gewaltsame Verarmung möchte ich meinem Weibe nicht zumuten. Das Schicksal also hatte uns getrennt."

„Die menschliche Grille, sagen Sie vielmehr, welcher wir uns jämmerlich unterworfen!"

„So heißt es Ihnen, der Sie einem andern Lebenskreise angehören. Ich kann nicht mit anderer Gedanken denken. Ach, ich leugne es nicht, es bleibt mir ein Wunsch, es bleibt mir eine Sehnsucht übrig — Jeanne möchte ich vor dem Scheiden aus dieser Welt noch einmal vor mir stehen und auf mich blicken sehen. Nur ihren Blick, nur die Luft, auf welcher ihr Blick schwebt, möchte ich noch einmal küssen mit meinem Atem — sonst nichts!"

War es nur der Vater, welcher sich durch solche Liebe zu seinem Kinde, oder war es der edlere Menschenteil in Law, welcher sich gehoben fühlte — Law überhörte alle Beleidigung, vergaß alle eigennützige Absicht, um derentwillen er gekommen. Er fühlte sich von einem Drange geschwellt, diesen überspannten jungen Mann zu retten, von einem Drange, wie er ihn seit seiner Jugendzeit in Schottland nicht mehr empfunden hatte. Unwillkürlich griff er nach Antons Hand und sprach: „Ich hoffe, Sie sollen leben und noch oft in die Augen meiner Jeanne blicken!"

„Mann! — Ist Jeanne in deiner Nähe?"

„Nein! Was wäre es auch, wenn ihr euch nur noch ein einziges Mal sehen solltet.“

„Was es wäre? Besteht denn das Glück in der Zeitausdehnung? Genießt man nicht in einem Momente den Schatzeswert einer Welt?!“

„Sie sind ein Schwärmer, Graf Anton! Aber ich eile, die karg zugemessene Zeit zu benutzen, damit nur etwas von den überschwenglichen Dingen wahr werde. Hoffen Sie!“

„Mann! Law! Es gäbe Hoffnung? Mein Gott, mein Gott!“

„Gewiß! Vorwärts, Kastellan, wir müssen die Nacht benutzen.“

Anton umarmte den zerknirschten Diener — jeder von ihnen war in einer unbeschreiblichen Aufregung.

Und Law fuhr in der Tat unmittelbar von der Conciergerie nach dem Palais Royal, um den Regenten zum ersten Male im Interesse Graf Horns zu sprechen. Er hegte die nicht unwahrscheinliche Idee, der Regent treibe nur ein terroristisches Spiel mit dem Schicksale des Grafen, terroristisch für den hohen Adel Frankreichs, und an den Stufen des Schafotts werde der Herzog von Orleans, der vornehmste Edelmann des Königreichs, diesem Spiel ein Ende machen. Dies werde um so eher geschehn, wenn er, Law, ein Hauptanstifter gegen den Grafen, als Fürsprecher des Grafen auftrete.

Als am andern Morgen das Todesurteil gegen den Grafen Horn bekannt wurde, entstand eine wahre Revolution unter dem hohen Adel in Paris. Die Begrüßung der Richter war also nichtig geblieben, ja — und dies war empörender als alles, zu unmittelbarer Verhöhnung des Adels hatte man die Todesstrafe durchs Rad ausgesprochen! Durchs Rad! Ein Grandseigneur gerädert wie der gemeinste Mörder!

Laufer, Reiter und Karossen flogen durch die Straßen von Paris an diesem Morgen, als ob der Erbfeind vor den Toren der Stadt und ein Anführer gegen ihn zu wählen, ein Verteidigungsplan zu entwerfen sei.

Als der Adel endlich in Masse versammelt war im Hotel Créquy, zeigte sich auch wirklich eine Stimmung, als ob das Vaterland in Gefahr oder bereits geschändet wäre. Es bedurfte all der Formen, welche zur Selbstbeherrschung mehr als je ausgebildet waren seit Ludwig XIV., um Ausbrüche der Entrüstung niederzuhalten. Seigneurs von heftiger Gemütsart, wie der Fürst von Ligne, ein kleiner Mann mit dunklem Haar und Auge und rasch in Bewegungen, machten sich in Worten Luft, daß die ebenfalls zahlreich versammelten und von dem Urteile ebenfalls tief empörten Damen vor diesen Worten zusammenschraken wie vor einer neuen Gefahr, der Gefahr der Barbarei. Die Versammlung hatte übrigens ein sehr feierliches Ansehen dadurch, daß viele Mitglieder der hohen Geistlichkeit im Ornat zugegen waren, und daß der größere Teil der übrigen Anwesenden in Trauerkleidern erschienen war. Die entfernteste Verwandtschaft oder Verbindung mit dem Hause Horn war bei so entsetzlicher Gelegenheit als ein hinreichender Grund zur Traueranlegung erachtet worden.

Der Herzog von Havré, obwohl am empfindlichsten betroffen, zeigte die Fassung, welche nötig war, um in geordnetem und durch Ordnung doppelt wirksamem Gange für den Grafen einzuschreiten. Was man tags vorher abgelehnt, eine unmittelbare Ansprache des Regenten, das war nun allein übrig, und der Herzog schlug vor, eine Requête — das deutsche Wort Bittschrift klingt zu demütig, das Wort Vorstellung klingt zu herb dafür — an den Regenten aufzusetzen und mit dieser Vorstellung sich stracks ins Palais Royal zu begeben. Er hatte unter Beiziehung des Kastellans, der die Schicksale der Hornschen Familienglieder bis ins

kleinste genau kannte, bereits ein Schema dafür aufgesetzt und legte dies jetzt der Versammlung zur Redaktion vor. Damit zunächst noch jede empfindliche Rangfrage außer Spiel bleibe, hatte sich das Schema auf Herzählung der Gemütskrankheiten in der Hornschen Familie beschränkt, um daraus die Unzurechnungsfähigkeit des Grafen Anton von Horn zu folgern. Trotz heftiger, weiter drängender Einsprüche wurde denn auch die Vorstellung in diesem Sinne redigiert, und von 57 Edelleuten, den stolzesten Namen Frankreichs, unterzeichnet. Es waren außer den Ligne, Havré und Créquy, welche eine leitende Rolle übernahmen, die Montmorency, Haucourt, Guise, Tremouille, Rohan, Tour d'Auvergne, Caumont, Lusignan, Noailles und Guesclin darunter vertreten, und mit dieser Vorstellung ausgerüstet wollte man noch denselben Abend vor den Regenten treten. Es wurde die vorläufige Anzeige des Vorhabens, welche im Palais Royal zu machen sei, besprochen und das Rendezvous für den Abend verabredet. So trennte man sich. Der Abend kam und war stockfinster. Alle Seigneurs erschienen also mit fackeltragenden Vorreitern, und es war ein feierlicher Anblick, als der prachtvolle Karossenzug mit verhüllten Wappen vor dem Palais Royal erschien. Dort ankommend, verfügte sich die Versammlung in den Gardensaal und ließ um Audienz bitten bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Herzoge von Orleans, Regenten des Reichs. Es erfolgte von seiten der Hofbeamten des Regenten eine kurze und leise Besprechung mit dem Kardinal Rohan, dem Herzoge von Havré, dem Fürsten von Ligne und dem Herrn von Créquy, welche sich als die Sprecher der Versammlung darstellten, und es trat darauf, als die Hofbeamten sich wieder zurückgezogen hatten, eine lange Pause ein. Endlich öffneten sich die Flügeltüren, die Huissiers in der roten Orleanslivree verbeugten sich, und der Zeremonienmeister schritt der Versammlung voraus bis in den Ratssaal, wo die obersten Hofbeamten die Versammlung

erwarteten und mit allen damals gebräuchlichen Ehren begrüßten. Bei alledem wurde kein Wort gesprochen, und es herrschte eine lautlose Stille. So vergingen an zehn Minuten. Da ging die Tür auf, welche zum Kabinett des Regenten führte, und ein Hofbeamter trat ein, verbeugte sich und meldete, daß des Regenten Königliche Hoheit die Deputierten der Versammlung erwartete. Sogleich traten die vier erwähnten Sprecher vor und verfügten sich nach dem Kabinett. Die übrige Versammlung blieb in demselben lautlosen Schweigen zurück und harrte des Ausgangs in gespannter Erwartung. Das Kabinett des Regenten war noch durch ein Gemach von dem Ratssaale getrennt, und man konnte hier nichts vernehmen. Nur zuweilen drang der unbestimmte Schall einer lauten Stimme durch die Türen, und man wollte in diesen Tönen die Stimme des Fürsten von Ligne erkennen. Die zahlreiche Versammlung stand unbeweglich, in den flackernden Kerzen, welche den hohen Saal beleuchteten, schien mehr Leben zu sein als in diesen gespannten Menschen, die kaum zu atmen wagten, und von denen einige wohl mit trauriger Ahnung auf das lebensgroße Bild Gastons von Orleans blickten, welches neben der Tür die Wand schmückte. Zu wiederholten Malen hatte dieser Gaston unter Ludwig XIII. seine politischen Freunde preisgegeben und untätig dem Blutgerüste überlassen, war von seinem Enkel wärmere Teilnahme für einen politischen Feind zu erwarten? Mehrere Damen beteten eifrig ihre Rosenkränze. — Da ging die Tür des Kabinetts, man hörte Schritte, die Tür des Saals öffnete sich — einer der Deputierten kam zurück, nur einer, der Kardinal von Rohan! Was hatte das zu bedeuten? Jedenfalls nicht Gutes! Stand die Frage noch auf so blutigen Ausgang, daß sich ein Mann der Kirche zurückziehen mußte? Die Starrheit der Versammlung wandelte sich plötzlich in lebhaftes Gedränge, jedermann wollte herbei zum Kardinal, jedermann fragte, und erst als der Kardinal zu sprechen begann, schwieg alles.

„Seien Sie gefaßt, meine Freunde," begann er. „Seine Königliche Hoheit der Regent empfing uns nicht besonders gnädig, aber sehr ruhig, und als er unsere Vorstellung angehört, erwiderte er rasch, wer um die Begnadigung dieses Verbrechers bitten könne —"

„Verbrechers?" riefen gleichzeitig mehrere Stimmen.

„Dieses Wortes bediente er sich. Wer also um dessen Begnadigung bitten könne, dem läge mehr am Hause Horn als am Dienste des Königs. Herr von Créquy bezog sich nach dieser Äußerung auf den Gedankengang unsrer Vorstellung. ‚Wenn Sie zugeben,' entgegnete der Herr Regent darauf, ‚daß dieser Graf Horn verrückt sein könne, so müssen Sie auch zugeben, daß seine Verrücktheit toll genug ist, um die Beseitigung solch eines Mannes aus der Gesellschaft zu heischen.' ‚Aber mein Herr,' rief hierzu der Fürst von Ligne ziemlich stark, ‚es ist ja möglich, daß ein Prinz Ihres Hauses verrückt werde, werden Sie ihn rädern lassen, wenn er Torheiten begeht?'"

„Sehr richtig!" rief man von allen Seiten.

„Ich fand für nötig, meine Freunde, diesen gereizten Ton dadurch zu unterbrechen, daß ich Seine Königliche Hoheit inständig zu bedenken bat, eine so herabwürdigende Strafe entehre ja nicht bloß die Person des Verurteilten, sondern das ganze Haus Horn, und nicht bloß dies, sondern alle hohen Familien, in deren Wappen ein Feld des Hornschen Hauses sei! Und das berühre nicht nur den hohen Adel Frankreichs und des Deutschen Reichs, sondern erstrecke sich noch weiter, und es würde damit den vornehmsten Häusern Europas die Ahnenprobe gestört, deren sie bedürften zum Antritte fürstlicher Abteien, souveräner Bistümer bis zu dem Eintritt in geistliche Ritterorden, welche alle nach solchem Vorgange bis zur vierten Generation ihnen verschlossen blieben. ‚Mein Herr,' unterbrach mich hier wiederum der Fürst von Ligne, ‚ich habe in meinem Wappen vier Hornsche Schilde!

Soll ich sie auskratzen oder auslöschen, und so klaffende Lücken und Löcher in meine Ahnenprobe bringen?! Es existiert nicht ein souveränes Haus, welchem durch solche Härte Eurer Königlichen Hoheit nicht Beleidigung angetan würde, und jedermann weiß, daß in den zweiunddreißig Feldern Ihrer Frau Mutter der Hornsche Schild zu finden ist.'"

„Das ist die Wahrheit!" riefen hierzu alle Versammelte einstimmig.

„Herr von Créquy übernahm es diesmal, die Heftigkeit des Fürsten von Ligne durch Einsprache zu mildern, aber der Regent erwiderte mit unbeschreiblicher Kaltblütigkeit: ‚Meine Herren, ich werde die Schande mit Ihnen teilen!'"

„Entsetzlich! Zynisch!" rief alles durcheinander — „Hier ist vorgefaßter Haß!"

Mit dem Haupte nickend und die Achseln zuckend, setzte der Kardinal noch hinzu, daß man nach solcher Äußerung sich benötigt gesehn, auf Begnadigung zu verzichten und nur noch auf Verwandlung der Todesart zu denken, und als nun von Enthauptung zu verhandeln gewesen sei, habe er sich als Geistlicher, der nur um Lebensgnade bitten dürfe, zurückziehn müssen.

Soweit war der Kardinal in seiner Mitteilung gekommen, als Herr von Créquy, ebenfalls allein, aus dem Kabinett des Regenten zur Versammlung zurückkehrte. Er sah bleich und verstört aus, brachte aber doch noch keine entscheidende Nachricht. Er hatte sich entfernt, weil er von dem Gesuch um lebenslängliche Haft für den Grafen Horn nicht zurücktreten und nicht auf des Fürsten Ligne Gesuch um Hinrichtung durch das Schwert eingehen wollte. Daß es dem Fürsten mehr um das Wappen als um den Grafen Anton zu tun, und daß nichts zu hoffen sei, sprach er unumwunden aus, und die Versammlung war durch ihn und den Kardinal ebenso in Bestürzung wie in Zorn versetzt. Ja, sie schwieg kaum, als endlich die Flügeltür zum dritten

Male geöffnet wurde, und der Regent mit dem Fürsten von Ligne und dem Herzoge von Havré erschien. Die gegenseitigen Verbeugungen waren sehr frostig, und daß der Regent an einige Damen ein paar Worte richtete, war nicht geeignet, die Mißstimmung aufzuheben, unter welcher man den Ratssaal verließ. — Im Gardensaale erst drängte sich noch einmal alles um Ligne und Havré, damit man von diesen das letzte Resultat erfahre. Es war denn kein andres als das gefürchtete: Graf Anton von Horn sollte am nächsten Morgen im Hofe der Conciergerie hingerichtet werden. Aber nicht durch das Rad, sondern durch das Schwert. Darauf hatte der Regent sein Wort gegeben.

Unter den mannigfachsten Äußerungen des Unwillens und Zorns stieg man die Treppen hinab, um sich zu trennen. Von größter Traurigkeit war der Herzog von Havré, dessen Diener lange Zeit unbeachtet am Portale einen Brief präsentierte. Der Herzog war so schmerzlich in sich versunken, daß er weder sah noch hörte. Endlich erreichte ihn doch der Name „Marquise von Parabère", welchen der Diener zum dritten Male aussprach, und welcher wohl dem Gedankengange des Herzogs über noch mögliche Rettungsschritte nicht ganz abliegen mochte. Der Brief war von ihr. Der Herzog trat zu einer Lampe und las:

„Soweit ich den Regenten kenne, ist Ihr Schritt in Masse unnütz. Der Regent hat eine tief vorgefaßte Meinung. Graf Anton soll ihn durch ein einzig Wort unauslöschlich beleidigt haben. Dies vermut' ich nach den Mitteilungen Laws, der vergangene Nacht *für* den Grafen beim Regenten gebeten hat. Es ist nur ein Mittel noch übrig, und zwar ein widerwärtiges. Ich entschließe mich dazu, weil ich dem Grafen Anton herzlich wohl will, weil ich seinen Tod und die Erbitterung, welche daraus dem Regenten erwachsen würde, nicht erleben will. Der Regent ist fest, solange nicht eine neue Passion in ihm aufflammt. Und eine solche

ist im Aufflammen begriffen. Hören Sie! Die wunderliche Madame Law hat endlich gestern den verborgenen Aufenthalt ihrer Tocher entdeckt, und hat heute die Unvorsichtigkeit gehabt, dem armen Mädchen die Nachricht vom Todesurteile des Grafen zu verraten. Fräulein Jeanne hat nun darauf bestanden, zu mir geführt zu werden, weil nach ihrem Ausdrucke Himmel und Erde in Bewegung gesetzt werden müsse zur Rettung Horns. Der Regent und ich, oder ich und der Regent sind ihr Himmel und Erde. Die schwache Mutter hat nachgegeben, und heute nachmittag war sie mit dem unglücklichen Kinde bei mir. Dieses eigentümliche Mädchen verlangte nichts mehr und nichts minder von mir, als zum Regenten geführt zu werden. Sie verstand es nicht, als ich sie auf die Inkonvenienz aufmerksam machte. Der Zufall will es, daß sie beim Weggehn aus meinem Hause dem eben in mein Haus tretenden Regenten begegnet. Er sieht sie und kommt entzückt von ihrer Schönheit zu mir, unablässig fragend, wer dies schöne Mädchen sei. Ich halte den Namen zurück unter der Ausflucht, es sei diesem schönen Mädchen verboten, von Seiner Königlichen Hoheit gesehen zu werden. Dies steigert sein Verlangen. Gut, sage ich, sie hat etwas vom Regenten Frankreichs zu bitten. Wenn es ihr im voraus versprochen wird, so will ich sie nennen. — Es ist ihr versprochen! Wer ist sie? heißt die Entgegnung — Es ist die Geliebte des Grafen Horn! — Nicht möglich! Das ist pikant! Sie soll mir ihre Bitte selbst vortragen! — Und wann? — Sobald als möglich; bei unserm Maskensouper heute nacht, zu welchem Sie, Frau Marquise, Ihre maskierte Gegenwart versprochen haben.

Ich habe dies Versprechen oft gegeben und nie gehalten, die Wirtschaft der Roués bei diesen Gelegenheiten im Palais soll gar zu bunt sein, sie sollen die Trivialität mitunter soweit treiben, die Lichter auszulöschen. Heute will ich's halten, damit der Regent das seinige halte, welches er im

voraus dem Fräulein Law gegeben. Ich führe sie hin, und sie verlangt natürlich die Begnadigung des Grafen. Morgen in aller Frühe sollen Sie erfahren, ob es zwei Frauen gelungen ist, was der ganze hohe Adel nicht zustande gebracht hat. Und nun haben Sie allerdings recht, mich gutmütig zu nennen. Also getrost!

Ihre
Madeleine de Parabère."

Der alte Herzog, wie innig er die Rettung Antons wünschte, konnte sich über den Brief nicht freuen. Er empfand nur zu tief und zu wahr, daß Anton selbst um solchen Preis die Rettung verschmäht haben würde. Und doch konnte sich der alte Herr nicht verleugnen, daß er auch kein Recht habe, abwehrend einzuschreiten. Es handelte sich ja um ein Menschenleben! Zudem war ihm unbekannt, ob die Neigung Antons für Jeanne in so wahrhaftiger Kraft und Tiefe bestehe, wie sie bestand. Er hielt es also für die ihm zustehende Aufgabe, die Dinge geschehen zu lassen ohne weiteres Zutun oder Hindern von seiner Seite, und so fuhr er, der letzte dieser auseinanderfliegenden, merkwürdigen Adelsversammlung, nach seinem Hotel. Es war schon nach Mitternacht, der Schlaf blieb ihm fern, und er nahm seinen Dichter Corneille, um in einer edel geträumten Welt die unedle peinliche Welt, welche ihn umgab, zu vergessen. Peinlich war sie ihm nicht bloß um Antons Geschick und um alles dessen willen, was sich um das Geschick dieses jungen Grafen gruppiert hatte. Nein, der alte Herzog, wie stolz sein adliger Sinn auch sein mochte, war doch keineswegs in Vorurteilen verblendet, und hatte Geist genug, den Verhältnissen der Gesellschaft tief in das Herz zu sehen. Und dadurch war sein Geist schon seit längerer Zeit beunruhigt. Manche Züge in der Politik des Regenten hatten ihn nicht nur wie den übrigen Adel empört, sondern auch befremdet und zum Nachdenken genötigt. Hinter der Frechheit der Neuerung, wie der

Adel sie bezeichnete, hatte er eine verworrene aber weite Aussicht entdeckt. Desgleichen in den Ideen Laws. Und darum unterhielt er einen gewissen Verkehr mit diesem Spekulanten und besuchte zuweilen dessen Haus. Er ahnte, daß in diesen frechen Neuerungen doch eine vernünftige Berechtigung sich entwickeln könne, und daß man Kenntnis davon nehmen müsse. Nun war das Liebesverhältnis Antons und Jeannes erschienen: er hatte im alten Stile unbedenklich den Stab darüber gebrochen und hatte doch schon damals, als er dies getan, unklar empfunden, daß hier die alte und neue Welt persönlich aneinander stoße und daß er wohl gar unrecht handle, diesen Anton, welcher den schroffsten Ausdruck der alten Adelswelt in sich ausgebildet trage, zur beleidigenden Äußerung seines Wesens, zur unversöhnlichen Trennung zu drängen. Jetzt sah er, daß seine Besorgnis gegründet gewesen sei. An diesem Liebesverhältnisse hatten sich die Widersprüche der Zeit so fruchtbar entwickelt, waren die Widersprüche der Stände so ergiebig handelnd geworden, daß der Vertreter des schroffen Adeltums am Fuße eines unadligen Schafottes stand, daß der Adel von der Regierungsmacht schnöde abgewiesen wurde, und daß die letzte Zuflucht in dem verschmähten bürgerlichen Mädchen beruhte.

Solche Gedanken trieben ihn immer wieder von seinem Buche auf und im Zimmer umher, und infolge der Gedankenschlacht, die sich in ihm entzündete, rief er zu wiederholten Malen laut aus: Anton kann nicht mehr bestehen in der jetzigen Welt! Nein, und wir alle haben unsre Grundsätze unter neuen Gesichtspunkten aufzufassen!

Die Stunden fliegen, wenn die Kämpfe des Innern sich uns dramatisch gestalten, und so ward der Herzog durch die Nachricht seines Leibdieners, es sei heller Tag draußen, überrascht. Er stieß selbst einen Fensterladen auf, und die Morgensonne fiel blendend auf ihn. Um zu entschuldigen, daß er sich die Störung erlaubt, setzte der Diener hinzu,

er habe dem Herrn Herzoge mitteilen zu müssen gemeint, daß in der Stadt das Gerücht umherliefe, Graf Horn würde doch noch an diesem Vormittage gerädert.

„Gerädert! Freches Volk! Ich glaube, es freut sich, daß diese Schmach nur von fern hat angedeutet werden können! — Ist keine Nachricht von der Frau Marquise von Parabère für mich angekommen?"

„Nein, gnädigster Herr! Aber Herr von Créquy hat ein Billett gesendet."

Es enthielt folgende Zeilen: „Meine Diener, die ich seit gestern zu eifrigster Beobachtung ausgesendet, melden mir, daß am Schafott keine Änderung vorgenommen sei, ja der Mann hoher Justiz, kurz, der Henker, da es doch ausgesprochen werden muß — beiläufig gesagt: dieser Mensch hat kein Geld angenommen! — der Henker also hat um sieben Uhr noch nichts gewußt von einer Umwandelung der Todesart. Ich beschwöre Sie, bemühen Sie sich zu mir! Es müssen Schritte geschehen, im äußersten Falle gewaltsame, wenn man uns täuscht. Ach, mein armer Vetter!"

Natürlich war der Herzog von diesen Nachrichten sehr beunruhigt, obwohl er voraussetzen durfte, sie würden sich als irrtümlich erweisen. Aber es war keine Nachricht von der Marquise eingegangen, und doch hatte sie solche zum frühen Morgen versprochen. — Er befahl, daß angespannt und vorgefahren werde; er wollte zunächst zur Marquise.

Als er dort ankam, war zunächst natürlich seitens der Dienerschaft davon die Rede, daß die Frau Marquise noch zu Bett sei, und des Morgens um acht Uhr keinen Besuch annehme. Eh' der Herzog sich geltend gemacht, eh' es von den männlichen Dienern bis zu den weiblichen gedrungen, und durch diese endlich die Kammerfrau, welche erst einigermaßen Toilette zu machen sich gemüßigt glaubte, herbeigeführt war, verging eine halbe Stunde Zeit. Die Kammerfrau erzählte denn, die Frau Marquise sei sehr verstört nach

Hause gekommen, wie es geschienen habe, infolge eines heftigen Ärgers. Ja, ein heftiger Krampfanfall habe sie niedergeworfen, ehe sie noch völlig ausgekleidet gewesen sei. Bis zum Morgen habe sie außerordentlich gelitten und kein Auge geschlossen, erst seit einer halben Stunde schlummre sie, und deshalb könne sie um keinen Preis jetzt schon wieder geweckt werden.

Der Herzog mochte sagen, was er wollte, die Dame verstand ihren Dienst. Und doch mußte er um jeden Preis Nachricht haben! Er bot ihr einen kostbaren Ring zum Andenken an diese wichtige Stunde, und vertraute ihr, daß es sich um ein Menschenleben handle. Da versprach sie, ans Bett der Marquise zu schleichen, und sobald die Kranke irgend ein Zeichen von Unruhe mache, sie aufzuwecken.

Fürchterlich war dem alten Herrn die Viertelstunde, welche in diesem Zuwarten wieder ungenützt verstrich. Zu wiederholten Malen war er im Begriff, von dannen zu gehen, und die üblen Anzeichen als Gewißheit des Mißlingens zu betrachten, — aber, konnte es nicht gelungen, und nur die Marquise persönlich verletzt worden sein? Und konnte nicht im Augenblicke, da er den Rücken gewendet, die Tür geöffnet werden und völlige Aufklärung bereit sein? So blieb er, hin und her gehend und die Uhr betrachtend, die mit schrecklicher Eile der neunten Stunde zurückte. Endlich, endlich wurde er eingeführt.

Man hat niemals ganz genau den Inhalt dieser Unterredung, welche eine halbe Stunde dauerte, erfahren. Weder der Herzog noch die Marquise haben sich jemals ausführlich darüber geäußert. Nur durch die horchende Kammerfrau ist eine unsichere Kunde davon verbreitet worden, und dieser Kunde gemäß habe Jeanne Law im Palais Royal dem galanten Regenten eine demütigende Szene bereitet. Das arme Mädchen habe ihn kniend um Begnadigung des Grafen Horn gebeten gehabt, und die Marquise, welche mit im

Zimmer gewesen, habe den Regenten an sein im voraus gegebenes Versprechen erinnert. Darauf habe der Regent mit vieler Grazie seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, und die Frau Marquise ersucht, bei der im anstoßenden Salon soupierenden Gesellschaft als Wirtin so lange die Honneurs zu machen, bis er sich mit Fräulein Law über den Grafen Horn vereinigt habe. Diesem Ansinnen sei auch die Marquise gefolgt, und es sei an der mit Roués und heiteren Schauspielerinnen besetzten Tafel sehr munter hergegangen, als Fräulein Law die Tür aufgerissen und die Frau Marquise unter auffallenden Ausdrücken zum Geleit aus diesem Hause aufgerufen habe.

Es war halb zehn Uhr, als der Herzog von Havré aus dem Schlafgemache der Marquise kam, eiligst nach seinem Wagen schritt, und dem Kutscher zurief, in gestrecktem Galopp nach dem Hotel Créquy zu fahren. Der Kutscher mußte außen halten, weil der Hof des Hotels von Wagen angefüllt war, und als der Herzog auf der Straße ausstieg, sah er über den nahen Platz den Fürsten von Ligne in voller Uniform auf seinem Schlachtrosse verhängten Zügels sprengen, und hinter ihm in voller Livree sämtliche berittene Dienerschaft des Ligneschen Hauses. In diesem Augenblicke kam auch die Staatskarosse des Herrn von Créquy mit sechs Pferden bespannt aus dem Torwege des Hotels. Herr von Créquy saß darin, ebenfalls in voller Uniform und mit dem großen Ordensbande. Er ließ halten, als er des Herzogs von Havré ansichtig wurde, und rief diesem mit schmerzlich bewegter Stimme zu: „Sie kommen zu spät, Herzog, und meine Besorgnisse waren nur zu gegründet. Ich fahre nach dem Grèveplatze."

„Nach dem Grèveplatze? Nicht nach der Conciergerie?"

„So wissen Sie's noch nicht?"

„Ich weiß noch nichts, aber ich vermute das Schlimmste, seit ich die Marquise von Parabère gesprochen, Ihre

Worte gehört und den Fürsten von Ligne zu Pferd gesehen habe."

„Er wird nach dem Palais Royal reiten und Rechenschaft fordern für gebrochene Zusage."

„Aber der Herzog von Orleans hat uns ja das Leben des Unglücklichen nicht zugesagt!" — Und bei diesen Worten trat der Herzog, dessen Füße und Arme zitterten, dicht an den Kutschenschlag, um sich zu halten, und die jetzt leise gesprochene Rede des Herrn von Créquy zu verstehen. — „Er hat uns aber," lautete diese Rede, „den Tod durchs Schwert zugesagt, und —"

„Gerechter Gott!"

„Gott sei gerecht, da es die höchst gestellten Menschen nicht mehr sind! — Graf Horn ist heute in der Frühe gefoltert, und dann mit dem Piemontesen Milhe auf dem Grèveplatze vor aller Welt — Augen gerädert worden!"

„Gott schütze Frankreich!"

„Der Henker hat Gnade geübt und ihm vor einer Stunde den Gnadenstoß gegeben, sonst fänden wir unsern Vetter jetzt noch ringend zwischen Tod und Leben. Ich fahre hin, um der Welt und dem Regenten von Frankreich zu zeigen, daß ich des Gemißhandelten Vetter bin!"

„Und ich desgleichen!" rief der Herzog, und winkte seinen Leuten. Während diese die Straße entlang fuhren, um am Ende derselben den Wagen umzulenken, rollte die Karosse des Herrn von Créquy, bedeckt mit Dienerschaft in großer Livree, an ihm vorüber und rechts nach der Seine hinauf. Dieser Karosse folgte eine zweite Créquysche, ebenfalls mit sechs Pferden bespannt, ebenfalls so mit Dienerschaft bedeckt. Nach dieser kamen die Karossen der Rohan, der Crouy, der Ligne, die im Hofe des Hotel Créquy versammelt waren, und auf dem Wege nach dem Grèveplatze kamen bald aus dieser bald aus jener Straße neue Karossen des hohen Adels zu demselben Akte der Protestation.

Eine blitzende Runde von Musketieren umschloß das Schafott auf dem Grèveplatze, so daß ein Raum von wenigstens fünfzehn Schritte Breite frei blieb, und weder das Volk noch die Karossen hinan konnten. Herr von Créquy ließ durch den nächsten Postenanführer der Sicherheitswache — es war derselbe Führer nächtlicher Runde, welcher zweimal den Grafen Horn verhaftet hatte — nach dem Schafott hinaufsagen, er wolle mit den Herzögen von Havré und Rohan aufs Schafott hinauf. Auf dem Schafott aber stand außer dem roten Henker und dessen Knechten der Gerichtskommissarius in ebenfalls rotem, nur milder rotem Talare, und dieser ließ den Seigneurs antworten, es dürfe niemand das Schafott betreten, solange er als Vertreter des peinlichen Gerichtes auf demselben verweile.

So warteten die Seigneurs Stunde für Stunde in ihren Karossen. Die Sonne stieg in die Mittagshöhe und beschien warm den Richtplatz, die roten Gewänder selbst auf dem Schafotte leuchteten sanfter in ihrem Scheine. Von den Gerichteten sah man wenig, nur mitunter warf ein Windzug das schwarze Bahrtuch um sie in die Höhe. — Neben dem Wagen des Herzogs von Havré standen die Kerle aus Brouillards Keller, und unterhielten sich über den Vorfall, ohne ihre persönliche Teilnahme an Herbeiführung desselben zu berühren. „Ja," sagte der eine, „Herr d'Argenson läßt nicht mit sich spaßen!"

„Ach," entgegnete der Schwarzkopf, „das hätte dem jungen Herrn den Hals noch nicht gebrochen, wenn er nicht den Regenten persönlich beleidigt hätte!"

„'s ist unbegreiflich!" meinte ein dabei stehender Bürger, „daß auch ein Seigneur gerädert werden kann wie ein einfacher Mensch!"

„Denkt ihr, er habe Knochen, die mehr aushalten als unsre? Man weiß jetzt, daß die Herren von demselben Zeuge gemacht sind!"

„Wenn auch! Es bleibt doch ein unerhörtes Anzeichen, das auf schlimme Zeiten deutet, die der guten Stadt Paris drohen!“

„Warum sagt Ihr nicht auf bessere Zeiten, in denen dem einen recht ist, was dem andern billig ist?“ sagte ein gut gekleideter Mann neben dem Bürger.

„Ist das billig,“ erwiderte dieser, „wenn das Privilegium des Standes nicht geachtet wird? Steht nicht dem Seigneur das Schwert zu, und nur uns Bürgersleuten das Rad? He? Und wenn ein Privilegium nichts mehr gilt, wer steht uns für die unsrigen, die wir vor den Nichtansässigen voraus haben?“

„Kein Mensch!“ lachte der Schwarzkopf. „'s ist auch nicht nötig!“ sagte der gut gekleidete Mann, und nahm eine Prise.

„O, wir sind leichtsinnig,“ seufzte der Bürger. „Habt ihr wohl das schöne Mädchen gesehn, das durchaus zum Schafott wollte, und so laut schrie, es herrsche keine Gerechtigkeit in diesem Lande?“

„Ob wir sie gesehn haben!“

„Sie soll eines reichen Mannes einziges Kind sein. Was nützt ihm nun der Reichtum, wenn sie nicht wieder zum Leben erwacht, denn sie war so gut wie tot, als man sie forttrug, und die geputzte Frau neben ihr weinte, daß es einen Stein hätte erweichen mögen.“

„Ja, sie ist hin!“ sagte der Schwarzkopf und setzte leise zu seinen Kameraden hinzu, „die weise Frau soll prophezeit haben, daß Laws Glück an diesem Mädchen hafte. Wenn sie traurig würde, so sänke sein Kredit, und wenn sie stürbe, so machte er Bankerott.“

Der Herzog von Havré hörte starren Auges diesen Gesprächen zu, und fuhr hoch auf, als plötzlich ein wirbelnder Trommelschlag sich erhob, der Gerichtskommissarius das Schafott verließ, und die Musketiere auf ein Zeichen des

Rundenführers, welcher lange mit Herrn von Créquy gesprochen, eine Gasse öffneten für die Karossen der Seigneurs. Diese fuhren nun langsamen Schrittes in den offnen Raum hinein und reihten sich um das Schafott. Es war fünf Uhr, und Nebel waren aufgestiegen, es dunkelte bereits. Aber man unterschied noch deutlich, daß unter den das Schafott ersteigenden Edelleuten die Herren von Havré und Créquy, umringt von ihren Dienern, die ersten waren, und daß sie selbst Hand anlegten, die zerschlagene sterbliche Hülle des Grafen Horn vom Martergerüste zu lösen. „In meine Karosse! In meine Karosse!“ riefen dann mehrere zugleich, Herr von Créquy aber erhielt diesen gewünschten Vorzug, da sich dartut, seine zweite sechsspännige Karosse sei leer und bloß zu diesem Zwecke auf den Grèveplatz gekommen, auch sei im Hotel Créquy schon seit heute morgen der Trauersaal zum Empfang der Leiche ausgeschmückt worden. Gegen den letzteren Teil der Vergünstigung protestierte indessen eine hohe weibliche Gestalt, die aus einer Karosse an den Fuß des Schafotts getreten war und die mit lauter Stimme, so daß man es weithin hörte, ausrief: „Mir gehört der gemißhandelte Körper des Grafen Horn, ich bin die Herzogin von Montmorency-Logny, bin eine geborne Gräfin Horn, und protestiere hier unter Gottes freiem Himmel und vor ganz Frankreich gegen die Unbill, welche unserm Hause widerfahren ist!“

Es widersprach niemand, und es geschah also. Ein greiser Mann nur drängte sich zu ihr und bat sie um das Herz des Toten. Es war der alte Kastellan, der in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht mehr imstande gewesen war, mit der raschen Folge der Begebenheiten Schritt zu halten, da ihn Law achselzuckend verabschiedet und von den großen Herren, die selbst des Ausganges unmächtig waren, immer einer zum andern geschickt hatte. So war der treuste Diener spät und ohne irgend einen äußerlichen Vorschub als

den, welchen tiefer Schmerz vor gleichgültigen Zuschauern gewährt, auf den Richtplatz, und jetzt erst bei hereinbrechendem Abende durch einen Diener Havrés bis in die unmittelbare Nähe des Schafotts gekommen. Es ward ihm gestattet, die Leiche seines geliebten Herrn zu küssen und im Créquyschen Wagen nach dem Hotel Montmorency zu geleiten. Unter welchen Schmerzen dachte er während dieser langsamen Fahrt an den beflügelten Ausritt Antons vom Schlosse an der Maas!

Anderen Tages ritt er mit dem Herzen Antons in die Heimat, dem Fürsten Horn die traurige Kunde und das letzte Andenken an den unglücklichen Bruder zu bringen.

Es ist bekannt, daß Laws Schwindelsystem, welches der Anfang modernen Börsenwesens geworden, dadurch zum Bankerott getrieben wurde, daß man bei erwachtem Mißtrauen die Bank um Umwechselung der Scheine in bares Geld überstürmte. Noch ehe dies geschah, sah sich der Regent durch die allgemeine Stimme, welche Horns Verbrechen als unerwiesen und die Strafe als übertrieben bezeichnete, zu aussöhnenden Schritten genötigt. Er erklärte also, daß die eingezogenen Güter des Grafen Anton der Familie Horn zurückerstattet werden sollten, und schrieb darüber an den Fürsten Horn einen höflichen Brief nach Boussignies. Fürst Emmanuel Horn antwortete dem Regenten von Frankreich folgende Worte:

Monseigneur

Es ist nicht der Zweck dieses Briefes, Ihnen Vorwürfe zu machen über den Tod meines Bruders, obwohl Ihre Königliche Hoheit in der Person desselben die Rechte meines Ranges und meiner Nation verletzt haben; sondern der Brief soll danken für die Wiedererstattung der Güter, welche ich zurückweise. Es wäre eine andre Art der Nichtswürdigkeit von meiner Seite, wenn ich jemals von Ihnen

irgend eine Gnade annähme. Ich hoffe, daß Gott und der König von Frankreich Ihre Königliche Hoheit und Ihre Familie eines Tages mit mehr Gerechtigkeit behandeln werden, als Sie gegen meinen unglücklichen Bruder an den Tag gelegt haben, und ich bin Ihrer Königlichen Hoheit dienstergebener

Emmanuel Fürst von Horn.

Boussignies, den 3. Juli 1720.

Die äußeren Ehren des Hauses Horn haben auch in der Tat keinerlei Beeinträchtigung erlitten vor den Großen des Deutschen Reichs durch jene sonst für schimpflich erachtete Hinrichtung, und das Hornsche Wappen ist immerdar vor deutschem und brabantischem Adelshofe für unbefleckt erachtet worden.

Heinrich Laube.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

JUN 20 1921

Widener Library
3 2044 100 912 336